

**Der Inselkönig.**  
**Roman in 10 Büchern**  
**von**  
**Philipp Galen.**

## ERSTES BUCH. DIE WAISE UND DER VORMUND.

## ERSTES KAPITEL. DIE WAISE.

Es war am Tage vor Weihnachten des Jahres 1826. In den schneebedeckten Straßen der großen Hauptstadt herrschte trotz der empfindlichen Kälte ein reges Leben. Die sonst so spiegelklaren Schaufenster vor den zahllosen Kaufläden, strahlend von den tausendfach verschiedenen Gegenständen des Bedürfnisses und des täglich zunehmenden Luxus', waren von natürlichen, in der Winter-sonne glitzernden Eisblumen verschleiert, und somit den schaulustigen Mägden und Kindern ein Theil ihrer Festfreude entzogen. Dennoch aber standen überall, wo auch nur eine Spur der glänzenden Herrlichkeit zu erspähen war, Neugierige und Müssiggänger genug – zwar mit den Füßen stampfend und die Arme bewegend, aber vor innerer Freude warm, und voll gespannter Erwartung Dessen, was das gabenreichste aller Feste ihnen bescheeren würde. Namentlich aber war das Gedränge groß in den langen und breiten Straßen, die in den großen Königsplatz, den sogenannten Weihnachtsmarkt, münden, welcher, wie sonst, auch heute den Mittelpunkt des allgemeinen Feststrebens bildete, und obgleich es, wenigstens für die Jahreszeit, noch früh am Tage war, mehrte sich das Gedränge der Wandernden, Schauenden und Kaufenden doch jeden Augenblick.

Es mochte etwa kurz nach zehn Uhr Morgens sein. Die neueste Post aus der östlichen Provinz war so eben angekommen, und ein Dutzend halberfrorener Reisender drängte sich vom Postgebäude her dem Markte zu.

Unter diesen bemerken wir einen Mann, augenscheinlich ein Mittelbürger einer kleinen Provinzialstadt, der einen Knaben von etwa fünf Jahren an der Hand führte. Dieser Knabe, so eben einer tagelangen Winterreise entronnen, trippelte, von Kälte starrend, neben dem eilig dahinschreitenden älteren Begleiter her. Als das Kind aber das bunte Gewühl, die Menschenmenge und die verlockenden Verkaufsgegenstände in den Marktbuden sah, vergaß es Kälte und Erstarrung, und schaute mit seinen großen, dunkelblauen Augen verlangend um sich her. Gegen die winterlichen Angriffe auf der Reise war es übrigens ziemlich verwahrt, denn außer seinen gewöhnlichen Kleidern war zu größerem Schutze noch ein großes buntgestreiftes Frauentuch um seinen ganzen Körper gewunden und ein rothwollener Shawl lag dichtgeknüpft um seinen Hals. Auf dem Kopfe trug es einen kleinen runden Hut von schwarzem Filz, unter dem man lange, dichte, blonde Locken hervorquellen sah, die ein Gesicht von äußerster Zartheit und ungewöhnlicher Lieblichkeit umspielten.

Vor einer großen, mit lockendem Kinderspielzeug angefüllten Marktbude blieb der Knabe stehen, und sein Führer ließ ihn einen Augenblick gewähren, um einen vorübergehenden Polizeimann nach der Kurfürstenstraße zu fragen. Als die verlangte Auskunft aber ertheilt war,

zog der Mann den Knaben um so schneller fort, indem er mit mäßiger Strenge sagte:

»Komm schnell, Eduard; Du wirst Zeit genug haben, diese schönen Sachen anzusehen, zuerst aber mußt Du nach Hause.«

Die naheliegende Kurfürstenstraße war bald erreicht und die Hauszahl 75 eben so bald gefunden. Der Mann mit dem Knaben stand vor der verschlossenen Thür und schellte kräftig. Er brauchte nicht lange zu warten. Eine junge, wohlgerundete, blühende Frau mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, augenscheinlich dem mittleren Arbeiterstande angehörig, öffnete und fragte, was man wolle.

»Wohnt hier der Assessor Ramkau, junge Frau?« fragte der Fremde.

»Allerdings wohnt der *Herr* Assessor hier,« war die schnell gesprochene Antwort, »und was wollen Sie von ihm?«

»Das geht Sie nichts an, liebe Frau. Sind Sie seine Wirthin?«

Das warmblütige junge Weib, dem die Munterkeit des Lebens aus allen Zügen sprühte, blickte den barschen Mann etwas verwundert an, aber ein zweiter Blick auf das frierende Kind milderte ihre Aufwallung, und sie erwiderte:

»Seine Wirthin nicht, aber seine Aufwärterin, Mann, und zwar – doch das geht Sie auch nichts an. Mit Einem Wort, was wollen Sie?«

»Ist der Assessor zu Hause?«

»Der *Herr Assessor* ist nicht zu Hause; in seiner Abwesenheit aber nehme ich die Bestellungen an.«

»Nun, wenn es so ist, bin ich am Ende meiner Reise. Ich bringe hier einen Brief von der Bürgermeisterei zu Neuberg und diesen Knaben dabei.«

Während dieses kurzen Gespräches war der Fremde, die Frau fast vor sich herdrängend und den Knaben nachziehend, in den Hausflur getreten, hatte einen ziemlich großen Brief seiner Brusttasche entnommen und reichte denselben der kurz angebundenen Frau hin, die ihn nahm, genau besah und zuletzt einen fragenden Blick halb auf den Knaben, halb auf den Ueberbringer desselben warf.

»Wo ist der Brief her?« fragte sie.

»Von der Bürgermeisterei zu Neuberg – habe ich schon gesagt.«

»Und der Knabe?«

»Liebe Frau, – das ist nicht meine Sache. Ich habe den Knaben hierher gebracht und den Brief dazu. Hiermit ist mein Auftrag zu Ende. Leben Sie wohl! – Adieu, Eduard!« fügte er hinzu, indem er dem Knaben die Hand gab und einen sanfteren Blick damit verband, als man seiner früheren Redeweise nach hätte vermuthen sollen. Einen Augenblick darauf war er verschwunden und die Thür schlug klingelnd hinter ihm zu.

»Das ist doch sonderbar,« sprach die Frau immer mehr verwundert vor sich hin und blickte unwillkürlich nach der schon geschlossenen Thür. »Dem Assessor wird ein Knabe geschickt, und er hat mir nichts davon gesagt? Ei,

ei! Aber komm, mein Junge, komm schnell in's Zimmer, es ist so kalt!«

Und den durchaus nicht widerstrebenden Knaben an die Hand nehmend, führte sie ihn über einen langen Flur in ein warmes Hinterstübchen des großen Hauses, nahm ihm das Hütchen vom Kopf, band ihm mit flinker Hand das große Tuch ab, und fügte sich so schnell in die unvermuthete neue Lage, wie man es von einer gefaßten und klugen Hausfrau nicht anders erwarten konnte. Als sie mit dem Auskleiden des Knaben fertig war, sah sie ein schönes, wenn gleich mageres Kind vor sich, dessen lebhaftige Augen etwas tiefer im Kopfe lagen, als es bei Kindern seines Alters gewöhnlich ist, und dessen Wangen eben nicht an allzugroßer Fülle litten. Sie strich ihm mit der Hand die seidenweichen blonden Locken aus dem Gesicht und fragte:

»Also Du heißest Eduard? Wo kommst Du her!«

»Ich bin den ganzen Tag und die Nacht in einer großen Kutsche gefahren,« entgegnete der Knabe treuherzig und schnell. Kinder fühlen so bald, wem sie angenehm und lieb sind.

»So, mein Junge. Du hast wohl tüchtig gefroren?«

»Ja, besonders an den Füßen.«

»Ach die kleinen Füße!« rief die Frau, setzte den Knaben auf einen großen, mit braunem Leder überzogenen Sorgenstuhl, der in dem gemüthlichen Stübchen in der Nähe des Ofens stand, zog ihm nicht ohne Mühe die Stiefelchen aus und rieb mit ihren warmen Händen die halb erstarrten Glieder des kleinen Reisenden.

»O – das ist schön!« sagte das Kind. »Wie heißest Du?«

»Ich heiße Schwarzkopf, mein Söhnchen, Minna Schwarzkopf.«

»Und wer bist Du?«

»Ich bin eines Tischlers Frau.«

»Hast Du auch Kinder?«

»Nein, mein Sohn, noch nicht.«

»O, das ist schade. Ich spiele so gern mit kleinen Kindern. – Heute ist mein Geburtstag,« fügte er plötzlich aufjauchzend hinzu.

»Dein Geburtstag? O, wie schön mein Kind! Gott segne Dich, ich wünsche Dir viel, viel Glück dazu. Aber wo kommst Du her?«

»Von Tante Regine.«

»Und wie heißt Dein Vater?«

»Mein Vater ist todt, meine Mutter auch,« erwiderte der Knabe leise seufzend – »ich bin eine Waise.«

»Eine Waise? Du lieber Gott! Und das weißt Du Alles? Was sollst Du denn aber hier in der Stadt?«

»Ich soll meinen Vormund kennen lernen.«

»Aha!« dachte Frau Schwarzkopf, »jetzt kann ich es mir erklären. Aber warum hat der Assessor mir nicht gesagt, daß er den Knaben erwartet?«

»Hast Du nichts zu essen?« fragte der Knabe plötzlich. »Mich hungert!«

»Ach, wie konnte ich das vergessen!« rief die Frau, sich selbst anklagend, sprang rasch an einen Wandschrank, nahm Weißbrod und Butter heraus, die auf einem Teller lag, lief darauf in die benachbarte Küche und kam

bald mit einer großen Tasse Milch herein, die sie im Ofen wärmte und dann dem Knaben vorsetzte. Und als er nun mit großem Appetite in das knisternde Weizenbrod biß, stemmte sie zuschauend die Arme in die Seiten und freute sich mehr über das Behagen des Kindes, als wenn sie ihren eignen Appetit befriedigt hätte.

»Es schmeckt mir gut bei Dir!« rief der Knabe.

»Das freut mich. Hat es Dir bei Tante Regine nicht so gut geschmeckt?«

»Ach, ich bin oft krank gewesen. Tante Regine ist auch sehr krank und wird wohl sterben.«

»So! Die arme Tante Regine! Und deshalb haben sie Dich wohl zu Deinem Vormund geschickt?«

»Ja. Und weil ich immer krank war, soll ich auf's Land, hat der Vormund geschrieben.«

»So? Er hat also schon Deinetwegen geschrieben,« dachte die Frau mehr, als sie sprach. »Und mir hat er nichts davon gesagt – nun, wir werden es schon erfahren.«

»Ist mein Vormund ein schöner Mann?« fragte der wißbegierige Knabe wieder. Die Frau lächelte und erwiderte:

»Nun, eben schön nicht, aber ein kluger Mann.«

»Ist er alt?«

»Zwei- oder dreiunddreißig Jahre.«

»Mein Vater war schon über vierzig Jahre alt, als er starb; meine Mutter war aber so hübsch wie Du.«

»Wann ist Deine Mutter gestorben, mein armes Kind?«

»Ach, ich weiß nicht – ich bin noch so klein!« sagte der Knabe wieder mit einem tiefen Seufzer

Frau Schwarzkopf, durch den natürlichen Schmerz, der in Diesen wenigen Worten des Kleinen lag, gerührt, griff zu ihrer schneeweißen Schürze und fuhr damit über die Augen. Aber der geistige Schmerz dauert bei einem Kinde von fünf Jahren noch weniger lange, als der leibliche. Als daher Eduard sich gesättigt und erwärmt fühlte, hatte er die überstandenen Mühseligkeiten schon wieder vergessen und wandte seine Aufmerksamkeit näherliegenden Dingen zu.

»Morgen ist Weihnachten,« fing er wieder an zu plaudern. »Als wir aus dem Wagen stiegen, habe ich viele schöne Spielsachen gesehen. Ich möchte sie wohl noch einmal sehen.«

»Das sollst Du, mein Kind; ich selbst will Dich auf den Weihnachtsmarkt führen, wenn Du gehörig warm geworden bist.«

»Ich bin schon warm!« rief der Knabe und sprang rasch vom Sorgenstuhl, auf dem er noch saß.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und herein trat Meister Schwarzkopf, ein junger, hübscher, in eine baumwollene Jacke gekleideter Mann, dessen regelmäßiges Gesicht etwas Ernstes für seine Jahre zeigte.

»Sieh, Ernst,« sagte die Frau, »da ist ein Knabe gebracht für den Assessor –«

»Gut!« erwiderte der Mann. »Guten Morgen, mein Sohn!«

»Guten Morgen!« sagte auch der Knabe.

»Und wundert Dich das nicht?« fragte die Frau mit einem Blicke, der wahrscheinlich mehr, als ihre Worte bedeuten sollte.

»Was soll mich das wundern? Das ist des Assessors Angelegenheit.«

»Das weiß ich so gut wie Du, Ernst. Ich sollte aber meinen, man könnte sich wundern, daß er uns nicht vorbe-reitet hat.«

»Närrchen! Sind wir seine Vertrauten? He? Ich will nicht hoffen, daß Du es bist. Aha! still, still, gieb mir mein Frühstück. Bring' es in die Werkstatt. Arbeiten ist besser als neugierig sein!«

Und mit diesen wenigen Worten, die von einem freundlichen Blicke gegen die junge Frau und einem leichten Kopfnicken gegen den Knaben begleitet waren, verließ der fleißige Mann das Zimmer, um sich wieder an seine Arbeit zu begeben.

Auch Frau Schwarzkopf verrichtete, den Knaben ein Viertelstündchen allein lassend, schnell, wie sie Alles that, ihre einfachen Küchengeschäfte. Als sie damit zu Ende gekommen war, kleidete sie den Knaben wieder zum Ausgehen an und begab sich, stolz, wie eine junge Frau, die lieber einen fremden Knaben als gar keinen hat, mit ihrem kleinen Gefährten an der Hand auf den Weihnachtsmarkt. Nach zwölf Uhr war sie indessen wieder zu Hause, um ihr Mittagessen fertig zu machen, während der Knabe, von seiner Reise und der scharfen Morgenluft

ermüdet, auf dem braunen Sorgenstuhl süß entschlummerte. Als Meister Schwarzkopf und seine Frau ihr einfaches Mahl beendet hatten – ersterer wieder an seine Arbeit gegangen und letztere in häuslichen Verrichtungen etwa eine Stunde beschäftigt war, wobei sie mit einer Sorgfalt, als wäre es ihre Schuldigkeit, über den Schlaf des Kindes zu wachen, von Zeit zu Zeit einen Blick in das Wohnzimmer warf, hörte man vor der Hausthür – es mochte etwa zwei Uhr Nachmittags sein – Jemanden heftig den Schnee von den Füßen stampfen. Gleich darauf ward die Thür von Außen geöffnet und herein trat, in einen schönen Marderpelz gehüllt, ein etwas großer und hagerer Mann. Als Frau Schwarzkopf diese bekannten Fußstritte hörte, kam sie aus ihrem Stübchen herbei, um, wie gewöhnlich, den Assessor Ramkau bei seiner Nachhausekunft zu begrüßen.

»Es giebt Thauwetter,« rief der Eintretende der Frau entgegen und wischte sich sorgfältig die Füße auf einem zu diesem Behufe aufgestellten Instrumente ab. »Guten Tag, Frau Schwarzkopf!«

»Guten Tag, Herr Assessor!«

»Ach, liebste Frau, mit dem Assessor ist es auf ewig vorbei. Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ich bin Justizrath geworden!«

Und nun erst bemerkte die junge Frau, daß ihr Herr heute vergnügter als gewöhnlich aussah und gesprächiger war, als der schweigsame und geschäftige Mann sonst zu sein pflegte.

»Ei, da wünsche ich Glück von ganzem Herzen, Herr Ass. . . wollt' ich sagen, Herr Justizrath.«

»Danke, danke, Frau Schwarzkopf. – Bitte bald um den Kaffee.«

»Erlauben Sie – ich habe auch eine Neuigkeit für Sie,« sagte die Frau und stellte sich dicht vor den Justizrath, der rasch die Treppe hinaufsteigen wollte.

Der Mann blickte sie etwas erstaunt an und fragte:

»Was giebt's denn? Machen Sie schnell, ich habe heute gerade viel zu thun.«

»O, das thut mir um das arme Kind leid, das Ihnen mit diesem Briefe gebracht worden ist.«

»Ein Kind – mit diesem Briefe? Aha, aus Neuberg, nicht wahr?«

»So ist es,« antwortete die Frau langsam und betrachtete aufmerksam ihren Herrn, der trotz seiner gelbgrauen Gesichtsfarbe bei Empfang der neuen Nachricht merklich erröthet war, und jetzt weniger eilfertig, als er vorher im Sinn gehabt, die Treppe hinauf stieg. Auf der Mitte derselben blieb er stehen, drehte sich halb herum und rief, ohne sein Gesicht zu zeigen:

»Ist kein anderer Mann dagewesen, der mich sprechen wollte?«

»Gewiß, Herr Justizrath, und zwar eine Viertelstunde bevor der Knabe kam, und zwar derselbe Mann, der vorige Woche schon einmal bei Ihnen war. Wollen Sie nicht den Knaben sehen? – Soll ich ihn auf Ihr Zimmer bringen?«

»Nein, nein, Frau. Behalten Sie ihn bei sich, bis ich rufen werde, ich habe heute so viel zu thun. – Aber nun rasch den Kaffee!«

Und um allen weiteren Anfragen überhoben zu sein, stieg der Mann, der heute so viel zu thun hatte, schnell die Treppe hinauf, öffnete sein Zimmer und trat hinein.

Nachdem er nun den verhüllenden Pelz abgeworfen und den Hut auf einen Stuhl gesetzt, finden wir Gelegenheit, den heute zum Justizrath ernannten Assessor Ramkau ein wenig genauer zu betrachten.

Sein Alter kennen wir bereits, aber er sah älter aus, als er wirklich war. Seine Größe ging über die mittlere hinaus, aber er war hager und knochig, namentlich hatten seine Kniee und Ellbogen bei dünner Muskulatur etwas überaus Eckiges, was in dem Pelze weniger sichtbar gewesen war, als in dem feinen schwarzen Anzuge, in dem er jetzt vor uns steht. Sein Kopf war in ähnlichen Verhältnissen gebaut, wie sein ganzer Körper. Er war fest und unschön, aber mit äußerst sorgsam gepflegten, glatten, braunen Haaren bedeckt; in der Stirngegend war sein Gesicht sehr breit, aber nach dem Kinn etwas auffallend spitz zulaufend. Seine Gesichtsfarbe war die eines Menschen, dessen Leber- und Milzfunctionen nicht ganz in Ordnung sind, wie man es häufig bei Denen findet, die eine sitzende Lebensweise führen und den Studien und Nacharbeiten obliegen. Seine grauen, etwas tiefliegenden Augen verriethen einen hohen Grad von geistiger Klugheit, oder vielmehr Geschmeidigkeit und Schlaueheit; seine Backenknochen traten etwas stark hervor, sein

Mund war breit, aber mit gesunden weißen Zähnen besetzt, und um die bartlosen Lippen lag jene feine, mit Selbstgenügsamkeit gemischte Ironie, die man bei Männern antrifft, die sich ihres Werthes nicht allein bewußt, sondern gesonnen sind, sich noch ein Stück darüber hinaus zu erheben. Somit war das ganze Gesicht nicht eben häßlich, aber noch weniger schön, und wenn man es sehr genau betrachtete, lag etwas Lauerndes, Katzenartiges darin, was noch dadurch erhöht wurde, daß der Mann seine Blicke zu geeigneter Zeit hinter einer goldnen Brille zu verschleiern verstand. Im Ganzen jedoch sah man, an der Kleidung sowohl wie an seinem Wesen auf den ersten Blick, daß der Justizrath Ramkau, wenn auch kein guter, doch gewiß ein feiner Mann war, der durch Haltung und Benehmen seiner Stellung und seinen Kenntnissen den gehörigen Nachdruck zu geben wußte.

Das Zimmer, in welches wir unserm neuen Bekannten jetzt folgen, war dem Aeußern seines Bewohners angemessen. Sämmtliche Möbel, modern gearbeitet, waren von schönem Mahagoniholze; ein weiches Sopha, ein edel geschnitzter englischer Sessel, beide mit rothem Plüsch überzogen, ein großer Schreibtisch, ein reichbesetzter Bücherschrank, einige werthvolle alte Kupferstiche an den Wänden, ein warmer Fußteppich, und endlich ein glänzender, behagliche Wärmestrahlen aushauchender Porzellanofen machten das nach der Kurfürstenstraße hinaus liegende Zimmer so wohnlich, wie es die ausgesuchteste Bequemlichkeit für einen Gelehrten und

Genußmenschen – denn beides war der Justizrath in gleichem Grade – nur verlangen kann.

Einen Augenblick nach dem Eintreten des eben Geschilderten schien seine vorher frohe Laune schon halb erloschen zu sein. Sein Gesicht zog sich in engere Falten zusammen, und er murmelte mehr als er sprach:

»Das weiß der Teufel! Keine Freude kann mir ungetrübt bleiben. Muß der verdammte Junge gerade an diesem Tage eintreffen!«

Als er dies gemurmelt, klingelte heftig die Glocke der Hausthür; ein derber Fußtritt polterte die Treppe herauf und eine etwas massive Hand pochte gleich darauf an die Thür des Justizrathes, der sich schnell auf seinen Sessel warf und, das Haupt auf die linke Hand stützend, eine nachdenkende Stellung annahm.

»Herein!« rief der Bewohner des Zimmers etwas heftiger, als er selber wußte.

Aber statt des erwarteten Fremden erschien mit flinkem Tritte Frau Schwarzkopf, das Brett mit dem Kaffee in der Hand. Auf den fragenden Blick ihres Herrn sagte sie nur:

»Der Mann, von dem ich Ihnen vorher sagte, ist da. Soll er hereinkommen?«

Der Justizrath, hastig eine Tasse Kaffee eingießend, bejahte die Frage. Frau Schwarzkopf ging hinaus, und gleich darauf trat eine derbe, breitschulterige Gestalt in der Kleidung eines Landmanns herein, der man es auf den ersten Blick ansah, daß sie sich heute mehr als gewöhnlich herausgeputzt, aber die dennoch dadurch nicht

die Spuren hatte verbergen können, die eine etwas wüste Lebensweise und der häufige Genuß des Branntweins auf ihrem gemeinen Gesichte zurückgelassen hatte.

»Guten Tag, Herr Assessor!« sagte der Eintretende mit einer Stimme, die klanglos, tief und laut genug war.

»Ah, guten Tag, Mann! Also Ihr seid wirklich wieder da? Ihr habt Euch Euer Anliegen überlegt, wie mir scheint. Oder habt Ihr Euch anders besonnen?«

»Durchaus nicht! Ich spreche heute, wie ich vor acht Tagen sprach, und hoffe, daß auch Sie, Herr Assessor, noch bei Ihrem Vorsatze verharren.«

»Ich verharre dabei. Der Knabe ist da und Ihr könnt ihn mitnehmen. Das Uebrige aber kann ich diesen Augenblick noch nicht mit Euch besprechen, ich muß auf eine halbe Stunde noch zu einem Geschäft. Wann wollt Ihr wieder abreisen?«

»Spätestens um fünf Uhr heut' Abend.«

»Da haben wir Zeit genug. Kommt um halb vier Uhr wieder, bis dahin soll Alles bereit sein.«

»Ich bin zufrieden. Adieu!«

Der Mann ging. Der Justizrath trank seinen Kaffee, zog den Pelz wieder an, nahm seinen Hut und folgte ihm. Als Beide zum Hause hinaus waren, verfolgte sie ein Paar schwarzer Augen mit lebhaftester Neugier, und als diese nichts mehr sehen konnten, ging die Inhaberin derselben, unsere gute Frau Schwarzkopf, nach der Werkstatt ihres Mannes, denn es brannte ihr ihre Wißbegierde, wie sie es nannte, auf dem Herzen, was die heutigen Vorgänge wohl zu bedeuten hätten.

Der Tischlermeister Schwarzkopf, seit einem Jahre verheirathet, war ein Anfänger in seinem Geschäft und hielt sich für jetzt nur einen Lehrling, der eben mit einem Auftrage in die Stadt verschickt war. Somit traf die junge Frau ihren Mann allein in der Werkstatt, beschäftigt, mit einem großen Hobel ein kleines Stück Holz zu glätten, bei welcher Verrichtung sich ein halb zischendes, halb rauschendes Geräusch hören ließ. Die Frau wollte zu ihrem Manne sprechen, aber das Geräusch des zerrissenen Holzes verschlang ihre helle Stimme.

»Mann!« rief sie lauter, »so sei doch still mit dem Hobel, wenn man mit Dir sprechen will.«

Und dabei faßte sie etwas kräftig den immer noch rastlos arbeitenden Arm.

»Was giebt's schon wieder, Minna! Was willst Du?«

»Ernst, hör' mich an. Der Bauersmann ist wieder da, der vor acht Tagen schon hier war und so abscheulich nach Branntwein roch. Jetzt weiß ich, was er von unserem Herrn will.«

»Da weißt Du mehr, als ich wissen mag!«

Und der Hobel setzte sich wieder in Bewegung.

»Aber ich bitte Dich, Mann, so höre mich doch an. Ist Dir denn Alles gleichgültig geworden, seitdem Du mich zur Frau und Arbeit in der Werkstatt hast?«

»Was soll mir denn gleichgültig geworden sein? Ich weiß nicht, was Du hast. Was gehen Dich mit einem Male die Angelegenheiten Anderer an? Laß mich in Ruh und bring' mir den Kaffee.«

»Es ist gut,« sagte die Frau und ging schmollend aus der Werkstatt. »Die Männer dünken sich stets so weise, viel weiser, als wir Frauen, und doch sehen sie mit hellen Augen nicht, was um sie her vorgeht. Es ist nicht richtig mit alle Dem. Ich weiß nicht, was es ist, was mich in Aufregung versetzt, aber so viel weiß ich, daß Etwas da ist, was mir nicht gefällt und was mir das Herz schwer macht. Dieser arme Junge – ein so hübsches Kind und so verlassen – und dieser Bauer, denn etwas Anderes ist er nicht, der ihn mitnehmen soll – das ist nicht klar und nicht recht. Nun, wir werden ja sehen! Und der Herr Assessor, oder Justizrath, was er jetzt ist, sieht mir schon lange so aus, als wenn ihm etwas auf dem Herzen läge, was nicht darauf liegen sollte. Ich kenne ihn. Sonst so heiter und so freundlich, und jetzt so still und verschlossen. Und in seinen Augen, so sehr er sie auch mit seiner goldenen Brille bedeckt, ist auch kein reiner Himmel. Nun, wir werden ja sehen.«

So sprach, oder dachte vielmehr eine Frau aus dem Handwerkerstande, eine Frau von einfacher und geringer Bildung, aber eine Frau mit einem Herzen, so warm, so menschlich, so wohlwollend für Jedermann schlagend, wie je ein braves Weiberherz geschlagen hat.

Und wir müssen es bekennen, der Genuß ihres Nachmittagskaffee's war für Frau Schwarzkopf stets ein angenehmer Augenblick des Tages, heute aber schlürfte sie so eilig das duftende Getränk, und war von so lebhaften Gefühlen und Gedanken bewegt, daß sie nicht das geängste Wohlbehagen dabei empfand. Die Waise aber, neben ihr

auf dem Sorgenstuhle liegend, schlief immer noch unter dem warmen Tuche, welches die sorgsame Hand der jungen Hausfrau über ihren Körper gebreitet hatte, damit das arme Kind, wie sie sagte, wenigstens so lange es bei ihr wäre, mütterlich und behaglich gebettet sei.

## ZWEITES KAPITEL. DAS ROTHE KÄSTCHEN.

Wie wir gehört haben, verließ der Justizrath Ramkau, unmittelbar nach dem Weggehen des fremden Mannes, sein Haus. Sein Gang war hastig, seine Bewegungen zeigten eine heftige innere Unruhe an, und seine Blicke schweiften unstät von einem Gegenstande zum andern, als wenn die Gährung in seinem Innern die Vorgänge in der Außenwelt ihn nicht wahrnehmen ließen. So trat er in den Laden eines Banquiers, der ein schönes Eckhaus in der Kurfürstenstraße bewohnte, sprach mit dem Commis, der ihn kannte und mit großer Höflichkeit empfing, einige Worte, erhielt von ihm zwei Packete Papiergeld und wollte sich fast ohne Gruß wieder aus dem Laden entfernen, als ihm der Commis seinen Hut bis zur Thüre nachtrug, lächelnd und sich verbeugend, als begreife er die Zerstretheit eines mit so vielen schwierigen Arbeiten überhäuftten Mannes.

»Ich danke, danke,« erwiderte der zerstreute Advocat, nahm seinen Hut und hatte, schon ehe er den Laden des Geldhändlers verlassen, seine Gedanken auf etwas ganz Anderes gerichtet.

Etwas langsamer als er gegangen war, kehrte er in sein Haus zurück, und je näher er seinem Zimmer kam,

um so bedächtiger wurde sein Tritt, um so gesenkter sein Haupt, um so nachdenklicher seine breite, sonst so dreist um sich schauende Stirn. Er erschrak fast, als Frau Schwarzkopf ihm auf der Treppe entgegentrat und, das Kaffeegeschirr heruntertragend, mit einer ihm lauter und schneidender wie gewöhnlich klingenden Stimme fragte:

»Schon wieder zurück, Herr Assess– wollt' ich sagen, Herr Justizrath? Wollen Sie vielleicht jetzt den Knaben sehen?«

»Nein, nein, Frau Schwarzkopf,« versetzte er hastig und barsch, »nachher, nachher, ich bin mit meinen Geschäften noch nicht fertig. Ich werde Euch rufen, hört Ihr, wenn ich ihn sehen will – ich meine den Jungen – aber wie ist es denn? Sieht er gesund aus?«

»Durchaus nicht gesund,« erwiderte die Frau, »blaß und abgemagert genug, das arme Kind. Es schläft immer noch.«

»Das dacht' ich wohl! – Das dacht' dich wohl!« war die leise gesprochene Antwort. »Laßt ihn schlafen. Auf dem Lande – hm! in der frischen Luft wird er schon kräftiger werden. Wenn der Mann wiederkommt, Frau Schwarzkopf, Ihr wißt, wen ich meine, schickt ihn herauf.«

So redend ging er in sein Zimmer, schloß es zwei Mal hinter sich zu, warf Pelz und Hut nachlässig auf den ersten besten Gegenstand, der sich ihm darbot, und seufzte laut auf. Eine seltene Erscheinung bei dem geistesstarken, in der Regel wenn nicht heiter, doch frisch gestimmten Gerechtigkeitsmanne.

»Wie das schnell finster wird,« sagte er zu sich und trat an ein Fenster, aus dem er wahrnehmen konnte, wie sich die Sonne des Tages hinter nebelgrauen, dichten Schneewolken verborgen hatte. »Wir haben Südwind,« fuhr er fort, nach einer Wetterfahne auf dem Schornsteine des gegenüberliegenden Hauses blickend – Süd – Südwind! Und es schneit schon wieder. Mir einerlei!«

Und er machte einige große Schritte durch sein gemächliches Zimmer, blieb vor dem großen, klaren Spiegel stehen, der fast seine ganze lange Gestalt so treu, wie es ein guter Spiegel nur kann, zurückstrahlte, strich sich mit seiner weißen, aber etwas knöchernen Hand, auf der ein großer Siegelring mit einem lebhaft grünen Steine glitzerte, durch seine Haare und sagte ziemlich laut:

»Mir ist abscheulich zu Muthe. Das ist ein verzweifelter Fall. Und dennoch muß ich zu einem Entschlusse kommen. Ah bah!«

Dabei trat er an einen kleinen zierlichen Schrank, der in der Ecke des Zimmers neben seinem Lehnstuhl stand, schloß ihn auf, nahm eine etwas bestaubte Flasche und ein großes Krystallglas heraus und goß dasselbe halb voll von jenem kräftigen, das Blut schneller treibenden Südwein, dessen braunrothe Farbe und düsterfunkelnder Glanz uns Nordländern auch als Fremdling ein angenehmer Gefährte ist. Und wie um sich zu dem zu fassenden Entschlusse zu stärken und den leichten Frost zu überwinden, der seine abgemagerten Gliedmaßen erschütterte, ja auch beinahe sein juristisches, schon an sich so kaltes Herz noch mehr erkältete, that er einen kräftigen Zug,

schmeckte mit Zunge und Lippe, verzog die Miene in jenes sauer-süße Schmunzeln eines befähigteren Weinkenners und setzte dann gelassener seinen Gang durch das Zimmer fort.

Und in der That, auch wir müssen glauben, daß dem vor unsern Augen auf- und abschreitenden Manne der Entschluß, den er heute fassen mußte, schwer wurde. Wir werden mit demselben sogleich vertrauter werden. Wenn dieser Mann gewußt hätte, bestimmt gewußt hätte, was seine in diesem Augenblick tief schlummernde Seele – nur sein egoistischer, grübelnder, strebender Geist wachte – in schwachen, fast verschwimmenden Umrissen ahnte, er würde heiter anstatt düster gewesen sein, er würde einen Entschluß gefaßt haben, der seiner würdiger war und der ihm vielen herzerbrechenden Kummer, manche schlafverscheuchende Sorge, ja Thränen und Selbstanklagen für sein späteres Alter erspart haben würde. Aber so ist auch der kluge, der kenntnißreiche und erfahrene Mensch den niederbeugenden Anfällen menschlicher Schwächen unterworfen. Sinne und Leidenschaften arbeiten gemeinschaftlich, abwechselnd, ewig und immer niederreißend an seinem Herzen, das sich in seiner ohnmächtigen Selbsthülfe gegen eine stärkere Macht vergebens aufzulehnen strebt.

Für wie viele Menschen sollte der eben angedeutete, jetzt zu fassende Entschluß dieses unruhig sich abarbeitenden Mannes ein Wendepunkt ihres zukünftigen Lebens, ihres Schicksals, ihres Glückes sein! O, der sich jetzt schon quälende Mann ahnte nicht, daß er mit diesem in

ihm reisenden Entschlusse an die Schwelle eines ganz neuen Lebens – eines sehr glänzenden und doch wieder sehr dunkeln Lebens – treten sollte. Dieser Mann war bisher so glücklich gewesen, alle seine Wünsche waren bis heute erfüllt worden, alle seine Bestrebungen hatten ihn zu einem längst ersehnten Ziele geführt und seine Hoffnungen auf eine noch reichere, glänzendere Zukunft waren so wohl begründet. Aber der Engel der Versuchung, der in so manches Menschen Leben, dem Glück und Seligkeit verheißen war, den Samen des Unheils streut, trat auch an dieses Mannes Herz, drückte seine eiskalte Hand darauf und weihte es für spätere Drangsale und eine Seelenqual ein, die die besten Lebensjahre seines befähigten Geistes vergiften sollte.

Doch der Charakter und der gegenwärtige Seelenzustand des vor uns Stehenden springt am klarsten in die Augen, wenn wir auf seine Gedanken, die kaum ein Selbstgespräch zu nennen waren, mit derjenigen Genauigkeit eingehen, die ein solches Unternehmen einem Zergliederer menschlicher Herzensregungen schwierig, aber unumgänglich nothwendig macht.

Das sich jetzt draußen erhebende Schneegestöber, welches ein brausender Südwind vermehrte, verdunkelte das Zimmer des Justizraths von Minute zu Minute mehr und mehr. Er ließ die Vorhänge desselbe herab, zündete die Studirlampe an, rückte einen Sessel vor seinen Arbeitstisch und ließ sich darauf nieder. Gedankenvoll stützte er seinen Kopf in die Hände und saß so eine Weile

stumm, in inneres Brüten versunken, da. Endlich blickte er, wie nach gefaßtem Entschlusse auf, versuchte zu lächeln, und schloß etwas eilig ein zwiefach verwahrtes, geheimes Fach in seinem Schreibtische auf, nahm daraus ein mit rothem Leder überzogenes Kästchen, welches beinahe einen Fuß lang und ebenso breit war, und warf es, ehe er es öffnete, etwas unwillig auf die Platte des Tisches vor sich hin.

»Da liegt es,« sagte er halblaut zu sich selbst, »und so ungern ich es betrachte, so muß es doch endlich geschehen, und es soll geschehen. Die Sprache der Todten ist nur eine todte Sprache und wir Lebendige sind allein die Herrscher und Meister. Ich wenigstens fürchte mich durchaus nicht vor der Stimme eines Menschen, der dahingegangen ist; seine Gedanken haben nichts Störendes für mich, seine Wünsche sind eben die Wünsche eines Menschen, der nicht mehr ist; und was nicht mehr ist, kann mich das in Unruhe versetzen?« – Er lächelte bitter. Dieses Lächeln sollte eine Ermuthigung für ihn sein, ach! und es war nur ein Symptom seiner Schwäche und seiner fieberisch aufgeregten Seele.

»Machen wir es auf,« fuhr er fort, und seine zitternde Hand hatte bald den Inhalt des Kästchens herausgenommen, der aus Briefen, einzelnen Blättern, vergelbten Papieren, und endlich einem Bunde größerer Bogen bestand. Alles überblickte er flüchtig, allmählig mehr und mehr erbleichend, bald aber wieder lächelnd. Dann erbrach er den Brief, den der Bote heute Morgen mit dem

Knaben gebracht hatte, las ihn schnell und warf ihn verächtlich bei Seite. Seine Hand, wie sein irrendes Auge, wandte sich wieder zu dem Inhalt des rothen Kästchens; er durchlas noch einmal einige Blätter, dann warf er auch diese zur Seite, stand wieder auf und begann seinen Gang durch das Zimmer, aber langsamer als vorher. Sein Gesicht nahm die Miene einer seinen Ueberlegung an – es schien etwas Triumphirendes darin auszuleuchten, der zu fassende Entschluß kam ihm reifer und reifer zum Bewußtsein, er prüfte, er forschte, er bezwang mit seinem selbstsüchtigen Willen sein juristisches Wissen und Gewissen. Endlich sagte er halblaut zu sich:

»Ich kann mir keine Gewissensbisse damit zuziehen, daß ich diesen Knaben behandle als das, was er ist. Es fließt kein Tropfen desselben Blutes in ihm und in mir. Ich muß meine Zeit, meine Arbeit für mich haben. Meine eigene Zukunft muß mir das Heiligste, das Nothwendigste sein. Gerade jetzt bin ich auf den Punkt gelangt, von wo mein Lebenslauf erst eigentlich beginnt. Ich kann mich nicht mit untergeordneten Interessen beschäftigen. Das bin ich mir selbst, meiner Zukunft, meinem Glücke schuldig. Mein Ehrgeiz, wie Menschen es nennen, ist ein reines, edles Streben, gerade auf das höchste Ziel los. Jetzt bin ich noch weit davon, und dieser Knabe könnte mich mit der Sorge für seine Erziehung noch weiter davon entfernen. Er stört mich schon jetzt, da ich ihn noch nicht kenne, wie viel mehr nicht würde er mir hinderlich sein, wenn er in meinen Händen wäre und ich für ihn zu sorgen hätte. Und was bin ich ihm? Ein Verwandter

– im juristischen Sinne und auch im allgemein menschlichen – nun ja! Sein Vormund! Und das werde ich sein und bleiben. Ich Sorge aber am Besten für ihn, wenn ich mein nächstes Augenmerk auf Wiederherstellung seiner wankenden Gesundheit richte. Darum eben soll er auf's Land. Nicht für immer, nicht auf lange Zeit. Erst gebe ich ihm die Kraft zum Leben, dann die Erziehung. Diesen Mann, diesen Pächter kenne ich freilich nicht. Aber habe ich denn eine große Wahl? Er ist der Erste, der Einzige, der ein vernünftiges Angebot annimmt – er mag ihn also nehmen. Ich kann ihn ja überwachen; gefällt er mir nicht – so kann ich ihn von ihm zurückfordern, kann ihn in eine Erziehungsanstalt bringen, kann aus ihm machen, was ich will und wozu er Fähigkeiten hat. Sein Vermögen wird in meinen Händen so sicher sein, wie irgendwo. Ich will den geringen Nießbrauch, der mir rechtlich zusteht, mäßig benutzen – das will ich und werde ich – das Kapital bleibt ihm – über die Zinsen werde ich ihm Rechnung legen – ihm allein und meinem Gewissen – und mein Gewissen, denke ich, ist rein.«

Er hielt inne und dachte nach. Dann ging er an den Tisch, wo das Weinglas stand, that einen tüchtigen Zug daraus und fühlte mit Wohlbehagen eine angenehme Wärme den in seinen Leib hinabfließenden Tropfen folgen. Sein Herz begann etwas schneller zu schlagen, sein Gesicht wurde belebter, sein Auge glänzender. Seine Brust hob sich und ein gewisser Stolz sprach sich in seiner siegreichen Miene aus. Er war seinem augenblicklichen Ziele schon näher gekommen. Er nahm eines von

den bestäubten Blättern aus dem rothen Kästchen noch einmal zur Hand und lächelte, als er es durchgelesen.

»Eine verwickelte Verwandtschaft gewiß, wenn es eine ist,« sagte er. »Verheirathungen von Wittwern und Wittwen, gerade als hätte man absichtlich ein Labyrinth von Verwandtschaften erzeugen wollen. Nun, mein Vater war kein Wittmann – er war nicht der Mann, sein Herz zweimal zu verschenken, und ich denke ihm darin ähnlich zu sein. Aber er heirathete eine Wittwe, meine nachherige Mutter. Meiner Mutter früherer Mann hatte, er war auch Wittwer, aus seiner ersten Ehe eine Tochter, Beata, die Mutter des Knaben, der mir jetzt so schwer auf der Seele liegt. Ich wäre also eigentlich wenn ich es so nennen darf, sein Stiefstiefonkel. Haha! eine lächerliche Verwandtschaft, beinahe so gut wie gar keine. Und Alle diese sind nun todt! Ich allein bin übrig geblieben aus diesem Aschenhaufen der Verwesung! – Aber von wem stammt das Vermögen dieses Jungen? – Von seinem Großvater, dem Vater Beata's, dem Obersten Stolling. Warum sind diese 20,000 Thaler nicht mir zugefallen? Was sollen sie diesem Knaben? Ich könnte sie sehr gut gebrauchen. Geld ist eine Stufe zum Ziele, wohin ich strebe: Macht und Ehre. – Hm! wenn der Knabe stirbt,« fügte er leiser hinzu und griff sich nach der Brust, wo sein Herz eben lauter pochte, »wenn er stirbt, bin ich sein natürlicher Erbe. Der einzig lebende Verwandte, nein, nicht Verwandte, aber – nun gut – Erbe. O! O! er ist nicht sehr gesund, sagt man, ich habe ihn zwar nicht gesehen.«

Und er ging äußerst langsam und bedächtig auf und nieder und strich mit seiner Hand sein spitzes, sorgfältig geschorenes Kinn. Dann fuhr er etwas lauter fort:

»Diese gute Beate! Ich habe sie wohl gekannt, sie war etwa vier oder fünf Jahre älter als ich. Sie war sehr schön, eigentlich mehr lieblich als schön. – Ob ihr der Knabe ähnlich sieht? – Ihr Schicksal war freilich nicht zu beneiden. Wie hieß doch der – der Krämer, der sie heiraten wollte? – Richtig, da steht ja sein Name unter seinen inbrünstigen Liebesbriefen – Hutten, Eduard Hutten. Sie muß ihn doch sehr lieb gehabt haben, dafür spricht schon der Umstand, daß sie ihren Sohn aus der gezwungenen späteren Ehe nach ihm genannt hat, wie mir der Herr Bürgermeister aus Neuberg hier schreibt. Wo mag dieser Krämer jetzt stecken? – Todt, todt, wie alle Uebrigen wahrscheinlich, wenigstens habe ich nie wieder von ihm sprechen hören. Eigentlich war seine Absicht so übel nicht auf dieses schöne Mädchen. Die 20,000 Thaler konnte er gebrauchen. Sie sollten ihm zu einem Handel verhelfen. Handel, und ein Stolling! Ein Krämer und der Schwiegersohn eines berühmten Kriegers. Hahaha! Die Stollings und Ramkaus vermischen sich nicht gern mit Krämerblut – das mußte er freilich zu seinem Kummer erfahren. Nun, das ist vorbei jetzt. Stehen doch diese alten Heirathsgeschichten mir nur noch wie in einem düstern Nebel der Erinnerung vor Augen! Ich hätte wahrhaftig nicht daran gedacht, wenn dieses Ding da mir nicht bei dieser Gelegenheit wieder in die Hände gefallen wäre. Was soll ich aber jetzt mit dem alten Plunder machen? Er

liegt mir schon lange im Wege. Liebesbriefe Verstorbener kommen mir wie Seufzer in der Wüste vor; abgewehrte, vermoderte Blätter des vorigen Jahres, nicht einmal wie diese zur Düngung gut. – So! – Wir wollen sie sondern, die Papiere in Bezug auf die Hinterlassenschaft in diesem Pulte aufbewahren, bis zur Zeit, wo der Knabe mündig ist – wenn er es noch wird – und diese abgefallenen Blätter sammt dem nach Bisam duftenden rothen Kästchen lieber verbrennen. Sie haben für Niemanden einen Werth! – Ha! wer schleicht da draußen auf dem Fkur vor meiner Thür? Sollte es wieder Frau Schwarzkopf sein? Dies Weib, so gut es ist, hat mehr von Mutter Eva an sich, als ich dachte. Sie schneidet mir heute ganz wunderbare Gesichter. – Herein! – Ja so – sie ist verschlossen. Man warte.«

Es hatte draußen bescheiden geklopft. Der einsame Selbstbeschauer schloß das rothe Kästchen und seinen Inhalt schnell ein, öffnete dann die Thür und ließ Frau Schwarzkopf eintreten, welche meldete, der Landmann von heute Morgen sei wieder da und warte auf der Treppe.

»Lassen Sie ihn kommen, ich erwarte ihn.«

»Soll ich den Knaben auch bringen? Er ist wach und hat Verlangen, seinen Vormund zu sehen.«

»Seinen Vormund? Weiß er denn, daß ich das bin?«

»Gewiß weiß er das. Das Kind ist sehr klug für seine Jahre und eben so hübsch wie klug.«

»Das freut mich. Nein, bringen Sie ihn noch nicht. Wenn ich klinge, führen Sie ihn herauf.«

Die Frau wollte sich entfernen; ein Ruf des Justizraths hielt ihren raschen Fuß zurück.

»Was beliebt?«

»Bringen Sie mir noch einen Korb Holz herauf.«

»Holz? Es ist ja so warm hier. Bleiben Sie denn heute Abend zu Hause?«

»Ich weiß es noch nicht, wahrscheinlich nicht, aber mich friert. Aber bringen Sie das Holz erst, wenn Sie den Knaben herführen – ich werde schellen.«

»Das ist sonderbar,« brummte Frau Schwarzkopf, als sie das Zimmer verließ. »Ich verstehe ihn heute gar nicht. Sonst ist es ihm stets zu warm und heute ist es ihm zu kalt. Und die Männer wollen keine Launen haben! Ach, ach! – Gehen Sie hinein, Mann, der Herr erwartet Sie.«

Einige Augenblicke darauf trat der schon im ersten Kapitel oberflächlich beschriebene Mann ein. Sein Tritt war jetzt schwerer als am Morgen, wahrscheinlich in demselben Verhältnisse wie sein Kopf. Sein Gesicht dunkler geröthet und sein Auge etwas stierer, wässriger. Ein durchdringender Geruch von Liqueuren verbreitete sich im Augenblicke in dem Theile des Zimmers, wo er stand; dennoch aber gab er sich große Mühe, gerade auf seinen Beinen zu stehen und sich das Ansehen eines vollkommen nüchternen Mannes zu geben.

Die Gewohnheit half ihm augenscheinlich. Seine physische Kraft bezwang die geistige Kraft des Spiritus', der in ihm herrschte, ihn aber nicht so völlig beherrschte, um ihn zu unterjochen.

»Guten Tag, Herr Justizrath; ich gratulire,« sagte seine etwas rauhe und laute, aber mit gewohnter Fertigkeit sich in den Gränzen des Anstandes haltende Stimme, »ich höre so eben, daß Sie einen Grad höher gestiegen sind – he?«

»So ist es. Ich danke Ihnen, aber setzen Sie sich.«

Als sich der so Angeredete auf einen der nächsten Stühle niedergelassen hatte, begann der zuletzt Sprechende wieder:

»Ich habe mir nun Alles genau überlegt und bin fertig mit mir selbst. Ich hoffe, wir werden einverstanden sein. Zuerst aber – ich habe Ihren Namen und Wohnort vergessen; damit dies nicht wieder geschieht, werde ich mir Beides aufschreiben Sie heißen?«

»Schönfeld, Caspar Schönfeld, Pächter –«

»Und wohnen?«

»Auf Grünwald, Herr, zwei Stunden nur von hier.«

»Grünwald, so! Das ist mir lieb. Das ist nicht zu weit. Und Ihre Frau ist damit einverstanden?«

»Vollkommen einverstanden! Wie sollte sie auch nicht? O, ich hab' ein gutes Weib, und recht sehr freut sie sich über den Zuwachs.«

»Das gefällt mir. Also Ihr sorgt für Kleidung und gute, gesunde Nahrung. Vor'm sechsten Jahre keinen Unterricht, hört Ihr? Doch bis dahin sehen wir uns noch. Für den Fall, daß irgend etwas mit dem Knaben geschieht – er kann ja krank werden – versteht Ihr, oder daß Ihr andern Sinnes werdet, sucht Ihr mich auf. Ihr kennt mich und wißt mich zu finden. Lieb wäre mir's, wenn Ihr nicht

viel darüber sprächet, wem der Knabe zugehört. Es ist für ihn und seine Zukunft besser. Ihr versteht mich. Seinen Namen schreib' ich Euch auf diesen Zettel – so! aber nennt ihn für's Erste, wie *Ihr* heißt, damit er nicht frühzeitig den Dünkel lerne, einer nennenswerthen Familie anzugehören. Vermögen hat er so nicht viel. – Hm! Ihr riecht etwas nach Branntwein, was? Trinkt Ihr viel?«

»Wenig, nicht der Rede werth,« war die etwas langsame, mit leiserer Stimme als gewöhnlich gegebene Antwort. »Es geschah nur heute wegen der Kälte.«

»Das wäre mir auch nicht lieb. Seid Ihr nun in Allem mit mir einverstanden? Habt Ihr sonst noch ein Bedenken?«

»Vollkommen! Nein, nein, durchaus keins. Es handelt sich nur noch um das Kostgeld – he!«

»Das ist das Wenigste. Es bleibt bei meinem Versprechen. Ich gebe Euch für das erste Jahr zweihundert Thaler!« – Der Mann spitzte die Ohren; ein heiseres Lachen erwürgte er geschickt in den Tiefen seiner Brust. »Hier sind sie – in Scheinen, ich hoffe, das wird Euch recht sein.«

»Gewiß, ei gewiß, Herr!« und schon streckte sich seine Hand etwas begierig nach dem Schatze aus, den der Justizrath einem Taschenbuche entnommen hatte. Aber er hielt ihn noch fest in der Hand und sann nach. »Ich bin sicher,« fuhr er fort und sah den Mann forschend durch seine glänzende Brille an, »ich bin sicher, daß Ihr am Ende des nächsten Jahres wieder bei mir seid, entweder mit dem Knaben – ja, das wäre mir das Liebste – oder doch

mit dem Wunsche wenigstens, ihn zu behalten, bis ich weiter über ihn bestimme. Wie?«

»So ist es, so ist es, Herr!« stotterte der Pächter, der schon den Augenblick nicht mehr erwarten konnte, wo er Besitzer des papiernen Geldes sein würde.

Aber noch hatte er es nicht. »Noch Eins,« sagte der Jurist. »Wenn ich über ein Jahr sollte verheirathet sein und Ihr zufällig mein Haus in meiner Abwesenheit betretet, so halte ich Euch für so klug, daß Ihr nur mit mir werdet verhandeln wollen.«

Und das Auge des Gelehrten schaute den Pächter beinahe brennend an.

»Das versteht sich, Herr!«

»Nun, dann sind wir einig. Kommt her und unterschreibt die Quittung über die zweihundert Thaler, die Ihr empfangen sollt.«

Der Mann stand schnell auf, trat an den Tisch und schrieb mit leichter, flüchtiger Hand seinen Namen. Augenscheinlich wollte er einen andern Anfangsbuchstaben wählen. Er besann sich aber sogleich, lächelte und stotterte:

»Die Feder kratzt, Herr.« Dabei veränderte er den ersten Strich und schrieb deutlich den Namen: Caspar Schönfeld auf Grünwald, Pächter.

»So,« sagte der Advocat, »und hier habt Ihr das Geld, und den Knaben sollt Ihr sogleich haben. Wollt Ihr mir noch Eure Hand zur Bekräftigung Eures Versprechens, den Knaben wohl zu halten, geben!«

»Hier ist meine Hand!« erwiderte der Mann und drückte die weiche Hand des feinen Mannes mit seiner feuchten, schwieligen und etwas unsaubern Faust so nachdrücklich, daß jener nicht umhin konnte, zu sagen:

»Genug, genug! Und hier ist das Geld!«

Kaum war das Packet hingereicht, so war es auch schon genommen und untergebracht. Der Justizrath schellte. Etwas schneller als er erwartet, trat Frau Schwarzkopf, vor sich her den kleinen Eduard führend und dann einen Korb mit gespaltenem Holze vor den Ofen stellend, in's Zimmer.

Diesen Augenblick hatte der Vormund, wenngleich er sich vollkommen gestählt zu haben glaubte, mit einiger Ungeduld, aber auch mit einer gewissen Bangigkeit erwartet, die leicht zu erklären war. Wie er sich aber auch gewaffnet hatte, der Anblick des Knaben überraschte ihn nicht allein, er erschütterte ihn.

»Das ist Dein Vormund, Knabe,« sagte die junge Frau, »geh' hin, – geh' hin, und reich' ihm die Hand.«

Der Knabe that sogleich, wie ihm gesagt wurde.

»Guten Tag, Onkel Vormund,« sagte er freundlich und blickte mit seinen großen, klaren Augen den Angeredeten an, den das kindlich gesprochene ›Onkel‹ beinahe außer Fassung brachte.

Das Aussehen des Kindes wirkte nicht beruhigend auf ihn. Es lag Etwas in dem Auge desselben, was eine mächtige Sprache zu dem Herzen des gewissenlosen Advocaten führte. Ueberdies drang ihm die Bildung des Kopfes,

des ganzen Kindes in jede Fiber seines Wesens und beinahe hätte er laut gerufen: Beata! Aber der Justizrath Waldemar Ramkau war in gewisser Beziehung von Stahl. Seine Willenskraft beherrschte seine Gemüthsbewegung. Er hatte nur Augen für den Knaben, wie der Pächter nur für sein Geld. Das rollende, blitzende Auge der Frau des Tischlers aber beachtete keiner von Beiden, wie es bedeutungsschwer, fragend und gewissermaßen grollend sich bis in die Seele des Justizraths bohrte.

»Guten Abend, mein Kind,« sagte der Vormund. »Sieh hier den Mann, der Dich auf's Land führen wird. Gehst Du gern mit ihm?«

»Am liebsten bliebe ich hier bei dieser Frau, aber da ich krank bin, gehe ich auf's Land, wo ich gesund werden will, um dann recht viel zu lernen.«

Der Vormund winkte Beifall – aber auch zugleich dem fremden Manne zu, und der neue Hort des Knaben verstand diesen Wink sogleich.

»Komm,« sagte er, »es ist vier Uhr. Um fünf habe ich den Wagen bestellt und es ist weit bis dahin, wo er steht.«

»Ihr fahrt also?« fragte der Rath. »Das ist mir lieb, gewiß!«

»Nun, dann kann man dem Kinde wohl rasch ein Paar Filzschuhe kaufen,« war das erste und fast mehr befehlende als fragende Wort der jungen Frau, welches diese bei der Scene sprach.

»Thut es! thut es!« rief der Rath der Frau nach, die schon die Treppe hinunter lief, denn Gedanke und That waren bei ihr gewöhnlich nur zwei schnell aufeinander

folgende Dinge. Bald stand sie im Laden des Nachbars, fand das Gesuchte und schnell war sie wieder oben, und ehe Jemand es eigentlich sah, hatte das Kind die Schuhe an den Füßen.

»Die halten warm,« sagte es und schien sich zu freuen.

–

»Und nun sage dem Vormunde Lebewohl, mein Sohn,« lenkte der Pächter zum Schluß ein.

Der Abschied war bald genommen, der Pächter mit dem Kinde zur Thür hinaus und der Justizrath wieder allein im Zimmer.

Frau Schwarzkopf aber ließ den Mann noch nicht fort. Zuerst wickelte sie den Knaben warm in sein Tuch ein, band ihm den Hut fest, fragte zehn Mal, ob er auch satt und warm sei, und als der Knabe es zehn Mal bejaht, hob sie ihn rasch in die Höhe, küßte ihn laut schallend auf Stirn, Mund und Wangen, fing an zu schluchzen, als wenn es ihr eigenes Kind gewesen wäre, von dem sie sich trennen sollte und sagte weiter nichts als:

»Gott segne Dich, Gott segne Dich, Du armes Kind!« –

Darauf faßte der Mann mit derber Faust des Knaben kleine, sorgfältig von Frau Schwarzkopf behandschuhete Linke, ließ ein stilles lächelndes Gurgeln hören, und mit seinen gläsernen Augen verschmitzt winkend, führte er den Knaben die Treppe hinab. Wer sein Gesicht hier auf der schon dunkeln Straße, beim blinkenden Lampenschimmer und dem Glitzern des Schneegestöbers hätte beobachten können, würde bemerkt haben, daß der Mann froh war, einmal das Geld zu haben, und dann,

frei von aller Forschung, auf offener Straße sich selbst überlassen zu sein.

Kaum aber hatte sich hinter ihm die Hausthüre geschlossen, so war auch Frau Schwarzkopf schon wieder in ihrem Zimmer. Rasch warf sie einen Mantel um ihre runden Schultern, stülpte eine warme Mütze über ihr schwarzes Haar und einen Augenblick später war sie auf der Straße, hinter dem Kinde und seinem Führer her.

»Ich will doch sehen,« sagte sie zu sich, »von welchem Hause der Bauer mit dem Kinde abfährt.«

Sie brauchte nicht weit zu gehen. Ein paar Straßen entfernt, in einer Nebengasse, war eine ihr bekannte Ausspannung für Landleute, verbunden mit einem Schnapsladen, wie dies gewöhnlich ist. In diesem Hause verschwanden Beide.

»Aha!« dachte die unermüdete Lauscherin, »das ist sein Absteigequartier, nun will ich ihn schon wieder finden. Frau Müller ist ja meines Mannes Gevatterin. Und nun bin ich etwas beruhigt, obgleich nicht allzusehr. Ich will aber doch lieber nach Hause gehen und dem Herrn Justizrath das Feuer anmachen.«

Dieser war, als die drei Personen sein Zimmer verlassen hatten, in ein stummes Grübeln versunken. In tiefem Nachdenken, dem Vorboten künftiger herberer Empfindungen, stützte er sein Haupt auf seine Hände und gedachte längst entschwundener Zeiten, vor langen Jahren Gestorbener und seiner eigenen, nicht gar zu sorgenfreien Jugendtage. Er fühlte es im Innersten seines Herzens, wenn er es auch nicht mit Worten aussprach oder

in bestimmten Gedanken sich vorstellte, daß er heute die Schwelle einer neuen Zukunft betreten hatte. Es giebt in unserm Leben oft kleine, an sich fast unbedeutende Ereignisse, die die Pforten zu inhaltsschweren Folgen sind, Ereignisse sogar, die wir oft wenig oder gar nicht beachten, wenn sie in's Leben treten, und dennoch aus unsern geheimsten Gedanken nicht los werden können. Zu den letzteren gehörte Dasjenige, was vor wenigen Minuten in dem Zimmer des kalten Verstandesmenschen, des in Erfüllung seiner Berufspflichten so pünktlichen Mannes der Gerechtigkeit und des vom Schicksal in so vielen Dingen begünstigten Justizraths Waldemar Ramkau sich zugetragen hatte. Ohne eigentliche Freunde, die er liebte und die ihn wieder liebten, ohne alle Verwandte, die durch Bande des Blutes und der Zuneigung mit ihm verbunden waren, hatte er sich schon lange ein Wesen gewünscht, welchem er seine geheimsten Empfindungen – wenn seine Regungen überhaupt diesen Namen verdienten – oder wenigstens seine Gedanken mittheilen und seine Bestrebungen anvertrauen könnte; – und in diesem so bedeutungsvollen Augenblicke fiel ihm diese seine Einsamkeit wie ein kalter Bleiklumpen auf das Herz. – Und warum? Weil er eine innere ahnungsreiche Stimme vernahm, die ihm zuflüsterte:

»Waldemar! Zum ersten Male in Deinem Leben bist Du habsüchtig, unmenschlich, ja, bist Du – schlecht gewesen!«

Da that sich leise von außen die Thür auf, der anmuthige Kopf der jungen Tischlersfrau wurde sichtbar und mit

kurzen Worten fragte sie, ob sie Feuer im Ofen anzünden solle.

Der Angeredete fuhr auf, er war der Wirklichkeit wiedergegeben; sein Entschluß und Alles, was sich daran knüpfte, trat lebendig zum zweiten Male und viel fester als das erste Mal vor seine Seele. Er lehnte das Feuer ab, aus dem einfachen Grunde, weil er es selbst schüren wollte. Leise stand er auf, verriegelte behutsam die Thür von innen, sonderte mit scharfprüfendem Auge noch einmal die Papiere in dem rothen Kästchen und trat dann, rasch und gefaßt, aber doch mit leisem Fuße – als sollten selbst die leeren Wände sein Beginnen nicht vernehmen – auf den Ofen zu. Er öffnete die von Frau Schwarzkopf's geschäftiger Hand so blank polirte Messingthür und bückte sich tief zur Erde, um in dem Ofen noch etwa glimmende Kohlen zu finden. Allein das Feuer war selbst in der Asche erloschen. Jetzt kniete er vor dem Ofen nieder; das leichte Zittern, welches er seinen Körper durchfliegen fühlte, schob er auf die ungewohnte Arbeit, denn er hatte noch niemals in seinem Leben Feuer im Ofen angezündet; aber er bezwang es und legte im Hintergrunde des Feuerbeckens einige kleine Stücke Holz kreuzweise übereinander und das rothe Kästchen darauf. Er war ordentlich froh, als er es erst liegen sah. Dann rückte er so kunstgerecht als es ihm möglich war, große Stücke davor zurecht, schüttete eine Menge Papier aus einem unter seinem Tische stehenden Korbe darauf und zündete es an. Rasch schloß er nun die Ofenthür. Das Papier loderte in

hellen Flammen auf, das Holz, von dem fremden Elemente beleckt, fing an zu knistern – der knieende Mann erhob sich, sah noch eine kleine Weile dem um sich greifenden Feuer zu, dann glaubte er seine Schuldigkeit gethan zu haben.

In diesem Augenblicke schlug die nächste Thurmuhur die fünfte Stunde an. Waldemar Ramkau blickte sich im Zimmer ringsum, schloß alle Fächer seines Schreibtisches zu, warf seinen Pelz um, nahm den Hut und – mit einem Blicke auf das einen blutigrothen Schein durch das Zimmer werfende Ofenfeuer, löschte er seine Studirlampe aus. Mit leichten Schritten ging er aus dem Zimmer, drehte zweimal den Schlüssel um, zog ihn aus und, was sonst nicht seine Gewohnheit war, steckte ihn in die Tasche. Unten auf dem Flure angelangt, rief er die Tischlerfrau. Diese, immer aufmerksam, trat sogleich aus ihrem Kämmerchen.

»Frau Schwarzkopf,« sagte er, »ich gehe aus. Sollte ich um elf Uhr nicht zu Hause sein, so warten Sie nicht länger. Ich bin in Gesellschaft. Meinen Schlüssel hab' ich – gute Nacht!«

Die Thür schlug hinter ihm zu. Frau Schwarzkopf, die sonst nie versäumte, ihm viel Vergnügen zu wünschen, hatte heute nur ein halblautes ›Gute Nacht‹ geflüstert, dann war sie still wie das Grab. Sie setzte sich in ihr kleines warmes Stübchen neben den Sorgenstuhl, worauf den Tag über der Knabe geschlafen, und wollte, da

ihr Mann einen Gang in die Stadt gemacht hatte, nähren, wahrscheinlich ein Weihnachtsgeschenk für den abwesenden Gatten, denn Minna Schwarzkopf war, gut in allen Dingen, auch eine gute Gattin; aber sie hatte keine Lust dazu, ihre Gedanken waren nicht bei der Arbeit, sie waren Gott weiß wo! Plötzlich kam es ihr vor, als ob Jemand auf dem Flure ihren Namen rief. Es war gewiß eine Sinnestäuschung, denn seit einigen Minuten hatte sie ein seltsames Klingen vor ihren Ohren gehört, aber dennoch folgte sie dem geheimnißvollen Rufe. Sie trat furchtlos, wie sie überall und immer war – denn sie hatte ein sehr reines Gewissen – auf den Flur hinaus; aber wie erschrak sie, als ein abscheulich riechender Qualm beinahe ihren Athem erstickte.

»Mein Gott,« rief sie aus, »auch das noch! Feuer im Hause, das fehlte nur noch! Und nun ist mein Mann nicht da!«

Blitzschnell aber, wie ein Gedanke, war sie wieder im Zimmer und hatte die kleine Lampe in der Hand, die ihre abendlichen Handarbeiten beleuchtete. Ohne zu wissen, warum, ohne viel zu denken, zu welchem Ende, eilte sie die Treppe hinaus, nach dem Zimmer des Justizrathes. –

»Ah!« dachte sie, als sie die verschlossene Thür fand und der Rauch noch erstickender ihre Brust beengte, »er hat den Schlüssel mitgenommen – was soll das Alles bedeuten?«

Aber rasch die Lampe oben auf den Boden setzend, sprang sie die Treppe hinab, holte von dem ihr wohlbekanntem Platze am Thürpfosten ihres Stübchens den

Schlüssel zu der Schlafstube ihres Herrn, schloß diese, die gewöhnlich verschlossen gehalten wurde, auf und stand nun im Nebenzimmer seiner Wohnung. Aber kaum konnte sie noch athmen, so erstickend war der abscheuliche Qualm auch in diesem Zimmer.

Schnell hatte sie die Zwischenthür geöffnet, ihre von Angst, ein großes Feuer zu sehen, hervorquellenden Augen, konnten kaum das dick mit Rauch gefüllte Zimmer durchdringen – aber vom Feuer war keine Spur zu bemerken. Hurtig bückte sie sich zur Ofenthür nieder, da erkannte sie die Ursache der Schrecken erregenden Erscheinung. Ein einziger Blick hatte sie belehrt, daß keine Gefahr vorhanden sei. Der unkundige Heizer hatte die Ofenklappe nur zum Theil geöffnet und der mit Schneegestöber verbundene Wind hatte den zur Freiheit bestimmten Dampf nach Innen gejagt. Schnell hatte sie die Fenster geöffnet.

»Aber warum Feuer im Ofen, wenn er doch ausgeht und vor Mitternacht nicht wiederkommt?« Das war ihr erster und nächster Gedanke. Ein unbestimmter Verdacht durchzuckte sie; ohne eigentlich zu wissen, was und warum sie es that, schloß sie die Ofenklappe ganz und die Ofenthür ebenfalls. So mußte ja wohl eine Flamme, wenn sie da war, ersticken. Sie hatte richtig gerechnet. Der Rauch verzog sich, das Zimmer wurde wieder mit athembarer Luft gefüllt – und dennoch athmete sie kurz und schnell, ihr Busen hob und senkte sich, ohne daß sie wußte, warum. Nach einigen Augenblicken öffnete

sie die Ofenthür wieder und ließ einen dicken, übelriechenden Qualm heraus, der auch bald durch die offenen Fenster sich verflüchtigte. Dann bückte sie sich vor, und betrachtete mit Verwunderung das so seltsame gelegte angeschwälte Holz im Ofen. Langsam nahm sie ein Stück nach dem andern heraus, immer tiefer beugte sie ihren schönen Kopf, dessen Wangen glühten, der Feuerstelle entgegen. – Da sah sie einen fremden Gegenstand in der Tiefe des Ofens liegen. Die Asche und die Hitze hatten das Kästchen mit einem graugelben Ueberzuge bedeckt.

»Was ist das?« fragte sie sich. Und voll Ahnung, es könne dieser fremde Gegenstand mit den Vorfällen des Tages in Verbindung stehen, beschloß sie ihn näher zu untersuchen.

Sie sah sich im Zimmer um – sie war allein. Dennoch war ihr zu Muthe, als wolle sie einen Raub begehen. –

Dieses Ereigniß war das Erste *der* Art in ihrem jungen Leben. Aber ein feiner Instinkt belehrte und erhob sie. Sie legte das Kästchen bei Seite, rückte das Holz im Ofen kunstgerecht zusammen, zündete es nach Oeffnung der Klappe an und freute sich ihres Werkes, als sie bald die hellen Flammen auflodern sah, die der starke Zug von Augenblick zu Augenblick lebhafter anfachte. Dann schloß sie wieder die Fenster; das Kästchen unter ihrer Schürze verbergend, entfernte sie sich auf demselben Wege, den sie gekommen war, und begab sich, langsamer als sie hinaufgestiegen, in ihr stilles Zimmer zurück. Sie hatte einen ihr noch unbekanntem Schatz geborgen. Mit einem alten Tuche wischte sie die Spuren der Asche

ab, betrachtete, ohne sich für jetzt um den Inhalt zu kümmern, flüchtig die Umrisse des Kästchens und schloß es in das unterste Fach ihres Weißzeugschranks ein, nachdem sie noch vorsichtig einige Wäsche darüber gelegt hatte.

Jetzt erst fühlte sie sich beruhigt. Der Schatz war geborgen. Keine niedrige weibliche Neugier lockte sie zu ihrem augenblicklichen Thun an. Sie versparte die Untersuchung der wichtigen Thatsachen – denn wichtig erschienen sie ihr über die Maaßen – auf eine stille Stunde des nächsten Feiertages.

Zum ersten Male seit langer Zeit setzte sie sich, die immer thätige Frau, mit in einander geschlagenen Händen in den Sorgenstuhl und dachte noch einmal an jedes einzelne Ereigniß dieses voller Aufregung vergangenen Tages. Bis heute hatte sie kein Geheimniß vor dem Manne ihrer Neigung gehabt. Heute beschloß sie, das erste vor ihm zu verbergen.

In einer halben Stunde kam der Meister nach Hause.

»Es riecht stark nach Rauch, Minna,« sagte der junge Mann. »Weißt Du den Grund?«

»Beruhige Dich; Ramkau hat oben Papiere verbrannt, ich habe schon nachgesehen. Bleibst Du jetzt zu Hause?«

»Ja, mein Kind; willst Du noch Einkäufe machen?«

»Gewiß will ich das – ich werde nur eine halbe Stunde ausbleiben.«

Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, nahm sie Mantel und Mütze, und trotz des heftigen Scheegestöbers schlug sie denselben Weg ein, welchen sie, den Pächter mit dem Knaben verfolgend, vor einigen Stunden schon

einmal zurückgelegt hatte, denn Frau Schwarzkopf hatte an diesem für sie so denkwürdigen und räthselhaften Tage noch eine – die letzte Pflicht zu erfüllen.

### DRITTES KAPITEL. DER PÄCHTER ZU GRÜN WALD.

In der Ausspannung zum goldenen Engel, die der Gevatter unseres Tischlermeisters nebst einem Schänkladen unterhielt, ging es am Abend vor Weihnachten sehr lebhaft her. Zahllose Landleute aus den die Hauptstadt umgebenden Dörfern waren herbeigeströmt, um ihre Festbedürfnisse an der großen Quelle des Landes zu schöpfen. Namentlich der Laden, der von Spiegelwänden, glänzenden Krystallflaschen und einer Anzahl verschieden geformter Gläser schimmerte, war gedrängt voller Menschen, die keineswegs zechen, sondern nur der Kälte und der scharfen Luft ein Widerstandsmittel entgegensetzen wollten. So hielten sich die Meisten nicht lange auf, tranken ihr Glas dampfenden Punsches wohlbehaglich aus und machten den Neuankommenden Platz, um so bald wie möglich ihrer stillen Heimath und ihrer Familie zuzueilen. Daher waren denn auch alle dienstbaren Hände im goldenen Engel heute Abend aufgeboten; drei bunt aufgeputzte, lächelnde und scherzende Schenkmädchen liefen geschäftig, zapfend, einschänkend und dazwischen plaudernd und schäkernd umher, wobei die Frau vom Hause aufmerksamen Blickes ihr Thun und Treiben verfolgte und nicht selten mit einem, nicht eben unfreundlichen Worte zur Eile anspornte. Sogar der Gevatter Müller selber mit seinem schwarzen Käppchen, behaglichem

Bauche und fettig schmunzelnden Gesichte war bald hier bald da und ermunterte gutmüthig zu einem warmen Schlückchen, denn es sei draußen ganz verteufelt kalt.

Es war zwischen sechs und sieben Uhr; die meisten Gäste vom Lande hatten ihre Wagen bestiegen und waren davon gefahren; es wurde leerer im Laden und den Nebenzimmern des Gasthauses. Frau Müller fühlte sich etwas erschöpft und begab sich auf ihr kleines Zimmer, das hinter dem Laden unter der Treppe lag, und worin zur größeren Bequemlichkeit ein behaglicher Rückenstuhl neben dem schwarzen, beinahe zu warmen Ofen stand. Sie warf sich auf den Stuhl, gerade einem ovalen Fensterchen in der Wand gegenüber, durch welches man das Treiben im Laden und den Fleiß der Dienenden beobachten konnte. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, da öffnete sich die Thür und herein trat die Gevatterin aus der Kurfürstenstraße.

»Ah, Frau Gevatterin Schwarzkopf, guten Abend! Das ist schön, daß Sie auch ein Bischen vorsprechen. Wollen Sie dem Gevatter ein warmes Schlückchen holen?«

»Mein Mann trinkt keinen Branntwein – das wissen Sie ja. Aber hier ist es sehr warm, ich muß Mantel und Mütze einen Augenblick ablegen. So!«

Minna Schwarzkopf sah heute Abend wunderbar aufgeregter aus; ihre Wangen glühten immer noch, und ihre lebhaften Augen strahlten in einem mehr als gewöhnlichen Glanze.

»Was ist denn los, Frau?« fragte die Schänkwirthin, »Sie sind ja wie aus dem Wasser gezogen – Sie schwitzen ja – haben Sie sich geärgert?«

»Nicht im Geringsten,« war die kurze Antwort, »Ich habe anhaltend gegessen und gearbeitet. Jetzt bin ich fertig, Frau Müller, und ich komme nur, um Ihnen eine Frage vorzulegen.«

Frau Müller sah sie immer noch erstaunt an, denn die sonst so ruhige Frau kam ihr heute seltsam vor; diese aber blickte sich um und fragte in langsamem Tone:

»Sind wir allein? Kann uns Jemand hören?«

»Ganz gewiß sind wir allein. Kein Mensch hört uns. Was giebt's denn?«

»Frau Müller, sagen sie mir aufrichtig ist heute ein Mann vom Lande eingekehrt, der etwas angetrunken war und Abends mit einem Kinde kam?«

»Ei gewiß, Frau, und noch dazu hier an diesem Tische hat er sein Geld gezählt und auf diesem Lehnstuhle hat der kleine Junge gegessen.«

Frau Schwarzkopf schlug die Hände zusammen, vor Freude, daß sie die Spur so leicht gefunden.

»Ohne Zweifel kennen Sie den Mann?«

»Kennen? Ja – das heißt, ich habe ihn öfter hier gesehen, denn er besucht uns, wenn er alle Jahre, vielleicht auch zweimal, nach der Stadt kommt und Leder kauft.«

»Leder?«

»Ja, Leder, denn er ist, so viel ich weiß, ein Schuster.«

»Ein Schuster? Gott soll mich bewahren.«

»Nun warum denn kein Schuster? Ist das kein so ehrliches Handwerk wie das eines Tischlers?«

»Sie verstehen mich nicht, liebe Müller. Das meine ich nicht. Ich dachte, er sei ein Pächter?«

»Hoho! Hat sich was zu Pächtern! Vor Jahren einmal, – aber das ist Alles vorbei, Alles durch die Gurgel geschwommen. Aber was geht *Sie* das an, Frau Gevatterin?«

»Nicht mich geht es an, aber wohl einen Andern, der gern Auskunft über den Mann und das Kind haben wollte.«

»Auskunft! Nun, was ich weiß, will ich Ihnen sagen, oder habe ich Ihnen vielmehr schon gesagt. Der Mensch ist ein Trunkenbold, ein heruntergekommener Landmann, betreibt das Schusterhandwerk und wohnt irgendwo in der Umgegend.«

»Ist das Alles, was Sie wissen?«

»Alles, dem Buchstaben nach. Seinen Namen weiß ich nicht, ich kenne auch Niemand, der ihn wüßte, denn ich habe ihn hier mit keinem Menschen jemals sprechen sehen. Er scheint für sich zu leben. Es ist lange Zeit her, seit er in diesem Hause gewesen. – Was den Knaben anbetrifft, den hat er heute zum ersten Mal mitgebracht. Er hat ihn, wie er sagte, von armen Leuten in Kost genommen und will einen Lehrling daraus ziehen.«

»Einen Schusterlehrling! Daß sich Gott erbarme!« schrie Frau Schwarzkopf in unverholener Angst und mit ihrem schon lange unterdrückten warmen Gefühl.

»Aber warum soll sich Gott erbarmen, liebste Frau? Wissen Sie etwas Näheres über ihn?«

»Nein, nein, ich nicht, Frau Müller, ich nicht. Also seinen Namen wissen Sie nicht und seinen Wohnort auch nicht?«

»Nein, nein, ich weiß nur, was ich gesagt habe.«

»Aber wenn er wiederkommt, wollen Sie es mich wissen lassen?«

»Wenn Ihnen damit ein Dienst geschieht, warum nicht?«

»Und Geld hat er hier gezählt?« – fragte die Andere gespannt.

»Ja, und sehr viel Geld, in Papieren; ich habe es durch das Fenster hier gesehen, und vier Gläser dampfenden Punsch hat er in einer Viertelstunde dazu getrunken.«

»So viel Punsch! O, o! Und hat nichts weiter gesprochen?«

»Nicht ein einziges Wort. Um fünf Uhr aber ist er mit dem Knaben weggegangen.«

»Nun – ich muß auch gehen. Ich danke Ihnen. Für's Erste habe ich, wenn auch wenig, doch genug. O Du mein Gott!«

Und ihren Mantel nehmend, sagte Frau Schwarzkopf der Gevatterin schnell gute Nacht und war bald zum Hause hinaus.

Verfolgen wir jetzt den nächtlichen Weg, den der halbtrunkene Pächter mit dem willig folgenden Knaben eingeschlagen hatte. Nachdem er den goldenen Engel verlassen, begab er sich durch ein Gewirr von Straßen gerade an das entgegengesetzte Ende der Stadt, welches er hätte wählen müssen, wenn er den Weg nach Grünwald verfolgt hätte. Dicht am Thore mit dem Kinde, zu dem er jetzt kein Wort sprach, angelangt, ging er in ein Haus, wo wiederum Branntwein verkauft wurde. Hier ließ er sich eine Flasche mit Rum füllen, trank einen Schluck davon und trat durch einen großen Thorweg in einen geräumigen Hof, wo ein mit vier Pferden bespannter öffentlicher Wagen stand, um gleich darauf nach der nächsten etwa vier Meilen entfernt liegenden Stadt abzufahren. Der Pächter kam gerade noch zu rechter Zeit, um für sich und den Knaben Plätze zu erhalten, weshalb sie dieselben auch sogleich einnahmen. Das Fuhrwerk war beinahe überfüllt und die Luft darin etwas dick von dem stinkenden Tabak, den mehrere Männer rauchten. Als der Pächter auf seinem Platze saß, den Knaben dicht neben sich, seine kleine Hand fest in der seinen haltend, als wäre er ihm immer noch nicht sicher genug, zeigten sich die ersten Symptome seiner Trunkenheit. Als der Kutscher zum Zeichen der Abfahrt mit der Peitsche knallte, schnalzte er mit der Zunge ihm nach, worin er eine bedeutende Fertigkeit besaß, worüber die Mitfahrenden anfangs erschrecken, dann aber lachten, als einige Frauenzimmer das Benehmen des Fremden tadelten. Darauf fing er an zu singen, zu lärmern, und als man

ihm auch hierin den Willen ließ, bot er zum Danke seine Flasche den Nebenansitzenden, denn der Wagen hatte zwei parallellaufende Bänke, so daß sämtliche Passagiere, sechszehn an der Zahl, sich gegenüber saßen. Man dankte für die Flasche. Das schien er wieder übel zu nehmen.

»Madamchen,« sagte er lallend zu der Frau, die an der linken Seite des Knaben saß, während er selbst zu seiner Rechten Platz genommen, »Madamchen, es ist kein Schnaps, ich trinke keinen Schnaps, da sei Gott für, es ist Rum, feiner Jamaika!«

»Ich danke, danke wirklich!« stöhnte die Belästigte und wehrte mit der Hand die aufgedrungene Flasche ab.

»Junge, schläfst Du?« schrie er wieder das Kind an und rüttelte an seiner Hand.

Eduard, von seiner nächtlichen Reise ermüdet, war wirklich eingeschlafen, jetzt wurde er wach und fragte, was er solle.

»So lassen Sie doch das Kind schlafen,« sagte unwillig die Frau.

»Es ist mein Kind, hören Sie?«

»Daran habe ich noch nicht gezweifelt.«

»So lassen Sie mich in Ruhe – ich will auch schlafen.«

»Das ist auch das Beste, was er thun kann,« murmelte die Frau und bekümmerte sich nicht weiter um ihn.

Die Fahrt ging jetzt, da der Weg bergab führte, rasch von Statten. Es war eine gar drückende Luft im Wagen, aber das ließ man sich bei dem stürmischen Wetter draußen gefallen. Auf der Hälfte des Weges, nachdem man

zwei Stunden gefahren, wurde eine Weile angehalten, um die Pferde verschnaufen zu lassen.

Der Pächter fuhr in die Höhe, sah sich um, riß ein Fenster auf und fragte, was das Anhalten solle? Da er keine Antwort erhielt, beruhigte er sich und setzte sich wieder nieder. Als der Wagen sich von Neuem vorwärts bewegte, fing er so laut an zu schnarchen, daß er Jedermann erschreckte. Abends neun Uhr war man in der königlichen Residenz, wo man ausstieg. Der trunkene Pächter vermochte kaum auf den Füßen zu stehen, dennoch hielt er den Knaben fest, der seinerseits sich ganz ruhig und folgsam erwies. Jetzt wurde die Reise zu Fuße fortgesetzt. Der Führer nahm den Weg durch die Stadt, in der es schon nächtlich still war, ging dann über eine lange Brücke, die über den breiten Strom, der die Residenz verschönert, führte und auf welcher der Knabe einen ihn beben machenden Windstoß fühlte, und betrat dann die Vorstadt. Es schlug zehn Uhr von der Schloßkirche der benachbarten Stadt, als der taumelnde Mann und das schwache, von Frost zitternde Kind die letzten bewohnten Häuser erreicht hatten. Hier stieg das freie Feld an, vom Schnee, den der Wind an manchen Stellen fast fußhoch aufgehäuft, beinahe ungangbar gemacht. Dabei schneite es immer fort und der hier erst recht fühlbare Wind fuhr in heulenden Stößen über den hart gefrorenen Acker. So weit das menschliche Auge reichte, sah es nichts als die weiße, kalte, öde Fläche, kein Haus, kaum ein Baum trat hier und da aus dem düsteren Dunkel, das die beiden einsamen Wanderer umgab, und selbst

am Himmel war wegen der dicht herabfallenden Flocken kein Wölkchen zu erblicken. Der arme Knabe seufzte leise, aber schritt gefaßt und wie ein Opferthier in sein Schicksal sich ergebend, an der Hand seines Begleiters dahin, dessen hin und her taumelnde, bald innehaltende, bald beschleunigte Bewegungen das Kind bald rechts bald links schleuderten.

Auf dem Wege, den sie jetzt verfolgten und auf welchem den Mann der Instinkt allein leitete, da von einem gebahnten Pfade keine Spur zu sehen war, hielt sie ein Baum auf, eine stämmige Eiche, die ihre geringelten Zweige wie um Hülfe flehende Arme zum Himmel emporstreckte. Hier blieb der Trunkenbold stehen und lehnte seinen Rücken an den Baum; das Kind hielt er beständig fest.

»Bist Du müd', Jung'?« fragte er lallend.

»O ja!« seufzte das Kind – »es ist kalt und meine Füße thun mir weh.«

»Kannst Du nicht mehr fort?«

»Noch kann ich, wenn es nicht zu weit bis nach Hause ist.«

»Bist ein wackrer Junge – werd' es nicht vergessen. Da – trink einen Schluck, ist das letzte Mal, daß wir uns stärken können, wir kommen nach Haus.«

Und damit reichte er dem Kinde die Rumflasche, nachdem er selbst einen langen Zug daraus gethan.

»Ich danke, ich trinke keinen Branntwein.«

»Branntwein! Dummer Junge! Rum ist kein Branntwein! Laß es bleiben.« Und er steckte die Flasche wieder ein. »Sieh Dich mal um,« fuhr er fort und versuchte seinen schweren Kopf ein wenig zu drehen, was kaum gelang, »sieh Dich um, ob Du kein Licht siehst – he?«

»Ich sehe kein Licht, aber ich glaube, es hört auf zu schneien, nur der Wind weht so stark.«

»Gut, gut, ich fühle es auch.«

»Wollen wir nicht gehen?«

»Ja, wir wollen gehen! –« Aber der Wille war nicht stark genug, die Kraft zu erzeugen. Der Geist des Spiritus' war stärker als der Geist des Menschen. Denn kaum waren die letzten Worte gesprochen, so sank der Sprecher in die Knie und sein Kopf fiel schwer auf die Brust.

Der Knabe wußte nicht, was er thun sollte. Seine halb erfrorenen Händchen fuhren über das bärtige Gesicht des Unglücklichen, als wollten sie es liebkosen, um ihm zum Weitergehen Kraft einzuflößen. Als er aber seine Bemühungen als vergebliche erkannte, fing er leise an zu weinen. Es war dies ein trauriger Augenblick in seinem Leben, den er nie vergaß, und sein zartes Nervensystem erhielt dadurch einen so heftigen Eindruck, daß von diesem Augenblicke an sein eigentliches Selbstbewußtsein erwachte. Wie das Kind – wir wiederholen es, es feierte auf diese Weise seinen sechsten Jahrestag und das heilige Weihnachtsfest – so hilflos und verlassen da stand

und einem traurigen Ende bei dem wieder stärker werdenden Froste entgegen ging, legte sich das Schneegestöber plötzlich, die Luft ward rein und einige Sterne wurden am blaugrauen Firmamente sichtbar. Da war es ihm, als sähe es weit, weit in der Ferne ein Licht schimmern, erst klein, ganz klein, allmählig aber größer werdend. Die Freude darüber war so groß, daß es laut aufschrie:

»Ich sehe ein Licht!«

»Ein Licht? Ah, ein Licht?« lallte der Zusammengesunkene.

»O, ich bitte, steh' auf und komm nach Haus. Soll ich Dir aufhelfen?«

Und die kleine Hand des Kindes streckte sich aus, um den schweren Mann zu unterstützen. Hier war das schwache Kind stärker als der rüstige Mann.

Der Gedanke an sein Haus, seine Frau und vielleicht eine gewisse Furcht vor ihrem Zorne, denn es geschieht häufig, daß ein muthiger Mann in der Trunkenheit furchtsam und schüchtern wird, bewirkten bei ihm mehr, als seine verlassene Lage. Er ermannte sich, riß die stieren Augen weit auf, faßte krampfhaft des Kindes Hand und taumelte schneller als vorher vorwärts. Und wunderbar! Je näher er seiner Wohnung kam, um so mehr bezwang er sich, um so regelmäßiger wurde sein Gang, um so gerader seine Haltung. Er schien zu ahnen, was ihm zu Hause bevorstand.

»Wie ist es mit dem Lichte?« brummte er.

»Es kommt immer näher und wird immer größer. Ich glaube auch, es bellt ein Hund.«

»Aha, Junge, siehst Du, das dacht' ich wohl, wir werden erwartet. Freue Dich. Der Hund, jetzt hör' ich ihn auch hellen, ist mein Hund, Hektor heißt er.«

»Hektor? Wird er mich auch nicht beißen? Ich liebe sonst die Hunde sehr.«

»Ich würd' ihn erwürgen, wenn er's thäte. Aber habe keine Furcht, solchen braven Jungen, wie Du bist, beißt kein Hund.«

Das Hundegebell kam näher, das Licht wurde größer und größer. Die nächtlichen Wanderer schritten fort. Es war eine Ebene, durch die sie gingen; einige einsame Föhren zeigten sich an ihrer linken Seite, rechts in der Ferne eine dunkle Waldmasse, schwarze Tannen, das flimmernde Licht gerade vor ihnen.

»Nun sind wir bald da!« rief der Knabe, und beinahe fröhlich in seiner Noth, sah er voll Hoffnung einem warmen Bette entgegen.

Mitternacht war beinahe vorüber, als sie das Licht endlich dicht vor sich sahen, es schimmerte durch das Fenster einer elenden Hütte, in deren Nähe noch zwei von ähnlicher Art am Wege standen. Bald schlug der schon vorher bellende Hund in regelmäßigeren Pausen an, er witterte nahende Menschen. Es dauerte nicht lange, so kam er daher gerannt, ein Schäferhund von mittlerer Größe, und umsprang in tausend freudigen Sprüngen seinen Herrn, den er schon von Weitem erkannt hatte.

»Halt das Maul, Bestie,« schrie ihm dieser zu. »Du brauchst nicht auszurufen, wenn wir nach Hause kommen. Kusch, kusch – hier ist ein Freund!«

Und schon war der Hund an des Kindes Seite und schien es mit seinem heiseren Freudeknurren willkommen heißen zu wollen.

Sie traten durch ein halb verfallenes Gehege. Die verwitterte Pforte schlug hart hinter ihnen zu. Da öffnete sich die Thür des erbärmlichen Hauses und auf der Schwelle erschien eine Frau in mittleren Jahren, gekleidet in die bäurische Tracht ihres Landes. In der Hand hielt sie einen brennenden Kienspan und hinter ihrem Rücken loderte die helle Flamme auf, die wir schon von Weitem gesehm haben.

»Um Gottes Jesu Willen, Mann! Wo bleibst Du so lange? Und wen hast Du da? Ein Kind? Nur herein, Kleiner, nur herein. Seid ihr zu Fuße gekommen?«

»Nun, gefahren hat man uns nicht. Dumme Frage!«

»Ach Gott! Du bist betrunken. Franz! Franz! Doch nun merke ich wohl, all' mein Reden ist vergebens.«

»Es ist vergebens. Bringe den Jungen zu Bette, er wird müde sein. Heute hast Du den Gast, morgen sollst Du seinen Namen haben.«

Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, trat der unglückliche Mann durch eine niedrige Thür in ein Seitengemach, und warf sich, ohne ein einziges Kleidungsstück vom Leibe zu ziehen, auf ein breites bereitstehendes Bett, dessen Leinenüberzug reinlicher war, als man dem Aeußern der Hütte nach hätte vermuthen sollen. Die Frau, die Mutter aber, die erst vor vier Wochen einen fünfjährigen Knaben begraben hatte, sah – so kommt auch das Glück zum Unglück – in dem eben erschienenen Kinde

das ihrige aus dem Grabe erstehen, und alle mütterliche Liebe, die sie an das eigene verwendet haben würde, trug sie auf das fremde über, welches, wir erwarten es nicht anders, dieselbe nach den eben bestandenen Mühseligkeiten auch auf das Nothwendigste bedurfte. Und der kleine Gast fand sich schnell in alle traurigen Lagen seines bis jetzt schon so ereignißreichen Lebens. Er aß und trank mit Vergnügen die ihm vorgesetzte dürftige Speise, und bald hatte er in einem tiefen Schlummer in dem Bette der Frau Kälte, Hunger, Ermüdung, überhaupt den ganzen Tag vergessen, der einen der wichtigsten Abschnitte seines bedeutungsvollen Lebens zu bilden bestimmt war.

Aber nach der Nacht brach wieder der Morgen an. Der Bewohner der Hütte hatte seinen Rausch verschlafen und die ämsige Frau erwartete ihn schon mit dem Frühstück in der Küche, um ihm eine Strafpredigt zu halten, gegen welche seine Ohren in der Nacht verschlossen gewesen wären. –

Die Geschichte dieses unglücklichen Mannes, so weit sie für uns wenigstens Bedeutung hat, ist mit wenigen Worten erzählt. Franz Buschmann – dies war sein wahrer Name – war der Sohn eines wohlhabenden Pächters in einer der nordischen Provinzen des Staates, der ihm in einer Provinzialschule eine höhere Bildung, als sie in seinem Stande gewöhnlich ist, geben ließ. Unglücklicher Weise starb der Vater sehr früh und die schwache Mutter war niemals im Stande gewesen, den leidenschaftlichen

Sinn ihres einzigen Kindes zu zügeln. Mit dem achtzehnten Jahre schon übernahm er die Pachtung auf Rechnung der Mutter; da ihm diese aber, seiner Meinung und seinen Bedürfnissen nach, zu wenig Gewinn ausgesetzt hatte, machte er Schulden, und als diese ihm zu bezahlen verweigert wurden, griff er zur Flasche. Eine Heirath aus Neigung, glaubte die Mutter, würde die traurige Richtung seines Wesens ändern, und da Susanne, eines armen Landmannes Tochter, was von dem Herzen des leichtsinnigen Pächtersohns zu erwerben war, gewonnen hatte, so wurde der Heirath kein Hinderniß in den Weg gelegt. Allein auch dies Mittel schlug fehl. Die junge Frau war arm, das war ihr einziger und größter Fehler. Franz, vier und zwanzig Jahre alt, verlor die Mutter. Mit dem sechs und zwanzigsten mußte er die Pachtung verlassen, weil er schon seit zwei Jahren das Pachtgeld nicht bezahlt hatte. Bis zum dreißigsten Jahre irrte er an verschiedenen Orten umher und lernte, um nur noch irgend einen Erwerb zu haben, das Schuhflicken. Aber diese ruhige Beschäftigung sagte seinem wilden Geiste wenig oder gar nicht zu. Er verlor immer mehr und mehr des ihm vom Vater Uebriggebliebenen, trat hier und da in einen Dienst auf dem Lande, den man ihm aus Mitleid und auf Bitten der Frau gab, und endlich pachtete er mit seinem letzten Sparpfennig ein elendes Heuerlingsgrundstück mit einigen Hufen sandigen Ackers in einer kleinen Niederlassung, die aus drei Häusern bestand und wegen ihrer Lage am Amselbach, über den hier eine hölzerne Brücke führte, Amselbrück genannt wurde. Hier, wohin wir ihm in

der Einleitung unserer Erzählung gefolgt sind, wohnte er seit zwei Jahren; seit dieser Zeit war er aber auch den Pachtzins schuldig und nächstes Neujahr war ihm als der Zeitpunkt angemeldet, wo er den rückständigen Zins zu zahlen oder das Haus zu verlassen habe.

Das winzige Haus, indem jetzt die arme Susanne wohnte, bestand in seinem Innern aus drei Abtheilungen. Der mittlere Raum war die Küche, mit dürftigem, aber hinreichendem Haushalt versehen. Rechts von ihr lag das sogenannte Arbeitszimmer, also genannt von dem Schusterbock mit den Handwerkszeugen, welcher nebst einem ziemlich guten Bette, zwei hölzernen Stühlen und einem Kleiderriegel das ganze Geräth bildete. Links von der Küche lag Frau Susannens Zimmer, ein weißgetünchtes Gemach, welches noch alles Das enthielt, was von dem wiederholten Schiffbruch ihres Lebens übrig geblieben. Und so wenig dies war, so war es doch leidlich und reinlich erhalten und dem Zwecke entsprechend. Es bestand aus einem guten Bette, worin Frau Susanne geschlafen hatte und der mitgebrachte Knabe diesen Augenblick noch schlief, einem altmodischen Kleiderschranke, einem vierbeinigen Nußbaumtische und vier Stühlen. Das war die zierliche Heimath, welche der gelehrtenstolze, üppige, ehrgeizig strebende Justizrath Waldemar Ramkau dem Sohne seiner Stiefschwester zum vielleicht vieljährigen Aufenthalte angewiesen hatte!

In dem mittleren Raume der vorher bezeichneten Küche des Pächterhauses, auf dessen verhältnißmäßig großem Heerde am Weihnachtsmorgen um acht Uhr ein

wohlgenährtes Feuer prasselte, saßen dicht vor demselben an einem kleinen Tische, Mann und Frau sich gegenüber. Die Frau, wie gewöhnlich ruhig, aufmerksam, wenn ihr grämlich gestimmter Mann nach einem durchschwärmten Tage in peinlicher Schaam beichtete und seinen Verweis entgegennahm. Heute aber war Franz Buschmann nicht so grämlich wie gewöhnlich, ein pfiffiges Lächeln flog über seine zufriedene Miene, als er seine Frau, nachdem er die erste Tasse Kaffee getrunken, ansah und, ihr seine Hand über den Tisch reichend, sagte:

»Susanne! laß es gut sein – heute keine Predigt, ich erkenne meine Fehler und weiß, was Du mir sagen willst.«

»Es ist nicht genug, daß Du es weißt, Franz,« antwortete die gutmüthige Frau, »es ist bei Weitem nicht genug. Auch halte ich meine Meinung zurück, bis Du mir gesagt, wie es mit dem Knaben ist und was er hier soll?«

»Was er hier soll? Hier bleiben soll er, unser Kind sein, wie Niklas es war, ist Dir das nicht genug?«

»Es ist mir das nicht genug, Franz. Wie kommst Du zu dem Knaben?«

»Das wollt' ich Dir eben erzählen. Sieh! Du kennst so gut wie ich unsere Vermögensumstände und hast noch mehr als ich darunter zu leiden. Ich weiß es wohl, leider weiß ich es. Ach! – Vor acht Tagen, als ich zwei Tage in der Hauptstadt war, um mir einen kleinen Vorrath von Leder zu kaufen, kam ich in ein Speisehaus, um mein Mittagsessen einzunehmen. Da lag ein gedrucktes Blatt auf dem Tische, und ich, der ich lange kein solches gelesen, nahm es auf und las es durch. Es war der tägliche

Anzeiger der Stadt. Ganz am Ende desselben stand mit lateinischer Schrift eine Anfrage, die mir sogleich auffiel. Es wurde eine anständige Familie auf dem Lande gesucht, die Willens sei, gegen ein angemessenes Kostgeld einen kränklichen Knaben von fünf Jahren in Pflege zu nehmen. Das ging mir im Kopfe herum; ich überlegte es mir hin und her und endlich fand ich einen Wink des Schicksals darin, das mir noch einmal zu helfen gesonnen, und ich forschte auf der Expedition des Blattes nach dem Einsender der Aufforderung. Ich erfuhr, was ich wissen wollte, ging zu dem Manne, sprach mit ihm und – erhielt den Bescheid, in acht Tagen wiederzukommen und, wenn sich keine andere Kost gemeldet, den Knaben zu nehmen. Der Tag war gestern, ich fuhr hin und hier ist der Knabe.«

Der Mann schwieg und sah seine Frau mit zufriedener Miene an. Aber diese schien noch nicht mit ihm übereinzustimmen. Im Gegentheil blickte sie ihrem Manne lange und ernst in das verschmitzte Gesicht und fragte:

»Und was hast Du für ein Kostgeld erhalten?«

»Hier ist es,« rief frohlockend der Schusterpächter und warf die zwei Papierpackete heftig auf den Tisch.

»Mensch!« rief seine Frau erschrocken, »das ist zu viel, das ist Sündengeld.«

»Schweig von der Sünde, aber sprich vom Gelde. Hast Du es etwa nicht nöthig?«

»Ich will keinen Groschen davon haben und wenn ich hungern muß.«

»Daß ich ein Narr wäre! Ich bezahle am Neujahrstage meine Schuld und das Uebrige wird uns obendrein zu Gute kommen.«

»Und wer war der Mann, der Mensch, der Dir das Kind mit dem Gelde verkaufte?«

»Verkaufte? Haha! Mach' mich nicht ärgerlich, Susanne. Es war ein vornehmer Mann, der vielleicht Grund hatte, daß kein Mensch etwas von dem Dasein des Knaben erfuhr.«

Die Frau sann nach. Dann fragte sie weiter:

»Und kannte er keinen andern Menschen, dem er das Kind anvertrauen konnte, als Dich?«

»Susanne, stehst Du, brauchbare Menschen sind selten. Ich war ihm ein brauchbarer Mensch.«

»Und hast Du ihm treu, redlich und offen unsre Verhältnisse und den Grund, warum Du den Knaben nahmst, mitgetheilt?«

»Du hältst mich für sehr dumm. Noch einmal, daß ich ein Narr gewesen wäre! Wohl fragte er mich, wer ich wäre, und ich nannte ihm, nicht meinen, sondern den Namen eines wohlhabenden Pächters in der Nähe der Hauptstadt, denn –«

»O Gott, diese Lüge komme nicht auf mein Haupt!« rief das in Thränen ausbrechende Weib.

»Eine Nothlüge ist erlaubt, Susanne, bedenke unsere Lage –«

»Ich bedenke nichts, als die schurkische – leichtsinnige –«

»Schweig!« donnerte der wild werdende Schuster und drohte seiner Frau mit der Faust, während seine Stirnaden breit und blau anschwellen.

»Ich schweige nicht – Franz, Franz! hast Du kein Gewissen? Denkst Du nicht an eine himmlische – und wenn der Himmel Dir fremd ist, an eine irdische Gerechtigkeit?«

»Irdische Gerechtigkeit! Haha! Gerade, Das ist es, was mich bestimmte zu meinem Handeln. Die irdische Gerechtigkeit,« sagte er zweideutig anspielend auf die Stellung des Vormundes des Knaben, »ist für mich!«

»Mag die himmlische auch so für Dich sein,« erwiderte die Frau, die diese Anspielung natürlich nicht verstand. »Und wie heißt das unglückliche Kind?«

»Ich weiß, wie es heißt, aber sein Vater oder Vormund – mir ist es einerlei – wünscht, daß ich es mit unserm Namen nenne, damit – damit, ich denke mir es nur so, kein Mensch auf eine richtige Spur geleitet werde.«

Er schwieg, die Frau ebenfalls. Nach einer Weile des Nachsinnens sagte sie:

»Nun gut, Franz; so kann ja aber der Vormund des Kindes es nie von Dir zurückfordern, wenn er es haben will.«

»Nun ja, das ist es ja eben, was ich beabsichtigte. Ich wollte diesem Zurückfordern einen Riegel vorschieben. Das wäre mir! Nach einem Vierteljahre vielleicht, wenn er ein anderes Unterkommen für den Jungen gefunden, zu kommen und zu sagen: Mann, ich nehme den Knaben vor der Zeit; gieb mir das Geld wieder. Haha! so dumm bin ich nicht, wenn ich nüchtern bin, wenn ich

auch in der Trunkenheit keinen Sinn zu viel habe, Nein, nein! Wen ich ausbeuteln will, den muß ich am Seile führen. Und *ihn* führe ich daran. Nach einem Jahre, wenn die Pension abgelaufen, gehe ich wieder zu ihm. Hier bin ich, sage ich ihm. Der Knabe ist gesund. Wollen Sie ihn wieder haben? Sagt er ja! Nun gut, da ist er. Sagt er nein! Dann fordere ich anstatt 200 – 300 Thaler, denn der Knabe braucht mehr. Verstehst Du mich nun, Susanne?»

»Ich verstehe Dich vollkommen!« sagte die leise weinende Frau und ging in das benachbarte Gemach, wo ein leises Geräusch das Erwachen des Knaben verrathen hatte.

#### VIERTES KAPITEL. DER MENSCH DENKT UND GOTT LENKT.

Die Fülle des vorliegenden Stoffes zwingt uns, das in dem wunderbaren und seltsamen Leben des für's Erste geborgenen Knaben zunächst liegende Jahr im Fluge zu durcheilen, so gern wir auch bei einzelnen Ereignissen, die sich unserem Gemüthe tiefer eingepägt haben, länger verweilen möchten.

Frau Susanne hatte sich, obgleich mit innerstem Widerstreben, dem Willen ihres unmäßigen und so vielen bösen Leidenschaften ohne Rückkehr ergebenden Mannes unterwerfen müssen, und wir können getrost bekennen, nicht eben zu Ungunsten des verwais'ten, von frevelnder Hand in die öde Welt hinausgestoßenen Kindes. Mit nicht geringer Mühe hatte sie einen guten Theil der erhaltenen

Geldsumme zum Besten desselben ihrem Gatten abgerungen. Sie war in den Feiertagen nach der Stadt geeilt und für die Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse mit sorgsamer weiblicher Sonderung thätig gewesen. Das Kind wurde von ihr gut gebettet, reinlich bekleidet, mit nahrhaften Speisen versehen. Endlich, so gestand sie sich selbst, war es ihr auf diese Weise wenigstens vom Schicksal vergönnt, für das Wohlbefinden eines ihr von Tag zu Tag lieber werdenden menschlichen Wesens auf ihre eigene sinnige Weise sorgen zu können. Es war ihr damit ein Plan vorgezeichnet, ein Feld ihrer Thätigkeit geöffnet, wie sie es so lange gewünscht, wie es ihr aber noch nie in ihrem bisher trostlosen Dasein zu Theil geworden war. Ihr Wirkungskreis hatte sich erweitert, ihr Blick auf die Zukunft hatte einen Halt gewonnen. Jetzt war sie nicht mehr allein an der Seite eines rohen, genußsüchtigen, alles tieferen Gefühls beraubten Menschen, wie sie es bisher gewesen war; sie hatte eine Ableitung für den nagenden Kummer ihres Herzens, Nahrungsstoff für eine hoffende, in der Dürre eines nothleidenden Lebens halb vertrocknete Seele. Ein lieblicher Knabe, dessen Auferziehung durch seinen räthselhaften Ursprung, durch seine hülflose Verlassenheit um so mehr Gelegenheit zur größten Sorgfalt, zur unausgesetzten Wachsamkeit bot, wie ein weibliches Herz sie so gern übt, eine weibliche Hand sich so gern schafft, war ihr plötzlich an Stelle ihres verstorbenen eigenen Kindes wie vom Himmel gefallen. Und sie sollte sich für diese Gunst nicht dankbar erweisen?

Sollte nicht Alles thun, um der weise waltenden Vorsehung nach ihren schwachen Kräften zu entsprechen? Und sie that Alles, anfangs willig und gern, bald aus stärkerem Herzenstrieb, mit eigener Aufopferung, und endlich mit der täglich wachsenden Besorgniß, es könnte früher oder später ein Anderer mit gerechteren Ansprüchen, als die ihrigen, kommen, den Knaben ihr wieder nehmen, und sie selbst wegen der folgenreichen Lüge ihres Mannes sowohl, wie wegen ihrer dem Kinde vielleicht vorenthaltenen besseren Erziehung zur Rechenschaft ziehen. In dieser Besorgniß schwebte sie lange; allmählig, da kein Mensch nach dem Knaben, weder seiner Her- noch Zukunft fragte, beruhigte sie sich, und wer hätte denselben auch in dieser stillen, abgelegenen, ärmlichen Gegend vermuthen können? Die Bewohner der beiden benachbarten Häuser hatten genug mit ihrem eigenen Elende zu thun; außerdem waren es dumme und rohe Menschen, die sich um so weniger um sie bekümmerten, weil sie mit ihrem Manne aus der Fremde gekommen und sich erst lange nach ihnen in ihrer Nähe niedergelassen hatte. Kaum wußten diese von der Vermehrung der Buschmann'schen Familie, und sahen sie den Knaben dann und wann, so dachten sie in ihrer Einfalt nicht daran, ihn für ein fremdes, unter so sonderbaren Verhältnissen plötzlich vorgefundenes Eigenthum zu halten.

Und wie verhielt sich der kleine Eduard gegen diese Ergüsse eines liebeichen, fast mütterlichen Wesens? Kaum brauchen wir es hier auszusprechen, denn Jeder

weiß ja, wie leicht Kinder sich an jede unvermeidliche Lage zu gewöhnen pflegen, zumal wenn diese Lage durch Belehrung und Unterhaltung erheitert und verkürzt wird. In den ersten Tagen freilich vermißte er das Weißbrod der Tante Regina, sein Spielzeug, die gewohnten Spielgefährten der Nachbarschaft; bald aber hatte er sich an das schwarze Landbrod gewöhnt, sich selbst, denn Kinder sind erfinderisch, ein anderes Spielzeug verschafft und neue Gefährten gewonnen. Der Schäferhund, Hektor, der ihm in der Nacht der Ankunft mit seinem Heulen und seinen Sprüngen einen so großen Schrecken eingeflößt, war beinahe sein unzertrennlicher Gefährte geworden; die Ziege, die jeden Morgen und Abend zum Wohle des Knaben von Frau Susanne gemolken wurde, lief ihm auch schon nach; und als nun gar der Schnee schmolz, das Gras in dem kleinen Garten hervorsproßte, und die Felder ringsum sich mit leuchtenden Frühlingsfarben bedeckten, als die Vögelchen sangen, da war schon längst der Winter und sein Leid, seine Reise und traurige Wanderschaft vergessen, da war er ein Kind wie alle Kinder, froh und heiter, und spielte im Sande und rannte mit Hektor um die Wette über das Feld, ein Trost seiner mütterlichen Erzieherin, eine Hoffnung mehr in ihrem bisher so freud- und hoffnungslosen Leben.

Und, was ihr gar das Liebste war, sein körperliches Befinden wurde ein ganz anderes. Seine Glieder entwickelten sich in der freien Luft, in der uneingeschränkten Bewegung rascher und kräftiger als gewöhnlich. Seine bleichen, mageren Wangen wurden strotzend und voll, das

in ihnen lebhafter kreisende Blut bemalte sie mit glänzenderer Röthe, sein eingefallenes Auge strahlte voller, blauer, offener, so daß man schon in einem halben Jahre, die ursprünglichen und unverwischbaren Familienzüge abgerechnet, in dem jetzigen lebhaften, springenden und singenden Knaben das schwächliche Kind, welches Frau Schwarzkopf mit so großer Innigkeit und Sorge betrachtete, nicht wieder erkannt hätte.

Im Uebrigen wurde das einfache, regelrechte Hauswesen in Amselbrück nicht im Geringsten geändert. Nur wenn Susanne Abends, nachdem der Knabe schlafen gegangen, und der sich mehr wie je herumtreibende, Schusterarbeit suchende Buschmann in der Stadt, im Bierhause, oder im nächsten Dorfe in der Schänke seine noch übrigen Thaler verschwelgte, allein bei ihrem Spinnrade saß, dachte sie oft wünschend und auch wieder fürchtend über die Vergangenheit und die Zukunft des Kindes nach. Doch war sie eine vernünftige Frau. Was Gott will, dachte sie in ihrem religiösen Sinne, das wird kommen, also bangen wir nicht darum. Es kommt gewiß und kommt doch, wie wir es auch wünschen oder fürchten. Die Vergangenheit zog sie schon mehr an. Sie hatte hundert Mal ihre Fragen bei ihrem Manne wiederholt, in allen Formen, wie eine Frau nur bitten, fordern, fragen kann, gebeten, gefordert und gefragt, aber es war ihr nie eine andere Antwort als die erste zu Theil geworden. Mit der seinem Charakter und solchen Menschen, die ein wüstes Leben führen, eigenthümlichen Zähigkeit und Hartnäckigkeit hatte Buschmann erwiedert: »Frage

nicht, es ist Alles vergebens. In meiner Hand liegt, was ich weiß, aus meiner Hand soll es nicht kommen, so habe ich es versprochen Selbst den Namen nenn' ich Dir nicht; ist denn Eduard Buschmann nicht ein schöner Name, wenigstens so gut wie ein anderer? Ich heiße schon 44 Jahre so, und er ist mir noch nicht einmal zur Last geworden.«

Endlich schwieg die Frau. Sie verbannte die Sorge und lebte dem friedlichsten und göttlichsten Genusse auf Erden: sich eines wohlgerathenden Kindes zu erfreuen. So kam der Sommer und schwand, der Herbst vergoldete die Blätter und reifte die Früchte, und es zeigten sich bereits wieder die ersten Verbotten der Zeit, die uns Alle mit größerer oder geringerer Besorgniß erfüllt, denn es giebt nichts Trostloseres im Leben, als das gewohnte, sanfte Grün des fruchtbaren Jahres schwinden und sich mit der Decke der Erstarrung und des Todes verhüllen zu sehen.

Je näher der Tag kam, an welchem vor einem Jahre Buschmann den Knaben und das Geld aus der Hand des Vormundes empfangen hatte, um so unruhiger, unstäter wurde er. Ungewißheit und Sorge nagten unaufhörlich an seinem Herzen, Ungewißheit, ob er den Knaben behalten und, was ihm das Liebste und Nothwendigste war, ob und wieviel Kostgeld man ihm zahlen würde. Sorge, ob der Justizrath mit seinem Schweigen über den anvertrauten Knaben zufrieden, ob er ihn nicht, über sein Ausbleiben entrüstet, vielleicht gar gerichtlich habe suchen und verfolgen lassen. Wenn er Letzteres bestimmt gewußt hätte, so würde er den Knaben sofort durch den

ersten besten Fremden dem Vormund zurückgeschickt und sich dem Zorne des Gerichtsmannes dadurch entzogen haben; denn Franz Buschmann, so verstockt und unverbesserlich er war, fürchtete die strafende Gewalt der Gesetze, wie je ein anderer Bösewicht. Beinahe hatte er Lust, diesen Schritt auf jeden Fall hin zu wagen, denn ihn schreckte die täglich näher rückende Vergeltung für den verübten Betrug. Aber der Durst nach Geld, der mit seinem heißeren Durste nach spirituösen Aufregungsmitteln brüderlich verbunden war, beschwichtigte diese Sorge von Tag zu Tag wieder. Er wollte es wenigstens versuchen, diesen immer brennender werdenden Durst zu stillen, er wollte, er mußte Geld, mehr Geld haben, als er schon bekommen, und eine einzige Quelle, aus der dasselbe reichlich floß, war ihm nur bekannt und zugänglich. Aber in dieser wechselseitigen, seine Gedanken hin- und herwerfenden Aufregung suchte und brauchte er mehr Zerstreung, denn je. Am frühen Morgen schon, eben erst dem Lager entstiegen, auf dem nur ein kurzer Schlaf seine schweren Augenlider geschlossen und seinen immer schwindelnden Kopf beruhigt hatte, rüstete er sich zum Umherschlendern. Ausrede gegen sein trostloses, bangendes Weib bot ihm sein Handwerk. Er mußte von Dorf zu Dorf, von Niederlassung zu Niederlassung wandern, um zerrissene Schuhe zu sammeln, die er zu Hause des Nachts, wenn ihn seine Angst, seine Aufregung nicht schlafen ließ, hastig ausbesserte und mit jähem Klopfen auf den Schusterbock auch den Schlummer seiner Frau verscheuchte. Oft kam er erst Abends

spät mit einem Sack solcher Waare beladen, nach Hause, natürlich trunken, denn die Dorfschänken hatten seine meiste Zeit in Anspruch genommen. Alles Bitten, alles Flehen Susannens war vergeblich; er ging, er kam, von seinem Dämon fortgetrieben und von seinem guten Geiste verlassen, in seine jetzt nur noch nächtliche Wohnung nur wenig zurück. Dabei vernachlässigte er natürlich alles Uebrige, und schon fing der Mangel an, Susannens Herz noch ängstlicher klopfen zu machen, wenngleich sie sich das Nothwendigste absparte, um nur ihrem Pfleglinge es an Nichts fehlen zu lassen. Auf ihre wiederholten Bemerkungen, daß es so nicht länger gehen, daß sie es Alle nicht lange mehr so ertragen könnten, erwiederte er, das eine Mal barsch, das andere Mal ungewöhnlich weich gestimmt, was die Frau noch peinlicher bedrückte:

»Sei nur ruhig, Susanne! Der 24. December ist nicht weit, *er* ist die Quelle neuer Freuden und Gelder; von diesem Tage an, glaube mir, beginne ich ein neues Leben, ich habe es mir gelobt, und ich werde es halten.«

Und so blieb es, wie es war, das heißt, schlimm und trostlos für das arme Weib. So kam der erste December heran. Die nächsten acht Tage dieses den unglücklichen Menschen sonst so erheiternden Monats waren in dem Kätchnerhause zu Amselbrück langsam und traurig auch schon verstrichen, endlich war die Mitte des Monats da, und ein düsteres, unheimliches Leuchten begann in des leidenschaftlichen Mannes Auge bisweilen aufzublitzen. Kaum konnte er seine Unruhe vor den Menschen, denen er in den Weg kam, verbergen; er aß nicht, er schlief

nicht, er trieb sich unstät umher, nur der Flasche wurde zugesprochen, sie allein gab ihm Trost, gab ihm Muth.

Es war am 18. December. Schnee und Frost lagen wie die kalte Fessel des absterbenden Jahres mit ihrem lastendem Drucke auf der Natur und den Menschen. Schon am frühen Morgen, ehe das graue Licht des Tages die ärmliche Hütte erleuchtete, war Buschmann fortgewandert. Seine Frau hatte ihm besorgt und mit Thränen im Auge nachgeschaut, denn nie hatte sein Blick etwas so Düsteres, Niedergeschlagenes gezeigt. Auf ihre wehmüthige Bitte, bald wieder zu kommen und nicht die Nacht auszubleiben, nicht ihret-, sondern seinetwegen, hatte er mit leisem Brummen erwiedert: »Ich komme, sei ruhig!« Der Mittag war vorüber, die Schatten des frühen Abends neigten sich, von einem dunkeln Nebel, der etwas Aengstliches in seinem weiten Mantel barg, noch schneller herbeigeführt. Endlich wurde es finsterer Abend und dann stockfinstere Nacht. Susanne hatte ihre Arbeit verrichtet, für den folgenden Tag alles Nothwendige schon zurecht gelegt, und das Zimmer ihres Mannes, den sie vor später Nacht nun nicht mehr zurückerwartete, in den Zustand versetzt, wie er für ihn, falls er trunken nach Hause käme, ersprießlich war. Sorgsam hatte sie sein Bett aufgeschlagen, Alles aus dem Wege geräumt, was ihn stören oder hemmen konnte, auch ein kleines Lämpchen angezündet und an der Wand befestigt, damit er sich leicht und behaglich zurechtfinde. Sie selbst wollte vor dem brennenden Feuer des Heerdes am Spinnrocken wach bleiben, um gleich zur Hand zu sein, wenn ihr

Beistand etwa, wie so oft, nöthig werden sollte. O, welche traurige Beschäftigung! Und wie viele Frauen haben Aehnliches schon so häufig in ihrem rauhen Leben willig und gern gethan oder, aus Furcht vor größerem Schaden, thun müssen! Und von wie wenigen ausschweifenden Männern, trunkenen nun gar nicht, wird diese nur vom Weibe geübte Sorgfalt erkannt und gewürdigt!

»Willst Du nicht zu Bette gehen, Eduard?« fragte Susanne das Kind, das den ganzen Tag nicht von ihrer Seite gewichen war, und an alle sorgsamten Handlungen ihrer Liebe mit Hand angelegt hatte.

»Nein, Susanne, ich gehe nicht zu Bett,« entgegnete der Knabe. »Das heißt, wenn Du mir erlaubst, wach bei Dir zu bleiben. Weißt Du was? Setze Dich hin und spinne, ich und Hektor will neben Dir sitzen, und Du erzählst mir wieder so schöne Geschichten, wie sonst.«

Susanne erzählte gern und viel. Manche ihrer Geschichten stammten aus ihrer Jugendzeit, manche hatte sie selbst erfunden. Sie entwickelte darin eine große Fähigkeit, und wußte verständig und lehrreich stets solche Dinge in ihre Erzählungen zu verweben, die des Knaben Geist verstand und sein Herz bildeten und erhoben. Und das war seine größte Lust, zu hören, mitunter zu fragen und mit gespanntester Aufmerksamkeit seines äußeren und inneren Ohres den wunderbaren und lieblichen Erscheinungen zu folgen, die sich aus der stillen Erzählerin Herzen loslös'ten.

»Es ist gut,« sagte Susanne, »ich erlaube Dir, aufzubleiben, und ich will wieder erzählen. Wenn Deine Augen vor Müdigkeit aber zufallen, bringe ich Dich zu Bett.«

»O, ich werde heute nicht müde, ich habe Nachmittag geschlafen. Nun fange an.«

Und die Frau fing an. Vor dem hellen Feuer, das ein Reisighaufen lodern erhielt, das leise schnurrende Spinnrad vor sich, und die gelenkten Finger auf und ab bewegend, saß sie, innerlich trauernd, äußerlich sanft und beruhigt erscheinend, da. Neben ihr auf einer kleinen Bank der horchende Knabe, zwischen seinen Beinen der Schäferhund mit dem glänzenden schwarzen Fell und dem langen, zottigen, wedelnden Schweife, die klugen, glühenden Augen aufmerksam auf das lauschende Knabenantlitz gerichtet, und von Zeit zu Zeit mit einem stillen, seufzerartigen Athmen seine Herrin betrachtend, gerade als nähme er Antheil an ihren Worten und an den traurigen Empfindungen ihres zerrissenen Herzens. Nebenan, hinter einem bretternen Verschlage, meckerte dann und wann die Ziege, deren wiederkäuendes Gemurmel man in den kurzen Pausen der Erzählung Susannens vernahm. Draußen grollte der Wind in abgerissenen Stößen, und nicht selten flog ein vom Wirbelwind abgerissener Baumzweig gegen die trüben, grünen, kleinen Scheiben des Thürfensters. Dann lauschte die, mit ihren Gedanken an ihren Worten, mit ihrer Sorge an dem abwesenden Manne hängende Frau auf, als erwartete sie, seinen schweren Schritt auf der Schwelle oder seine gewichtige Hand auf dem Thürgriffe zu hören. Aber ein Blick auf

den wachsamen Hund belehrte sie, daß es der zurückkehrende Hausherr noch immer nicht sei. Nach einer solchen Pause fragte der den Kopf des Thieres streichelnde Knabe, wie nach tiefem Nachdenken:

»Also, Susanne, die guten Menschen werden nicht immer belohnt, und die bösen nicht immer bestraft? Wie kommt das? Ich meine, es sollte anders sein!«

»Versteh' mich recht, mein Kind, ich sage: auf Erden und sichtbar vor den Menschen. Denn der gute Mensch, wenn er auch nicht immer seinen Lohn in der Welt findet, hat von Gott ein reines Bewußtsein empfangen, das ist sein Lohn; während der Böse von seinem Gewissen gestraft wird, welches die härteste Strafe ist, denn sie dauert so lange, wie der Mensch lebt.«

»Aha, ich verstehe. Aber warum sind denn die Menschen so oft böse, wenn sie wissen, daß das Gewissen sie erwartet, warum sind sie nicht Alle gut, da ein gutes Gewissen der schönste Lohn ist, wie Du sagst?«

»So habe ich mich auch oft gefragt, mein Kind, aber ich bin nicht klug genug, alle solche Fragen zu beantworten. Aber ich denke mir, Gott hat es so gewollt, damit die Guten etwas vor den Bösen voraus haben, und weil mancher Mensch vielleicht nicht gut sein würde, wenn schlechte Menschen ihn nicht gepeinigt hätten.«

»Das verstehe ich noch nicht; ich bin auch noch zu jung dazu. Wenn ich älter und größer werde, möchte ich wohl auch recht klug werden, um mir das erklären zu können.«

»Das wirst Du, mein Sohn, ich hoffe es. Und glücklich werden wirst Du auch, wenn Du groß bist, weil Du so frühe so unglücklich gewesen bist.«

»Ich unglücklich? Das weiß ich ja gar nicht!«

»Ich meine, daß Du keine Eltern mehr hast, und daß Du in einem so kleinen Hause wohnen mußt.«

»O! Daß meine Eltern todt sind, thut mir freilich sehr leid; ich werde aber gute Menschen finden, die meine Eltern vertreten, wie ich Dich gefunden habe, Susanne.«

»Ich danke, danke, mein Kind. Ach, wenn ich Dich glücklich machen könnte, Du Herzenskind, was wollt' ich nicht Alles thun!«

Und ihr linker Arm umschlang den Knaben und zog ihn an sich heran.

»Wenn ich glücklich werde, sollst Du es auch sein, Susanne!«

»Geduld, Geduld! Gottes Gnade ist groß und seine Prüfung dauert lange, aber sein Lohn kommt zu rechter Zeit.«

In diesem Augenblicke, an den Frau Susanne in späterer Zeit sich lebhaft zu erinnern hinreichende Gelegenheit haben sollte, erhob der wachsame Hund seinen Kopf, schnupperte in der Luft, knurrte und sprang dann laut bellend gegen die Thür. Dann war es wieder still. Der Hund beugte seine Schnauze an die Schwellritze nieder, zog die Luft in seine Nase und wedelte mit dem Schwanze. Das Herz Susannens schlug lauter; es weissagte ihr den kommenden Gatten, denn es war so stark in seinem Instinkte der Gewohnheit, wie das Thier in seinem

Instinkte der Natur; ihre Ohren aber vernahmen noch nichts von dem Erwarteten. Die Rückkehr des Schwärmers wurde in der Regel, wenn er halb trunken war – ganz war er es selten – schon von Weitem durch seinen harten Schritt, sein bellendes Räusperrn und sein dem Hunde geltendes Pfeifen angezeigt. Heute aber vernahm man von allen diesen Aeußerungen nichts. Da schlug der Hund an und sprang an der Thür empor.

»Er ist es doch,« sagte die Frau, die schon an einen Fremden gedacht hatte, »aber was hat er nur, daß er so ungewöhnlich still ist?«

Jetzt tastete eine Hand leise um das Thürschloß herum. – Susanne erkannte die Hand, obgleich sie nie vorher auf diese Weise Einlaß begehrt hatte. Sie stand auf, öffnete die Thür und schrak bei dem Anblick Dessen zurück, der ihr im hellen Scheine des Feuers wie ein ruheloses Gespenst vor Augen trat. Franz Buschmann war es wirklich, aber ganz anders wie sonst. Er verhielt sich still, sein Aussehen jedoch sprach laut genug. Seine Mütze hatte er verloren und seine Haare lagen wirr um das bleiche aschfarbene Gesicht; seine sonst geröthet hervorquellenden, mattblauen Augen lagen ihm tief und gläsern starrend im Kopfe. So, leisen, schwankenden Trittes, überschritt er die Schwelle. Er sprach kein Wort. Auch als Susanne mit zusammengeschlagenen Händen rief:

»Mein Gott, Franz, was ist Dir? – Bist Du krank?« und seinen Arm faßte, um ihm beizustehen, sagte er nichts, sondern trat vor das Feuer, sah sich stieren Blicks rings im Küchenraum um und griff in die Tasche, wo seine

Rumflasche zu stecken pflegte. Aber seine steifen, zitternden Hände vermochten das Gesuchte nicht hervorzuziehen. Susanne griff hinein und erfaßte die Flasche, die sie schnell hervorzog und, sie gegen das Feuer haltend, halb voll von jener schrecklichen braunen Flüssigkeit fand. Der Unglückliche schüttelte wehmüthig den Kopf und blickte seine bleichgewordene Frau und den neben ihr stehenden ängstlichen Knaben mit nie gesehenem, stummem Flehen an.

»Susanne!« hauchte er leise hervor, »sei nicht böse, ich trinke nicht mehr. Zu Bett!«

»Mein Gott, Dir ist doch kein Unglück begegnet?« rief die Frau athemlos. Aber der Angeredete sprach kein Wort mehr, sondern ließ sich, willenlos wie ein krankes Kind, in sein Zimmer führen, entkleiden und ruhig in sein Bett legen. Er lag ganz still. Die Frau saß davor und hielt seine Hand. Nach einer Weile holte er tief Athem und schien eingeschlafen zu sein. Jetzt brachte sie auch das Kind zu Bett, das sein gewohntes Gebet sprach und einschliefl. Dann, nachdem sie noch einmal ihres Mannes Zimmer betreten und seinen Athemzug beobachtet, glaubte sie, sich beruhigt zurückziehen zu können, indem sie annahm, er schlafe. Auch sie suchte beklommenen Herzens ihre Nachtruhe.

Aber schon nach einigen Stunden wurde sie durch eine eiskalte Hand geweckt, die sich zu ihrem Schrecken auf ihr schweißgebadetes Gesicht legte, denn sie hatte einen schweren Traum gehabt. Erschrocken sprang sie in die Höhe, und sah ihren Mann im Hemde vor ihrem Bette

stehen. Sein Gesicht konnte sie im Scheine des halberlo-  
schenen Heerdfeuers erkennen – er sah noch bleicher aus  
als vorher.

»Steh' auf,« sagte er mit bebender Lippe, »steh' auf,  
Susanne.«

»Was willst Du? Bist Du krank, Franz? Du hast mich  
zum Tode erschreckt.«

»Steh' auf,« wiederholte er. Und da sie aufgestanden  
war und sich schnell in ihre Kleider geworfen hatte, fuhr  
er mit rascher Zunge, so daß eins seiner Worte beinahe  
das andere verschlang, fort: »Füttere die Hunde, damit  
sie muthiger jagen. Alle Schafe sollen weiden, und die  
Schweine im Kofen Futter haben.«

»Was denn für Schafe und Schweine, Mann!« rief die  
Frau vor Schrecken laut aus, denn sie glaubte, der Re-  
dende habe den Verstand verloren.

»Auf die Jagd wollen wir gehen – heida! Lustig, lu-  
stig! Hektor, frisch, frisch! Wo ist der Knabe, das Kind,  
der Eduard?«

»Gott sei Dank,« rief die Frau, »jetzt spricht er doch  
von wirklichen Dingen. Was soll's mit dem Kinde?«

»Was es mit ihm soll? Jagen, jagen soll er! Ich ha-  
be einen prächtigen Hirsch gesehen, mit haushohem Ge-  
weih, wir werden ihn kaum bewältigen können.«

»Wo denn – einen Hirsch?«

»Lustig – lustig, Frau, immer zu – laß die Hunde los!«

So sprechend ging er mechanisch in sein Zimmer zu-  
rück und legte sich wieder auf's Bett. Die Frau machte  
Feuer, zündete ein Licht an und kochte schnell Kaffee.

Als dieser fertig war, trug sie ihn an's Bett und bot ihn ihrem Manne an. »Trink, Franz,« sagte sie, »trink, Du bist gewiß durstig.«

»Trinken – durstig? Ja, gieb mir Wasser, viel Wasser, ich trinke keinen Rum mehr.«

»Gott sei Dank! daß Du zur Erkenntniß gekommen bist, hier ist ein ganzer Krug Wasser, trink!«

Der Mann wollte danach greifen, aber seine Finger schwirrten zitternd neben dem Gegenstande, den er nicht zu sehen schien. Dabei öffnete er den Mund, lechzend wie vor großem Durst, wobei ein kalter, reichlicher Schweiß seine Stirn benetzte.

Frau Susanne ahnte weniger als wir, welche Krankheit ihren elenden Mann betroffen hatte, aber sie blieb bei ihm wach, bis das Licht des neuen Morgens anbrach, und als auch da noch keine Aenderung mit ihm eingetreten war, bat sie einen der Nachbarn, nach dem nächsten großen Dorfe, Bilsingen, zu gehen und den dort wohnenden Wundarzt herbei zu holen.

Einige Stunden später kam dieser. Nachdem er den Kranken aufmerksam besichtigt, der Frau verschiedene Fragen vorgelegt und namentlich sich erkundigt hatte, ob der Kranke viel und seit langen Jahren Branntwein getrunken, auch schon früher ähnliche Anfälle erlitten, sagte er:

»Es thut mir leid um Euren Mann, Frau Buschmann, er ist sehr krank. Kommt in die Küche. So! Nun, Ihr seid eine verständige Frau, ich weiß es wohl, und der Mann da hat euch oft betrübt.«

Die Frau weinte leise, bejahte aber weder, noch verneinte sie.

»Nun ja,« fuhr der Arzt fort, »Ihr sagt das nicht gern, das ist hübsch und rechtschaffen von Euch, aber ich weiß es. Seht, er leidet an den Folgen seiner Trunksucht, er hat den Säuferwahnsinn. Eine Krankheit die oft unschuldig aussieht und dem gedankenlosen Zuschauer wegen der komischen Einfälle der Irrredenden Lachen erregt. Ich lache nicht, und habe noch nie darüber gelacht. Es liegt ein trauriger Ernst hinter dieser komischen Maske. Euer Mann ist zwar kräftig, aber sein Nervensystem ist gewaltig erschüttert. Hätte er die Krankheit schon einmal überstanden, so würd' ich nicht so bedenklich sein, denn wer sie ein Mal besiegt, besiegt sie in der Regel mehrere Male, bis seine Stunde endlich geschlagen hat. Aber seht, ich will Euch nicht betrüben, aber mittheilen muß, ich es Euch: der Erste dieser Anfälle, so hat mich meine Erfahrung belehrt, ist oft so schlimm, wie der letzte – versteht Ihr mich?«

»Ja, ja, ich verstehe Sie. Sie meinen, wenn er den ersten Anfall übersteht, wird er auch den zweiten überstehen, bis ihn vielleicht der dritte oder vierte tödtet.«

»Nun ja, so ungefähr meine ich es. Am nothwendigsten ist ihm der Schlaf. Verhaltet Euch recht ruhig und gebt ihm die Pulver, die ich ihm schicken werde, regelmäßig alle zwei Stunden fort: Schläft er danach ein, so ist er geborgen, wo nicht – so komme ich morgen wieder.« Er wollte gehen, an der Hausthür wandte er sich

noch einmal um. »Soll ich dem Herrn Pfarrer Euer Leid erzählen, Frau?«

»Ach ja, bitte, Herr Doctor! Der Herr Pfarrer ist ein so herrlicher Mann!«

»Gut, er wird euch trösten. Und nun thut, wie ich sagte. Lebt wohl!«

Und damit bestieg er sein altes, auf dem einen Auge blindes Pferd, das er draußen am Zaune angebunden und ritt von dannen.

Die Pulver wurden von dem Nachbar getreulich überbracht und eingegeben; aber die erwünschte Wirkung blieb aus. Der Kranke verharrte in seiner Unruhe, seinem Zittern, seinem Irrereden. Am andern Morgen kam der Arzt wieder und als er den Kranken gesehen, schüttelte er den Kopf.

»Was meinen Sie?« fragte die besorgte Frau

Der Arzt besann sich.

»Ist es denn wirklich so schlimm?«

»Schlimm genug. Gebt ihm diese Pulver hier auf gleiche Weise wie gestern, und wartet es ab. Der Pfarrer ist auf einige Tage vereis't, kommt aber morgen zurück. Ich werde Euch zwanzig Stück Blutigel für die Stirn schicken, und dann legt ihm naßkalte Tücher auf den heißen Kopf. Bis morgen lebt wohl!«

Der Zustand des Kranken wurde statt besser, immer schlechter. Er zitterte wie das Espenlaub bei'm Sturme. Seine Hände waren in beständiger Bewegung und seine Zunge wurde wund vom vielen Schwatzen. Er sprach jetzt so undeutlich, daß man ihn kaum verstand. Doch

fürchtete er sich entsetzlich vor allerlei Thieren, die er haufenweise um sich her sah. Die angewandten Mittel schienen ihn einige Stunden ruhiger zu stimmen, gegen Abend aber fing er so heftig an zu toben, daß der Arzt, der noch einmal gekommen war und keinen Verstand hatte, ihn mit Hülfe der Frau, die dabei entsetzlich weinte, an das Bett festband. Nun lag er da wie ein gebundener Missethäter; er suchte seine Fessel zu sprengen, aber sie war aus neuen hanfenen Stricken gedreht, die, quer über das Bett weg, an drei verschiedenen Stellen festgeknotet waren. Dafür rächte sich seine Zunge, und er schwatzte wie nie zuvor.

»Ich kann nur schlechten Trost geben,« sagte der Arzt auf Befragen – »ich fange an zu fürchten. Wie steht es mit Eurer Versorgung, Frau Buschmann? Seid Ihr auf jedes Ende vorbereitet?«

»Für Gott – ja! Für die Erde – nein!« erwiderte die Frau mit Ergebung, und hielt sich die schon ganz nasse Schürze vor die Augen.

»Den Knaben laßt nicht mehr zu Eurem Manne, Frau, es ist weder gut für den Kranken, den er stört, noch für das Kind, das so etwas nicht wieder vergessen kann. Der Pfarrer kommt, ich hab' ihn gesprochen.«

»Der Pfarrer kommt!« dachte die Frau – »eine Hülfe von Gott! Warum habe ich nicht früher an ihn gedacht!« Bis zum nächsten Morgen keine Besserung, derselbe Zustand im Ganzen; gegen Mittag nach einem neuen Mittel trat aber größere Ruhe ein. Susanne saß am Bett und

kühlte die heiße und dennoch mit kaltem Schweiß be-  
deckte Stirn des Unglücklichen mit nassen Tüchern. Der  
Knabe war nicht im Zimmer, sondern mit Ziege und Hund  
im Freien. Da ging die Thür auf, und auf der Schwelle er-  
schien der noch junge Geistliche, der Pfarrer aus Bilsin-  
gen, Wollzagen mit Namen, eine hohe, würdevolle, edle  
Gestalt, bekleidet mit dem einfachen, langen, schwarzen  
Oberrocke des Landpriesters, die hohe Stirn voller Würde  
und Menschenfreundlichkeit, im klaren Auge wie im zu-  
friedenem Herzen Liebe, Wohlwollen und Nachsicht, auf  
den Lippen Trost und Theilnahme.

»Guten Morgen, meine liebe Frau Buschmann,« war  
seine Anrede, mit einem Tone gesprochen, der der be-  
klommenen Frau wie Musik des Himmels klang, wäh-  
rend die freundliche Erscheinung des schönen, in der  
Blüthe der Jahre stehenden Mannes ihr wie ein Bote des-  
selben Himmels erschien, der plötzlich zu ihr gekommen  
war und mit seiner blosen Gegenwart anzudeuten schi-  
en: »Weib, was weinst Du? Sieh', ich bin zu Dir gekom-  
men, um Dich zu trösten – was fehlet Dir?«

Susanne dankte und berührte die Hand des Geistli-  
chen, die dieser nach der ihrigen ausgestreckt hatte.

»Ich sehe, wie es steht,« begann er; »der Doctor hat  
mich freilich schon darauf vorbereitet. Ich fürchte, Frau  
Buschmann, *ihm* helfen wir wenig; dann bin ich aber für  
*Euch* gekommen. Vertrauet mir. Saget mir Alles, was Euch  
drückt, vielleicht habe ich die Macht, nicht von den Men-  
schen, doch von Gott, Euch einen kleinen Trost zu ge-  
währen.«

In diesem Augenblicke ging langsam hinter seinem Rücken die Thüre auf und leise, auf den Zehen schleichend, von den sanften Tönen des unbekanntes Redenden angelockt, trat Eduard herein und stellte sich, still beobachtend, am Fußende des Bettes auf. Sogleich fiel das glänzende Auge des Geistlichen auf den ihm unbekanntes Knaben; ein Blick der Verwunderung und des Wohlgefallens schwebte über sein sanftes Gesicht, als er die edle Bildung desselben und sein stilles, verständiges Verhalten sah.

»Wer ist der Knabe? Der Eurige doch nicht, der starb ja,« fragte er freundlich, wehmüthig den Kopf schüttelnd.

»Ich werde Ihnen heute Alles sagen, Herr Prediger,« seufzte Susanne. »O! Sie glauben nicht, wie wichtig es für mich ist, endlich eine Stütze zu haben, einen Menschen, gegen den ich weinen, ein Herz, dem ich meinen Kummer anvertrauen kann.«

Der Geistliche horchte hoch auf und schwieg nachdenklich, indem er bald die Frau, bald den Knaben betrachtete.

»Wer ist da?« fragte der Kranke plötzlich ganz deutlich und suchte sich aufzurichten. Sein irrer, geistloser Blick wurde verständiger, als er die hohe, neben seinem Bette stehende Gestalt des wohlbekanntes Priesters sah. Dieser aber legte seine warme, weiche Hand auf die tiefende Stirn des Kranken, und diese unverhoffte Berührung schienen mit magnetischer Kraft die entflohenes Geisteskräfte des Elenden zurückzurufen und zu fesseln. Er wurde ruhiger, hörte zu zittern auf und verlangte zu trinken. Dann

legte er sich zurück, das geblendete Auge unverwandt auf den Geistlichen gerichtet, und sagte mit klarer, verständlicher Stimme:

»Ich habe nie einen Priester gern gesehen.«

Und was sagte der so gekränkte Priester darauf?

»Buschmann,« sagte er, »aber ich, ein Priester in meinem Berufe, bin immer gern zu den Leidenden und Elenen gekommen, um ihnen zu helfen, und wenn ich nicht mehr helfen konnte, sie wenigstens zu trösten.«

Es trat ein tiefes Schweigen ein. Der Priester, so sehr er mit dem Kranken beschäftigt war, konnte kaum seine Blicke vom lieblichen Antlitz des Knaben abwenden, der diesen Blick fest, aber ohne Keckheit ertrug und seine tiefblauen Augen in die braunen des milden Mannes senkte.

»Ich will sprechen!« unterbrach der Kranke das tiefe und doch so beredete Schweigen. Alles horchte hoch auf, namentlich die Frau, deren Herz heftiger zu klopfen begann, denn sie dachte an das Schicksal des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

»Was wollt Ihr sprechen, Buschmann?« fragte der Geistliche. »Drückt Euer Herz irgend ein Kummer, den ich vertreiben kann?«

»Nein!« sagte der Mann. »Ich habe Nichts zu beichten. Nehmet den Knaben mit Euch, wenn ich sterbe.«

»Wenn Euch das beruhigen kann, so verspreche ich es.« Und auf einen ermuthigenden Wink der Frau fragte er weiter: »Wollt Ihr mir etwas über den Knaben sagen?«

»Ja!«

Und sein Auge schweifte rings im Zimmer umher, als suche er Etwas, und blieb endlich auf einem kleinen Schranke haften, der an der Wand hing und in dessen Schloß ein kleiner Schlüssel steckte.

»Soll ich aus dem Schranke Etwas holen?« fragte die Frau.

»Das Buch!« – Rasch sprang Susanne nach dem Schranke, und zog unter vielen erbärmlichen Ueberbleibseln ehemaligen Wohlstandes ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Gesangbuch hervor. Der Kranke aber schien große Eile zu haben, es in seinen eigenen Händen zu sehen. Als er es hatte, schlug er es auf und nahm, wie es schien, ein Blättchen Papier heraus. Er drückte es in der linken Hand zusammen, ballte die Faust und hielt sie zitternd in die Höhe.

»Hier ist es!« rief er wild.

»Was?« fragten der Priester und die Frau zugleich.

»Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Wahrheit! Wahrheit! Fragt den Advocaten – den verdammten Advocaten!«

»Was will er mit dem Advocaten?«

»Ich weiß es nicht,« sagte Susanne, »aber er spricht oft von ihm, ich glaube, er fürchtet den Arm der Gerechtigkeit –«

»In Bezug auf den Knaben?« fragte mehr des Priesters Auge als seine Lippe.

»Ich weiß es nicht – leider nicht,« hauchte die Frau. Da aber war die Wirkung der magnetischen Nähe des edlen Geistlichen verschwunden, der Irrsinn bemächtigte sich wieder wie vorher des Kranken, und das Toben,

Zittern und Schwatzen ging von Neuem los. Beide, Frau und Geistlicher, versuchten es, mit Bitte und Drohung, das Papier der Hand des Kranken zu entwinden, aber mit krampfhafter, eiserner Gewalt waren die Finger geschlossen, und alles Bemühen war vergeblich. Jetzt zog Susanne den Geistlichen in ihr Zimmer, schickte den Knaben hinaus, und schüttete ihr ganzes Herz aus; Alles, was sie über das fremde Kind wußte, wie es gekommen und geblieben, war aus dem Busen der Frau in das Herz des Mannes übergegangen. Dieser senkte das Haupt, sann nach und schwieg. Endlich unterbrach er das Schweigen, und sagte sanft, aber fest:

»Wie es auch kommen mag, ob er lebe oder sterbe, ich nehme den Knaben mit mir. Ich bin nicht mit Glücksgütern gesegnet, aber meine Kraft ist unversiecht und meine Hoffnung auf den Herrn gerichtet. Wo vier Kinder satt werden, wird auch das fünfte seine Nahrung finden. Macht Euch keine Sorge, Frau, ich nehme das Schicksal des Knaben in meine Hand, und ich hoffe, die Waise soll, wenn nicht seine, doch andere Eltern wiederfinden. Und nun fasset Muth und seid getrost. Morgen mit Tagesanbruch bin ich wieder da. Ich werde bis dahin mit meiner guten Frau reden, und laßt den Knaben dann mit mir gehen. Auf alle Fälle ist es besser so.«

Und er ging.

Es war der Morgen des 24. December, des schönen Tages der Freude der Kleinen und der Großen. Aber in der Käthnerhütte und für ihre Bewohner in Amselbrück

schien es kein Tag zu sein, der einem großen, segensreichen Feste vorherging, und doch, in höherer und besonderer Bedeutung genommen, war er vielleicht der segensreichsten Tage einer, den Gott ihnen verliehen hatte.

Frau Susanne hatte am Sterbebette ihres Mannes – einst, in besseren Tagen voll schönerer Hoffnungen, ihr Jugendgeliebter – keine traurige Nacht verlebt, denn sie wußte jetzt, schon das Bangen ihrer verlassenen Seele sprach es aus, daß er sterben würde. Es war keine Veränderung mit ihm eingetreten, nur stöhnte, zitterte er lauter, heftiger als bisher, und sein Gesicht war noch bleicher, kälter geworden und hatte den unaussprechlichen, welken, zusammengefallenen Ausdruck eines Menschenantlitzes angenommen, das seine irdische Hülle mit der strahlenden Jugend des Himmels und der Ewigkeit vertauschen will. Sie saß neben dem Bette, welches die letzten gewaltsamen Krämpfe, die den Kampf andeuten, den das Leben mit dem Tode rang, des zähen, noch im Tode eigensinnigen Leibes erschütterten; sie saß am Bette und betete, während Eduard, vollkommen angekleidet, still, in sich gekehrt, in dem Küchenraume neben dem Hunde saß, dessen Kopf er berührte. Um acht Uhr schon kam der Arzt geritten. Als er den Kranken einige Minuten aufmerksam und schweigend betrachtet hatte, wandte er sich, tief aufkeufzend, zu der todtmüden Frau und sagte mit leiser, bewegter Stimme: »Es thut mir leid, aber ich kann es nicht ändern. Er geht den Weg, den wir Alle gehen, nur etwas früher. Seid gefaßt, Frau, und ängstigt Euch nicht.« – Gleich darauf erschien leisen, aber festen

Schrittes der unermüdliche Seelsorger von Bilsingen auf der Thürschwelle. Nur leise mit der Hand grüßend und dann dieselbe so einfach und doch so voller menschlicher Tröstung auf die Schulter der Dulderin legend, trat er näher und richtete sein leuchtendes Auge an das Gesicht des Sterbenden.

»Hat er das Papier nicht von sich gelassen?« fragte er endlich leise.

»Nein, er hat es noch in der Hand!«

Da winkte der Arzt – der entscheidende Augenblick war gekommen. Ein heftiger Krampf, ein förmliches Schlagen der absterbenden Glieder erschütterten den ganzen Körper, dann, den tiefsten und letzten Athem holend, den Franz Buschmann in seinem Leben aus seiner Brust zog, streckte sich der Sterbende in die Länge und Starre einer Leiche.

Es herrschte ein tiefes Schweigen in dem kleinen Gemache. Die Frau saß, die Hände zusammengeschlagen, den Kopf nach vorn gebeugt, leise betend da; der Knabe sah bewegt und nicht Alles begreifend, von dem Einen zum Andern; der Hund, die Hand des Knaben leckend, wedelte traurig mit dem Schweife, während der Arzt schweigend dem Gestorbenen die erforderlichen Dienste leistete, der Geistliche aber, leuchtenden doch sanften Auges, gen Himmel blickte und mit fest geschlossenen Händen zu seinem Schöpfer sprach.

»Was soll er in der Hand haben?« fragte endlich der Arzt.

»Ein Papier, welches er dem Herrn Pfarrer geben wollte,« erwiderte leise die Frau des Gestorbenen.

Und der Arzt, immer schnell zum Handeln bereit, erbrach, ehe die volle Starrheit des Todes das Werk erschwerte, nicht ohne Mühe die noch warme Hand, welche das bewußte Papier fest in ihrer Höhlung umschlossen hielt. So war der geschiedene Pächter seinem Versprechen, welches er dem Rechtsgelehrten gegeben, noch im Tode getreu.

»Hier ist es,« sagte der Doctor und gab das zerknitterte, vom Todesschweiß feuchte, beschmutzte Papier, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die danach strebende Hand des Geistlichen. Dieser, etwas bei Seite tretend, wickelte es auseinander und las die wenigen von der Hand Ramkau's geschriebenen und dem Pächter heute vor einem Jahre überlieferten Worte:

»Eduard Hutten Stolling, geboren den 24. December 1821.«

»Ein sonderbarer Name!« dachte der Pfarrer. Halblaut, zur Frau gewendet, aber setzte er hinzu: »Das hat ein gebildeter und wahrscheinlich gelehrter Mann geschrieben. Der Knabe ist von guter Herkunft. Ist er noch mein?«

»Nehmen Sie ihn hin, ich spreche noch im Pfarrhause vor, ehe ich in meine Heimath reise, und da erlauben Sie mir wohl die letzte Bitte. Hier der Todte ist Zeuge – ich trete meine Rechte auf den Knaben, wenn ich solche an ihn habe, an Sie ab.«

Und Alle gingen in die Küche, wo sie noch eine Zeit lang verweilten, während der Arzt sein Pferd bestieg und

in hastigem Ritte das Haus verließ, in dem seine Hülfe vergebens gewesen war.

»Frau Buschmann,« sagte jetzt die melodisch klingende, sanfte Stimme des Pfarrers zu dieser, »ich brauche Ihnen zu Ihrer Tröstung Nichts mehr zu sagen; in Ihrer Seele, sehe ich, ist des Lichtes genug, um Ihren Weg selbst sich zu erleuchten. Sie sind in den Willen Gottes ergeben und standhaft, wie es eines braven Weibes und einer Christin würdig ist, Gott wird auch Ihnen ergeben sein. Leben Sie wohl – das Pfarrhaus hat für Sie eine stets offene Thür; klopfen Sie an, wann Sie wollen, ich heiße Sie schon im Voraus willkommen.«

Und sich dann zu dem Knaben wendend, sagte er mit lächelnder, heiterer Miene und überaus gewinnender Stimme:

»Und nun, mein liebes Kind, willst Du mit mir in's Pfarrhaus gehen und mein Sohn sein, wie Du der Sohn dieser guten Frau warst?«

»Ich will,« erwiderte der Knabe fest, »wenn Susanne es will, und sie mich zu besuchen verspricht.«

Die Frau umschloß den so Redenden mit beiden Armen innig und schluchzte laut, wie Frau Schwarzkopf vor einem Jahre geschluchzt. »Geh,« rief sie, wie jene, »und nimm meinen Segen mit, obschon er in Gestalt dieses Mannes in Gott an Deiner Seite lebendig wandelt.«

So war Eduard Hutten Stolling schon zwei Mal gesegnet.

Der weinende Knabe riß sich los, und sein Hütchen zur Hand nehmend, sagte er: »Hier bin ich, Herr Pfarrer,

kommen Sie, ich freue mich auf den Weg, denn Susanne sagt, es geht nach Bilsingen über die Berge dort, wohin ich mich schon so lange gesehnt habe.«

Dabei legte er seine kleine Hand in die des Pfarrers, die sie umschloß, aber es war nicht, wie vor einem Jahre, die Faust eines Taugenichtses, sondern die volle, warme, gesegnete Hand eines edlen, vortrefflichen, an herrlichen Eigenschaften seltenen Mannes, die den Susannen grüßenden Knaben mit sich fortzog. Und so schritten sie rüstig dem nächsten Ziele, dem Pfarrhause, entgegen, das wenigstens eine Stunde von Amselbrück entfernt lag. Nicht aber war es dunkle, hoffnungslose, stürmische Nacht, wie vor einem Jahre, als Eduard mit dem Betrüger und Lügner durch die schneeige Oede ging, nein! es war der Morgen eines heiteren, glücklichen Tages, dessen hellschimmernde Sonne eben siegreich am östlichen Horizonte die nächtlichen Nebel zerstreute, und über die waldigen Hügel hervorbrach, die vor den klaren Augen der beiden Wanderer lagen.

Eben aber, als sie den ersten Hügel hinanschritten, stürzte der treueste Gefährte des Kindes in Amselbrück, der Schäferhund Hektor, mit lautem Gebelle seinem Lieb-linge nach, als treibe es auch ihn aus der Hütte des Todes.

»Laß ihn mit uns gehen,« sagte der Pfarrer freundlich, »auch er ist willkommen; so haben wir zwei treue Herzen gewonnen.«

## FÜNFTES KAPITEL. DER FALSCHER SCHLÜSSEL.

Die Besorgnisse des eben gestorbenen Buschmann, die er, als er noch gesund und voll Lebenshoffnung war, und den Erfolg seines nächsten Besuches in der Hauptstadt beim Justizrath Ramkau in stiller Verzweiflung in seiner Brust getragen hatte, waren in der That vollkommen begründet gewesen, denn in der Seele des Vormunds des Knaben war in dieser Beziehung ein vollständiger und unerwarteter Gesinnungs- oder auch vielleicht Gefühlschlag erfolgt. Der egoistische moralische Rausch, in den er sich, durch die Befriedigung seiner ehrgeizigen Bestrebungen verleitet, künstlich versetzt hatte, war einer niedergedrückten Gemüthsstimmung gewichen, und im Gefolge dieser war er zu einer ruhigen, klaren Besinnung zurückgekehrt, der kein selbstisches Grübeln, sondern verständiges Nachdenken und kaltblütige Ueberlegung zu Grunde lag. Von diesem ruhigen Nachdenken aber war es nur ein kleiner Sprung bis zu den ersten Anzeichen einer still wirkenden Reue über eine schon in so vorgerückten Jahren thöricht übereilte Handlung; und als die Reue sich erst in seinem Innern festgesetzt, zog sie immer schneller den dünnen Schleier von ihrem mahnenden Gesichte, und sah nun mit grinsenden Zügen Tag und Nacht in das beunruhigte Herz des mit sich kämpfenden Rechtsgelehrten. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte er den stechenden Schmerz jener an seinem Innern nagenden Viper, den man im gemeinen Leben Gewissensbiß nennt; zum ersten Male raubten ihm nur zu

gerechtfertigte Selbstvorwürfe den sonst so erquickenden und flüchtigen Fußes herbeieilenden Schlaf. Und alle diese Pein, diese Qual hatte einen Mann ergriffen, der sich bisher über allen irdischen Gefühlsschmerz erhaben betrachtet hatte, dessen Herz nicht von Fleisch und Blut, sondern von spiegelklarem, jedem Rostflecke trotzendem Stahle zu sein schien. Und sprechen wir gleich hier unsere, durch spätere Ereignisse und Handlungen vollkommen bestätigte Meinung aus: Waldemar Ramkau war kein schlechter, wohl aber ein harter, unbeugsamer, eigenwilliger, auf sein Wissen und Können allzusehr eingebildeter Eisenmensch. Seine Jugend, seine Erziehung trugen hiervon wahrscheinlich die meiste Schuld, denn an seiner Mutterbrust hatte er keines Tigers oder Wolfes Milch gesogen. Sein erstes Unglück war beider Eltern früher Tod, namentlich der Mutter. Sein Vater war ein namhafter, berufstreuer, seinen Pflichten in jederlei Richtung streng ergebener Rechtsgelehrter; auch hatte er weder eine vom Egoismus vertrocknete, noch von übertriebenem Ehrgeiz überspannte und daher matte Seele, wie sein in jeder Hinsicht an Wissen und Kenntnissen begabterer Sohn. Dieser, Waldemar, war früh in eine Knaben-erziehungsanstalt gekommen, wo nur die strafende Zuchtruthe eines einseitigen, in seinem Fache übermüthigen und dünkelhaften Schulmeisters regierte. Nie hatte eine weibliche, besänftigende Hand ihr weiches und doch unauslöschliches Siegel in sein Herz gedrückt, nie war sein Fuß, auch in späteren Jahren nicht, in den geweihten Kreis weiblicher Fürsorge getreten, keine milde

Seelenmilch war in sein schwerwallendes Blut geträufelt, kein läuternder Schmelzofen der Freundschaft oder anschließender Herzensneigung hatte das rohe Eisen in seiner Natur veredelt und gemildert. Nur Männer ernsteren Wesens, Gelehrte einseitiger Richtung, mit kaltem Herzen und sprudelndem Kopfe, Pädagogen allerlei Schulen hatten den Knaben zum Jüngling gebildet, oder vielmehr ihn wie ein tropisches Treibhausgewächs in siedender Verstandeshitze schnell zum Manne gereift, denn man konnte in der That dem vorzeitig alternden Manne zu keiner Zeit seines Lebens ansehen, daß er einmal jung, daß er einmal Kind, und ein liebevolles, wünschendes, zufriedenes Kind gewesen war. Auf der Universität, dieser Vorschule des künftigen Lebens, dem Prägestocke der späteren Münze eines männlichen Charakters, war Waldemar, wiederum einseitig geleitet, einen einsamen Weg gewandelt, ganz ohne den Gewinn erheiternder Freunde und sorgsamer Rathgeber. Ohne sein Herz irgend einem Menschen erschlossen zu haben, hatte er nur gearbeitet, um zu wissen, zu kennen, hatte er gestrebt, um nur frühzeitig einem immer leidenschaftlicher verfolgten Ziele näher zu kommen. Und früh genug, viel zu früh, hatte er es wirklich erreicht. Als er nun aber im Besitze dieses Zieles war, anstatt, wie die meisten seiner Mitarbeiter, sich für dasselbe geschickt zu machen, sich bequem darin niederzulassen, und auch ein Mensch zu sein, wie andere Menschen – siehe, da erschien ihm dieses Ziel viel

zu klein, nicht der Mühe der Arbeit werth, nicht halb seinem ungesättigten Ehrgeize genügend. Und wieder begann er vorwärts zu drängen, den Studirtisch allein für seinen Altar, sein Ruhebett, sein tägliches Brod zu halten; und so ging es immer weiter fort, den Berg hinaus, ohne sich weder an seinem Fuße, noch auf seiner Mitte umzusehen, nur nach dem Gipfel verlockte es ihn, ihn dürstete nach der schönen Aussicht allein von *Oben* her – ach! er wußte und ahnte nicht, daß auf dem Gipfel dieses Berges kalter Schnee und unschmelzbares Eis lag, daß erstarrende Winde da oben auf der Höhe jede warme Lebenslust ausbliesen, und daß noch qualvollere Einsamkeit das Blut des auf dem Gipfel der Menschheit Stehenden in bittere Galle nur zu oft verwandele. So strebte er vorwärts, nur immer vorwärts, wie ein wildes, leidenschaftliches Roß der Wüste, das, seinen dunkeln Trieben gehorchend, so lange vorwärts rennt, bis es athemlos zusammenbricht. So kann es uns nicht wundern, daß der junge Mann, noch in frischem, dem Leben gehörendem Alter, alle Schranken, die ihn hemmten, durchbrach, daß er alle Hindernisse, ohne Scheu und Bangen, nur um sich selbst und seinen Leidenschaften zu genügen, beseitigte, und – wo sie sich nicht schnell genug beseitigen ließen – niederriß. Ein solches Hinderniß war ihm der unerwartete, wider allen Wunsch vom Schicksale überlieferte Knabe gewesen, mit dessen Person ihn überhaupt nur oberflächliche Familienverhältnisse verbanden. Gerade in dieser Zeit hatte er seine Augen,

mehr als sein Herz auf eine hochstehende Familie geworfen, in deren Mitte er eher sein eigenes Fortkommen als Beamter befördert, als in der erwählten, allgemein bewunderten Tochter sein häusliches Glück erblühen sah. Gerade in jenen Tagen hatte er, um dieses Ziel zu erreichen, eine begründete Hoffnung gefunden; mit dieser Hoffnung zusammen war seine Beförderung gekommen, und, wie vom Schicksale selbst in die Höhe gerissen, war er in jenen oben erwähnten moralischen oder vielmehr geistigen Rausch künstlich gerathen, der die Kräfte eines Menschen wohl einen Augenblick erhöht, bald darauf aber in um so schnellerer Abspannung die aufschwebenden Flügel erlahmen läßt. So seltsam es auch erscheint, eben so wahr ist es, das schmollende Gesicht der sonst so heiteren Minna Schwarzkopf war der erste Luftdruck gewesen, der das Barometer seiner geistigen Aufregung sinken machte. In einsamer Stunde der Nacht, dann zunächst in klarerer Morgenzeit, dachte er über sich und sein Handeln nach, und – er war aus seinem fieberhaften Rausche erwacht. Und wie es bei solchen Naturen, die jede neue Regung mit Heftigkeit ergreifen und in lebendige Gestalt zu bringen gewohnt sind, in der Regel ist, so verfiel er plötzlich auf den entgegengesetzten Weg: er wollte schnell wieder gut machen, was er übel gemacht, und wie er den Knaben mit eisigem Arme erst von sich gestoßen, wollte er ihn mit blinder Heftigkeit

an sich reißen. Aber – der Riegel war vor die Thür seines Willens geschoben, und Franz Buschmann's hinterlistige Tücke war ein schwererer Riegel gewesen, als Waldemar's Hand bis jetzt noch zu entfernen verstand. Der schlaue Jurist war gefangen, wie eine leichtsinnige Maus in einem noch schlauer angelegten Versteck. Schon im Frühjahre, welches auf den für ihn so bedeutungsvollen Winter folgte, als er im Freien, auf jeder Straße, jedem Platze, jedem Stückchen grüner Erde in der lebensfrohen, großen Stadt hüpfende fröhliche Kinder sah, arbeitete er an einem kräftigen Entschlusse. Wichtige Arbeiten aber verhinderten die Ausführung desselben. Seitdem aber träumte er beständig von spielenden, tanzenden Kindern, und oft erschien ihm im Geiste, nicht unter ihnen, sondern fern von ihnen, jener liebliche, verlassene Knabe, an der Seite des rohen Bauern mit dem verschlemmten Gesichte, das ihm sogar im Schläfe die widrigen Dünste des übermäßig genossenen Branntweines auszuhauchen schien. Aber immer wieder tröstete er sich damit, der Mann werde von selbst kommen, er werde ein Anliegen, eine Meldung zu machen haben, der Knabe gewöhne sich nicht an ihn, und was dergleichen mehr stattfinden konnte. Allein auch diese Tröstung – wir wissen es – war eine vergebliche. Der Sommer kam, – aber auch er ging wieder hin, wie das Frühjahr, ohne daß Kunde von dem Knaben angelangt wäre. Im September endlich drängte es Waldemar Ramkau nach einer Entwicklung, einer Gewißheit. Seine Besorgnisse, seine beständig sich

wiederholenden Selbstvorwürfe hinderten ihn am Denken bei der Arbeit, am Schlaf in der Nacht, ja sogar im Kreise seiner Amtsgenossen störte ihn die geringste arglos hingeworfene Frage, die irgend eine Familie oder ein Kind betraf. Er beschloß nun, selbst nach Grünwald hinauszufahren, den Knaben zu besuchen, und, falls er ihn nicht in erwünschten Verhältnissen fände, sogleich mit nach der Stadt zu nehmen und ohne Weiteres, was er so leicht früher gekonnt, den Schwarzkopfschen Eheleuten zu übergeben, die ihn behalten sollten, bis sich eine vortheilhaftere Unterkunft gefunden haben würde.

Da traf den also Beschäftigten die ehrenvolle Auszeichnung seines Chefs, der zugleich sein Schwiegervater werden sollte, daß er unvermuthet an eine ausländische Universität gesandt wurde, um ein wichtiges Geschäft in juristischen Staatsangelegenheiten zu vollenden. Ohne Zaudern mußte er sich zur Abreise entschließen. Frau Schwarzkopf erhielt die geeignetsten Anweisungen, falls der Pächter käme, nach des Justizraths Entschluß zu handeln. Sie nahm sie schweigend hin und dachte sich ihr Theil dabei, wie sie späterhin oft erzählte. Die Abwesenheit ihres Herrn zog sich bis Anfang December hin, und als er nun endlich zurückgekehrt war glaubte er gewiß, von dem Knaben irgend eine Nachricht zu vernehmen. Aber auf seine erste Frage an die Tischlersfrau erhielt er die mit grollender Miene gesprochene Auskunft: »Es sei Niemand dagewesen, wie sie es sich gleich gedacht;« und

auf die Frage: warum sie sich das gleich gedacht, die Antwort, die schon manche Frau im Zorne gegeben: »Weil ich mir es dachte, wie man so Manches denkt.«

»Hm!« dachte auch Waldemar Ramkau, »was hat die Frau? Ich werde nächstens ein vertrauliches Wort mit ihr reden; offenbar hat sie Etwas gegen mich. Und der Junge! nun, da er bis jetzt nichts von sich hören ließ, – er dachte an den Jungen, und meinte doch den Pächter, – »so wird er schon um Weihnachten kommen. Er braucht Geld, offenbar braucht er Geld. Und Das habe ich, haha! Warum Sorge ich nur, es ist ja natürlich, daß der Mensch nicht vor Ablauf eines Jahres wiederkehrt, so war ja gleich von Anfang an die Abrede!«

Diese anscheinend wieder größere Sorglosigkeit war kein Rückfall in seinen frühern Rausch zu nennen. Zwar hatte er seine Aufgabe an der fremden Universität günstig ausgeführt, – sein Schwiegervater, die Excellenz, hatte gnädig gelächelt und ihm mit halb zugekniffenen Augen zugeflüstert: »Gut, gut, Ramkau, mit dem neuen Jahre kommt der Lohn!« und damit wahrscheinlich das Glück der Ehe mit seiner Tochter angedeutet, da um diese Zeit die Vermählung angesetzt war. Allein dennoch hatte die äußere günstige Stellung einigen Einfluß auf seine Empfindungen geäußert, und obige Sorglosigkeit war die erste Folge davon.

Aber der 24. December kam; Caspar Schönfeld blieb jedoch aus. Der Justizrath donnerte und wetterte in seinem Innern über den niederträchtig leichsinnigen Kerl. Er wußte nicht, daß dieser Tag Derjenige war, an dem

ein gewichtigeres Urtheil, von einem höheren Richter als er war, über den Ausbleibenden gefällt wurde. »Bis Neujahr warte ich,« sagte er eines Abends zu sich selbst, als er in seinem weichen, warmen Bette lag und wieder nicht schlafen konnte, »aber dann fahre ich ganz still hinaus, und den Kerl hole der Geier! –«

Auch Neujahr kam, – aber der Erwartete nicht. Da kannte der lange beschwichtigte Zorn des Ergrimnten keine Gränzen mehr; Alles, was er um das verwaiste Kind ertragen und gelitten hatte, drang in einer gewaltigen Strömung auf ihn ein und trieb ihn ohne Zögerung zum Handeln an. Er wollte jetzt auf's Reine kommen, heute noch, ja, er ging in seiner Vorsorge jetzt so weit, daß er der Frau des Tischlers den Auftrag gab, für die Aufnahme des Knaben sich bereit zu halten, er werde ihn ihr heute noch zuführen. Das blühende Gesicht der guten Frau lächelte matt, sie hätte sich gern gefreut, aber ihr Herz wollte die Freude nicht aufkommen lassen, es zog sich so bittersüß, so wehmüthigfroh zusammen, und bald hätte sie dem Rathe nachgerufen: »Geh und bringe das Kind, wenn Du es erst hast!«

Es war ein winterlich schöner, zwar kalter, aber sonniger Tag mit blauem Himmel und windloser Luft, der 3. Januar, als Waldemar Ramkau Morgens zehn Uhr seinen Pelz umwarf und seine Wohnung verließ. Obgleich er etwas Gutes vor Augen hatte, so vermied der heimliche Gerichtsmensch doch gern alles öffentliche Thun und Treiben. »Was braucht die Welt zu wissen, wohin ich heute

fahre!« dachte er. Und er ging in eine entlegenere Stadt-  
gegend zu einem Fuhrmann, der ihn nicht kannte, nahm  
sich eine äußerst bequeme Kutsche und fuhr an das Thor,  
welches den Weg nach Grünwald öffnete, und hier erst  
sagte er dem sich fragend umdrehenden Kutscher:

»Nach Grünwald, aber rasch, rechne auf ein gutes  
Trinkgeld!«

Dieses Wort hat immer bei den Betheiligten eine ma-  
gnetische Kraft. Der Kutscher schwang die Peitsche, die  
Pferde liefen, was sie konnten, und der bequeme Rath  
in dem bequemeren Wagen rollte so recht gemüthlich  
auf dem glatt gefrorenen Wege dahin. Ach! das Leben ist  
für Den, der die Mittel dazu in Händen hat, so leicht,  
so angenehm, so gefällig, durchaus nicht bitter, nicht  
trübe, nicht sorgenvoll. Genieße man es, so lange man  
kann! Das mochten so beinahe die Gedanken sein, die  
der fahrende Herr hegte, als er durch die Krystalschei-  
ben des Wagens, im warmen Pelze auf seinem weichen  
Sitze nachlässig angelehnt, die regelmäßig gepflanzten  
Bäume der öffentlichen Straße vorbeitanzen sah, deren  
Zweige in der frischen Morgensonne des jungen Jahres  
mit dem darauf liegenden gefrorenen Reif wie Millionen  
Diamanten blitzten. Und er setzte ohne Zweifel in Bezug  
auf seine Reise leise träumend hinzu:

»Erst der Knabe, dann die Heirath, – dann der Gehei-  
merath – nun, wir wollen sehen!« –

Nachdem der Kutscher eine Meile weit in raschem Tra-  
be auf der Landstraße fortgefahren war, bog er langsamer  
in einen sandigen Seitenweg ein und gelangte in einen

immer tiefer und dichter werdenden Wald, der im Sommer einen herrlichen Schatten verbreitete, in welchem sich ein leidendes Kind schnell zum gesundesten entwickeln mußte. So dachte nämlich Waldemar Ramkau. Aber es ging jetzt abscheulich langsam in dem schlechten Wege, der noch dazu durch den aufgethauten Schnee und den darauf folgenden Frost holperig und an manchen Stellen fast unfahrbar geworden war. Viel zu langsam und holperig für den vornehmen und bequemen Herrn.

»Das ist ein schlechter Weg, Kutscher!« rief er aus dem geöffneten Fenster, »und es geht so überaus langsam.«

»Kann's nicht ändern,« war die lakonische Antwort, »wird aber bald besser, kommt Rasengrund.«

Und so war es auch. Der Wagen rollte wieder lustig vorwärts, die Peitsche knallte, und der Justizrath sagte heiter zu sich:

»Wenn man doch nicht an Alles denkt; nun habe ich den alten Mantel für den Jungen vergessen, in den ich ihn hüllen wollte, und es ist so kalt – hu!«

Mit einem Male hielt der Wagen, aber es war ringsum kein Haus zu sehen.

»Was soll's?« rief der schon in Gedanken an den frierenden Knaben schauernde Vormund dem Kutscher zu.

»Wollen Sie auf die Pachtung oder in's Dorf Grünwald?« fragte dieser.

»Auf die Pachtung, die Pachtung, natürlich, Freund – mit dem Dorfe hab' ich Nichts zu schaffen!«

Und der Wagen bog in einen Weg linker Hand ein, einen zur rechten hinter sich lassend.

»Aha!« dachte Waldemar, »jetzt kommen wir schon näher; wie wird sich der Junge freuen! «

Nach einer kleinen Weile gelangte man vor ein kleines, am Wege liegendes Käthnerhaus, in ungleich besserem Zustande, als das zu Amselbrück gewesen war.

»Hier wird es doch nicht sein!« dachte Ramkau. »Halt, Kutscher, halt einmal! So! Guten Morgen, Mann!« redete er einen in der Thür stehenden Bauer an.

»Guten Morgen, Herr! Was steht zu Befehl?«

»Wohnt hier in der Nähe der Pächter Caspar Schönfeld?«

»Ja, Herr, ja, noch zehn Minuten weiter, links am Wege steht das Pachthaus.«

»Und ist er gesund und wohl auf, he? – ich meine den Pächter –«

»Willkommen gesund und wohl auf, Herr, ja! Vor einer Viertelstunde kam er mit seinem kleinen Jungen hier vorbei.«

»Aha!« dachte der Justizrath, und sein sonst so stummes Herz fing an, in etwas lebhaftere Bewegung zu gerathen. »Und lebt der Mann glücklich und in guten Verhältnissen mit seiner Familie?« fragte er weiter.

»Das sollt' ich meinen! Hat er doch einen schönen Hof, Kinder und blanke Thaler obendrein! Adieu, adieu, Herr!«

Der Justizrath hatte dem Kutscher zugewinkt und dieser war weiter gefahren.

»Blanke Thaler also hat er!« sagte er zu sich selbst. »Nun, die sind von mir, und ich will ihm zum Dank noch ein halbes Hundert obendrein geben. So viel ist die Freude werth!«

»Ja, so viel ist die Freude werth, und noch mehr, wenn man es übrig hat,« sagen wir. Und freudig bewegt war der Justizrath, das muß man gestehen. Er fühlte sich so frisch, so aufgereggt, so heiter, wie nie in seinem Leben; und in seiner Brust, seinen Armen lag eine wahrhaft schöpferische Kraft, er hätte Berge versetzen mögen.

Da hielt der Wagen vor einem hübschen, geräumigen Landhause mit grünen Fensterläden, einem kleinen Vorsprung vor der Thür mit einer Bank darin, in dem ein Mann gutmüthigen Ansehens in einem langen blauen Oberrocke und brauner Pelzmütze stand. Der Insasse des Wagens sprang mit einer Geschwindigkeit auf den Boden, als wäre er halb so alt gewesen, wie er wirklich war.

»Guten Morgen, guten Morgen, lieber Mann!« rief er heiter. »Wohnt hier der Pächter Caspar Schönfeld, wie?«

»Ja, Herr, zu dienen, der wohnt hier. Wen habe ich die Ehre?«

»Ich will ihn besuchen,« entgegnete der Advocat, der nicht recht gehört hatte. »Ist er zu Hause?«

»Gewiß Herr, ich bin es ja selber!«

»Sie?!«

Und ein langes, verblüfftes, etwas bleich werdendes Gesicht, das eben noch so freundlich gelächelt hatte, starrte den Pächter an, der sich eigentlich etwas gekränkt

fühlte, daß man ihn nicht für Etwas nahm, was er doch war.

Aber die unerwartete, verstimmende Aufklärung war bald gegeben und entgegengenommen. Seit zehn Jahren wohnte hier der Pächter mit Weib und acht Kindern, und nie hatte er anders ausgesehen als heute. Ja, was noch schlimmer war, in ganz Grünwald, sagte der Mann auf Befragen, wohne kein Mann, wie der Herr ihn beschrieb, auch sei kein fremdes Kind seit zehn Jahren in das Dorf gekommen.

Dies wurde im Zimmer verhandelt, wo sich bald die acht Pächterssöhne, denn es waren sämmtlich Knaben, von drei bis vierzehn Jahren, einfanden, aber ach! kein Eduard Hutten Stolling darunter.

Was sollte der Justizrath nun thun? Er war belogen und betrogen worden, das war offenbar, sein Geistesblick erwachte wie mit einem Schlage zu einer außerordentlichen Schärfe; es kam ihm vor, als hätte er dem Kerl, dem Kinderdiebe, wie er ihn nannte, sein Handwerk gleich von vornherein angesehen. Aber was thun? In den Wagen steigen und nach Hause fahren! Und das that er, nahm Abschied und fort gingen die Pferde. Aber mit welchem blassen Aerger saß der Justizrath da; eben noch so hoffnungsvoll, jetzt so trostlos, auf so gemeine Weise hintergangen, überlistet, förmlich verrathen! »Die Kanaille!« stöhnte er und ballte die Faust, »den Kerl laß' ich einsperren – wenn ich ihn erst habe,« setzte er finster hinzu.

So war die Rückkehr von dem Pächter zu Grünwald nach der Stadt bei Weitem nicht so angenehm, wie die

hoffnungsvolle Hinfahrt. Es war zwei Uhr Nachmittags, als der Wagen an einem andern Thore hielt, als von welchem er am Morgen ausgefahren war. So hatte es der Herr gewollt. Hier stieg er aus, bezahlte den bedungenen Lohn und fügte brummend das versprochene Trinkgeld hinzu. Dann ließ er – ein kluger Advocat ist klüger als alle übrigen Menschen – den Kutscher erst um die nächste Ecke biegen, bevor er in einen Miethswagen stieg, der am Thore stand, und in welchem er sich nach Hause fahren ließ.

Frau Schwarzkopf, von dem rasch anfahren den Wagen angelockt, Hoffnung und auch wieder keine im auf- und niederwallenden Herzen tragend, daß der liebe Knaube ihr wiedergegeben werden könne, war an das Fenster gesprungen, und sah gerade noch, wie der Justizrath, zornig, wie sie ihn nie gesehen, mit höchst aufgeregter Miene aus dem Wagen die Straßentreppe des Hauses hinaufsprang, hörte dann, wie er dieses rasch aufschloß und mit langen Schritten die Treppe hinauf in sein Zimmer eilte. Alles Dies zeigte ihr nur zu deutlich, wie die Sachen standen. Einen Augenblick darauf riß es wüthend an der Klingel vom Zimmer des Rathes her.

»Aha!« dachte die kluge Frau, »nun wirst du am Ende gar seines hohen Vertrauens gewürdigt. Es kommt zu spät, bester Herr Ramkau!«

Damit stieg sie schnell die Treppe hinauf und trat bei ihm ein. Er durchmaß, eiligen Schrittes, heftigen Wesens, mit zornig aufgeschwollener Stirnader sein Zimmer, diesen und jenen Gegenstand, den er auf seinem Wege traf,

in die Hand nehmend und nach halber Besichtigung auf den ersten besten Tisch niederwerfend. So hatte in der That die Tischlersfrau den ruhigen Rechtsgelehrten nie gesehen, es mußte etwas Bedeutendes vorgefallen sein. Der Verlust des Knaben, an dem ihm früher so wenig gelegen, konnte ihn, in dem Gedanken der Frau wenigstens, nicht in solche Aufregung versetzt haben. Diese war in's Zimmer getreten und mit dem schweigsamen und beobachtenden Wesen, das sie seit Jahresfrist gegen ihn angenommen, stand sie stumm, aber forschend und aufmerksam, dem Rathe gegenüber, der seinerseits auch stehen geblieben war und augenscheinlich nach Worten suchte, um in dem ihm selbst am vortheilhaftesten dünkenden Lichte zu erscheinen.

»Nun, Frau Schwarzkopf,« fing er endlich an, »unsere Mühen, unsere Sorgen, unsere Vorbereitungen sind vergeblich gewesen, der Junge ist nicht mitgekommen.«

»Das hab' ich mir gleich gedacht, Herr Justizrath,« antwortete die Angeredete mit wehmüthiger Stimme, und blickte träumerisch zu Boden.

»Das habt Ihr Euch gleich gedacht? Darf ich fragen, warum?«

»Ich hab' es mir gedacht, kurz und gut.«

»So, so, ich aber hab' es mir *nicht* gedacht, kurz und gut. Und was das Allerschlimmste, das Abscheulichste, das mich am meisten Kränkende ist, Frau, denkt Euch, der Kerl, der Pächter hat mich, den Justizrath, belogen und betrogen, und hat mir falschen Namen und Wohnort angegeben.«

»Aha!« dachte die jetzt innerlich lächelnde Frau, »das ist der Grund des Aergers.« Ernstes Blickes aber fügte sie bei: »Auch Das ist mir nichts Neues, Herr Justizrath, auch Das habe ich gewußt, oder, wenn Sie lieber wollen, – geahnt.«

»Wie? Gewußt? Geahnt? Wie so denn? Und warum habt Ihr mir denn nicht Euer Wissen und Eure Ahnung mitgetheilt, als ich den Knaben fortgab?«

»So!« rief die entschlossene Frau mit niedlichem Eifer, und stemmte ihre beiden Hände auf ihre schwellenden Hüften, wobei sie wirklich allerliebste erregt aussah. »So! Haben Sie mir Ihr Wissen und ihre Ahnung über das arme Kind denn mitgetheilt? Hatt ich ein Recht, meine Vermuthungen zu äußern? Durft' ich sprechen, wo Sie keine Sprache verlangten?«

Der Advocat war schon bei den ersten Worten zurückgefahren, es wurde ihm schwer, den funkelnden Blick des ihn durchdringenden schwarzen Auges zu ertragen.

»Aber ich will zutrauensvoller sein, als Sie, Herr Justizrath,« fuhr sie fort. »Ich will Ihnen meine Mitwissenschaft erklären. Das arme Kind that mir leid, der vorgebliche Pächter ekelte mich mit seinem Branntweingestank an, ich schöpfte gegen den gemeinen Menschen einen Verdacht, den ich mir nicht weiter erklären konnte. Mit Einem Worte, ich ging ihm nach, als er mit dem Kinde durch den Wintersturm forteilte –«

»Aha!« tönte es hier von den schweigsamen Lippen des Advocaten, der mit tausend Ohren hörte und wieder von Neuem frische Hoffnung schöpfte.

»Ich sah ihn in eine Branntweinschänke treten, in eine Ausspannung für Bauern, wo er sich ohne Zweifel vollends betrank –«

»Und dann?« –

»Und dann? Nun ja, ich erkundigte mich bei der Gevatterin Müller, so heißt die Frau des Wirthes dort, was er für ein Mann sei?« –

»Und erhieltet zur Antwort? –«

»Daß er ein erbärmlicher, hungriger Dorfschuster sei; ja, ja, Herr Justizrath, und daß er den Knaben zum Schusterlehrling erziehen wolle!«

»Zum Schusterlehrling!« schrie mehr als er sprach der stolze Mann, und seine Haare sträubten sich beinahe auf seiner Stirn empor. »Das fehlte mir noch! Mein Gott, mein Gott!«

»Das Jammern kommt zu spät, Herr Justizrath!«

»Ja, Frau, ja – aber Ihr seid ein prächtiges Weib! Ich bitte Euch – laßt kein Wort von der ganzen Angelegenheit unter die Leute kommen – die Oeffentlichkeit hat für mich, für mich, selbst eine öffentliche Person, etwas Schaudererregendes – Haarsträubendes.«

»Ich sehe es, ich sehe es – aber fürchten Sie Nichts. Ich bin ein armes Weib, die Frau eines Handwerkers – und doch kann ich schweigen – ich *kann*! Ich gelobe es bei Gott! Das heißt – Sie verrathe ich nicht.«

Und die Frau fing laut zu weinen an.

»Es ist gut, liebe Frau Schwarzkopf,« ich bin zufrieden ich werde dankbar sein – aber, fahren Sie fort, wußte die Gevatterin – Müller heißt sie ja wohl, nicht wahr? –

wußte sie nicht den Namen und Wohnort der Bestie, der Kanaille – ich meine den infamen Schuster.«

»Herr Justizrath, ein Mann, der klug genug war, Ihnen gegenüber einen falschen Namen sich zu geben, wird auch nicht dumm genug gewesen sein, der Gevatterin Müller seinen wahren zu nennen. Kein Mensch weiß ihn.«

»Sehr wahr, sehr wahr! Aber, beste Frau Schwarzkopf, thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie noch einmal, noch öfter hin – ob die Gevatterin Nichts von ihm gehört hat – seien Sie meine Helferin, den Knaben wieder zu erlangen, o, Sie wissen nicht, was ich darum gebe, ihn zu haben!«

Die Frau versprach es, und das Gespräch war zu Ende.

Am Abend dieses Tages, es war schon beinahe Nacht, und der Justizrath, der von Sr. Excellenz kam, war wieder etwas heiterer gestimmt – trat leise, ungerufen, bleichen, verstörten Angesichts, Frau Schwarzkopf bei'm Justizrath ein.

»Herr Justizrath –«

»Was ist – mein Gott!«

»Ein Unglück –«

»Ha! ist er todt?«

»Ja –«

»Der Knabe?«

»Nein, der Knabe nicht, aber vielleicht doch – aber der Schuster gewiß – ein Bauersmann hat es der Gevatterin erzählt, und sie ist so dumm gewesen, den Menschen

nicht festzuhalten – er ist um Weihnachten an den Folgen des Trunkes gestorben, sein Sohn – so sagt die Gevatterin – soll schon vor ihm gestorben sein; ob dies *unser* Knabe ist, weiß Gott allein, und seine Frau ist fort von Hof und Haus – in's Ausland – zu ihren Verwandten!« –

Wie diese Nachricht nun zur Gevatterin Müller gekommen, wissen wir nicht, aber es war so. Diese Nachricht aber – ein bloßes Hörensagen – war die Quelle unsäglichen Leidens für den erschütterten, gedemüthigten Mann des Rechtes. Alle seine späteren, insgeheim angestellten Nachforschungen nach dem Namen, dem Wohnorte des verstorbenen Schusters waren vergeblich, es kam kein Bauer mehr in die Ausspannung zum goldenen Engel, der eine Nachricht, die mit Gold bezahlt worden wäre, gebracht hätte, und laut, öffentlich nach dem Knaben zu forschen – »nein, lieber sterben,« dachte der Vormund, »mein ganzer Ruf, meine Existenz, meine Verbindung, meine Lebenslaufbahn, Alles wäre vernichtet, denn – denn – ich bin ja ein Mann des Gesetzes!« –

Vier Wochen nach diesem Abend war das glänzende Hôtel Sr. Excellenz, des Justizministers, an der Hochstraße in der Hauptstadt gelegen, glänzend erleuchtet. Die vorübergehenden Spaziergänger blieben stehen und schauten neugierig hinauf. »Was ist da oben los?« fragte ein Mensch, der neugieriger war, als alle Uebrigen, eine am Eingange der Ministerwohnung stehende Frau.

»O! es ist *nur* eine Hochzeit,« sagte die großdenkende Hauptstädterin. –

»Von wem?« –

»Die Tochter des Justizministers heirathet einen jungen Advocaten.«

»So so! Da soll gewiß das Ei eines jungen Ministers ausgebrütet werden,« witzelte der Neugierige und zog seines Weges dahin.

ZWEITES BUCH. SCHULE UND SCHÜLER.

ERSTES KAPITEL. DAS PFARRHAUS.

Ungefähr eine Stunde in östlicher Richtung von Amselbrück entfernt, jenseit der grünbewaldeten Berge, welche die Scheidewand zwischen den sandigen Strecken und der bebauten, fruchtbaren Gegend dieses Landstrichs bilden, lag lang hin gedehnt, zwischen Bäumen hier und da versteckt, über niedriges Buschwerk mit seinen Giebeln hervorragend, das schöne und wohlhabende Dorf Bilsingen, zum Gute Bilsingen gehörig, dessen alterthümliches Jagd- und Stammschloß an der Nordseite des Dorfes sichtbar und von einem halbmondförmigen Landsee bespült war, der sich hinter dem Dorfe herzog und erst an der Südspitze desselben endete. Steigen wir langsam den Fußpfad zu den Bergen hinauf, denselben Pfad, der vor sechs Monaten den jungen Geistlichen mit dem Waisenknaben uns entführt hatte. Der langhin sich streckende Berg, an seinem Fuße eine dürre Sandfläche darbietend, die den Wanderer nur mit Mühe emporsteigen läßt, bedeckt sich in der Mitte mit duftendem Haidekraut, etwas höher wachsen schon mannshohe Brombeer- und Haselnußbüsche auf, dann folgen auf saftigerem Boden anmuthige, weißstämmige Birken, die sich endlich mit Buchen und Eichen vermischen, von denen der Gipfel in weithin gedehnter Ferne wie mit einem dunkelgrünen ungeheueren Dache gekrönt ist. Bis hierher dem Fußpfade folgend, der sich allmählig in einen breiten und bequemen Weg verwandelt hat, erblicken wir eine trauliche

Landschaft, die, wie mit dem Segen Gottes überschüttet, in friedlicher Stille und demuthsvoller Unschuld vor uns liegt. Zu unserer Linken erhebt sich das schon erwähnte alte Schloß mit seinen zwei aschgrauen Thürmen, seinen mattblinkenden Scheiben, seinem ehemals vergoldetem jetzt rostigen Eisengitter und dahinter seinem steifen, altmodischen Parke. Unbewohnt und einsam liegt es, in seinen uralten aristokratischen Dämmermantel sich hüllend, da, denn seine Besitzer schwärmen das ganze Jahr hindurch, ihr reiches Erbe an Fremde verschleudernd, in fernen Ländern umher; nur alle drei oder vier Jahre kommen sie mit einem langen Schwarme vornehmer Gäste und erschrecken den alten Diener, der, ein treuer Hausdämon, in ihrer Abwesenheit die verfallene Größe hütet. Zunächst dem Herrenhause zeigt sich der alte Meierhof des Dorfes, ein freundliches, aus rothen Backsteinen im Viereck gebautes Grundstück; daran schließen sich die Häuser des Dorfes, die ältesten mit Stroh, die neueren mit Ziegeln schön gedeckt, in der Mitte die niedliche Kirche auf einem runden, geebneten, mit schönen, uralten Bäumen bepflanzten Platze, daneben der Kirchhof; gegenüber, jenseits der Kirche, vom Berge aus gesehen, das geräumige, graue Pfarrhaus, durch seinen wohlgepflegten Garten mit dem Schulhause nachbarlich verbunden. Sodann wieder Häuser, wie oben durch eine breite Straße geschieden, mit dahinter liegenden Scheunen und Ställen, alle reichlich gefüllt mit wohlgenährten Hausthieren und Früchten des Feldes; am Ende der Südseite des Dorfes, schon im Bereich des sich anschließenden Sees,

und mit seinen Wassern arbeitend, seine Tag und Nacht klappernde Mühle, in dichtes Buschwerk versteckt, und endlich, noch weiter südlich, ein großer, umfangreicher Zimmerplatz mit allerliebstem Wohnhause und Garten, aus dessen ämsiger Mitte die wohlbekannten kritzelnden Töne des von der Säge zerrissenen Holzes herübertönen. Jenseit des halbmondförmig gebogenen Sees aber, dessen stilles Gewässer im Abendwinde anmuthig sich beugende Schilfsgürtel umfassen, von dem so eben ein kleiner Nachen sich entfernt, den Fischer an seine allabendliche Arbeit zu tragen, erhebt sich das Land wieder zu bedeutenderen, ausgeschweiften Hügeln, den sogenannten Rabenbergen, deren breiter Kamm mit majestätischen Tannen besetzt ist. So also kennen wir das Dorf Bilsingen, und nachdem wir uns einige Augenblicke an dem lieblichen, friedlichen Anblicke gelabt haben, steigen wir den Hügel hinab, begegnen, zum Zeichen, daß wir gern gesehen sind, einigen langsam zurückkehrenden, glockenklingenden Schafheerden, und treten eiligern Trittes in das reinlich gehaltene Dorf ein, um uns noch bei hellem Tageslichte die Kirche und das Pfarrhaus, das wir erstreben, in der Nähe zu betrachten. Die Kirche selbst mit dem spitzen Thurm zeichnet sich durch architectonische Schönheiten vor anderen nicht vortheilhaft aus, sie ist eben eine Dorfkirche, wie es ihrer so viele giebt. Nur über dem mit rothem Schnitzwerke aus vermoderndem Sandstein geschmückten Eingange, unter der alten Uhr mit einem Zeiger, bemerken wir das gräßliche Wappen der Familie Bilsingen, das als Siegel ihrer

früheren Macht und Oberherrlichkeit auf allen bedeutenderen Gebäuden des Ortes angebracht ist, so auf dem Pfarr- und Schulhause, der Müllerei und der Schulzenwohnung. Hinter einem grün angestrichenen hölzernen Gitter aber liegt das wohnliche Pfarrhaus, das uns näher angeht, ein altes Gebäude zwar, aber wohlerhalten, mit hellen, geräumigen Zimmern, gutem Holzwerk, und vom jetzigen Bewohner freundlich getüncht. So auch sind die Zimmer einfach, aber anständig, bequem mit dem heutzutage nothwendig gewordenen Angenehm-Nützlichen versehen, und überall, auf Fluren, Treppen und Böden bewundert man das reinliche Walten einer verständigen und sorgsam Hausfrau. Es ist so still in diesen luftig-schattigen Räumen, so traulich, so wohnlich oben und unten, innen und außen unter den hundertjährigen Linden, daß man vor innerer Behaglichkeit froh aufathmet, wenn man seiner friedlichen Schwelle sich nähert. Jede Hand, die in diesem Hause vorhanden, ist thätig an ihrem Flecke, die Mägde in der Küche und im Garten, die freundliche Pfarrerin am Nähtische, um sie herum die spielenden Kinder: ein, zwei, drei und vier Jahre alte, gesunde, ruhig gewöhnte Mädchen. Und der Pfarrherr selber sitzt im grauen Hausrocke behaglich an seinem Schreibtische, der, mit Schriften und Büchern beladen, mitten in der Stube, gegen die beiden Fenster gewendet steht; um ihn herum hohe, offene Büchergestelle

mit Hunderten nützlicher, angenehmer Bücher, ein kleines, mit schwarzen gesponnenen Pferdehaaren überzogenes Sopha, ein runder Tisch davor, worauf eine Weltkugel auf ihrem Gestelle ruht – und das Alles ist so heimisch, so anziehend, so gemüthlich, daß wir unsere Augen nicht genug daran laben können. Jetzt steht der noch junge Geistliche von seinem Arbeitstische auf und schreit nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und nieder. Wie ruhig ist seine Miene, wie mild sein Auge, wie leicht jede Linie in seinem männlichen schönen Gesichte zu entziffern. Waldemar Ramkau, betrachte dieses Gesicht, diesen jungen Mann! Er ist, wie Du, ein Gelehrter, ein fleißiger, strebsamer Mensch, aber all' sein Streben ist nicht, wie das Deinige, nach Glück, Ehre und äußerem Glanze gerichtet, nein! Sein Blut jagt nicht stürmisch, wie das Deinige, nach Auszeichnung, Macht und Geltung, es fließt ruhig wie die schweigsame, und doch an's Ziel gelangende Welle, nur nach Zufriedenheit, innerer Lebenswärme und Beglückung Anderer harmlos trachtend. Auch er war ein fleißiger Schüler, dieser junge Pfarrer, aber in seines vortrefflichen Vaters Familie, auch einer Pfarrersfamilie, aufgewachsen, von einer sanften Mutter auf das rauhere Leben vorbereitet; auch er vollendete seine Studien mit Auszeichnung, aber ohne Gepränge seiner bescheidenen Lehrer. Als vierundzwanzigjähriger Jüngling bezog er als Erzieher der jungen Grafen Bilsingen deren vornehmes Haus, reis'te mit ihnen in Frankreich, Italien und England umher, erhielt mit dem achtundzwanzigsten Jahre die hiesige Pfarre und heirathete

ein freundliches, seinem Gemüthe entsprechendes Mädchen, die einzige Tochter eines benachbarten Geistlichen, der jetzt nicht mehr am Leben war. Wie froh und heiter, sich selbst und Andere verstehend, lebten diese beiden Menschen! Wie beneidenswerth war ihr Loos, wie selten ihre Eintracht, wie reich an Erfolgen ihr gegenseitiges Schaffen und Wirken! Betrachten wir nach zwei verschiedenen Richtungen das Wesen dieses ausgezeichneten und doch so wenig nach Auszeichnung strebenden Mannes; seine Handlungen werden uns im Laufe der Erzählung durch sich selber noch klarer vor Augen treten.

An gründlicher, sogenannter klassischer und philologischer Bildung übertraf Heinrich Wollzagen viele seiner Amtsbrüder bei Weitem. Nach Beendigung seiner täglichen Berufsgeschäfte kannte er keine größere Erquickung und Erhebung, als im Kreise seiner Familie der Erziehung seiner Kinder zu leben und nebenbei im einsamen Studirzimmer die Werke der größten Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber aller Zeiten und Länder sich zu eigen zu machen. Dieser, aus seinen jüngeren Jahren in sein jetziges Leben hinüber verpflanzten Gewohnheit verdankte er es, daß er im täglichen Umgange mit geistig weniger Begabten in seinem Innern nicht versandete und verödete. Er wuchs noch alle Tage an Erkenntniß, Erfahrung und Weisheit, er stärkte sein Herz, bereicherte seinen Geist alltäglich an jenem ursprünglichen Quell des Schönen und Erhabenen, der die sonst so traurige und trockene Welt mit ewig junger, schöpferischer

Kraft in einen saftig treibenden Frucht- und Blumengarten verwandelt. Dies ist die eine dieser Richtungen.

Die andere betraf mehr seinen Beruf als Geistlicher, Seelsorger und Kanzelredner. Seine Religion – von dieser wollen und müssen wir hier sprechen – war nicht die kalte, herzlose und heuchlerische Maske, wie sie leider heutzutage so oft und so widerwärtig unser Auge und unser Herz verletzt. Seine Religion war nicht die trockene, oder die Geistes- und Seelenarmuth verhüllende, gleißnerische Gottseligkeit vor den Augen zuschauender Menschen; er schöpfte sie nicht aus abgefaulten, wurmstichigen Ueberlieferungen, aus mit Buchstaben geschriebenen, gewissermaßen gesetzlich gewordenen Vorschriften eines geistlosen Herkommens; er schöpfte sie aus einem tieferen, reineren Quell, aus dem Innersten seines Gott vertrauenden Herzens, seiner klaren, milden Seele, aus seiner Gottesfurcht und Menschenliebe. Er lehrte nicht, was die Menschen in ihrer Eitelkeit erniedrigt, sondern was sie in ihrer Schwäche erhebt. Er sprach *aus* seinem Herzen *zu* ihren Herzen. Er knüpfte an ihr tägliches Wirken an und führte sie auf einem leicht gangbaren und offenen Wege gerade dem hohen Wesen entgegen, welches, wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, aus allem Erschaffenen die verständlichste, lauteste und göttlichste Sprache redet. Als Kanzelredner trat er nicht mit Heulen und Zähneklappern, wie ein vor der Allmacht des Gewaltigen sich krümmender Wurm, wie ein nach Beifall haschender Schauspieler mit schlagenden Geberden und brüllender Stimme vor seinen Zuhörern auf, beschwor

nicht den Teufel und das Fegefeuer herbei, das nur in der leidenschaftlichen Brust des Menschen brennt, schon auf Erden die Sünden geißelnd, nein! er enthüllte dem Suchenden und Forschenden das reine Gold seiner innern Menschenwürde, er veredelte den thierisch dringenden Stoff der Sterblichen, regelte ihren unbestimmten Drang nach dem erreichbaren Guten und Schönen, verbesserte ihren Wandel, reinigte ihren ungesunden Geist von allem Krankhaften und Eingebildeten, und, was Wunder! daß er mit wenigen, rein menschlichen Mitteln das Höchste, Beste erreichte: die Vergeistigung ihrer irdischen Sinne und Triebe. So war Heinrich Wollzagen ein wahrhaft gottgesandter Friedensbote unter den Irrenden, ein redlicher Mitarbeiter an jener Arbeit, die uns auf Erden schon zum himmlischen Leben vorbereiten soll. –

Heinrich Wollzagen hätte wohl mit dieser hohen Begabung, diesem reinen Streben, Wissen und Können für eine bessere Stellung im Leben gepaßt, aber er hatte keinen höhern Ehrgeiz, als in seinem jetzigen segensreichen Wirkungskreise fort zu säen und zu erndten. Er war vollkommen glücklich und zufrieden; seine Mittel, nicht beschränkt, nicht reichlich, genügten seinen Bedürfnissen, er entbehrte Nichts. Geprüfte Freunde, redliche Männer, die wir auch noch kennen lernen werden, lebten und wirkten an seiner Seite, – was wollte er mehr?

Man sieht schon aus der Schilderung dieses einen Mannes, dessen Charakter und Wesen wir, wir bekennen es gern, mit Vorliebe entziffert haben, daß Eduard in keine besseren Hände hätte gerathen können. Alle

menschliche Vorsicht und Prüfung von Seiten seines gewissenlosen Vormundes hätte keine vollkommenerere Erziehungsanstalt finden und thun können, was hier der Zufall oder die allwaltende Vorsehung auf so verwickeltem Wege gethan hatte. Alles, was Wollzagen an ihm und Anderen that, that er mit Liebe, Wohlwollen, Hingebung, ja, wenn es nöthig war, mit Aufopferung seiner eigenen persönlichen Wünsche. Das Zufallsrad ist oft die wahrere Glücksgöttin der Menschen, als der berechnendste, Proben verlangende und befolgende Verstand des erhabenen Weisen! –

Und der Knabe? O! Der war längst, seitdem wir ihn nicht gesehen, mit der Familie des Pfarrers auf das Innigste verwachsen. Kaum sahen ihn Andere und er sich selber als ein Fremdes, Hinzugekommenes an. Schnell hatte er alle Sitten und Gewohnheiten des Hauses erfaßt und sich in das Unbekannteste gefunden. War doch auch Alles um ihn her so freundlich, entgegenkommend, ermunternd! Noch niemals hatte er sich, wenigstens so weit seine junge Erinnerung reichte, so warm gebettet, so mütterlich gepflegt befunden; Freude, herzliche Theilnahme war für ihn auf allen Gesichtern, in allen Herzen. Er hatte noch keinen trüben Augenblick in dem reinen Sonnenscheine des neuen Lebensstages gehabt. Zwar war ihm Susannens Abschied, nachdem sie ihre paar Habseligkeiten verkauft, um in eine andere Provinz zu ihren Verwandten zu gehen, schwer auf's Herz gefallen, allein sie hatte ja versprochen wieder zu kommen und in des Pfarrers Hause, auf dessen Gattin Wunsch, als Aufseherin in Küche,

Keller und Stall zu wirken, und mit Ausgang des Jahres wurde sie wieder in Bilsingen erwartet. Und damit hatte er sich bald getröstet.

Lange und reiflich hatte der Pfarrer selbst über das vergangene und zukünftige Schicksal des Knaben nachgedacht, und gerade heute haben wir ihn in dieser Beschäftigung unterbrochen. Wie lange er aber auch geschwankt und gefürchtet hatte – jetzt stand sein Entschluß fest: den Knaben bei sich zu behalten, bis seine Eltern oder sein Vormund durch Zufall oder einen Act der göttlichen Fürsorge entdeckt wären. Und auf diesen Act vertraute der Seelsorger mit gläubiger Zuversicht, denn er glaubte an jene Fürsorge unumstößlich. Er wußte, fühlte und lehrte, daß sie walte und helfe, wo kein Mensch mehr helfen könne, und daß die Vorsehung, wie die in der Stille und dem Dunkel der Nacht am geschäftigsten arbeitende Natur in unerreichbarer Vollendung die verhülltesten Räthsel entschleierte. Und darum fühlte er sich berufen, den Knaben mit allen seinen Kräften zu bilden und zu hegen, und ihn zu einem Manne zu erziehen, den jede Familie, und sei sie auch noch so vornehm und begabt, mit Freude und Stolz in ihren Schooß einst wieder aufnehmen könnte. Wohl hatte er bei seinen bisweiligen Besuchen der benachbarten Sommerresidenz unter der Hand nach einem etwa verloren gegangenen Knaben geforscht, aber in dieser, vier Meilen von der Hauptstadt entfernten Stadt wußte ja kein Mensch von den uns beschäftigenden Scenen, was indessen der Pfarrer nicht ahnen

konnte, denn aus Susannens Erzählung schien hervorzugehen, daß Buschmann den Knaben in unmittelbarster Nähe empfangen habe. Nach der Hauptstadt selbst kam der häusliche Pfarrer alle drei, vier Jahre ein Mal; und hätte er auch selbst diese für die eigentliche Heimath des Knaben gehalten, wie schwierig wäre es gewesen, in dieser von Menschen so gedrängt vollen Stadt die richtige Spur zu finden. Den Gerichten von einem aufgefundenen elterlosen Knaben Anzeige zu machen, war freilich einer seiner ersten Gedanken gewesen, denn er war, wie er ein Mann der christlichen Liebe war, so auch ein Mann irdischer Gerechtigkeit. Aber einmal war ja der Knabe selbst von dem eigenen Vormunde einem fremden Taugenichte anvertraut worden, und daß gerade Buschmann gewählt war, mußte oder konnte die triftigsten Gründe haben. Sodann, warum wollte er gewaltsam in das Schicksal des Knaben eingreifen, ihn, der jetzt geborgen und für die nächste Zukunft gut aufgehoben war, in vielleicht düstere, traurige Verhältnisse zurückstoßen, denen er eben erst glücklich entronnen war. Mag er erst älter werden, dachte er, je männlicher um so besser, und dann seine Verwandten oder seinen Vormund selber aufsuchen; erst aber will ich ihm eine feste Grundlage geben für dieses wankende Leben; wenn er auf eigenen Füßen steht, mag er, so er kühn und männlich ist, hervortreten und sagen:

»Hier bin ich! Seht, Ihr habt mich verstoßen, da ich schwach und unmündig war, jetzt bin ich ein Mann geworden, der seine eigenen Rechte vertritt und Euch hofentlich zur Ehre gereicht, die Ihr ihn der Schande überliefert habt. Wo ist mein Eigenthum? Wer sind meine Eltern, daß ich sie segne und ihnen danke für das Vergangene, da mir das Zukünftige mit ihnen versagt ist!«

So dachte der Pfarrer. Und unbewußt mischte sich gewiß in diese Gedanken die Furcht, die er alle Tage mehr zu hegen begann: der Knabe könnte ihm, wie er ihm plötzlich zugefallen sei, auch plötzlich wieder entrissen werden, – und das wurde, je mehr das Kind wuchs, ein für ihn beinahe unerträglicher Gedanke. Denn schon liebte er ihn mit beinahe väterlicher Liebe; er sah ihn gedeihen, sich entwickeln, sich bilden, und Das war ja, wenigstens zum Theil, sein Werk, und Das sollte unterbrochen, gestört werden, ehe es vollendet? Nein, Das konnte, – durfte nicht sein!

Aber der Knabe, zeigte er sich so vieler Liebe würdig? War Etwas in ihm, was mit dieser Hingebung und Pflege in Einklang trat? O! die gute Mutter Natur hatte einen Saamen in diese schöne Hülle gelegt, der durch seine frühen kräftigen Keime zu der Hoffnung berechtigte, sie würden einst nicht nur zu duftigen Blüten, sondern auch zu saftigen Früchten emporwachsen. Empfänglicheren Sinn hatte sein Lehrer, der Kantor, zu dem wir uns sogleich wenden werden, in seinem, der Kindererziehung gewidmetem Leben, noch nie wahrgenommen. Alle Fassungsorgane des Knaben waren weit geöffnet und die

noch höhere und seltenere Begabung vorhanden, das einmal Gehörte, Erlernte im treuen Gedächtnisse zu bewahren, zu verarbeiten und gehörigen Ortes anzuwenden. Eine Richtung aber war es vorzüglich, die den Pfarrer sowohl wie den Lehrer mit, wir möchten beinahe sagen, verwunderndem Staunen erfüllte, und wozu wir den Schlüssel haben, wenn wir wissen, daß Eduard's Vater nicht allein ein wissenschaftlich gebildeter Arzt, sondern ein mit ganzem Herzen der Gotteswelt ergebener Naturforscher war, für den Alles, was Luft, Land und Meer erzeugt, nicht bloß ein Wunder, vielmehr ein Gegenstand der Forschung, des Erkennens, des Wissens gewesen war. Diese Neigung, dieses Verständniß hatte der Sohn vom Vater geerbt. Schon für den Knaben hatte die Flur, der Wald, der rieselnde Bach, die duftende Blume eine höhere Bedeutung; in ihnen lag für das nur sympathetisch ahnende, seinem Instinkte nur leise folgende Gemüth eine Sprache, ein Wohlklang, ein Reiz, den er mit allen Sinnen verfolgte und sich zu entziffern strebte. Daher sein Lieblingsaufenthalt in der freien Natur! Das Lebendige darin auch in dem scheinbar Todten zu finden, war sein Streben, seine Begabung; daher gab es für ihn kein Gestorbenes, Abgefallenes, Verwes'tes; Keime, Triebe einer höhern Weltansicht sproßten ihm aus Allem hervor, an dem der minder befähigte Mensch stumm und ahnungslos vorüber zu wandeln pflegt.

Doch es kann hier unsere Absicht nicht sein, den Bildungsgang Eduard's schrittweise in allen Einzelheiten zu verfolgen, nur die hauptsächlichsten Umstände und

Verhältnisse, die für seine Zukunft von höherer Bedeutung sein sollten, können wir hier dem Theilnehmenden vorführen.

An dem von uns, Eingangs dieses Kapitels, erwähnten Sommerabende also fanden wir den jungen Pfarrherrn in seinem Arbeitszimmer. Er hatte nachgedacht und war jetzt zu einem Resultate dieses Nachdenkens gekommen. Er legte jenes beschmutzte, zerknitterte Blatt Papier, welches er der erstarrenden Hand Buschmann's entrungen, nachdem er es sorglich geprüft und sich die Schriftzüge für alle Fälle eingepägt hatte, in ein verschlossenes Fach seines Schreibtisches. Als er hiermit geendet, sah er die Thür aufgehen und Eduard, mit seinen Schulbüchern unter dem Arme, gefolgt von seinem steten Begleiter, dem schwarzen HeCtor, freundlich nickend hereintreten.

»Guten Abend, Väterchen!« sagte der Knabe.

»Guten Abend, mein Sohn! Nun, sind die Arbeitsstunden vorüber? Was hast Du heute gelernt?«

»Die Elemente jedes spätern Wissens, sagt der Herr Kantor,« entgegnete Eduard, »Schreiben, Lesen und Rechnen. Ach, ich wollte, ich wüßte schon Alles!«

»Mit Geduld und Fleiß kommt es von selbst. Ist der Kantor zu Hause, oder ist er in's Feld gegangen?«

»Er ist im Garten und begießt die Blumen!«

Damit sprang er, den Hund rufend, zur Thür hinaus und verlor sich hüpfend in's Freie. Der Pfarrer aber steckte behaglich seine Pfeife an, um sich zu seinem Nachbar, dem Kantor, zu begeben.

## ZWEITES KAPITEL. DER KANTOR.

Durch die Gärten mit einander verbunden, die nur eine kleine lebendige Hecke mit stets offenem Eingange trennte, waren Pfarr- und Schulhaus gemüthliche Nachbarn, wie ihre Bewohner. Letzteres war ebenfalls ein altergraues, mit dichtem Epheu umranktes Gebäude, dessen Thür unmittelbar in den Garten führte. Sein Bewohner, dem wir dieses Kapitel widmen, war der älteste und traueste Freund des Pfarrherrn selber. Sie waren aus einem Orte, und schon als Knaben Gefährten gewesen, nur war Herrmann Michel der mehrere Jahre Aeltere von Beiden. Sein Vater, ebenfalls ein Schulmeister, hatte nicht die Mittel gehabt, dem Sohne die gewünschte Laufbahn eines ganz Studirten zu gestatten. Als daher Heinrich Wollzagen die höhere Schule besuchte, wanderte der junge Michel in das Seminar der Residenz, um sich so wenigstens die nächstfolgende Stufe der Gelehrsamkeit zu erringen. Was ihm die Göttin des Glücks versagt hatte, ersetzte er durch eine strebsame Natur und einen nie ablassenden Fleiß. Mit den besten Zeugnissen versehen, erhielt er eine ärmliche Stelle in einem der elendsten Dörfer der Umgegend. Hier heirathete er die Tochter seines Vorgängers und erhielt von ihr einen einzigen Sohn, Karl, bei dessen Geburt die Mutter starb. Mit allen Beschwerlichkeiten und aller Armuth seines so wichtigen und so kärglich belohnten Berufes hatte der rastlos thätige Mann in dieser Lage zu kämpfen. Aber sein fröhliches Gemüth, sein leichtes Temperament rang sich durch

und seine natürliche Begabung erhielt ihn auf höherer Stufe, als worauf sein untergeordneter Wirkungskreis ihn gestellt hatte. Als nun vor fünf Jahren Heinrich Wollzagen die Pfarrei in Bilsingen übernahm und zugleich eine Vacanz der dortigen einträglicheren Schulmeisterstelle eintrat, erhielt diese der Jugendfreund durch dessen Verwendung. Von nun an lebten und wirkten Beide in einer Richtung, aber mit doppelten Kräften. Beide thätig, Beide strebsam, Beide zufrieden und glücklich. Gab es je ein schöneres Verhältniß?

Wenn man den Charakter, den moralischen Werth eines Menschen erkennen und bestimmen will, so befragt man seine Lieblingsneigungen und seine von den Berufsgeschäften abgesonderten Nebenbeschäftigungen. Unter hundert Fällen kommt man neunundneunzig Mal auf die richtige Spur. Auch der Kantor Michel bot einer solchen Betrachtung eine freundliche Seite dar. Nach der Erziehung seines Sohnes, der mit Eduard in fast gleichem Alter war und den er, wie diesen, mit seinen besten Kräften unterrichtete, nach seinen Schulpflichten gegen eine nicht ganz vernachlässigte und ziemlich lernbegierige Dorfjugend, nach seinen Kirchengeschäften, denn er war Kantor und Lehrer zugleich und mußte die kleine Orgel in der Kirche spielen, standen oben an, vor allem Uebrigen, zwei Lieblingsbeschäftigungen, die man unter den Lehrern des flachen Landes häufig findet, die aber bei unserm Freunde eine Ausdehnung und Höhe erreichten, wie sie wohl äußerst selten bei einem Manne seines Standes vorkommen dürften. Wir meinen die Pflege der

Pflanzen und die Ausübung der Musik. Botanik und Musik, das war das eigentliche Steckenpferd des Kantors Michel, und in Beiden war er mehr als Dilettant: er streifte an den Gelehrten und Künstler. Vor Allem war es in ersterer Richtung die Blumen- und Obstzucht, die unter den kunstfertigen Händen des stillen Mannes gedieh. In der ganzen Umgegend gab es keinen Garten, weder eines reichen noch vornehmen Mannes, welcher schönere Früchte und prachtvollere Blumen aufzuweisen gehabt hätte, als der des Pfarr- und Schulhauses zu Bilsingen, denn der Pfarrer hatte wohlweislich, den Eifer des Jugendfreundes verehrend, seinen eigenen Garten der Sorge des Nachbarn überlassen, und Beide hatten Vortheil davon; der Eine: ein größeres Feld seines Fleißes und der Andere: duftendere Blumen und saftigere Früchte, als selbst der gräfliche Gärtner im nahegelegenen Schlosse. Besonders aber waren die wohlriechenden Blumen die Lieblinge des kenntnißreichen Kantors.

»Denn,« sagte er oft und wiederholt zu seinem Sohne, »die prangende Farbe der Blume ist nur ihr äußeres, oft sogar nur künstliches Kleid, welches das Auge besticht und uns Etwas glauben lassen will, was nicht vorhanden ist. Der wonnige, süße, balsamische Duft aber, das ist der innewohnende Geist, die göttliche Seele der Blume, dieses schönsten Kindes des Mutterschooßes der Erde. Freilich, wie es geistesarme, seelenmatte Menschen giebt, die sich in Sammet und Seide kleiden und mit Gold und Edelsteinen schmücken, um nur Etwas zu scheinen, so giebt es auch Blumen, die weiter Nichts als den prachtvollen

Mantel des Scheines um sich breiten, – in meinen Augen freilich noch mehr werth, als der Mensch, der, von seiner Bekleidung befreit, eine traurige Blöße zeigt.«

So war denn der Garten zwischen beiden Häusern ein wahres kleines Paradies. Stets gesäubert und begossen, und wo nothwendig, beschattet oder sonnig beschienen, war Alles auf das Zweckmäßigste eingerichtet, und wie holdwangige Kinder nickten sich die Blumen über die zierlichen Beete und Wege zu, wenn, wie heute, ein milder Abendwind ihre Stengel bewegte und einen gewürzigen, wohlthuenden Duft weit über das Gebiet der Pfarrei hinaus verbreitete.

Doch wir müssen auch einige Worte über die Musik des Dorfschulmeisters sagen. Diese war in dem Seminar, worin er erzogen, von einem bekannten Meister gründlich gelehrt worden. Derselbe hatte alsbald die Fähigkeit des jungen Michel erkannt und mit eifrigem Bemühen ihn besonders gefördert. So war er im Generalbasse vollkommen bewandert, ja, die noch höhere Musik, den Contrapunkt, die Fugenlehre hatte er sogar studirt und einige vortreffliche Lieder in Musik gesetzt. In technischer Hinsicht aber war er sogar seinem Meister über den Kopf gewachsen, denn er war ein eben so gewandter Violin- wie geistvoller Klavier- und Orgelspieler. Und hierin hatte ihn das Glück, oder vielmehr sein Fleiß, seiner eignen Meinung nach, überschwenglich bereichert. Ein reicher, wohlwollender Privatmann in der kleinen Residenz, schon manches Talent unterstützend, hatte dem

Seminar einen kostbaren Flügel geschenkt, mit der Bestimmung, daß der fleißigste Schüler bei seinem Eintritte in's Leben denselben zum Lohn erhalten solle. Michel war der Fleißigste, also auch der Glückliche gewesen, der ihn sich selbst errungen. So stand er denn nun auch mitten in dem Zimmer des armen Mannes, doppelt so viel werth, als alles Uebrige im ganzen Hause zusammen, gehegt und gepflegt, wie selten ein ähnliches musikalisches Instrument; denn, um es offen zu sagen, der Kantor hatte beinahe eine abgöttische Verehrung für seinen Flügel. Er säuberte ihn selbst, er verschloß ihn stets und trug den Schlüssel in der Westentasche bei sich, ja er sprach mit ihm, sagte ihm Lebewohl, wenn er ging, und begrüßte ihn, wenn er heimkehrte. Und wir müssen dem guten Manne, der so wenig sonst im Leben besaß, diesen etwas hohen Grad künstlerischer Verehrung schon verzeihen, denn er hatte seine eigenen Gedanken über die wunderbar lieblichen Töne, wie über den Duft der Blumen.

»Die Töne,« sagte er, »die ich aus den Seiten locke, sind die Gefühle, die ich wohl tief im Herzen empfinde, aber nicht aussprechen kann. Wollt Ihr hören, was Engel sprechen, so hört eine Symphonie von Haydn, Beethoven oder Mozart. Der Mensch kann zwar Viel seinem Nebenmenschen, ja seinem Gotte sagen, aber Alles kann er doch nicht seinem Innern entringen. Was ich im Gebete nicht aussprechen kann, und ich bete ja täglich zu Gott, daß er Euch segne – das sagen ihm meine Töne; und ich will es beschwören, er hört es so gut und erfüllt es, als

wenn es meine Lippen voller Begeisterung hinaufstammelten.«

Und oft am stillen Abend, wenn Alles schlief und nur der Pfarrer noch bei seinen Büchern saß, hörte er die Accorde des Nachbars durch die milde Nacht tönen. Wenn dann sein schönes, classisches Spiel am Ende in einen weichen Choral fiel, dann wußte er, daß kein Mensch auf Erden so inbrünstig sein Abendgebet zu Gott emporsprach, wie der arme Kantor von Bilsingen. –

Nachdem der Pfarrer also seine Pfeife in Brand gesteckt, ging er, als Spur seines Weges eine lange duftende Rauchwolke hinter sich lassend, dem Garten zu, wo er gewiß war, seinen Freund zu treffen. Und so war es auch. Er begoß seine Rosen aus einer großen Gießkanne und trug sich selbst das Wasser aus dem ziemlich entfernt stehenden Brunnen her. Eben hatte er sich gebückt, um nach einem zerknickten Stengel zu sehen, ob noch Hoffnung wäre, ihn zu retten oder ob das Messer sein erbarmungsloses Werk verrichten müsse, – da sah er den Pfarrer kommen und richtete sich auf. Es war eine bei allem früheren Mangel ziemlich wohlgenährte Gestalt, die des Kantors. Er hatte ein leichtes Sommerröckchen an und das sonst unerläßliche weiße Halstuch wegen der Hitze abgenommen. Sein Gesicht bot etwas ungemein Gutmüthiges, Einfaches, doch Sinniges und Nachdenkendes dem Beschauer dar, wie wir es so häufig bei Menschen finden, die sich beständig mit Blumen oder Musik beschäftigen. Seine grauen, redlichen Augen blickten unter der festen

Stirn, über die jetzt der Schweiß der Arbeit floß, freundlich dem Kommenden entgegen, und er erwiderte den gebotenen Abendgruß mit einem treuherzigen:

»Guten Abend, Heinrich; bist Du schon fertig?«

»Ich bin's,« erwiderte der Pfarrer, »hast Du noch viele Blumen zu begießen?«

»Nur noch eine Kanne voll, dann bin ich fertig. Gehen wir auf das Feld, oder setzen wir uns in den Kahn auf dem See?«

»Ich denke, wir gehen; Du bist warm und auf dem See ist es Abends immer frisch,« versetzte vorsorglich der Pfarrer.

»Nun, gut – einen Augenblick!« Dabei lief er nach dem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Als er zurückkam, erschienen mit ihm die Knaben Eduard und Karl, letzterer seinem Vater sehr ähnlich, eben so bescheiden, so still, so anspruchslos, mit eben so schwarzen Haaren und grauen Augen, und mit Eduard von gleicher Größe.

»Hole mir meinen schwarzen alten Rock, Karl, und die Mütze,« sagte er zu dem Sohne. Der Knabe sprang davon.

–

»Darf ich Ihnen nichts holen, Herr Kantor?« fragte Eduard.

»O doch, doch, mein Sohn. Hole mir eine Pfeife – wart' doch – in der Ecke links steht eine frisch gestopfte, und laß Dir von der Lise eine Kohle darauf legen. Jetzt bin ich fertig,« wandte er sich zum zuschauenden Geistlichen, der seine Freude an dem Freunde und den beiden willfährigen Knaben hatte, und zog den gebrachten Rock an,

nahm das Pfeifchen, sah nach, ob die Kohle glühend war, versuchte sie mit ein paar kräftigen Zügen und schickte sich an, dem vorangehenden Pfarrer zu folgen. Karl stieß Eduard an und machte eine ermuthigende Geberde.

»Dürfen wir auch mitgehen?« fragte Letzterer.

»Heute nicht, mein Sohn, wir haben zu reden. Geh' aber zur Mutter, ich glaube, sie ruft Euch zum Abendessen.« –

Und so war es auch. Die Knaben gingen in das Zimmer, Karl bescheiden zuletzt; die Männer dagegen wandten sich durch das Dorf, an der Mühle vorbei, auf das freie Feld, den Zimmerplatz mit dem wohnlichen Hause zur Linken lassend.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander her, denn es kamen dann und wann Bewohner des Dorfes an ihnen vorüber, die ehrerbietig die Mütze zogen und stets mit dem Doppelgruße einerschritten:

»Guten Abend, Herr Prediger, guten Abend, Herr Kantor!«

Als sie den Zimmerplatz hinter sich gelassen und das lange, fruchtbare Feld vor sich hatten, von dem der kräftige Duft des blühenden Roggens ihnen entgegenfloß, begann der ältere Mann:

»Nun, Heinrich, jetzt sind wir ungestört, was hast Du beschlossen?«

»Ja, ich bin fertig: ich bin mit mir selbst einig geworden und sehe jetzt Alles klar vor mir. Deine Meinung jedoch will ich hören. Ich denke, Freund, wir behalten den Knaben bei uns, für uns ganz allein, wir vertrauen

ihn keiner fremden Hand an. Freilich, Bilsingen ist keine große Welt und unser bescheidenes Haus kein Gymnasium mit aller Gelehrsamkeit darinnen, allein – es schaudert mich wahrhaft davor, das arme Kind, das sich nun an uns gewöhnt hat, schon wieder in fremde Verhältnisse zu bringen. Die Belehrung wird zu verschiedenartig. Ich denke, wir versuchen es, Hermann, wir sind ja in den besten Jahren und haben das Unsrige gelernt. Geben wir ab, was wir können; Du übernimmst die Elemente, die Geographie und Geschichte, allenfalls auch später die Mathematik, und ich das Latein, Griechische und zuletzt die neueren Sprachen. Mit Gottes Hülfe und bei unablässiger Arbeit, denke ich, vollenden wir die Erziehung Beider, denn ich nehme an, daß Dein Karl an Allem Theil nimmt, – bringen sie dann zur Prüfung in die Stadt, falls sie studiren wollen, und – und – nun, das Uebrige wird sich von selber finden. – Aber sprich Du jetzt Deine Meinung aus, Du weißt, ich befolge nicht immer allein die meinige.« –

Der Kantor, der während der Mittheilung seines Freundes mächtige Dampfvolken seiner Pfeife entzogen hatte, schwieg noch, in tiefes Nachdenken versunken, eine Weile; dann, als ihm der Freund fragend in das ehrliche Gesicht blickte, entgegnete er:

»Nun ja, da haben wir's. Einmal für allemal! Wir sind, wie gewöhnlich, Beide an einem Ziele angelangt. Wir behalten die Buben. Mir wäre es so zu einsam in meinem Häuschen geworden. Und was unsere Leistungen betrifft, Heinrich, so wäre es doch wunderbar, wenn wir, so gut

Lehrer wie die in der Stadt, mit bestem Willen und einer Fülle von Zeit vor uns, nicht ein paar reife Studenten aus ihnen ziehen sollten. D'rauf los, alter Freund, mit frischem Muthe; hauchen wir ihnen ein, was an menschlich kleiner Weisheit in uns ist, so wird uns die Zeit bei dem heranbrechende Lebensabend nicht zu lang. Wirklich, Du hast mir aus ganzer Seele gesprochen; ich fürchtete schon, Du zögest die Schule vor, und ich hatte mich auf einen ernstlichen Kampf mit Dir gefaßt gemacht.«

»Wir sind ja immer einig gewesen, am Morgen und Mittag, sollten wir es am Abend nicht mehr sein, Hermann?«

»Wohl, wohl! So ist es. – Und wie ist es mit dem Namen?«

»Ja, das ist ein schwieriger Punkt. Ich denke aber, ich nenne ihn so, wie mich selber; mag er bei Fremden für meinen eigenen Sohn gelten, die nächsten Bekannten schließen vielleicht auf meines verstorbenen Bruders Sohn. Haben wir doch auch keine Gewißheit, ob das Papier in der Hand des Todten sich auf den Knaben wirklich bezieht.«

»O! was Das betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick daran. Der Schurke wollte Dir sicher beichten, – indessen der Tod, der so Viele überrascht, überraschte auch ihn.«

»Nehmen wir dies an. Aber es ist ein sonderbarer Name: Eduard *Hutten* Stolling.«

»Vielleicht fehlen zwischen Hutten und Stolling zwei Punkte, und dann heißt die Familie Hutten-Stolling.«

»Möglich! Vielleicht aber auch ist es ein Vorname, nach einem lieben, verstorbenen Verwandten ihm beigelegt, wie das bisweilen vorkommt.«

»Auch möglich – doch vermuthen wir Alles oder Nichts. Wir finden für jetzt die Wahrheit nicht. Bei alle Dem, ein prächtiger Junge!«

»O gewiß! Lernt er gut, faßt er schnell?«

»Ich habe in meinem Leben Nichts dergleichen gesehen! Das ist Arbeit ohne Mühe; wenn alle Kinder so leicht begriffen, würden wir armen Schulmeister weniger zu beklagen sein. Mir kommt es vor, als wenn Alles in seinem Geiste schon fertig läge, und es blos der Anfrage von Außen bedürfte, um es zur Aeüßerung zu bringen.«

»Anlage! Talent! alter Freund, reine Gottesgabe! Um so weniger dürfen wir ihn überstürzen, da er sich genug selbst treiben wird.«

»Und vor allen Dingen müssen wir den Körper zugleich mit dem Geiste bilden, das ist eine Naturnothwendigkeit. Schwimmen, turnen, reiten und was dazu gehört, nicht wahr Heinrich?«

»Ich habe schon daran gedacht. Ich will morgen zum Zimmermeister gehen und mit ihm darüber sprechen. Sein Ernst ist in gleichen Jahren und da thut er vielleicht für alle Drei, was er für ihn allein gethan hätte.«

«Prächtig, prächtig! Und ich werde meine alten Gelenke noch einmal bewegen lernen,« rief der Kantor freudig, in froher Erinnerung an seine Jugendjahre auf dem Seminar, wo er auch hatte schwimmen und turnen müssen.

»Wir werden noch einmal jung, Hermann. Nun, ist das doch der beste Lebensgebrauch, den man machen kann; zweimal Jugend ist mehr werth, als eine Jugend und ein Alter zusammen genommen.«

So war es beschlossen, und so blieb es. Die Männer aber gingen noch einige Hundert Schritte weiter, dann kehrten sie durch das Kornfeld nach ihrem Hause zurück, der Eine, um sich an seinen Flügel, der Andere, um sich an seinen Arbeitstisch zu setzen.

### DRITTES KAPITEL. DER ZIMMERMANN UND DER SOHN DER WITWWE.

Der nächste Tag war ein Sonntag; alle Arbeiten im Dorfe ruhten, nur der Pfarrer und der Kantor hatten ihre sonntägliche Pflicht zu erfüllen. Nachdem die Nachmittagspredigt vorüber und der gemüthliche Kaffee im Pfarrhause getrunken war, rüstete sich Eduard's Pflegevater zum Besuche auf dem Zimmerhof. Die Pastorin und die Kinder schlossen sich bereitwillig an. Als der Zimmermeister Dossow die Familie des Geistlichen kommen sah, rief er schnell seine Frau herbei und beauftragte sie, den verehrten Gästen aufzutischen, was Küche und Keller zu bieten im Stande sei. So war es Sitte in dem gastfreien Hause des wohlhabenden Handwerkers.

Wilhelm Dossow war gewöhnlichen Herkommens, ein Sohn harter und beschwerlicher Arbeit, hatte sich aber wacker emporgearbeitet und genoß jetzt die Frucht seines Fleißes und seiner Thätigkeit. In das Haus, welches er gegenwärtig als sein Eigenthum bewohnte, war er vor

funfzehn Jahren als rüstiger Gesell eingezogen, hatte sich das Zutrauen und Wohlwollen seines Meisters erworben, seine Geschicklichkeit vervollkommnet und als Lohn seiner Mühen die Hand der Tochter des Hauses errungen. Anfangs Theilnehmer des schon blühenden Geschäfts, hatte er es nach dem Tode des Schwiegervaters geerbt und es nun auf eigene Rechnung in höhern Schwung gesetzt. Das Glück ist häufig des fleißigen Arbeiters Freund, oft freilich leider auch nicht. Ihm war es zur Seite geblieben, ja, mit ihm war so recht eigentlich der Segen in den Zimmerhof eingezogen. Bald waren alle vorgefundenen Einrichtungen dem rastlos Strebenden zu eng und zu klein, er fing an zu bauen, erst langsam, dann schneller, und zuletzt endlich war das alte verfallene Haus in ein allerliebstes modernes Gebäude umgewandelt, dessen Inneres und Aeußeres allen Anforderungen des guten Geschmacks und zweckmäßigen Gewerbes entsprach. Kein Raum war innen unbenutzt geblieben: Küche, Keller und Bodenraum so recht der Hausfrau zur Hand eingerichtet, die Wohn- und Schlafzimmer sauber und mit städtischer Bequemlichkeit geschmückt, die Arbeitszimmer aber vorzüglich in die gemüthlichste Lage versetzt. Der große Bauplatz war erweitert und mit gewaltigen Bauholzstämmen gefüllt, eine rastlose ämsige Geschäftigkeit herrschte auf demselben vom Morgen bis zum Abend. Zwischen Wohnhaus, Hof- und Gewerksräumen, die an den See

stießen, lag der zierliche Garten. Gemüse, Obst und Blumen in Fülle bietend, freilich nicht ganz nach dem Sinne des wählerischen Kantors, aber doch den Bedürfnissen der Handwerkerfamilie entsprechend. So hätte der Meister mit seinen alljährlich wachsenden Mitteln sich einen schönen Grund und Boden in der nahen Sommerresidenz kaufen und da noch gemächlicher leben können, allein der wackere Handwerker hatte ein dankbares Gemüth, nicht für Personen allein, sondern auch für Orte und Erinnerungen. Dem Hause, wo er wohnte, verdankte er sein Glück, seine Kundschaft: er war zufrieden damit, und seine Frau hing mit schwärmerischer Zärtlichkeit an der Stätte ihrer Eltern, ihrer Geburt, ihrer Jugendzeit.

»Mein Sohn Ernst,« hatte er oft den ihn dieserhalb Fragenden geantwortet, »kann sich in der Stadt ankaufen, ich bleibe hier. Er braucht überhaupt nicht auf dem Lande zu verbauern, wie ich, die Welt darf ihm kaum groß genug sein. Ich bin ein Stümper, ein Anfänger, ein Lehrling mein Lebelang gewesen, ich hatte keine Mittel, ein meisterhafter Mann zu werden, – Er hat sie und er soll sie haben, damit er mir Ehre mache und sich einen Namen erwerbe. Wozu hat man Kinder? Um ihnen zu geben, was man hat, damit sie besser und größer werden, als ihre Väter. Nein, ich bleibe hier, der Ernst mag gehen; ein geschickter Baumeister ist in meinen Augen ein brauchbarer Mann und – das Wenigste, was ich aus dem Jungen machen will. Studiren darf er nicht – nur das Baufach – freilich, Das ist was Anderes; reifen soll er auch, die Welt

sehen, Erfahrung sammeln; das Geld, das Geld – das soll ihm nicht fehlen!«

Also Mittel, Gelegenheit, mithin eine Zukunft hatte Ernst Dossow; – wir wollen sehen, ob ihm der gute Wille und das Talent hülfreich zur Seite standen. –

Eben trat der Pfarrer, an jeder Hand eines seiner ältesten Mädchen, die Frau Pastorin, das dritte Kind langsam führend, das jüngste auf dem Arme der rothwangigen Magd hinter sich, durch die Gartenthür in den Hof. Eduard war seinem jungen Freunde Ernst schon freudig entgegengesprungen. Das Willkommen war herzlich, froh gegeben, heiter entgegen genommen. Bald war ein Jeder an seinem Platze, die Hausfrauen um den beinahe von Kuchen und sonstigem Imbisse brechenden Tisch mit dem Sirickstrumpfe beschäftigt, die Mädchen spielend, die Knaben in dem Bauholze kletternd, die Männer redend und im Garten auf- und abschreitend.

»Lassen Sie uns, bester Nachbar,« sagte nach einer halben Stunde gleichgültigen Gespräches der Geistliche, »auf den Bauplatz gehen, Ich kenne,« fuhr er fort, »im freien Handwerksleben, Sie wissen es ja, kein mir lieberes Geschäft als das Ihrige. Kräftige, gesunde, thätige Menschen fördern eine kühne, schwere, aber lohnende Arbeit! Ah, und wie das frische, saftige Holz duftet, wann es von der schneidenden Säge zerrissen wird. Sehen Sie die Jungen, Meister, die klettern wie die Eichhörnchen umher.«

»Gesund, gesund, Herr Prediger, lassen Sie die Jugend gewähren. Wir haben es ebenso gemacht. Ich weiß nicht,

was mein Ernst für eine große Zuversicht auf Ihren – Ihren Eduard gesetzt hat. Den ganzen Tag plappert er von ihm, und wenn er kommt, wird mein stiller Junge – ein wahres Muttersöhnchen, wenn er allein ist – wie ein munteres Füllen. Das muß wahr sein, ein Range bildet den andern.«

»Lieber Dossow, Sie bringen mich auf den richtigen Weg. Ich habe mir schon oft gedacht, was Sie sagen. Ein Knabe muß, im Spiele wie bei der Arbeit, einen Gesellen haben, wie der Mann einen Herzensfreund, wenn er gedeihen und das Leben genießen soll. Ich gestehe, ich bin nicht ohne Absicht heute zu Ihnen gekommen und Ihre Ansicht scheint mir mein Anliegen zu erleichtern.«

»Ein Anliegen? Sie bei mir ein Anliegen, Herr Pastor? Hier ist meine Hand – geben Sie oder nehmen Sie, ich bin es zufrieden.«

Der Geistliche lächelte über die Treuherzigkeit des Mannes, als er seine Hand drückte und versetzte:

»Nun, Meister, ich nehme Sie bei'm Wort, aber ich will Beides – geben und nehmen.«

»Das ist seltener als nehmen allein, Herr Prediger; Sie machen mich neugierig, was giebt's?«

»Lassen Sie uns da unter dem Birnbaum sitzen, der See sieht von da so lieblich und friedlich aus; Sie haben eine schöne Wohnung, lieber Dossow.«

»Gott sei gedankt!« erwiderte der Handwerker und setzte sich mit dem Pfarrer.

»Hören Sie mich jetzt an,« sagte der Letztere. »Sie haben einen Sohn, dem Sie das beste Gedeihen für's Leben

wünschen, ich weiß es! Der Kantor ist in Ihrer Lage, wenn gleich mit geringeren Mitteln. Ich selbst habe, wie ich es lange gewünscht, von Gott selbst jenen Knaben –«

»Ist er nicht, so hört' ich wenigstens,« unterbrach ihn der aufmerksam Zuhörende, »der Sohn Ihres seligen Bruders?«

Der Pfarrer nickte lächelnd, ohne die Frage zu bejahen oder zu verneinen, und fuhr fort: »Geerbt, ja geerbt wollt' ich sagen. Das ist ein hübsches Kleeblatt, das diese drei Knaben da bilden. – Die Frage ist nun: auf welchem Wege gedeihen sie am besten, was sollen wir thun, um sie auf die würdigste Art auf ein, möglicherweise, ernstes Leben vorzubereiten? Sollen wir sie fremden Händen anvertrauen, die unsere Kinder mit vielleicht schädlichen Brocken füttern und ihrem Geiste eine Richtung geben, wie wir sie am wenigsten wünschen?«

Der Meister sah den Geistlichen, der seine Worte dem Verständnisse des Handwerkers möglichst anpaßte, ernst und zuletzt den Kopf schüttelnd an.

»Wir schicken sie in die Schule,« sagte er kurz.

»Gewiß thun wir Das. Aber in welche? Die Dorfschule ist für *unsere* Söhne, scheint mir, nicht der passendste Ort. Die Stadtschule, eben die ist nicht bei uns und wir können nicht mit ihnen gehen. Was also thun?«

Der Meister warf fragende, bedenkliche Blicke auf den Redenden und versetzte, sich verlegen die Hände reibend: »Ja das ist meine Sorge schon lange gewesen, jetzt ist es an Ihnen, Herr Pastor, einen guten Rath zu geben.«

»Den habe ich, und den will ich geben!« sprach dieser mit erhöhter Stimme – und das ganze, volle Bewußtsein einer lobenswerthen Handlung trieb das Blut aus seinem überströmenden Herzen in sein mildes Gesicht: »Seht, Meister, ich habe mit meinem braven Freunde, dem Kantor, einen Plan verabredet, dem Sie vielleicht Ihre Zustimmung geben werden. Ich selbst und der Kantor wollen die Lehrer unserer drei Knaben sein und mit unserm besten Wissen und Willen sie so weit bringen, daß sie unmittelbar aus unseren Händen in ihren Beruf treten können, d. h. Ihr Sohn, wie ich weiß, von hier auf die Gewerbeschule, Karl, wohin er wollen wird, Eduard, wohin ihn seine Neigung oder sein Schicksal treibt.«

»Bester Herr Pfarrer,« rief der Zimmermeister und sprang gerührt und dankerfüllt von seinem Sitze auf, »das ist ein herrlicher Vorschlag, ich nehme ihn an, ich nehme ihn an, aber das ist ja blos das Geben. Nun sprechen Sie auch vom Nehmen und – was Sie wollen – ich bewillige Alles, gern, doppelt, dreifach.«

»Das Einfache, mein lieber Meister, ist hinreichend für unsre Wünsche. Sie werden gleich sehen. Jetzt sind die Knaben noch klein und unsre Bemühungen gering, sie lernen spielend. Aber die Jahre kommen, wir wissen es ja uns selber, und die heranwachsende Jugend verlangt größere Ueberlegung, ernstere Willenskraft. Da brauchen sie selber ihre körperlichen Kräfte, um dem drängenden, sprudelnden Geiste das Gleichgewicht zu bieten, und Die müssen wir geschmeidig und fest zusammenhalten. Denn Körper und Geist dürfen in dem menschlichen Leibe, der

selbst Körper und Geist ist, nie von einander getrennt, gestählt und veredelt werden, gemeinsam muß die Übung, muß der Fortschritt sein.« –

»Und da soll ich –?«

»Ja, allerdings, dazu sollen Sie uns behülflich sein. Mit kurzen Worten, wir haben zwar einen Turner unter uns, den Kantor, wir müssen aber auch die Geräthschaften dazu haben, das Holz, die Bretter –«

»Weiter nichts? Weiter nichts? Morgen am Tage, Herr Pastor, morgen am Tage. Wo sollen die Dinger stehen? Bei mir oder bei Ihnen?«

»Hier und dort – wo die Kinder gerade arbeiten, müssen sie, nach gefülltem Kopfe, die Glieder bewegen, frisch, frei und fröhlich, wie es heißt; und Das wollt Ihr thun?«

»Ei ja, mit tausend Freuden! Und noch mehr will ich thun. Sie wissen, ich arbeite Sonntags nicht; da zeichne ich nach Herzenslust; das ist keine Arbeit, Herr Pastor, das ist eine arbeitsame Belustigung. Nun ich zeichne gut, ich darf es ja eingestehen. Lassen Sie die Jungen vor und nach der Kirche bei mir sein, essen, zeichnen und turnen, daß es eine Lust ist. Wir wollen sehen, was Das nützt. Mein Ernst muß zeichnen, schön zeichnen, besser als ich, – Das ist der leichte Anfang zu seinem schweren Ende; ich will die Andern unterrichten wie den meinen, und zur Belohnung sollen sie in meine Mappen schauen dürfen, die Abbildungen der herrlichsten Bauwerke der Welt sehen, das Maschinenwesen, welches Alles ich als Preis

für meinen Nachttelegraphen von der Bauschule erhalten habe. Es soll eine Lust werden, für Sie und für mich, denn so trage ich mein Scherflein zu ihrer Erziehung bei, wie ich es lange gewünscht.«

Und die beiden braven Männer schüttelten sich, einverstanden, warm die Hände.

Plötzlich besann sich aber der Zimmermeister; sein Ohr hatte das rauschende Mühlrad vernommen und sein Auge wandte sich in die Richtung, wo die Mühle trieb.

»Aber halt,« sagte er, »ich habe noch eine Bedingung. Da unten in der Mühle wohnt die Wittwe des Musikus'; ihr Felix ist ein Knabe wie die unsrigen, darf er der Vierte in unserm Bunde sein? Ich habe dem armen Weibe versprochen, für den Felix zu sorgen.

»Und Das sollt Ihr halten, und wir werden das Unsrige dazu thun. Wird die Mutter unsrer Ansicht sein?«

»Auf den Knieen wird sie uns danken, woher soll sie es nehmen? Ich büрге für sie, ich büрге für sie!«

»Aber ich möchte doch erst mit ihr sprechen,« sagte der Pfarrer. »Ueberdies bin ich ihr einen Besuch schuldig – wollen wir gleich nach der Mühle gehen?«

Und die beiden Männer, einmal im Zuge, lenkten ihre Schritte der Mühle zu.

Eine Mühle, mag sie liegen, wo sie will, hat immer ein Stück Romantik an und um sich. Schon die große Windmühle auf dem kahlen Berge, einsam auf der Wacht ihren Gefährten, den Wind, erwartend, hat – wenn sie ihre mächtigen, weitgespreizten Arme dem leisen Abendhauche oder dem Geheul der Windsbraut aussetzt, oder

wenn ihre Schaufeln sausend herumstürzen und der kleine, furchtlose, weiße Müller, leise vor sich herpfeifend, auf dem freihangenden Treppchen, ruhig die Arme untereinander geschlagen steht und fröhlich in die weite Welt schaut – etwas ungemein Anziehendes und Poetisches an sich.

Nun aber die Tag und Nacht rauschende Wassermühle, versteckt hinter duftenden Gebüsch und blühenden Obstbäumen, als wolle sie sich suchen lassen, falls ihre klappernden Räder und ihr brausender Wasserfall sie nicht selber verriethen, wie lieblich, anregend und verlockend ist nicht ihr Gerassel, wenn auch der tosende Sturz des mächtigsten Elementes das kleine Wort des Menschen verschlingt und nur ein Wink oder eine Geberde sich dem Gefährten verständlich machen kann!

Wer möchte nicht inmitten dieses harmonischen Tumultes wohnen und, fern von dem unangenehmeren Geräusche der jagenden Welt, sich in stiller Beschaulichkeit einer segensreichen Arbeit unterziehen?

O! nicht umsonst besuchen unsere Dichter mit ihren schönsten Liedern diese geräuschvollen Mühlen so oft, sie wissen wohl, wie schön kühl es da unten ist, wie lustig da oben, wie wohnlich und behaglich da drinnen! –

Auch uns stimmt heute, wie immer, diese Mühle ganz eigenthümlich um; haben wir sie doch so oft rauschen gehört und zur Erinnerung eine blühende wilde Blume aus ihren Gebüsch gebrochen! –

Der hier wohnende Müller war der gräflichen Familie Pachtzins pflichtig. Ein thätiger Mann mit flinker Hausfrau und heranwachsenden Kindern. Auch war er ein guter Mensch, unser Müller, denn er hatte zwei kleine Stübchen im obern Mühlraume unentgeltlich einer armen Wittwe zur Wohnung überlassen, die bei sehr geringem Einkommen für sich und ihren einzigen Sohn Felix zu sorgen hatte. Ihr Mann war lange Jahre im Dorfe ansässiger Musikus gewesen, der den jungen Leuten oft zum Tanze aufgespielt und ihre Hauptfreuden hierdurch vermittelt hatte. Auf einem Auge zwar blind, wußte er doch ziemlich geschickt die Geige zu handhaben, und weit und breit in der Umgegend mußte Vater Wessely jede Hochzeit, Kindtaufe und sonstige Festlichkeit verschönern helfen. Als er starb, hinterließ er seine gemüthliche Frau, seinen dreijährigen Sohn Felix und – seine Geige. Die Frau wollte auswandern, aber der Müller litt es nicht, er nahm sie in seine Wohnung auf und verkaufte das Garn, was sie spann; und sie spann gut und fein, diese Frau Wessely. Ganz besonders unterstützte sie aber der Pathe des kleinen Felix', unser braver Meister Dossow; er hatte ihr die Erziehung des Knaben versprochen und er hielt, wie wir gesehen haben, Wort.

Dieser Knabe aber, Felix Wessely, war ein ganz besonderer Knabe, eine ungewöhnliche Erscheinung in seiner Art, über den so Mancher in der Umgegend des Dorfes, der ihn nicht genau in allen seinen Neigungen beobachtete, schon früh den Kopf schüttelte.

Von Gestalt immer etwas klein und schwächlich, blassem Gesicht und außerordentlich starkem dunkelbraunen Haarwuchse, hatte er ein ungewöhnlich reizbares Temperament, ein außerordentlich zart besaitetes Nervensystem. Der leiseste Mißton konnte ihn zum Weinen bringen, ein zu greller Sonnenstrahl that ihm weh, schon eine harte Anrede machte ihn traurig – nur, wunderbar, das Rauschen des stürzenden Wassers war ihm eine angenehme Musik und um so angenehmer, je lauter es braus'te und rasselte. Auch den Donner des Himmels hörte er mit einem Wonneschauer an; darum stand er bei'm Gewitter, wenn er auch naß wurde, gar zu gerne im Freien, den Kopf vorgebeugt, das Ohr gespannt, und folgte mit wahrer innerer Befriedigung und einem schwer zu beschreibenden Wohlbehagen den brüllenden und langsam verschwimmenden Kadenzen des himmlischen Wolkenkampfes. So war sein Ohr ganz vorzüglich organisirt und fein, er hörte, was Niemand hörte, und der Sinn seines Gehörs schien die Gewalt aller übrigen Sinne in sich vereinigt zu haben. Ob er nun gerne eine Musik hörte? O! die Träume und Ahnungen seines Vaters von der Musik, – denn zu einer höheren Entwicklung in seiner Kunst war es bei Diesem wohl nie gekommen, waren wahrscheinlich in ihm zur wirklichen Lebendigkeit bestimmt. Sehet ihn nur an, wenn er Sonntags die Kirche besucht, – und er ging fast allein aus diesem Grunde so gern dahin, – und den mächtigen Tönen der kleinen Orgel lauscht, da lebt es in ihm auf, da dringt das Blut aus seinem kleinen

Herzen in sein blasses Gesicht, da zittern seine schwachen Glieder – aber nicht vor Schwäche, sondern vor Vergnügen, vor Wonne. – Doch wir werden ihn, wenn er größer geworden, näher kennen lernen, die glockenreine Stimme des Genius' wird schon aus ihm sprechen und sein Flügelschlag ihn emporheben zu dem Quell der Harmonieen, die seinem Vater nur als Träume und Ahnungen vorgeschwebt hatten. Jene Stimme des Genius' zuerst aber zu hören und zu verstehen, war dem guten Kantor Michel vor Allem vorbehalten.

Als Felix heute Nachmittag den Pfarrer und seinen Paten kommen sah, suchte sein braunes, sprechendes Auge verlegen seine Mutter, die ihm rasch die wolligen Haare aus der klaren Stirn strich und mit einem Tuche über das bleiche Gesicht und die große, adlerartig gebogene Nase fuhr.

Was beide Männer mit der Mutter verhandeln wollten, wissen wir; es genügt zu bemerken, daß ihr Vorschlag nicht allein mit Freude, sondern auch mit Dankbarkeit angenommen wurde. Felix ging mit auf den Zimmerhof, Karl Michel kam mit dem Vater auch dahin – so waren die vier Knaben, die in späterer Gemeinschaft so Schönes vollbringen sollten, in dem gastlichen Hause des Zimmermeisters zum ersten Male beisammen.

VIERTES KAPITEL. VIER ZWEIGE DES GROSSEN  
LEBENSBAUMES.

Weder für den weisen Denker, noch für den wohlwollenden Menschenfreund giebt es eine zugleich ernstere und angenehmere Beschäftigung, als die Beobachtung der Entwicklung eines mit guten Eigenschaften und vielversprechenden Fähigkeiten begabten Kindes. Ist es schon für den Freund der Natur ein hoher Genuß, das Wachstum eines Baumes, den man mit eigenen Händen gepflanzt, das Gedeihen einer seltenen Blume, die man sich mit Sorgfalt erzogen, zu betrachten, wie viel genußreicher ist es nicht, die ungleich mehr zum Nachdenken auffordernde Entfaltung der Blüthe alles Geschaffenen, des jungen Menschen zu verfolgen, der, kräftig und lebhaft, wie jene, nach dem Lichte strebt, welches die Welt erleuchtet, regiert und belebt! Aus wie dunkeln Trieben entwickeln sich die zahllosen Eigenschaften des wohlgebildeten Körpers und der göttlichen Seele! Aus wie kleinen, nichts bedeutenden Anfängen baut sich nach und nach eine ganze Welt von Gedanken und Erfindungen auf, aus denen wieder, wie aus einem ewig strömenden und belebenden Quelle herrliche Thaten entfließen. Und das Alles so von Anfang an kennen, treiben, wachsen und gedeihen zu sehen und selbstthätig mit einzugreifen in diese so schwierig erscheinende, und doch so natürlich erfolgende Auferstehung eines ganz neuen Individuums, das so Vieles gemeinsam mit Anderen hat und doch wieder so wunderbar verschieden von ihnen ist, wie

schön, wie groß, wie eigenthümlich ernst und belohnend ist Das!

Unser Freundespaar, der Pfarrer und der Kantor, hatten oft die Sorge gegen einander ausgesprochen, ob die große Aufgabe, die sie sich freiwillig gestellt, auch vollkommen gelöst werden würde; denn die Schwierigkeiten derselben wurden nicht mit einem Male sichtbar, erst nach und nach kamen sie an's Tageslicht. Aber die kühnen, edlen Männer wurden dadurch niemals entmuthigt; gerade das Schwerste lockte sie oft am meisten an, und unbeirrt verfolgten sie mit eigener Aufopferung den eingeschlagenen Weg, der sie zuletzt zu einem erwünschten Ziele führen sollte. Und wenn sie dann zurückblickten – wie leicht, wie von selbst schien Alles geworden zu sein, was es war; was sie gar nicht erwartet hatten, war am besten gediehen, was sie am Anfang gar nicht gesäet, war am Ende durch die Hülfe der Natur, aus eigener Urkraft, empor gewachsen. Da half denn zuletzt noch eine einfache Leitung ohne alle Anstrengung nach, und wie der Baum, der nur Licht, Lust und Wasser nöthig hat, allein einer einfachen Stütze bedarf, um empor zu treiben und Früchte zu tragen, so hatten sie mit jener Anleitung und Unterstützung schon das Beste und Nothwendigste geleistet. So genossen Beide den Segen ihres eigenen Werkes, und wenn sie aus einsamen Spaziergängen ihre Meinungen austauschten, fanden sie Ursache genug, Gott, dem Lenker alles Guten, für die ihnen verliehene Kraft: das vorgesetzte Werk zu vollenden, aus innerstem Herzen zu danken.

So wandelten sie eines Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, langsam um den See herum, dem jenseitigen Walde, ihrem Lieblingsaufenthalte, entgegen. Jahre waren vergangen, seitdem sie ihr Werk der Liebe begonnen hatten, und sie gaben sich Rechenschaft von Dem, was schon geschehen war und was noch zu thun sei. In den ersten Jahren nach der übernommenen Aufgabe hatte hauptsächlich der Kantor zum Wohle der Knaben gearbeitet, das höhere Wissen des Pfarrers griff nur in einigen Gegenständen und später erst umfassender ein. Es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo die zwölfjährigen Knaben einer ernsteren Aufmerksamkeit bedurften. –

»Und nun,« sagte der Pfarrer im Verlaufe ihres Gesprächs, »hast Du mir keine Andeutung zu geben, wohin, Deiner Meinung nach, Sinne und Neigungen der Knaben streben?«

»Ich sollte meinen,« entgegnete Michel, »die Neigungen und Richtungen aller Vier wären gar nicht zu verkennen, und Dir wären sie so klar wie mir.«

»Wir wollen sehen. Laß mich Deine Meinung zuerst hören.«

»Gern. Alle Vier sind gänzlich verschieden und müssen verschieden aufgefaßt und geleitet werden.«

»Sprich zuerst von Deinem Sohne, Deine Vorliebe muß eine natürliche sein.«

»Das wüßte ich nicht; sie sind mir beinahe Alle gleich werth, obgleich mir an dem Einen das Eine, an dem Andern das Andere besser gefällt. Zum Beispiel mein Karl! Nun, wenn er etwas lebhafter wäre, das könnte nicht

schaden. Mir ist er zu still, zu bescheiden – wenn Du willst, zu unterthänig. Verstehe mich recht, ich will ihn nicht prahlend und sich überhebend; aber eine Mittelstufe scheint mir auch hierin das Wünschenswertheste. Er lernt, er begreift, das ist kein Zweifel, aber schwerer als die Andern, namentlich mit Eduard ist er nun gar nicht zu vergleichen, und eigentlich begreift er nur Das, was in seine Sphäre gehört.«

»Und welche Sphäre ist das?«

»Hm! ich glaube, die Natur hat gesprochen. Er wird kaum etwas Anderes werden, als was ich bin – das heißt, ein Schulmeister bei Leibe nicht, – aber ein stiller Beobachter der Natur, ein Blumist, ein Kunstgärtner – nun, ich bin es zufrieden.«

»Es ist wahr, er lebt und webt in der Botanik.«

»Auch der Zimmermeister sagt, er zeichne nur Blumen und Bäume gut, in allem Uebrigen bleibe er ein Stümper.«

»Dem einfachen, aber richtig beobachtenden Manne dürfen wir schon trauen. Wohinaus also mit ihm?«

»Kurz und ehrlich gesprochen, nach der Konfirmation in drei Jahren in den botanischen Garten der Hauptstadt.«

Und vor Freude, von Herzen einstimmen zu können, schlug der Pfarrer traulich und sanft dem Freunde mit der Hand auf die Schulter und rief:

»Alter Knabe, wir sind schon wieder einig. Laß uns sehen, ob wir es auch bei den Andern sind. Nun des Zimmermanns Sohn?«

»Ei, Dessen Laufbahn hat sein Vater schon in den Sternen gelesen. Für Den ist die Musik und das Lateinische, was für mich das Hebräische und Arabische. Beobachte seine Zeichnung, seine Vorliebe für die Baukunst, seinen Sinn für die Mechanik und Technik, sein richtiges Auge, seinen klaren Verstand – wenn wir es nicht wüßten, daß er ein Baumeister werden sollte, wir könnten schon es aus seinen Spielen errathen. Wie mein Karl, so verläßt Er uns in drei Jahren, nachdem er in den beiden letzten hier bei seinem Vater auf dem Zimmerplatze geschult worden, als Zögling der Gewerbeschule. Der Alte hat ihn schon einschreiben lassen, damit ihm kein Anderer zuvorkomme.«

»Ich will ihm alles Gute wünschen, und er wird es erreichen. Sein biederer Wesen und sein treues Auge kann nicht täuschen. Gott gebe seinen Segen! Nun aber des Musikus' Sohn?«

»Des Musikus' Sohn ist ein gebotener Musikus. Haha, der kleine Kerl! Neulich erzählte mir Dossow, der Vater, er hätte ihm ein leichtes, einfaches Haus zum Zeichnen gegeben. Als er es eine Stunde nach allen Seiten hin- und hergewandt und es fleißig mit seinem Bleistift bekritzelt, was war es?«

»Gewiß eine Geige!«

»Du trifft es beinahe! Notenköpfe, gemalt, wie sie Rousseau nicht schöner malte, ein Lied, das er hundertmal mit seiner feinen Engelsstimme gesungen, zum tausendsten Male aus den Gedanken niedergeschrieben. Und wie der Bube die Orgel handhabt! Er erschreckt

mich bisweilen mit seinen Sprüngen. Ich schäme mich beinahe, sein Lehrer zu sein. Den Mozart und den halben Beethoven kann er auswendig, und wenn ich ihm erlaube, seinen alten Klimperkasten von Klavier eine Stunde mit meinem Flügel zu vertauschen, so bin ich immer besorgt, er werde mit ihm verwachsen. Neulich hat er zwei Stunden gespielt, und als ich ihm sagte, er solle zum Turnen gehen, sagte er, er habe ja eben erst angefangen. Da hättest Du seine funkelnden Augen sehen sollen und wie die gebogene Nase sich blähte und dehnte. Der Junge ist ein Genie, ein Genie!«

»So ist es! Ich weiß es schon lange. Mag er die Musen zu Richtern herausfordern, die Menschen werden ihm zu irdisch sein. Wir können an ihm nichts ändern, die Natur läßt sich nicht zwingen. Und wenn Du eine solche Künstlerseele in einem Ofen glühtest, um sie zu gewöhnlichem Brode zu backen, sie schwebte auf Flügeln des Himmels zum Schornstein hinaus.«

Beide Männer sahen sich freundlich an und lächelten über das komische Bild.

»Aber was sagst Du von meinem Eduard?« fragte etwas hastig der Pfarrer.

»Lieber Heinrich, der Junge macht mir Sorge.«

»Ich denke doch, er ist fleißig wie Einer.«

»Wie Zehn! Aber Das ist es ja eben. Er will Alles erfassen, Alles erreichen, Alles erschwingen! Und der Mensch, der arme Mensch, ist doch nur einseitig geboren.« –

Beide schwiegen in Nachdenken versunken.

»Laß es gut sein,« fing der Prediger wieder an – »er wird sich schon durcharbeiten. Hast Du keine besondere Neigung bemerkt?«

»Ganz und gar keine. Wenn ich wüßte, aus welchem Blute er stammte, vielleicht könnte ich es errathen. Du weißt so gut wie ich, daß sich die Gesichtszüge des Menschen von Kind zu Kindeskind forterben. Berühmte Geschlechter, in hundert Jahren von verschiedenen Künstlern gemalt, lassen eine gewisse Aehnlichkeit nicht verkennen. Die geistigen Eigenschaften erben sich schon weniger fort, die des Herzens am wenigsten.«

»Und was willst Du für Eduard daraus folgern?«

»Sein Gesicht ist nicht zum ersten Male in der Welt. So, wie er, müssen seine Vorfahren geblickt haben. Kühn, groß, freundlich, milde, weich und wahr! Seine Mutter war gewiß ein schönes Weib –«

»Und sein Vater – und die Eigenschaften des Geistes und Herzens?«

»Das ist mir eben ein Räthsel, beide sind unleugbar groß und gediegen, wie sie umfassend und reich sind.«

»Mag er stammen woher er will, er ist eine Seltenheit. Aber seine Zukunft, seine Zukunft, Mann!«

»Auch die ist mir ein Räthsel. Was willst Du werden? fragte ich ihn vor einem halben Jahre.«

»Und was sagte er?«

»Er gab eine sonderbare Antwort: ich will lernen, lernen, bis ich Etwas weiß, und wenn ich Etwas weiß, will ich erst recht lernen!«

»Und bist Du damit nicht zufrieden? Er wird ein Philosoph werden. So haben die Weisen des Alterthums gesprochen.«

»Ach ja – aber die jetzige Zeit ist kein Alterthum mehr. Ich besorge, wir werden mit ihm eine harte Nuß zu brechen haben.«

»Das besorge ich nicht. Laß ihn gewähren. Die Knospe in ihm ist noch nicht entfaltet. Sie wird schon ihre Hülfe sprengen. Vertraue Du dem Wesen, welches in ihm ist, wir leiten ihn nicht zu uns, er leitet uns zu sich. Alles Uebrige ist freilich noch ein Räthsel. Gott wird es lösen!«

»Gott mag es lösen! Ja, in Ewigkeit, Amen!«

Und die beiden Männer schritten nach Hause.

Betrachten wir jetzt die vier Knaben in ihrer wechselseitigen Stellung; und nachdem wir den Gesprächen ihrer Erzieher zugehört, wollen wir ihre eigenen Spiele besuchen.

Die vier Knaben waren Freunde geworden, nicht solche Freunde, die, wenn die Jugend vorüber ist, sich nur noch dem Namen nach kennen, sondern wirkliche, wahre Herzensfreunde, durch einerlei Denken und Streben nach einem Ziele, und übereinstimmende Neigungen zu Gefühlen und Ansichten verbunden, die, allen Stürmen der Ereignisse trotzend, Leben und Leben zu einem schönen untrennbaren Ganzen verknüpfen.

Wie ihre Studien gemeinsam waren, so waren es auch ihre Spiele. Oft blieben sie da, wo sie gearbeitet, zusammen, turnten und rangen, liefen und jubelten. In der Regel aber zog sie ein besonderes Wohlbehagen nach dem

großen Zimmerhofs, der ein Tummelplatz aller ihrer jugendlichen Spiele und Thorheiten geworden war. Hier war so gute Gelegenheit zum Verstecken, so schöner, weicher Grund von Sägespänen zum Balgen, so herrliches Material zum Bauen und Niederreißen. Und bauen thaten diese Knaben viel.

»Heute,« sagte eines Tages Ernst, »heute wollen wir das Schloß bauen. Kommt und faßt an! Eduard, Dir wollen wir es bauen, Du fassst Nichts an, Du bist ein reicher Mann und bezahlst uns. Wir sind die Handwerker.«

»Glaubt Ihr,« antwortete Eduard gelassen, »ich will zu sehen und feiern? Ich arbeite mit – lustig, vorwärts!«

Und hurtig erstand eine hölzerne Burg, aus Balken und Bohlen erbaut, mit ausgehöhltem Boden, in welche sie alle Vier durch ein kleines Loch krochen, das als prächtiges Portal bezeichnet war.

Oder sie tanzten einen langen, glatten, geschälten Tannenbaum entlang, worin Ernst Meister war, denn er betrachtete sich als Zimmermann. Oder sie bauten sich eine Wippe, die in haarsträubenden Schwung gesetzt wurde. Hierbei feierte Felix. Er stand zwar dabei und lächelte, wenn es recht hoch ging, innerlich aber summt er sich wie gewöhnlich ein Lied und zog die weniger halsbrechenden Spiele vor. Auch das Turnen machte ihm keine große Freude, vielleicht war sein Körper zu schwach, vielleicht auch widersetzte sich seine harmonische Seele solchen heroischen Anstrengungen des Körpers.

Ein ander Mal zogen sie an das jenseitige Ufer des See's, wo der allgemeine Badeplatz der Dorfjugend war.

Hier schaukelten sie sich furchtlos, vielleicht wieder mit Ausnahme des kleinen Felix', auf einem zierlichen Nachen, denn schon längst war die Aufmerksamkeit der Erzieher darauf gerichtet gewesen, ihre Knaben mit allen Gefahren und Genüssen der Elemente vertraut zu machen. Das Wasser wäscht den Körper und ein reiner Geist muß in einem reinen Leibe wohnen. Wohl wußten und befolgten diesen alten Spruch die erfahrenen Männer. Früh schon schwammen die Knaben wie die Enten, keine Ermüdung kennend, denn ihren Eifer und ihre Kräfte lockte ein ausgesetzter Preis, den Eduard oder Ernst zu gewinnen gewiß war. Oder sie ruderten ämsig auf der klaren Fluth dahin, bei Wind und Wetter. Eines Tages hatte Eduard zu seinem Pflegevater gesagt als dieser ihn ermahnte, vorsichtig zu sein: »Laß mich, ich bin für das Wasser bestimmt; wäre ich an einer Küste geboren, so wäre ich Seemann geworden.«

»O,« sagte der Pfarrer zum dabei stehenden Kantor, »es ist nur die klare, unabsehbare Tiefe, die ihn lockt. Er ahnt eine Nixe darin verborgen, die Schätze hat, mehr als das Land, und diese machen ihn lüstern!«

»Nein, Schätze nicht,« erwiderte schnell der horchende Knabe, »aber die neue Welt, die in den Tiefen verborgen liegt, möchte ich sehen.«

»Siehst Du, da haben wir's,« raunte der eine Mann dem andern zu. »Ich wußte es. Der Drang nach Thaten, nach Neuem, noch nie Gesehenem wohnt in ihm.«

Oder sie wanderten insgesamt in den dunkeln, traulichen Tannenwald, so duftig, so düster, so erquickend.

Und da erzählte Eduard den horchenden Gespielen seltsame Geschichten, denn seine Phantasie war unergründlich tief und reich. Und sie horchten ihm zu und er war wieder in ihren Augen gewachsen, ohne daß er es merkte. Hier theilten sie sich ihre Hoffnungen von der Zukunft mit, hier wuchsen sie sich einander so recht in's Herz, hier schmiedeten sie Pläne, faßten Entschlüsse und malten sich ein Alter aus, wie es nur in der Einbildung der Jugend, nicht aber in der Wirklichkeit des Lebens vorhanden zu sein pflegt.

Einer besonderen Erwähnung verdienen in der Ausbildung, wenigstens zweier der Knaben, noch die Zeichenstunden unter der Leitung des Zimmermeisters; diese zweckmäßigen Unterweisungen sollten für sie in der Zukunft von großer Bedeutung sein. In der sonntäglichen Stille saßen sie, munter plaudernd und scherzend, hinter ihren Reißbrettern und übten sich, Anfangs mit dem Blei, späterhin mit dem Tuschpinsel. Freilich malte Felix gewöhnlich nur Noten und Karl zeichnete Pflanzen und Blumen; Ernst aber und Eduard strebten wetteifernd, das Beste und Schönste zu kopiren, was der Meister besaß und lehren konnte, freilich in verschiedenen Richtungen, denn Ernst suchte sich seine Aufgaben in architektonischen Rissen, Verzierungen, Dachverbindungen und sonstigen in's Baufach schlagenden Gegenständen aus, während Eduard mehr das Malerische, Thierische und Menschliche anzog. Beide erreichten für ihr Alter eine hohe Vollkommenheit in diesen Arbeiten, die

durch fortgesetzten Fleiß eben so viel Nutzen wie Unterhaltung für die Zukunft abwarfen. Einen ungeheuern Eindruck auf das bildnerische Gemüth Beider aber machten die, Abends zur Belohnung ihnen vorgelegten, Abbildungen der schönsten und erhabensten Gebäude der Welt, ein kostbares Werk, welches mit Behutsamkeit aufbewahrt wurde und nur wenig angefaßt werden durfte. In Betrachtung dieser Schätze vertieften sich oft bis spät in die Nacht die zwei Knaben, deren Geist im Einzelnen dadurch geweckt, deren Erkenntniß im Allgemeinen dadurch erweitert wurde. Es ist nicht zuviel gesagt, daß bei empfänglichen Gemüthern solche frühe Veranschaulichung der Denkmäler alter und neuer Kunst oft mehr zu Stande bringt, einen größeren Einfluß auf spätere künstlerische und natürliche Entwicklung übt, als man gemeinhin denkt. Sie hatten jetzt eine Stätte für das in der Geschichte und Literatur und Kunst Gelernte; ihre Phantasie bereicherte, ihre Ideen erweiterten sich, und selbst das Alltägliche im gemeinen Leben erhielt dadurch einen Reiz, ein Ziel des Strebens und Verlangens. Nach diesen angenehmen Beschäftigungen hatte der bedachtsame Vater, als Ernst älter wurde und dem Zimmermannshandwerke seine Aufmerksamkeit selbstthätig schenken mußte, noch eine neue Ueberraschung vorbehalten. Unvermuthet kam Eines Tages auf einem Lastwagen aus der Stadt eine Drechselbank an. Die begierigen Knaben lernten sehr bald dem geschickten Meister seine Kunststückchen ab, und während Karl im Garten grub

oder ein Buch über Pflanzenkunde las, Felix aber das Fortepiano ertönen ließ, arbeiteten und bosselten die beiden Anderen allerliebste Säckelchen, die sie den überraschten Eltern oder kleineren Geschwistern zum Geschenke überreichten. So ging bei ihnen die Kunst mit dem Handwerke Hand in Hand: Eins förderte das Andere, in wechselseitiger Belehrung.

Während nun die geistige und körperliche Entwicklung der Knaben, zur Freude und Beruhigung der Eltern, auf diese Weise erfreulich fortschritt, bewegte sich das übrige Hauswesen in regelmäßiger Ordnung. Die beiden älteren Mädchen des Pfarrers, unschuldige, rothwangige, zu Jungfrauen emporblühende Kinder, gingen der Mutter schon willig in der Wirthschaft zur Hand, und was die Freude für Eduard wenigstens vollzählig machte, war die unvermuthete Ankunft der alten Susanne, die plötzlich erschien und ihre Hülfe der Familie des Geistlichen anbot. Dieser hatte sein früheres Versprechen nicht vergessen, da aber sein Haus die nöthigen dienstbaren Geister hatte, verblieb sie einstweilen als überzählige Aushelferin darin, bis die Haushälterin des Kantors, einem einträglicheren Dienste folgend, ihr Platz machte und sie nun an deren Stelle als willkommene Hausverweserin waltete.

Während nun die Erzieher, durch den Erfolg ihrer Mühen belohnt, an dem Gelingen ihrer Pläne in der einstigen Selbstbestimmung der drei Knaben, Ernst, Karl und Felix sich beruhigt fühlten, nahm die Sorge um Eduard's immer näher rückende Zukunft den Prediger von Tage zu

Tage mehr in Anspruch. Wer Augen hatte zu sehen, mußte die eigenthümliche Obergewalt bemerken, die Eduard, seinen Gefährten gegenüber, nicht sich selbst aneignete, sondern aus ihren Händen, freiwillig geboten, entgegennahm. Die Gründe dieser Unterordnung waren Keinem von ihnen klar, sie verstand und machte sich von selbst, und sie nahm zu, je mehr Alle an Jahren und Bildung verrückten. Es ist dies eine Erscheinung, die wir in ähnlichen Verhältnissen sehr oft finden. Der Instinkt scheint die jungen Gemüther auch hierin zu beherrschen, und ihm folgen sie ohne Bedenken. Der höhere Geist, das allgemeinere Talent übt eine so große Anziehungskraft auf die unverdorbene Jugend aus, daß sie dem Scepter des Stärkeren und Besseren ohne Murren folgt, ja, für ein Recht hält, was nur ein Sieg der allgewaltigen Natur ist. Auch dem beobachtenden Geistlichen entging dieser Sieg der Naturanlagen Eduard's nicht und er suchte ihn nie zu hemmen, vielmehr zu stärken und zu unterstützen. Denn selbst auf ihn hatte der junge Mensch einen ähnlichen Einfluß geübt, auch ihn bezwang er, wenn nicht durch den Geist, doch gewiß durch das reiche, überströmende Herz, und doch war gegen das Herz des Geistlichen nichts zu sagen. Der Knabe war ihm wie ein jüngerer Bruder an dieses warme Herz gewachsen, Beide verstanden sich, wie sie sich liebten, und wenn sich der Geistliche in der Jugend des Sohnes wieder erkannte, so

blickte Eduard zu ihm als dem reinen Vorbilde ernsthafter Nacheiferung auf. Sie arbeiteten, sie ruhten, sie plauderten zusammen, Beide lernten von einander, der Jüngere, was man von dem Aelteren, Erfahrneren, Wissensreichern lernen kann, der Aeltere, was ein fortstrebend bildsames Gemüth aus der geistigen Begabung einer höheren Natur ewig wird schöpfen können. So waren sie in wechselseitiger Gabe: Vater und Sohn, Lehrer und Schüler, und durch Sinn und Herz: Bruder und Bruder.

Schon von frühester Zeit her war es einer der angenehmsten und lehrreichsten Vorfälle für Eduard gewesen, wenn er den Pflegevater auf seinen Wegen in die Umgegend begleiten durfte, die zu dessen Sprengel gehörte und in welchem er, wie damals bei Buschmann, durch seine bloße Erscheinung schon Trost und Hülfe den Leidenden und Bedürftigen ertheilte. Zwar war die benachbarte Gegend nicht gerade arm zu nennen, allein, bieten die Leidenschaften und Krankheiten der Menschen nicht genug Stoff zu geistlichem Troste dar?

Eduard pflegte bei diesen Gelegenheiten einen, reichlich mit wohlschmeckenden Speisen und nothdürftigen Bekleidungsstücken gefüllten Korb zu tragen, den die gütige Pflegemutter ihren Schutzbefohlenen angedeihen ließ, jeden Augenblick bereit, eben so mit leiblicher Hülfe, wie ihr Mann mit geistiger Speise zu erquicken. Auf diesen, oft sehr weiten Wegen wurde viel gesprochen, Altes wiederholt und Neues vorgenommen, und das auf

diese Weise dem Geiste des Knaben Eingeprägte saß fester, als irgend etwas Anderes, da sich mit dem Gegenstande auch zugleich der Ort, wo derselbe verhandelt, dem Gedächtnisse überlieferte. Gewöhnlich führte beide Wanderer der Weg jenseit des See's, durch den Tannenwald in die Rabenberge hinein, eine in der ganzen Nachbarschaft wegen ihrer wilden, romantischen und für diesen Landstrich seltenen Naturschönheit berühmte Gegend. Vom See aus schlängelte sich der, mit braunen Fichtennadeln bestreute glatte Weg schneckenförmig in die höheren Berge hinaus, zu beiden Seiten moosige Gründe voll üppiger, großblättriger Farrenkräuter zeigend. Dann kam einmal ein Stück schattigen Buchenwaldes, auch einige Eichen, aber freilich in sparsamer Fülle, bis endlich der dichte Wald sich lichtete und in einen weiten grünen Wiesengrund öffnete, dessen äußerste Strecken von dunkelgrauen Bergen begränzt wurden, auf deren Gipfel sich die schlanksten Tannen mit den schattigsten Eichen vermischten. Dieser Punkt war der höchste der ganzen Gegend. Hatte man ihn erreicht, so lag nordwärts vor dem Beschauer die weite Ebene, die bis zu der königlichen Hauptstadt sich ausdehnte, deren Thürme man mit einem guten Fernglase anschaulich erreichen konnte. Dies war Eduard's Lieblingsplatz, und bis hierher

erstreckten sich gewöhnlich die weitesten Spaziergänge der vier Knaben. Aber nicht der Höhe und der Fernsicht allein wegen lockte es den Pflegesohn des Geistlichen hierher, nein! eine höhere, romantischere Idee hatte schon längst seine Aufmerksamkeit gefesselt und seinen Schritt häufig an diesen Ort gelenkt. Denn unmittelbar am Fuße des höchsten dieser Berge, hauptsächlich der Rabenstein genannt, weil diese schwarzen Vögel ihn stets in reicher Anzahl umkreis'ten, lag, von den Schatten der zunächst wachsenden Hängebirken verdunkelt, ein beinahe kreisrunder See, dessen trübes Gewässer einen unteren Abfluß haben mußte, während er von einer, im benachbarten Erlengebüsch versteckten, heiter sprudelnden Quelle gefüllt wurde. Von diesem See, der Teufelssee genannt, ging die Sage, in seine unermessliche Tiefe, in deren Bereich sich nie ein Nachen gewagt, sei das schöne Schloß versunken, welches einst die Höhe des Rabensteins geziert, und der beklagenswerthe Edelmann habe sich, als er eines Tages von einem Feldzuge heimkehrend, die Trümmer seines Besitzthums auf dem See kreisen sah, voller Verzweiflung in denselben gestürzt. In der That, die düstere Föhre, die an der einen baumlosen Seite des Sees sich mit ihrem Wipfel und ihren stämmigen Gliedern weit über den Rand des Wassers bückte, schien der verwandelte Burgherr zu sein, der in trostloser Verlassenheit seine thränenden Augen in die Tiefe senkte, seine Lieben und seine Besitzthümer auf dem Grunde derselben zu suchen.

Ueber diesen öden See, diese schluchtenreiche Wald-einsamkeit war eine schauerliche Stille gegossen; der gefühlvolle Wanderer empfand einen gespenstischen Druck sein Herz umziehen, wenn er den verlassenen Wasserspiegel, den klagenden Baum, die düsteren Schatten des jenseitigen Waldes betrachtete. Auf diesem Berggipfel hatte Eduard oft schon als Kind, mit dem treuen Hektor zur Seite, gesessen, und Träume sein kindliches Herz beschleichen gefühlt, die, bange und schwer darauf lastend, seinem Gefühle eine unendliche Wehmuth eindrückten, und dennoch wieder so lieblich waren, daß er sie so oft wie möglich wieder zu empfinden, sich gedrungen fühlte.

Zu einem solchen Berufsgange eines Tages aufgefordert, wandelte er nun neben dem Vater, den gefüllten Korb am Arme, gefolgt von dem schon träger schreitenden, alten Hunde, eben jenen Waldweg einher. Ihr heutiger Besuch galt einer etwas abseits liegenden Bauernhütte, und sie umgingen den Berg, mit dem Vorsatze, bei ihrer Rückkehr auf seinem Gipfel zu ruhen.

Die Hütte war erreicht, Trost den Kranken gespendet, die Speisen und Strümpfe vertheilt, und Vater und Sohn, von den Segenswünschen der Armen begleitet, wandten sich schweigend zur Rückkehr. Oben auf dem Rabensteine angelangt, setzten sie sich in das duftige Moos unter eine riesige Eiche und sandten ihre Blicke auf das weit vor ihnen geöffnete Land.

»Wie viel Elend es doch auf der Welt giebt!« unterbrach endlich Eduard das von beiden Seiten gedankenreiche

Schweigen. »Wenn man diese friedliche, stille Natur betrachtet, sollte man glauben, sie hätte einem Jeden das Seine in Fülle gegeben, und doch hat sie so viele Arme ohne Hülfe und Obdach gelassen.«

»Mein Sohn,« entgegnete milde der Pfarrer, »urtheile nicht zu voreilig. Ich *glaube* – ich sage: ich glaube, sie hat mehr Reichthum, Schönheit und Fülle geschaffen, als Du bis jetzt gsehen hast.«

»Wohl! aber sie hat es nicht richtig vertheilt!«

Der Priester erschrak. Diesen Gedanken hatte er noch nie von seinem Pflegesohne vernommen.

»Doch,« erwiderte er, vielleicht gegen bessere Einsicht, »die Natur, das heißt, der Schöpfer, ist weise und gütig. Er hat auch Raubthiere geschaffen, welche die stillen Hausthiere verschlingen; Freuden und Schmerzen wiegen sich auf, und wenn das Schlimme und Böse nicht wäre, würde das Gute und Erfreuliche keinen Werth, keinen Reiz für uns haben. Es muß nur die Sorge eines jeden guten Menschen sein, das Letztere zu verbreiten, es zu mehren, es richtig zu vertheilen, denn nicht Jedem ist gut, was Dir so scheint; den Einen würde der Ueberfluß erdrücken, während den Andern der Mangel nicht muthlos macht.«

»Ich möchte wohl Ueberfluß an Gutem haben, um es an Mangel und Elend zu vertheilen.«

»Ein schöner Wunsch, möchte er sich erfüllen! Aber der Mensch kann Viel, wenn er will. Der Eine hilft mit Rath, der Andere mit That. Ich habe mit meinen schwachen Kräften für diesmal den Rath gewählt.«

»Auch die That schließest Du nicht aus,« sagte der Kna-  
be, auf den geleerten Korb deutend.

Der Geistliche lächelte.

»Das ist zu wenig, um davon zu sprechen,« entgegnete er. »Gott genügt der Wille und der Rath. Also Du wolltest Dich der That widmen, mein Sohn?«

»Ganz gewiß. Gott *gebe* mir, damit *ich geben* kann, das soll mein Lebensberuf sein.«

Der Vater horchte hoch auf. So deutlich und bestimmt hatte sich Eduard noch nie über seine Zukunft ausgesprochen.

»Was willst Du denn für einen Beruf wählen?« fragte er leise und zögernd.

»Ich will nach meinen Kräften Glückliche zu machen suchen.«

»Ein löblicher Wunsch! Ich wünsche Dir des Himmels Segen dazu. Aber die Menschen haben verschiedene Wege, diesen edlen Zweck zu erreichen, welchen hältst Du für den geeignetsten?«

»Das eben ist es, was mich quält, Vater, und in Unruhe versetzt. Oft sehe ich es deutlich vor Augen, ich könnte es greifen, dann ist es wieder weit weg. Als Pfarrer möchte ich nicht leben,« fuhr er lebhafter fort, »ein solcher Wirkungskreis wäre mir zu klein –«

»O!«

»Ja, Vater, siehe Deinen Bezirk an. Wie Wenigen ist da noch zu helfen! Den Meisten ist geholfen, Arme giebt es wenig, mitunter eine Krankheit – das ist nicht genug. Ich

wünsche mir einen größeren Kreis, elendere Menschen, größeren Mangel!«

»Was? Du wünschest Elend und Mangel?«

»Für mich, Vater, für mich!« rief der Knabe mit leuchtendem Antlitze, »um es zu brechen!«

»Hast Du auch die Mittel dazu?«

Es erfolgte keine Antwort

»Also ein Pfarrer wird er nicht,« dachte der Vater. »Das ist schon Etwas, wir wollen sehen, wohin dieser Drang zieht.«

Kurz danach standen sie, das Gespräch unbeendet lassend, auf und schlugen den Weg in die Heimath ein. –

So, wie ein Tag nach dem andern schwindet und das Jahr voll wird, und auf eines die anderen folgen, näherte sich allmählig die, von allen in Bilsingen Betheiligten, gefürchtete Zeit, wo die drei Knaben, Karl, Ernst und Felix, dem ernstesten Rufe der Welt gehorchend, die Heimath verlassen sollten, um Jeder Seinen eigenen Weg zu verfolgen, fern von dem waltenden Auge der Jugendlehrer. Welch' eine bedeutungsvolle Trennung für Beide! Wie dunkel die Zukunft in Schleier gehüllt! Ach! Es ist jedem tief fühlenden Vaters und Mutterherzen nicht zu verargen, wenn es in solcher Prüfung und Sorge heftiger und stürmischer schlägt!

»Es wird Zeit, daß die Jungen fortkommen,« sagte eines Tages der Kantor zum Freunde, »wir können ihnen nichts mehr beibringen. Und wie sie gewachsen sind! Fröhlich zwar wie immer, sieht man ihnen doch den Ernst des bevorstehenden Augenblickes an.«

»Laß sie es durchmachen,« versetzte Wollzagen, »wir haben es auch durchgemacht. Und wir, mein Freund, dürfen die Köpfe nicht hängen lassen, wir müssen, selbst getrosten Muthes, ihnen mit dem Beispiel der Fassung und Ergebung vorangehen. Hat der Zimmermeister Alles in's Klare gebracht?«

»Er ist gestern wieder in der Hauptstadt gewesen und scheint außerordentlich befriedigt. Ein Unterkommen für alle Drei ist gefunden, für Felix so gut wie für unsere Knaben. Der Kapellmeister nimmt ihn und verspricht das Beste.«

»Das ist mir lieb. Nun denn also getrost voran; junge Tauben wollen fliegen, daß sie dem Habicht zu entrinnen lernen.«

»Du hast gut sprechen, Dein Eduard bleibt.«

»In vier Jahren ist er so weit wie sie. Früher lasse ich ihn nicht. Will er studiren – mag es sein was es will – mit neunzehn Jahren kommt er früh genug auf die Universität; ich mag siebzehnjährige Studentchen nicht leiden.«

»Willst Du ihn vier Jahre lang ewig mit derselben Suppe traktiren? Ich sollte meinen, in zwei Jahren wäre er vollkommen gerüsiet.«

»Das wohl. Er hat jetzt die Stufe eines Sekundaners. Noch drei Jahre lernen, lernen, lernen, dann ein Jahr ruhen, besinnen, befestigen; je stärker der Stamm, um so machtloser der Sturm.«

»Ich bin es zufrieden, er ist Dein Eigen. Aber es wird ihm hier einsam vorkommen.«

»Ich fürchtete es früher! Je näher aber der Tag der Trennung kommt, um so weniger besorge ich. Der Junge, hat etwas Eisernes in sich, es sammelt und setzt sich; er hat Zeit, die innere Gährung zu verarbeiten; Einsamkeit wirft am besten die Schlacken hinaus; ich habe noch nie bei solchen Anlagen, in der Stille des Nachdenkens einen schlimmen Entschluß keimen sehen. Laß ihn gewähren, wir beschränken uns auf Beobachtung, und wo es nothwendig, auf Leitung.«

Endlich kam der Tag der Trennung wirklich. Am Tage vorher fand die Konfirmation der vier in jeder brüderlichen Weise verbundenen Freunde statt. Es war ein trauriger aber zugleich erhebender Tag für alle Betheiligten.

Die kirchliche Feier war vorüber, mit ganzem Herzen gegeben, mit voller Seele genossen, und die häusliche Feier begann. Sämmtliche Väter und Mütter waren im Pfarrhause versammelt. Abends ertheilte der Pfarrer den letzten guten Rath, auch der Zimmermeister hatte den seinigen in seiner Art gesprochen. Michel, der Kantor, war still, etwas weich; der Zimmermeister lachte und jubelte; Felix' Mutter weinte; des Geistlichen Auge leuchtete. Die Knaben selbst hielten sich etwas mehr zurück als gewöhnlich; Karl war tonlos, Ernst der Fröhlichste, Felix summte leise vor sich hin. Eduard schien sich Gewalt anzuthun, er war mehr ergriffen, als es schien; er lächelte zuweilen, zuweilen sann er nach; den Freunden aber

drückte er wiederholt die Hände. – Auch dieser Tag verging. Am nächsten Morgen um sieben Uhr fuhr ein leichter Wagen, vom Zimmerplatze her, vor das Pfarrhaus; der Meister, Ernst und Felix saßen schon darin. Die Pfarrerin und Susanne packten für Karl schnell das Felleisen, es wurde, wie die Koffer Ernst's und Felix', hinten auf den Wagen gebunden. Alle Verwandten standen jetzt um das geöffnete Fuhrwerk. Felix hatte die alte Geige seines Vaters, sein einziges Erbstück, unter dem Arme. Die Umhalsungen und Abschiedsküsse der Frauen begannen, die Knaben weinten, Eduard zerdrückte männlich eine gewaltsam hervorbringende Thräne. Noch einige Worte, noch einige Glückwünsche, und alle Fünf saßen ein, der Kantor mit dem Meister hinten, Felix und Karl vorn im Wagen, Ernst saß beim Kutscher und lenkte vergnügt die Pferde.

»Gottes Segen, Gottes Segen!« rief mit den Armen und Augen winkend der Pfarrer. Die Peitsche erklang, die scharrenden Pferde zogen an, und dahin, von Staubwolken umschwirrt, rasselte das Gefährt die Dorfstraße entlang, der großen mächtigen, schönen Hauptstadt entgegen. –

Und es ward plötzlich sehr einsam in dem eben noch so belebten Pfarrhofs.

#### FÜNFTES KAPITEL. DER BACH FINDET DEN STROM.

Die Knaben waren schon seit einer Stunde abgereis't, Eduard war im ganzen Hause nicht zu finden. Da aber der Hund auch fehlte, so vermuthete man einen Ausgang.

Und so war es. Der junge Mensch mußte allein sein, sein Herz war zu voll, um es nicht in tiefer Einsamkeit vor seinem Schöpfer ausschütten zu müssen. Nur der stille Wald, die rauschenden Bäume und der wehende Wind konnten die Sehnsucht, die seine ganze Seele erfüllte, verstehen. –

Er saß auf dem Rabensteine unter der Eiche, der Hund lag neben ihm auf dem Moose. Die Arme auf die angezogenen Kniee, den Kopf auf die Hände gestützt, starrte er in die unabsehbare Ferne und suchte seiner Gedanken Herr zu werden, seine schwellenden Gefühle zu beschwichtigen, damit sie ihm nicht die Brust zersprengten. Und was dachte und fühlte der funfzehnjährige Knabe? O, wir sind alle jung gewesen und haben vielleicht ähnlich gefühlt wie er. Wir wissen, was ein nach der Weisheit der Welt sich sehndes Herz bewegt, welche Gedanken einen reinen Geist zum Schöpfer des All's erheben können.

Und der Knabe versenkte seinen suchenden Blick in die liebliche, angemessene Himmelsbläue – ja, ja, der dahinter wohnende, waltende, schaffende Geist, Urgeist, Gott, wie Ihr ihn nennt oder Euch denkt – der sieht, der weiß Alles, Alles, Alles!

Und doch waren es scheinbar wieder nur kindliche Gedanken, in denen sich das geistige Grübeln des Einsamen zuletzt aussprach. Er sagte endlich zu sich selber:

»Nun, laß sie gehen, mögen sie glücklich sein! Nur Eins besorge ich: sie möchten zu viel lernen, bis ich sie wiederfinde. Und Das wäre gut für sie, aber schlimm für mich.

Sie haben so große Gelegenheit, Neues zu sehen, Schönes zu bewundern, durch und durch kennen zu lernen; in der großen, großen Stadt, wo alle Gelehrsamkeit, alle Kunst, alles Wissen, mit Einem Worte, Alles, Alles, was mich reizt, was ich erstrebe, sich auf einen kleinen Raum zusammendrängt, während ich, hier auf dem Dorfe, mit meinen armseligen Büchern beschäftigt, nur Weniges lernen kann. Sie sehen, sie hören Alles mit ihren eignen Augen und Ohren – ich, ich kann nur lesen und wieder lesen, was Andere geschrieben haben. Wie wenig ist Das! – Doch nein!« sprach er muthiger werdend zu sich, »es ist nicht das Lesen allein. Ich kann auch denken – ha! Denken! das heißt Schaffen, das heißt Machen, das heißt der Zukunft eine Grundlage geben. Und Das will ich – eine feste, sichere Grundlage – hoch in die Wolken muß das Gebäude hinaufragen, die Sterne müssen es berühren, die Sonne es göttlich erwärmen. So soll es sein, so muß es sein! Und nun will ich fleißig sein, ha! es soll eine Lust sein, zu arbeiten, zu lernen, fortzuschreiten, in zwei Jahren muß es vollbracht sein, dann bin ich siebzehn, dann – dann – dann –«

»Siebzehn Jahre und Nichts für die Unsterblichkeit gethan!« dachte Eduard, wie jener königliche Jüngling hundert Jahre vor ihm, der in seiner Jugend ein Denker und Dichter, in seinem Mannesalter ein großer Krieger und ein größerer Staatsmann, in seinem Alter ein Weiser war. Doch er wußte nicht, daß diesen Gedanken schon Jemand vor ihm gehabt, er fühlte, er dachte ihn

ursprünglich, wie so viele schöne Gedanken und Gefühle nie bloß das Besitzthum, die Schöpfung eines Einzigen sind, denn in allen denkenden und fühlenden Wesen lebt und webt ja die schaffende Mutter Natur mit gleichen Anlagen, gleichen Bestrebungen einem Ziele entgegen, das sie nur auf so verschiedenen Wegen erreichen.

Und hier, auf diesem Berge, in diesem Walde, über diesem See saß Eduard oft und lange, bisweilen bis in die späte Nacht hinein, wenn der leise dahin segelnde Mond mit seinem bleichen Lichte Flur und Wald in zauberische Hülle kleidete, und in des Menschen weiches Herz linde Wehmuth und liebliche Träume goß.

Und er hielt Wort mit seinen Vorsätzen; er las und las so viel, daß dem Vater beinahe bange wurde, denn es gränzte diese seine Lust an eine wahre Wuth. Wo er stand, ging, saß, – trug er seine Studienbücher, seine Klassiker, seine Dichter, seine Geschichtswerke mit sich herum; kaum hatte er Ruhe bei Tische, kaum in der Nacht. Um elf Uhr freilich mußte er, wie alle Mitglieder der Familie, im Bette sein. Aber um vier Uhr war er schon wieder munter bei der Arbeit. Ja, wir dürfen es nicht verschweigen: gegen den Wunsch des Vaters zündete er bisweilen mitten in der Nacht seine Lampe an, bis jener endlich die kleine List merkte und ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Lampe stets vom Bette fortnahm. Das wirkte – es war der erste, freilich schweigsame Vorwurf, den er in seinem Leben erfahren. Und wenn ihm dann der beunruhigte Geistliche, solchen nie rastenden Fleißes ungewohnt, Vorstellungen machte, sich doch nicht

zu übereilen, er habe ja noch Zeit, lange Zeit – da sah er den besorgten und doch beglückten Pflegevater mit seinen großen, flammenden Augen bittend an und sagte leise:

»Laß mich, Vater, ich kann nicht anders, ich *muß*. Mein Weg ist weit, ich habe noch zu ungeheuer viel zu lernen.«

»Willst Du denn Alles verschlingen mit Deiner Uner-sättlichkeit?«

»Ja, ja, wenn ich es könnte, Alles, Alles! Es ist zu süß, recht viel zu wissen!«

So war es natürlich, daß er schnell der vollen Reife eines Jünglings entgegenrückte, der, mit allen Vorbereitungen für späteres Wissen reichlich versehen, die Uni-versität beziehen konnte, in der Hoffnung, die in engere Dämme bisher eingestauten Kenntnisse dort auf größe-rem Felde sich ein breiteres Bett suchen zu lassen.

Doch dauerte des Vaters regelrechtes Wirken in al-len Zweigen der Schulwissenschaften noch beinahe drei Jahre fort – Jahre, in denen die drei entsandten Kna-ben mehrere Male die Heimath wieder besucht hatten. – Dann aber erklärte eines Tages der Pfarrer seinem Freun-de, dem Kantor, jetzt sei es auch für den Vierten Zeit, zu gehen; die Reife sei da, das Lateinische, Griechische, die neueren Sprachen, die Geschichte, ja auch die Klippe so manches talentvollen Jünglings, die Mathematik, sit-ze bei ihm fest, und er wolle ihn zum Osterfeste in der nächsten Residenz, wo ein gutes Gymnasium war, prüfen lassen.

Noch aber war kein Wort zwischen Vater und Sohn wegen des zukünftigen Berufes gefallen. Ersterer glaubte, Letzterer hätte sich immer noch nicht entschieden, worüber er stets in Sorge und Unruhe war. Da sollte er eines Abends eines Bessern belehrt werden und die Ueberraschung um so vollständiger sein, als der Pfarrer sich über sich selber wundern mußte, daß er die Entscheidung des Pflegesohns nicht vorhergesehen, indem sie eben so einfach wie natürlich war.

Bei einem Spaziergange nämlich über das Feld sprachen sie über die erfreulichen Fortschritte, welche die drei Genossen in der Hauptstadt in ihren verschiedenen Berufszweigen gemacht hatten. Es waren von Zeit zu Zeit die günstigsten Berichte über sie eingelaufen. Von Karl war bis jetzt freilich am wenigsten zu sagen, sein Beruf war der einfachste, leichteste, wie auch seinem ganzen Wesen zumeist entsprechend. Der Inspector des botanischen Gartens lobte seinen Fleiß, sein sittsames Verhalten, seinen Eifer im Entwerfen und Zeichnen verschiedener Gartenanlagen und Parkpläne, worin die jungen Zöglinge jenes vortrefflichen Instituts bei Zeiten geübt und nach ihrem Ausfall befördert wurden.

Das war schon genügend, und der Kantor hatte mit wohlgefälligem Schmunzeln dieses Lob gelesen und vor Freude die Blumen zu begießen vergessen, – das erste Mal in seinem Leben – und bis nach Mitternacht an diesem Tage seinen Flügel bearbeitet.

Ernst war als Muster seiner Anstalt vorgeführt worden, hatte das letzte Jahr eine Prämie erhalten, als Zeichner

den ersten Platz eingenommen, und seine sonstigen Studien, namentlich in der Mathematik und Physik, wurden in gleichem Maaße fortgeschritten angegeben. Sein Vater, der lebensfrische Meister, hatte zum Ueberfluß sogleich nach Ankunft dieses Berichtes ein Geldgeschenk nach der Hauptstadt gesandt, womit sich die Knaben einen guten Tag machen sollten, wie er sagte.

Felix durfte, als Jüngster, natürlich in diesem lebenswerthen Bunde nicht zurückstehen. Sein Kapellmeister aber war im Briefschreiben ein träger Mann, und nur beim letzten persönlichen Besuche des Meisters in der Hauptstadt hatte Dieser von Jenem herausgebracht: Felix verriethe ein großes Talent, nur seien seine körperlichen Kräfte anscheinend nicht ausreichend, was denn den Meister zu dem Ausspruche gebracht hatte, das sei seine Meinung gar nicht. Solche Naturen, wie die seines Felix', hätten bei allem nervösen Zimperlichen etwas von der Zähigkeit der Katze an sich; wenn sie ein Bischen auf den Schwanz getreten würden, miauten sie freilich vor Schmerz, es hätte Dies aber durchaus Nichts zu bedeuten. Das Geigen sei eine zu feine und die Nerven angreifende Arbeit, das taue Nichts, die Orgel solle er ihm verordnen, das sei gesundmachende Arznei.

»Er hat ganz Recht, wenn er sich auch eigenthümlich ausdrückt,« sagte der Pfarrer während jenes Spazierganges zu Eduard, der ihm diese Nachrichten mittheilte. – »Er hat keinen feinen Takt, dieser gute Handwerksmann, aber er hat einen natürlichen, gesunden Menschenverstand, und das ist viel, viel werth im Leben. – Ja, diese

Knaben, sie beglücken uns Alle und sind auf dem besten Wege – der Unsterblichkeit,« wollte er scherzend hinzusetzen, als er das ernste Gesicht Eduard's sah und inne hielt.

»Was ist Dir, mein Sohn?«

»Mir? O, Nichts! Ja, sie sind freilich auf dem besten Wege, und außerdem weiß ich, was der Seufzer bedeuten will, mit dem Du diese Worte sprachest.«

»Nun?«

Und noch ernster schaute der Vater den Sohn an.

Dieser lächelte und sagte, seine Hand ergreifend:

»Du kannst *meinen* guten Weg noch nicht von Weitem erblicken – wolltest Du Das mit diesem Seufzer nicht sagen?«

»Ich gestehe es ein, Eduard, Du hast mich errathen.« –

»Und Du möchtest auch mich auf diesem guten Wege sehen, wie?«

»Ja, ja, von ganzem Herzen, mein Sohn; aber Du entschließt Dich noch immer nicht.«

»Nein, ich entschließe mich nicht, weil ich mich schon längst entschlossen habe –«

Der Geistliche sah den Jüngling an, und eine leichte Blässe entfärbte seine wolkenlose Stirn. Es war die bange Erwartung der Entscheidung eines ihm so nahe liegenden Schicksals, welche ihn so heftig bewegte.

»Nun, und sage mir, mein Sohn, was hast Du gewählt?«

»Gewählt? Nein, mein Vater, gewählt habe ich nicht. Hatte ich denn eine Wahl? *Mußte* ich nicht, wenn ich

auch *nicht gewollt* hätte? Ist nicht die Welt um mich her und Gott über mir? Ich sehe die Wolken dahin ziehen, sollte ich nicht nach ihrem Wege fragen? Mich erwärmt und beleuchtet das Gestirn bei Tage und bei Nacht, sollte ich nicht nach seinem Glanze forschen? Alles, was ich sehe, Luft, Erde, Meer – wo ist sein Anfang und sein Ende, sein Mittelpunkt und seine Heimath, seine Tiefe und seine Quelle – soll ich nicht danach ringen? O, mein theurer, vielgeliebter Vater, mit dem Winde des Abends möcht' ich fliegen, um am Morgen den Anbruch des Tages an seiner Wiege zu erforschen, mit dem abgefallenen Blatte möchte ich in das Grab sinken, um der Zeugung der blühenden Pflanze, des kriechenden Thieres beizuwohnen – gieb mir die Natur, und Du giebst mir das Leben, nimm sie mir, und Du trennst mich von Allem, was ich liebe und suche, was ich erstrebe und erjage.«

Hiernach fiel er dem betroffenen Manne um den Hals und weinte laut vor Freude und Wonne: daß er endlich in Worten ausgesprochen, was ihm schon lange das Herz bedrückt hatte.

Lange schwiegen Beide in gegenseitiger Rührung, dann begann der Vater:

»Aber Du hast mir ja nie etwas davon gesagt?«

»Ich habe es mir selbst nie gesagt; empfunden habe ich es allein auf dem Rabensteine, in der Einsamkeit – die stille Natur hat es mir selbst mit ihrem Wehen zugeflüstert –«

Und der Vater gewahrte mit innigster Glückseligkeit den poetischen Schwung des Jünglings, in dem mehr

vom Dichter war, als er selber ahnte. Er lächelte still vor sich hin und sagte:

»Du studirst also und zwar die Naturwissenschaften. Das ist abgemacht. Aber wie denn? Wie steht es dabei mit Rath und That? Du wolltest ja die ganze Menschheit beglücken!«

»Nicht die ganze Menschheit, mein Vater, das kann wohl kein einzelner Mensch, und wäre er der größte, der beste. Nur einen größeren Wirkungskreis wollt' ich haben. Den habe ich auch vor mir. Zuerst studire ich Medizin, da werde ich ein Arzt. Siehst Du nun den Wirkungskreis? Siehst Du nun schon Rath und That? – Wenn mir Das aber nicht genügt, und ich auch den Menschen damit nicht genügen kann, so gehe ich einen Schritt weiter, sehe die Welt, die ganze Natur – sammle und sammle, und wenn ich genug gesammelt und gelernt, trete ich auf als Lehrer dieser schönsten Wissenschaft, welche die Menschen besitzen, denn sie umfaßt Alles, was auf Erden und im Himmel ist.«

»Bravo, Bravo, Eduard – also doch ein halber Seemann?«

»Das Meer muß ich sehen – auf die eine oder andere Weise – das ist in den Sternen beschlossen!«

Und er lächelte fröhlich bei diesen Worten und nickte dem Vater zu.

Dieser aber nahm ihn bei'm Arme und führte ihn tiefer in den Wald hinein.

»Eduard,« sagte er, »das Wort, das Du eben im Scherze gesprochen, hat vielleicht für Dich einen ernsteren, tieferen Sinn. Es ist viel in den Sternen beschlossen. Laß mich jetzt von Etwas sprechen, was mir lange auf der Seele gelegen – magst Du es hören? Es betrifft Dich allein und ist Dein eigenes Geheimniß.«

»Ich weiß, was Du sagen willst,« erwiderte Eduard eröthend. »Du willst von meinem Herkommen sprechen, das ich nicht kenne. Denn wohl weiß ich und habe oft darüber nachgedacht, daß Du mich als Waise von jener alten Susanne in Dein Haus genommen, daß ich in einer traurigen Schneenacht zu ihr habe wandern müssen, und endlich, daß ich Deinen Namen führe, während ich gewiß einen andern zu tragen berechtigt bin.«

»So ist es, und ich freue mich, daß Du so ruhig und gefaßt davon sprichst. Stets habe ich es vermieden, Dich merken zu lassen, daß ich nicht so glücklich bin, Dein Vater zu sein – heute muß Alles zwischen uns abgethan werden. – Erinnerst Du Dich noch Deiner Eltern?«

»Meines Vaters gar nicht; von meiner Mutter weiß ich nicht mehr, als daß sie mir wie eine Frau aussah, und, so viel ich denken kann, wie eine schöne Frau.«

»Das glaube ich gern. Deinen Namen weißt Du nicht mehr?«

»Ich habe ihn gewußt; da mir aber seit meinem fünften Jahre Niemand denselben genannt, so erinnere ich mich seiner nicht mehr. Vielleicht wenn ich ihn hörte –«

Und der Geistliche nahm jenen, dem Todten entrungenen Zettel aus seiner Briefftasche, erzählte, wie er dazu

gekommen, und nannte mit lauter Stimme den Namen:  
»Eduard Hutten Stolling.«

»Er ist mir unbekannt,« bemerkte Eduard und schüttelte den lockigen Kopf.

»So dürfen wir ihn Dir auch nicht beilegen, denn er könnte einem Andern gehören und noch unseligere Irrthum könnte aus diesem unschuldigen Diebstahle entstehen. Aber Du sollst diesen Zettel haben – merke Dir die Handschrift – vielleicht, wahrscheinlich sogar, hat ihn Dein Vormund geschrieben – und endlich, wende die Kunde dieses Namens an, wie es Dir gut dünkt – denn es ist, wie Du sagst, in den Sternen viel beschlossen; sie können Dir noch eine andere Zukunft vorbehalten haben. Mit Deiner ausgebildeten Männlichkeit, Deiner sittlichen Freiheit, bist Du Dein eigener, bester Vormund. – Und nun laß uns nach Hause wandeln, mein Sohn und nicht mein Sohn.«

»Vater!« rief Dieser, und Thränen entstürzten seinen Augen. – »Könnst' ich je vergessen – o, Du weißt es ja wohl, am liebsten wäre ich *Dein* Sohn – habe ich doch keinen Vater mehr!«

Und ihn liebend umfassend, lehnte er sich an seine Brust und rief schluchzend:

»Wer ich auch bin – Deiner, dem ich so Viel, Alles, was ich bin und habe, gesunden Leib und gesunde Seele verdanke – Deiner will ich mich ewig würdig beweisen und Dir allein dankbar sein!«

»Gott sei dankbar! Von ihm allein hast Du Seele und Leib – ich aber danke Dir, daß Du mich liebst.«

»O, wir lieben uns Beide!« rief Eduard innig, »wir lieben uns wie Vater und Sohn – und – sei ruhig, ich werde das Meinige thun, Dir Freude und Zufriedenheit zu bereiten – ich will streben – ringen –«

»Ruhe, mein Kind; Du bist Mensch wie wir Alle, und Du schonst Dich zu wenig.«

»Bin ich doch stark, ist meine Kraft doch groß und mein Wille mächtig, und fühle ich doch Beide alle Tage noch wachsen!«

Ach ja! In jenen Tagen wachsen guter Wille, Kraft und Herz – wir wissen es wohl – jene drei Riesen im Bunde, noch tagtäglich, sie möchten den Himmel erstürmen und erfassen, wenn die Vorsehung ihnen nicht einen sterblichen Leib zugemessen hätte! –

Der Tag der Prüfung war herangekommen. Der Director des Gymnasiums, ein Studienfreund Wollzagen's, schrieb und bezeichnete Tag und Stunde. Schon am frühen Morgen waren Vater und Sohn, begleitet von den Segenswünschen der Familie und des Kantors, nach der Sommerresidenz gewandert. Um acht Uhr Morgens begann die Prüfung, und erst um drei Uhr Nachmittags war sie beendet. Eduard hatte zwölf Gefährten, er aber überflügelte sie Alle, und die an dem schönen, hochgewachsenen Jünglinge theilnehmenden Lehrer der Schule nickten dem anwesenden Erzieher wiederholt ihren Beifall und ihre Bewunderung zu. Eigentlich war es Dieser, der die Lorbeern des heutigen Tages einerntete; denn ein Knabe könne sich überall entwickeln, sagten die Lehrer,

wenn Kopf in ihm sei, aber nicht jeder Lehrer verstehe es, einen solchen Abiturienten zu erziehen.

Die Prüfung war vorüber, Alle trennten sich. – Wollzagen begab sich zu dem Director und theilte ihm Dasjenige mit, was ihn über den zeitweiligen Namen des Jünglings wissen zu lassen nothwendig schien, denn bisher war Eduard für den wirklichen Sohn des Predigers gehalten worden. Da nun aber das schriftliche Zeugniß den wahren Namen enthalten mußte, weil sonst in Zukunft Verlegenheiten für den Besitzer desselben entstehen konnten, so zeigte der Pflegevater diesen Umstand wenigstens dem Vorsteher der Anstalt an, damit dieser bei möglichen Ereignissen dieselbe Person unter einem zweiten Namen erkennen konnte. Nachdem Vater und Sohn sodann bei dem Director gespeis't, wanderten sie freudigen Herzens der Heimath zu. Man hatte sie zu Hause früher erwartet, und der Kantor hatte seine Unruhe nicht bemeistern können und war mit dem eben so herzlich theilnehmenden Dossow den Zurückkehrenden entgegengeeilt. Auf der Hälfte des Weges schon begegnete man sich. Als der Geistliche die beiden befreundeten Gestalten von Weitem erkannte, schwenkte er, ihre etwaige Unruhe zu beseitigen, sein weißes Tuch flatternd in der Luft – nun war der Freude kein Einhalt zu thun, und man lief sich gegenseitig, als wären Meister und Kantor so jung wie Eduard gewesen, in hastigem Laufe entgegen.

»Tausend Glück, tausend Glück, mein Junge,« rief der fröhliche Dorflehrer dem Pflegesohne des Freundes zu, »und wie ist Alles abgelaufen?«

Man erzählte und hörte, und des Verwunderns war kein Ende. Nur der Zimmermeister war etwas still, und augenscheinlich fesselte eine kleine Herzenslast seine Zunge, wie es in solchen Fällen bei ihm gewöhnlich war.

»Was habt Ihr nur heute, lieber Meister?« fragte endlich der Pfarrer. »Ihr seid so nachdenklich.«

»Da haben Sie Recht,« war die eilige Antwort. – »Ich habe ein kleines Anliegen an den Jungen da, und er sieht mir heute so stolz und vornehm aus, daß ich nicht wage, damit an's Tageslicht zu treten. Aber wenn Du so lächelst, mein Bursche, wie Du jetzt lächelst, oho! dann bin ich wieder der alte Meister. Da, mein Junge, nimm hin, was ich Dir zur Erinnerung dieses Tages schon lange aufbewahrt.«

Und er zog aus seiner Brusttasche eine kleine goldne Uhr mit feiner verschlungener Kette und steckte sie dem Erstaunten rasch in die Tasche. Alle blieben stehen und blickten einander an.

»Nur kein Wort, kein einziges Wort, wenn Ihr mich lieb' habt; es ist für die Freundschaft, die er meinem Jungen bewahrt.«

Dabei hielt er dem danken Wollenden und keine Worte Findenden den Mund zu. Für jetzt sprach der Beschenkte nichts Hörbares – gegen Niemand – ob er aber Etwas in seinem arbeitenden Innern fühlte und beschloß, darüber wird die Zukunft uns Aufschluß geben. –

Eduard war jetzt achtzehn Jahre alt und er konnte nach dem Ausfall obiger Prüfung mit Ehren die Universität beziehen. Aber das war weder der Wunsch noch die

Absicht des Pfarrers, wie wir wissen. Der begabte Sohn war ihm zu jung, um sogleich von der so eben vollendeten Arbeit zu einer neuen, größeren überzugehen. Er sollte ein Jahr rasten, sich sammeln, seiner geliebten Natur und der Familie leben und durch öfter wiederholte Ausflüge in die benachbarten Königsstadt, die so reich an Natur- und Kunstschönheiten war, seine Kenntnisse bereichern, um dann, mehrseitig gerüstet, das neue Werk auf der Universität zu beginnen.

Eduard, in Allem dem Vater gehorsam und ergeben, erfüllte seinen Wunsch ohne Widerspruch. Er las und arbeitete in seinen Classikern zwar fort – wie konnte er sein Leben *ohne* sie zubringen – aber mit Ruhe, mit Nachdenken, mit gemäßigter Eile. Weise theilte er sein Leben in die Natur und in die drei Familien, denen er so Vieles verdankte und denen er insgesamt angehörte, wie einer einzigen großen. Die Musik trieb er mit jenem inneren Behagen, welches durch wachsende Gefühle und den reifenden Verstand gleichmäßig in dem empfänglichen Sinne sich steigert, und er spielte den Flügel mit seltener Fertigkeit, Sauberkeit und der Frische, welche alle Denen eigen ist, welchen das Talent innewohnt, aus eigener Schöpfung ihren Gedanken Töne unterzulegen. Was ihm aber ohne Zweifel das größte Vergnügen bereitete, das war seine zunehmende Fertigkeit im Zeichnen mit dem Blei und im Malen mit Wasserfarben. Auch hierin folgte er wie in allen seinen Bestrebungen dem Fingerzeig der Natur. Er traf meisterhaft den Charakter einer Landschaft, eines Baumes, eines friedlichen Häuschens,

und so kopirte er, zum Verwundern der Freunde, alle benachbarten Oertlichkeiten seiner Jugend, das Pfarr- und Schulhaus, den Zimmerhof und die Mühle, worin Felix gewohnt hatte. Den wohlthuendsten Beifall, weil er am meisten begründet, erndtete er hierin von seinem Gönner, dem Zimmermeister, der eine wahre Verehrung für den talentvollen jungen Mann zu fühlen begann, wie alle Diejenigen sie fühlten, in deren Kreis er später trat, deren Treiben er beobachtete, stachelte und auf den rechten Weg wies, der ihm von seinem ihm ureigens innewohnenden Genius angedeutet wurde.

»Du hättest vielleicht ein Künstler werden können und sollen,« sagte der Meister eines Tages, als er die Skizzen im Pfarrhause sah und bewunderte; »Du zeichnest das besser als Ernst und ich, und ich muß mit Staunen betrachten, was ich nicht nachmachen kann. Nun, nun, ein Stück Künstlerseele steckt gewiß in Dir, Du brauchst darüber nicht zu erröthen.«

»Ich will nur ein Gelehrter werden,« erwiederte der Belobte bescheiden, »an das Künstlerthum habe ich keinen Anspruch. Wenigstens nur innerlich will ich es pflegen, äußerlich fehlt mir daran das Wichtigste, das Talent der Ausführung. Ich empfinde es wohl, aber ich kann es nicht darstellen, und das eben ist Sache des Künstlers, daß er darstellen kann, was er empfindet.«

»Das ist auch schon genug,« sagte der in seinem Fache denkende Meister, »wir sollten Alle ein Stück Kunst

in uns tragen, das wäre die beste Waffe gegen alle Unbill, gegen alle Nüchternheit und Kahlheit der gemeinen, erkältenden Welt.«

So urtheilte der denkende und befähigte Handwerker, und Pfarrer und Schullehrer mußten ihm aus vollstem Herzen ihren Beifall schenken, weil sie dachten und fühlten wie er.

So verschwand auch dies eine, letzte Jahr. Und je mehr es seinem Ende entgegenging, um so rascher liefen die Tage dahin. Mutter und Schwestern beeiferten sich, mit allerlei brauchbaren Gegenständen den gemeinsamen Liebling auszustatten; es konnte ihrer Neigung und Aufmerksamkeit nichts entgehen. Dann wurden die neuen Kleider, die feine Wäsche, die tausend anderen Sachen liebevollen Andenkens und die beliebtesten Bücher sorgsam in die Koffer gepackt. Susanne brachte noch, kurz bevor sie abgeschlossen wurden, seine Taschentücher und warme Strümpfe für den kommenden Winter, damit ihr ehemaliges Söhnlein, über dessen Klugheit und Schönheit sie vor Verwunderung nur die Hände zusammenschlagen konnte, durchaus keinen Mangel und auch eine bisweilige Erinnerung an die alte Susanne habe.

»Werde ich wohl noch zehn Jahre leben,« hatte sie oft gefragt, »um ihn als Professor zu sehen und von seinen Lippen weise Worte zu hören, von ihm, der in der bösen, kalten Weihnachtsnacht vor vierzehn Jahren zitternd, halb erfroren und doch nicht weinend, in meine Hütte kam und dem ich da, am warmen Feuer sitzend, in

langen Winterabenden, den verlorenen Mann erwartend, so schöne Geschichtchen erzählte?»

»Ja,« hatte dann Eduard darauf erwiedert, »Du wirst so lange leben, Susanne, und noch viel länger, denn Du bist ja jetzt noch nicht fünfzig, und Du sollst dann den wärmsten Platz in meinem Hause und den besten Bissen an meinem Tische haben – hier, meine Hand darauf!«

Und sie küßte die Hand und drückte sie an ihren Busen, der immer so warm voll Liebe gewesen war und doch so wenig Erwidierung gefunden hatte.

Der Pfarrer hatte sich vorgesetzt, Eduard selbst nach der Universität der Hauptstadt zu begleiten und ihn in das Haus eines alten Bekannten einzuführen, den er noch als Erzieher der jungen Grafen vor beinahe zwanzig Jahren kennen gelernt hatte, und der damals schon ein vermöglicher Kaufmann, jetzt aber einer der reichsten Geldmänner der Hauptstadt war. Auch wollte er die drei anderen jungen Leute in ihrem eigenen Wirkungskreise besuchen, sie, die die Zeit nicht erwarten konnten, ihren Eduard wieder unter sich zu sehen, und ihrerseits wieder besorgten, der ihnen immer überlegene Kamerad sei, nach jenem so ausgezeichnet bestandenen Examen, jetzt schon ein ungeheurer Gelehrter geworden, der besser Lateinisch und Griechisch als Deutsch spräche.

So war denn der letzte Tag vor der Abreise da. Es war in den letzten Tagen des Monats März. – Es sollte ein zeitiges Frühjahr werden, die Luft war überaus klar und mild, und die schon mächtig wärmende Sonne hatte den erwachenden Bäumen und Gesträuchen bereits ihre

schwellenden Knospen entlockt. Alle Anstalten zur Reise waren getroffen, man ging schweigsam im Hause umher; die Mädchen versteckten ihre niedlichen Gesichter, denn sie waren von mancher heimlich geweinten Thräne geschwollen. Die Mutter war sehr betrübt, der Vater in erhobener, aber mühsam zusammengehaltener Fassung; der Kantor ließ den Flügel offen stehen und vergaß nach den ersten duftenden Frühlingsboten, dem Krokus, Veilchen und der in diesem Jahre so schön gedeihenden Hyacinthe zu sehen. Auf dem Zimmerhofe und in der Mühle war Eduard schon Mittags gewesen und hatte mit dem Meister eine Flasche Rothen zum Abschied leeren müssen, der bei seinem Weggehen ihm noch ein bedeutungsvolles: »Wir sehen uns noch!« nachgerufen. So waren alle Pflichten der Dankbarkeit und Liebe erfüllt, als der Nachmittag sich zum Abend neigte und der Vater den Sohn rief, der die benachbarten Landleute eben besucht hatte, die ihn Alle so liebgewonnen hatten.

»Komm,« sagte der Pflegevater, dessen Gesicht ernst und verklärt war, wie wenn er an den Tisch des Herrn trat, »komm, laß uns auch heute zusammengehen, wie wir so oft gegangen sind. Wir wollen Deinen Freund, den Wald, aufsuchen und den Rabenstein ersteigen, Du wirst ihn doch sobald nicht wiedersehen. Leider kann ein anderer Freund nicht mehr dabei sein, denn der alte treue Hund ist schlafen gegangen, wie auch ich einst werde schlafen gehen!«

Dem bis jetzt so heitern Jünglinge wurde es bei diesem ernstesten Anfange beklommen um's Herz. Zum ersten Male

fühlte er lebendig, daß er scheiden solle, scheiden müsse, vielleicht auf ewig, von Allem, was die Jugend und ihre tausend Freuden dem empfindenden Menschen so werth und unvergeßlich machen. Ein dumpfer Druck ließ sich wie eine schwere Wolke auf sein Herz nieder – es war vielleicht der Schatten der dunklen Zukunft – und preßte es in eine Art von Wehmuth zusammen; aber – dieser Anfall dauerte nicht lange, sein kräftiger Geist brach die Fessel schnell, und es sollte bald wieder hell werden in diesem jungen Herzen, in dem die Nacht nie lang, der Tag beinahe ohne Ende war.

Auf dem Gipfel des Berges angekommen, standen sie still. Der Vater verbarg seine Bewegung unter den starken und schnellen Athemzügen, wozu das Erklimmen der Höhe seine breite Brust nöthigte. Als er anfangen wollte zu reden, versagte ihm beinahe die Stimme, und diese war weich und wie von standhaft zurückgehaltenen Thränen umschleiert.

»Erhebe Dein Auge, mein Sohn,« begann er – »schaue in jene tiefe blaue Ferne – in diese ziehst Du hin! Du gehst, zum ersten Male in Deinem Leben, einen schweren, neuen Gang allein, denn uns lässest Du zurück, eingedenk Deiner, voll Liebe und Zuneigung, nur mit dem Herzen; nicht mit den Auge Dir folgend. So trittst Du, bald ein Mann, einem zwar dunkeln, aber erwünschten Ziele entgegen. Der linde Wind der Heimath wird Deine Wange nicht mehr umfächeln – der heftigere, erkältende Wind der großen, lebendigen Welt wird Dich umwehen. Steh' fest und strebe geduldig, auch wenn der Wind ein

Sturm werden sollte – ein muthiger Schiffer und Schwimmer im Ocean des Lebens! – Was ich an Dir thun konnte, das hab' ich gethan – mit Liebe und Demuth, weiter reichten meine Kräfte nicht Doch Du nahmst das mit Liebe Gebotene mit Erkenntlichkeit auf und warest mir stets ein dankbarer und gehorsamer Sohn. Ich danke zunächst Gott, dann Deinem edlen Herzen dafür. Für Dein ferneres leibliches Wohlergehn werde ich Sorge tragen, so viel ich vermag. Du weißt, ich bin nicht bemittelt, auch habe ich noch andere Kinder. Das Studium, welches Du gewählt hast, ist das längste und kostbarste, es vergeht lange Zeit, ehe Du durch eigenen Erwerb für Dein Leben sorgen kannst. Doch habe ich aus diesem Grunde keinen Augenblick meine Einwilligung verzögert, denn ich bin voller Hoffnung und Zuversicht. Darum sei Du es auch, das Nothwendigste wird uns Beiden nicht fehlen. Ich bestimme Dir für jetzt dreihundert Thaler jährlich – Alles in Allem. Es ist wenig, ich weiß es, aber mit einer weisen Sparsamkeit reicht man weit. Hunderte haben zwar mehr, aber Tausende noch weniger.

»Vor einem schwelgerischen, Seele und Leib vernichtendem Leben brauche ich Dich nicht zu warnen; Deine Erziehung, Dein Herz, auch Dein Verstand verbürgt mir die Erfüllung Deiner Wünsche. Solltest Du aber durch irgend einen bösen Zufall oder ein Schicksal vor Sorge nicht bewahrt bleiben, so habe Vertrauen zu mir, und mein Beistand wird Dir niemals fehlen. Zu jeder augenblicklichen Hülfe verweise ich Dich an meinen Bekannten, den Banquier Ermeling. –

»Dein Studium brauche ich Dir nicht an's Herz zu legen – im Gegentheil, vor zu angestrenzter Arbeit muß ich Dich warnen. Auch der festeste, gesundeste Leib kann zu großen Anstrengungen erliegen. Dein ernstes Leben der Wissenschaft erheitere Dir durch den häufigen Genuß der Künste und der freien Natur. Angeleitet bist Du zu Beiden, Du brauchst nur der betretenen Pfad bequem fortzuwandeln. –

»Dein Herkommen – ich muß es noch einmal erwähnen – ist, wie Du weißt, ein Geheimniß. Vielleicht durch Zufall, vielleicht durch ein Verbrechen, des Leichtsinns oder des Herzens, warst Du in die gottlosen Hände eines Taugenichtses gelangt. Gott aber hat Dich von ihm errettet, der Pfad Deines Lebens lichtete sich – findest Du also den Mann, denn ich meine, das verbrecherische oder leichtsinnige Herz, und schlage es unter Seide oder Lumpen – erbarme Dich seiner, wie sich Gott Deiner erbarmt hat, denn ihm allein gebührt das Richteramt. Ich sage Dir Das, weil Du ein Mensch bist und menschliche Schwächen auch dem Besten innewohnen, auch eine Taube kann durch den Haß in einen Geier und ein Lamm in einen Tiger verwandelt werden – also sei barmherzig!

–

»Deine Ferien, wenn Du sie nicht an anderen Orten lieber verleben willst, benutze zur Heimkehr in Deine Heimath; zu jeder Zeit werden wir Dich willkommen heißen, wie am ersten Tage Deiner Ankunft. Ein Briefwechsel wird uns, leiblich getrennt, doch geistig verbinden. Stoßen Dir Zweifel auf, brennen Dich Sorgen, so werde

ich sie lösen und tilgen, denn Das ist ja mein Beruf. Du weißt es. – Freunde hast Du und findest Du – wirf Dich nicht fort an Unwürdige, knüpfe nicht mit dem Ersten Besten brüderliche Bande, die Dich gereuen könnten – wo Du aber das Gute, Edle und Erhabene findest, an Mann oder Weib, an Jugend oder Alter, da schließe Dich an, presse es fest an Deine Brust und hege und pflege es, denn das Gute ist des Gerechten Eigenthum. Von weiblichem Umgang mahne ich nicht ab – das Weib veredelt und versittigt den Mann – die vorsichtige Klugheit, nicht zu früh Bande zu knüpfen, die häufig nach Jahren die drückendsten Fesseln werden und zwei Jugendblüthen auf einen Schlag zerstören, die Deinige und eine fremde, traue ich Dir zu. –

»Und nun noch *Eins*, ein Wichtiges für den Jüngling der heutigen Zeit! Gieb wohl Acht, und präge Dir's ein. Es ist das Einzige, wovor ich Dich warne und Gott bitte, daß er Deinen Weg nicht damit besudele, denn es ist das Blendendste, Verführerischste für ein junges, strebbares Gemüth, was es giebt. Die Geschichte der heutigen Tage kann Dir nicht entgangen sein. Es braus't ein schneidender, giftiger Wind durch die Welt, der die Bäume entblättert, die Früchte vergiftet, Altes umstürzt und Neues hindert, Wurzel zu fassen. Der Mensch stürzt mit den Elementen, die er sich unterthänig gemacht, sich selber und Andere vernichtend, im Fluge dahin. Ein frecher, zerstörender Geist – Dämon tauf't' ich ihn lieber – rüttelt die bestehenden Gesetze, die Sitte aus althergebrachten, durch Gewohnheit und Recht gekitteten Fugen. Er will,

an sich selber verzweifelnd, mit verwegendem Gelüste eine neue Welt in Stunden gründen, wozu Gott der Herr Jahrtausende gebraucht hat. Erkünstelte Leidenschaften – denn die Natur hat sie nicht geboren – suchen Nahrung an Dem, was der Mensch früherer Tage als unbrauchbar und ungenießbar bei Seite geworfen hat, wie der Krebs, der rückwärts geht, sich von Leichen mästet. Kein Besitz ist ihnen heilig, sie wollen ihn stören, Andere zu verarmen, sich selbst zu bereichern. Gott wird es nicht dahin kommen lassen – so beten wir Alle – aber die Unruhe ist da und wir müssen sie leider ertragen. Denn eine ansteckende, pestartige Krankheit, aus Wahnsinn geboren, Wahnsinn erzeugend, pflanzt sich diese Leidenschaft von Völkern zu Völkern fort. Gerade der Jugend will sich der Versucher bemächtigen, damit morgen vielleicht gelinge, was heute nicht gelingt. Hüte Dich also. Du wirst sie schreien hören, laut, sehr laut, und Deine Hülfe werden sie auch wach rufen wollen; mit tausend köstlichen Gerüchen und Verheißungen werden sie Deinen Geist kitzeln und Dein Herz berauschen – und gerade die Dümmersten schreien am lautesten, weil sie denken, das Schweigen verrathe den Einfältigen, obwohl er oft gerade der Weiseste ist. Die Armen! sie hören und sehen nicht, daß sie wie Kinder mit Feuer spielen und sich selber verbrennen. Gerade durch Beschäftigungen, denen der Mensch nicht gewachsen ist, verdrängt er die nöthige Arbeit. Er vernachlässigt das Nothwendige, während er das Ueberflüssige thut, und da er zu Grunde geht, durch sich selbst, so will er auch Andere zu Grunde richten. Vermeide daher,

Dich in den Strudel des Müssigganges zu stürzen, den die Welt mit prahlerischem Großthun Politik nennt; das Politischste ist, von der Politik keine Notiz zu nehmen. Sie macht sich doch – die Welt schreitet doch fort, denn der schaffende Weltgeist trägt sie auf Flügeln des Windes mit sich daher – aber nicht im Sturme und Ungewitter der Uebereilung, sondern bei'm linden, leisen Winde aufgeklärter Vernunft und weise harrender Geduld.

»Das wollt' ich Dir sagen, das mußst' ich Dir sagen, als Seelsorger und als Vater. Und nun, mein Sohn, da Nichts mehr ist, was uns innerlich trennt, küsse und umarme mich!«

Und der vom lebhaften Sprechen entflammte und doch beruhigte Mann öffnete seine Arme und drückte den lauschenden, beistimmenden Jüngling lange und innig an sein edles, menschliches Herz.

Hinter dem Stamme der nächsten riesigen Eiche aber entstand in diesem Augenblicke ein leises Geräusch. Die trockenen Blätter des vorigen Jahres, die am Boden lagen, rauschten auf, und hervor trat der Kantor, mit halb geöffneten Armen.

»Nehmt mich mit in Eure Umarmung,« rief er, »es zieht mich zu Euch!«

Lange standen so die drei wackeren Männer in brüderlicher, herzinniger Umschlingung.

Als sie sich aber losließen, rief der Geistliche mit laut erhobener Stimme:

»Hier, unter Gottes freiem Himmel, wo sein stets offenes Auge auf Dich und uns schaut, auf den mütterlichen,

heimathlichen Boden, für den alle Deine Pulse schlagen, kniee nieder und empfangе meinen väterlichen Segen! Der Herr segne und behüte Dich! Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir seinen Frieden. Amen!«

»Amen!« rief der Kantor aus innerster Seele, und der Jüngling erhob sich.

In Worten sprach er jetzt nicht. Die Arme aber um den Vater und um den Freund geschlungen, stieg er mit ihnen langsam den Berg hinab, wandelte durch die keimenden Fluren dahin und jeder Pulsschlag seines Herzens und jeder Druck seines Armes sagte laut und verständlich zu Beiden:

»Dank, tausend Dank, Ihr Guten und Geliebten, aus dem Grund meines Herzens!«

Der Abend wurde im Pfarrhause still und geräuschlos hingebraсht, als wenn nach dem Vorgefallenen jedes Wort ein Ueberfluß gewesen wäre. Alles war zur Reise geordnet, denn schon früh am Morgen, mit Tagesanbruch, war der Wagen bestellt, um noch zu rechter Zeit in der von Bilsingen sechs Meilen entfernten Hauptstadt zu sein. Endlich um elf Uhr war Alles im Pfarrhause zur Ruhe gegangen. Die Schwestern hatten am Halse des theuern Bruders gehangen, die Mutter hatte ihm ihren heißesten Segen, den ewiger Muttertreue, geschenkt. Alles schlief. Nur zwei Herzen konnten die Ruhe nicht finden, welche die anderen umschlungen hatte. Es waren

Vater und Sohn, von denen jeder auf seinem Zimmer, jeder mit seinen tiefeigensten Gedanken beschäftigt, dem kommenden wichtigen Tage wachend entgegengehen zu wollen schien.

Da pochte es erst leise, dann etwas lauter an das Fenster Eduard's. Der helle Vollmond, eben hinter einer weißen Wolke verborgen, ließ den Mann, den Eduard sogleich wahrnahm, nicht recht erkennen. Erst als er sprach, hörte der Jüngling, der das Fenster leise geöffnet hatte, wer es war.

»Eduard,« sagte die Stimme, »guten Abend! Es ist gut, daß Du noch wach bist, komm heraus, ich habe Dir noch Etwas zu sagen, was Niemand zu hören braucht. Ihr waret ja heute Abend in einer Stimmung, daß man Euch nicht stören durfte.«

»Guten Abend, lieber Meister!« erwiderte Eduard, denn der Handwerker vom Zimmerplatze war der späte Besucher. »Können Sie es mir nicht hier am Fenster sagen, die Hausthür ist geschlossen und ich möchte die Schlafenden nicht stören.«

»Nein, Junge, nein! Ich will Dich auch noch einmal umfassen; komm also herunter, springe hier aus dem Fenster, es ist nicht hoch.«

Der Pfarrer, sonst ohne alle Neugierde, stand ebenfalls an seinem halbgeöffneten Fenster in dem Zimmer über Eduard's, und hatte die Worte zwischen Beiden bis jetzt gehört. Er vernahm sodann, daß Eduard sein Fenster ganz öffnete, und bald sah er ihn in den Garten hinabspringen, wo ihn der Arm des Meisters ergriff und in den

vom Monde schärfer beleuchteten Theil des Gartens zog. Was sie jetzt sprachen, konnte er nicht mehr verstehen, doch wartete er auf den zurückkehrenden Sohn.

»Sieh, mein Sohn,« begann der Meister mit leiser Stimme, »Du warst heute Morgen bei mir und nahmst Abschied von allen meinen Hausbewohnern. Meine Alte hat den ganzen Tag geflennt. Laß sie, wir flennen nicht, wir Männer, und fühlen doch, wie weh es thut, wenn Jemand scheidet, den wir gern bei uns behalten hätten. Doch höre. Ich hätte Dir am liebsten heute Morgen schon mitgetheilt, warum ich jetzt gekommen bin, allein sieh, das Ding hier – und er hielt eine lange, grünseidene Börse empor – ist erst spät am Abend fertig geworden.«

»Nun was soll Das?«

»Was es soll? Ein Nothpfennig ist es, den Du Dir bei Seite legen sollst und ihn bewahren. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo Du ihn brauchen kannst. Nun, was zögerst Du? Ziere Dich nicht, sieh, ich hab's ja; den anderen Jungen, dem Karl und Felix, habe ich es auch gegeben. Aber sagen darfst Du es Niemandem, ich möchte gern, daß diese Kleinigkeit unter uns bliebe.«

Und er hielt dem erstaunten und tief gerührten Jüngling die Börse hin, aus welcher sich der noch nie vernommene Klang sich berührender Goldstücke hören ließ.

Eduard ergriff, nicht die Börse, wohl aber die Hand des menschenfreundlichen Handwerkers.

»Nicht so, Junge, die Börse, die Börse! Willst Du mir die Hand vom Leibe reißen, Du packst mich ja entsetzlich an.«

»Meister, ich will Eure Hand, nicht allein zum Abschiede, auch zum Danke drücken – o, wie gut sind Sie! –«

»Das laß nur sein – da, laß mich Deine runden Wangen küssen – leb wohl, leb wohl – vergiß bei den vornehmen Leuten nie den Handwerker vom Dorfe – adieu!«

Und er riß sich los und war schon am Ende des Gartens.

»Ich vergesse es nie!« rief Eduard ihm laut nach – »Habet Dank, lebet wohl!«

Schon war der Meister über den Gartenzaun gesprungen und lief schnell, am See entlang, seinem Häuschen zu. Er ahnete nicht, welchen fruchtbaren Saamen er mit dieser seiner letzten guten Handlung an Eduard in die dankbare Brust des Jünglings gestreut hatte.

Eduard schritt, noch voll Rührung, durch den Garten dem Pfarrhause zu. Als er eben in sein Fenster klettern wollte, beugte sich der Pfarrer aus dem seinigen herab, und flüsterte leise:

»Eduard!«

»Mein Vater! Bist Du noch wach!«

»Was hat der Meister von Dir gewollt?«

»Er hat mir noch einmal Lebewohl gesagt und diese Börse mit klingendem Inhalte als Nothpfennig in die Hand gesteckt. Niemand aber soll es wissen!«

Der Pfarrer schüttelte, tief ergriffen, das männliche Haupt und blickte zu den Sternen des Himmels auf.

»So sind die Menschen,« dachte er mehr als er sprach, »und Du, Allmächtiger, hast sie so erschaffen!«

In der Börse befanden sich zwölf neue Goldstücke. Mit dem anbrechenden Morgen aber war der junge Student in Begleitung des Pfarrers auf dem Wege nach der Hauptstadt.

DRITTES BUCH. STUDENTEN UND KÜNSTLER.

ERSTES KAPITEL. DER GARTENSAAL UND DIE NACHBARN.

Eine große, von einem Könige und seinem Hofe bewohnte Stadt, Menschengedränge ohne Ende in ihren breiten, prächtigen Straßen, zahllose Paläste, glänzende Lagerhäuser, schimmernde Verkaufsläden, vor denen vom Morgen bis zum Abend ämsige, spazierende, gelangweilte Menschen in tausendförmig verschiedenen Gestalten, Gesichtszügen und Kleidungen auf und ab treiben, ein buntes Soldatenwesen, eine Universität, eine Fülle von Wissenschaft und Kunst in allen Gestaltungen, Größen und Richtungen – welch' ein neues Meer aufregender Geistesthätigkeit, welch' ein Gegensatz ist Das für einen jungen Mann, der sein ganzes Leben in der friedlichen Stille eines abgelegenen Dörfchens zugebracht hat! Und nun noch dazu: allein zu stehen diesem großen, neuen Chaos gegenüber, ohne Anhalt, ohne Wegweiser, ja ohne Kenntniß der, dem Uneingeweihten oft so verhängnißvoll werdenden Gewohnheiten großstädtischen Lebens – wie muß das Alles sein Herz bedrücken, seine Lebensgeister aufregen, seinen Athem beengen!

Und dennoch, von alle Dem ging in dem Innern unsers jungen Studenten sehr wenig vor – und wie kam Das? Weil in ihm selbst ein neues Leben sich gestaltete, weil eine, verhältnißmäßig eben so reich und üppig sprudelnde Quelle seinen Hoffnungen und Wünschen entfloß, weil er der unaufhörlich treibenden Gährung in seiner äußeren

Umgebung eine ähnliche in seinem Innern entgegenzusetzen hatte, die sich beide, wie gegenüberstehende Pole einer einzigen Urkraft, abstießen und anzogen, und dadurch die Wirkung in Einer Richtung hemmten.

Es war der erste Tag seines Lebens, mit dem wir diesen Abschnitt beginnen, welchen er mit sich und seinen Gedanken allein verbrachte. Der Pfarrer war nach der Heimath zurückgekehrt, leider den Banquier Ermeling verfehlend, der einige Wochen in Geschäften verreis't war; eine passende Wohnung hatte sich nicht sogleich finden wollen, und Eduard bewohnte ein Zimmerchen in einem großen Gasthofe, mitten in einem der lebhaftesten Stadttheile. Bei den Freunden hatte er nicht bleiben können, denn theils wohnten sie selbst zu beschränkt, theils waren sie durch ihre Stellung zu ihren Lehrern verhindert, den sehnlich Erwarteten bei sich aufzunehmen. Karl war, nachdem er seine Lehrlingsjahre im botanischen Garten überstanden, so glücklich gewesen, in einem prinzlichen Garten eine Stelle als Gehülfe zu finden, wo er seine Erfindungen, seine bereits erworbenen Kenntnisse jetzt praktisch darzulegen begann. Ernst hatte das Gewerbe-Institut ebenfalls schon hinter sich und war als Arbeiter in eine große Maschinenbauanstalt getreten, um das in sein Fach Einschlagende dieser Art sich anzueignen. Felix endlich, seinem ersten Kapellmeister längst entwachsen, war der Schüler eines der ersten Tondichter der Hauptstadt geworden, und studirte bei der musikalischen Abtheilung der Universität die Geschichte und die größten Meister seiner erhabenen Kunst. Alle Drei hatten sich

am vergangenen Tage ein Stündchen zusammengefunden und mit Eduard einen regelmäßigen Besuch in dessen Wohnung verabredet, um hier ihre neu erlernten Fertigkeiten sich gegenseitig mitzutheilen und im gemeinsamen Bestreben sich zu unterhalten und zu fördern. Nur um diese Wohnung noch handelte es sich. Eduard war mit seinem bisherigen Suchen nach einer solchen, wie schon gesagt, nicht glücklich gewesen. Die Eine war zu beschränkt, die Andere zu kostbar, die Dritte zu unsauber befunden worden, und gerade vor dem Letzten hatte sein reines, keusches Wesen einen ungemeinen Abscheu. Lieber eng und reinlich, als groß und unsauber, lieber in dem kleinen Vorhofe eines Tempels, als in dem geräumigen Mittelpunkte einer Menschenkaserne wohnen, dachte er.

Am dritten Tage endlich beschloß er, eine große Treibjagd nach einem Unterkommen abzuhalten. Ein neues, mit herrlichen Gebäuden geschmücktes Stadtviertel hatte er sich von Anfang an ausersehen, hier sollte und mußte es eine Wohnung geben, das war seine Absicht, das war sein Entschluß. Er klopfte an alle Thore, betrachtete von Außen die herrlichen Fronten mit den blinkenden Scheiben, und ohne Zweifel, das war Alles sehr schön. Aber aufgenommen zu werden in diesen lichtvollen Räumen, das war die Aufgabe, und leider, in den Morgenstunden wenigstens blieb sie ungelös't. So war der Nachmittag gekommen und er schlenderte langsam, etwas abgespannt von dem langen Suchen, auf den granitnen

Schrittsteinen einer breiten Straße dahin. Ein mit sandsteinartiger Oelfarbe bestrichenes, neues Haus fiel ihm besonders angenehm in die Augen. Sehnsüchtig verlangend blickte er an den drei Stockwerken desselben hinauf; es war in der Neuenstraße. Gerade auf dieses Haus mündete eine ebenfalls breite und neue Straße, in deren Perspektive, auf einem grünenden Platze, hinter einem Springquell, der sich aus einem offenen Löwenrachen in ein marmornes Becken ergoß und als Brunnen benutzt wurde, die eherne Bildsäule der Siegesgöttin sich erhob.

»Hier zu wohnen,« dachte der bereits immatrikulierte Student der Medizin, »was müßte das herrlich sein!«

So denkend, stand er dem Hause gegenüber still und blickte hinauf. Er bemerkte und wußte nicht, daß er selber der Gegenstand aufmerksamer Beobachtung einer zweiten Person geworden war. An die Ecke des ersten Hauses der ausmündenden Straße gelehnt, halb neugierig, halb schläfrig, halb nüchtern, halb trunken, stand ein Mensch in abgetragenen Kleidern, die schmutzige Mütze auf dem einen Ohr, die Hände faullenzend in den weiten Taschen seiner Beinkleider wühlend, mit einem schelmischen, aber gewiß nicht böartigen Gesicht. Dieser Mann, zu jeder Geld eintragenden, wiewohl nicht schweren Arbeit aufgelegt, bei Weitem lieber aber faullenzend als beschäftigt, hatte seit einiger Zeit seinen lauernden Blick auf den dahinwandelnden Jüngling geworfen. Endlich, mit einer dreisten, unverschämten Miene sich waffnend, näherte er sich ihm einige Schritte und sagte mit heiserer Stimme:

»Was suchen Sie, mein Herr?«

»Eine Wohnung!« war die kurze, nicht unfreundlich gesprochene Antwort.

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wie so?«

»Nun, weil ich's mir gedacht habe. Sie haben keine gefunden, wie ich sehe! Aber ich weiß eine!«

»Nun, wo ist sie?«

»Da, dort in dem gelben Hause!« sagte der Faullenzer und zeigte mit seinem von Schmutz lackirten Finger auf das neue Haus, das Eduard schon früher mit verlangendem Auge betrachtet hatte.

»Dann will ich anfragen. Adieu, ich danke!«

»Ich danke? Und weiter Nichts?«

Eduard war schon über den Rinnstein geschritten, die sonderbar energisch gesprochene Frage hielt ihn zurück.

»Was denn weiter?« fragte er, sich umwendend.

»Haha! der Kleinstädter!« murmelte der Mann bei sich.

»Sie sind hier wohl fremd, mein junger Herr?«

»Ja, und warum?«

»Weil Sie nicht zu wissen scheinen, daß ein guter Rath so theuer wie eine gute That hier *bezahlt* wird. Ich mache auf einen Silbermorgen bescheidenen Anspruch.«

»Silbermorgen, wie?«

»O, Sie verstehen noch nicht Hochdeutsch – ein Silbermorgen ist ein Groschen, ein silberner kleiner Groschen.«

»Aha!« dachte Eduard, griff lachend in seinen Beutel und gab das Verlangte.

»Nun danke ich,« sagte der Fremde und drehte sich lächelnd von dannen, um seinen Beobachtungsposten an der Straßenecke wieder einzunehmen.

Eduard dachte, während er die Straße überschritt, bei sich: »Auch Rath und That! Nun, wenn die eine nicht theurer bezahlt wird, als der andere, so ist hier Beides billig genug.« Dabei hatte er die Thür des Hauses erreicht. Auf einer messingenen Platte an derselben las er, mit gothischen Buchstaben eingeschnitten, den Namen: Holzbrecher. Ohne sich zu besinnen, schellte er. Ein reinlich gekleidetes Dienstmädchen öffnete die Thür und fragte nach des Herrn Bekehr.

»Ist Herr Holzbrecher der Besitzer dieses Hauses?«

»Gewiß ist er das. Er ist aber jetzt nicht zu sprechen, er hält sein Mittagsschläfchen. Kann ich Etwas bestellen?«

Eduard eröffnete seinen Wunsch und sah das Mädchen erröthen und lächeln.

»Ich glaube wohl nicht,« sagte sie, »doch will ich anfragen.«

Sie wollte schnell die Treppe hinaufsteigen, die außergewöhnlich blank und sauber erschien, als eine seine Stimme von obenher sich vernehmen ließ, die halblaut, mehr flüsterte als sprach:

»Wer ist da, Karoline?«

Das Mädchen sprach ebenso leise zurück, so daß der auf dem Flur Wartende ihre Worte nicht verstehen konnte.

»Das hat uns ein Spaßvogel angethan,« entgegnete die feine Stimme, aber etwas unwilliger und lauter, als vorher, »denn in der ganzen Nachbarschaft weiß jedes Kind, daß wir nicht vermieten. Wer ist es denn?«

»O, ein hübscher, junger Herr!«

Bei diesen Worten trat Frau Holzbrecher, denn diese war es selber, ein paar Stufen herunter und sah sich den *hübschen* jungen Herrn, der bescheiden, den Hut in der Hand, unten an der Treppe wartete, etwas näher an. Ihre lebhaften Augen begegneten den lebhafteren Augen des Studenten. Frau Holzbrecher sah einen hübschen jungen Mann so sehr gern. Sie schien befriedigt von ihrer Musterrung, machte eine zierliche Verbeugung und rief laut:

»Wenn es gefällig, treten Sie doch näher!«

Mit einigen Sprüngen, schneller wie gewöhnlich, weil er sich am Ziele ahnte, stand Eduard auf dem Treppenabsatze, und während er sich verbeugte, hatte er die ganze kleine zierliche Figur der etwas mageren, aber angenehmen Frau mittleren Alters in's Auge gefaßt.

»Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich störe, Madame,« begann er, »aber ich bin fremd und in Verlegenheit.«

»O, bitte, treten Sie näher!«

»Bei diesen Worten öffnete sie eine Thüre, die in ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer führte, in welchem der Hausherr, in Pantoffeln und Schlafrock, so eben aus seinem Mittagsschlummer erwacht war. Nachdem die Begrüßung gegeben und erwidert, ein Stuhl angeboten

und angenommen war, trug der Student sein Anliegen klar und warm vor.

»Und wer hat Sie hierher gewiesen?« fragte der etwas korpulente Herr Holzbrecher.

»Ein Arbeiter, der drüben an dem Hause lehnte.«

»O der abscheuliche Sonnenbrater, ich dachte es wohl!« rief die Hausfrau entrüstet.

»Stille, mein Kind, stille! Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Student der Medizin, seit zwei Tagen in der Stadt und überall vergeblich nach einer Wohnung suchend.«

»Student!« murmelten Mann und Frau, und blickten sich fragend, halb willig, halb unsicher an. Da aber doch eine Antwort erfolgen mußte, sagte endlich zögernd der Hausherr:

»Wir bewohnen zwar allein dies Haus, aber wir sind nicht eingerichtet, um zu vermieten.«

»Das ganze große Haus?« wollte Eduard fragen, aber er besann sich, und sich verbeugend, entgegnete er: »Dann thut es mir leid, Sie gestört zu haben. Leben Sie wohl!«

»Warten Sie!« rief die Frau, und blickte den, ein leichtes Gähnen unterdrückenden Hausherrn schon etwas zustimmender an. Der Mann machte offenbar ein beifälliges Gesicht.

»Warten Sie gefälligst einen Augenblick und setzen Sie sich,« sagte Frau Holzbrecher und winkte ihren Mann in ein Nebenzimmer. Nach einiger Berathung kam das Paar

wieder zum Vorschein und schien von Minute zu Minute freundlicher zu werden.

»Wir bewohnen zwar dies dreistöckige Haus ganz allein,« begann die Frau, die ohne Zweifel hier die Hauptrolle spielte, »können aber im Hause, weil Alles mit Sachen gefüllt ist, nicht vermieten. Wir sind Beide allein und leben von unseren Renten, mein Mann hat aber eine Liebhaberei, er ist akademischer Künstler und besitzt eine eigene Werkstatt. Hinter dem Hause aber ist ein Garten und darin ein Häuschen, groß genug zum Wohnen. Es wäre vielleicht gut, wenn wir nicht so allein in dem großen Hause wären; Gesellschaft ist oft eine Hilfe. Wenn Ihnen das Gartenhaus ansteht und unsere Bedingungen angenommen werden, könnten wir uns wohl entschließen, Ihnen zu dienen.«

In diesem Augenblicke kratzte es an der Thür. Der Hausherr öffnete und herein sprang blitzschnell ein großer schwarzer Kater, langsamer gefolgt von einem braunen Wachtelhunde, die sich beide sogleich ungenirt auf das Sopha stürzten und darauf behaglich zurechtlegten.

»Und diese Bedingungen?« fragte Eduard.

Eben wollte Frau Holzbrecher antworten, als die Magd mit dem Kaffee und drei Tassen eintrat.

»Das ist recht, Karoline, so, setzen Sie sich, trinken Sie eine Tasse Kaffee!«

Man setzte sich und trank.

»Ja, die Bedingungen,« sagte der Mann im Schlafrocke und tauchte einen Zwieback in seine Tasse.

»Die Bedingungen sind vier, mein Herr!« nahm die Frau das Wort, und warf dem gutmüthigen, kauenden Ehemanne einen sanften Blick zu. »Aber Ihr Name, wenn ich fragen darf?«

»Wollzagen, Eduard Wollzagen!«

»Ah, schön, Herr Wollzagen! Ja, der Bedingungen sind vier. Die erste, daß Sie sich aus dem benachbarten Hause am Garten eine Aufwärterin nehmen. Es wohnen Handwerker darin, die sich gern eine Kleinigkeit verdienen. Unsere Karoline hat so viel zu thun, denn wir sind etwas eigen.«

»Angenommen! Die zweite?«

»Daß Sie sich keinen Hund halten, der den Bello beißen oder den lieben Kater verjagen könnte.«

»Gut! Die dritte?«

»Daß Sie des Nachts nicht laut singen und schreien –«

»O! fürchten Sie nichts.«

»Bitte, bitte, die Herren Studenten! Und die vierte, daß Sie keine Sporen tragen und die guten Möbel im Gartensaal zerkratzen.«

»Vorausgesetzt, daß Sie vorsichtig mit Feuer sind und Alles in Ordnung halten,« setzte der Mann hinzu, der seinen Zwieback verschluckt hatte.

Eduard lächelte und sagte freundlich:

»Ich nehme Alles an, Sie sollen zufrieden sein. Aber die fünfte Bedingung?«

»Wie, die fünfte?«

»Doch, die Miethel!«

»Ach so! O, das ist das Wenigste! Studenten haben in der Regel keinen großen Wechsel und die Stadt ist theurer. Sie sollen auch mit uns zufrieden sein, es ist uns um einen sittsamen Menschen im Hause zu thun.«

Die Frau hätte eben so gut sagen können: »umeinen so hübschen Mann, denn Sie gefallen mir ganz außerordentlich.«

»Aber ich muß es doch wissen!«

»Versteht sich – nun, ich denke, fünf Thaler für den Monat werden Ihnen nicht zu viel sein?«

»Durchaus nicht, und wann kann ich einziehen?«

»O, heute noch, in einigen Stunden; ich will das große Zimmer nur erwärmen und den Staub abwischen lassen. Wollen Sie aber nicht erst Ihre Wohnung in Augenschein nehmen?«

»Mit dem größten Vergnügen!«

Es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch. Frau Holzbrecher nahm ein großes Schlüsselbund und ging dem hübschen jungen Manne voran, der in ihren Augen immer schöner wurde. Die zierliche Frau war in einen ganz neuen Gedankengang gerathen. Sie dachte an so manchen langen Winterabend, wie angenehm ihr da ein solcher Gesellschafter werden könnte. Und wenn einmal Diebe kamen, wie gut wäre ein solcher Beistand! Studenten sind immer tapfer und halten sich Pistolen und Degen.

Man kam in den, schon ganz zum nahenden Sommer eingerichteten Garten hinter dem Hause, an welchen vielfache Pflege sichtbar verwandt war. Bevor dieser neue Stadttheil in den Bereich der Umfangsmauern gezogen

wurde, hatte Grund und Boden einem Zerstreungsorte mit Kegelbahn und Tanzvergnügen im Freien gedient. Dieser kleine Gartensaal, wahrscheinlich früher zum Verabreichen der Speisen und Getränke für die Tanzenden benutzt, war von dem jetzigen Besitzer bei'm Ankauf der Baustelle beibehalten, nur ausgebessert und neu gestrichen worden, um im Sommer einen Ort der Ruhe und Behaglichkeit auch im Freien zu bieten. Der Arbeiten des akademischen Künstlers aber waren, wie wir später sehen werden, so viele und mannigfaltige, und seine vorherrschende Neigung zog ihn so sehr in seine Werkstätte, daß er Garten und Gartensaal gänzlich vernachlässigte und der sorgsamem Gattin allein den Genuß und die Pflege davon überließ. So war ihnen der Besitz dieses Raumes ein ziemlich gleichgültiger geworden, und hatte bis jetzt nur zur Aufstellung alter, ihnen freilich überflüssiger, aber höchst geschmack- und werthvoller Möbel gedient. Das Innere dieses Gartenhäuschens, das man mit einigem Rechte wohl ein Haus nennen konnte, war in zwei Räume, einen größeren und einen kleineren getheilt. Das größere Zimmer, Saal genannt, zeigte vier Fenster in einer Linie und maß etwa dreißig Fuß in die Länge und zwanzig in die Breite. Obgleich ohne Vorhänge, zeigte es, nachdem die Fensterläden geöffnet, einen wohnlichen, heitern, namentlich im Sommer ganz herrlichen Raum, dessen halbmassive Wände mit den ziemlich gelungenen Darstellungen aus dem Leben Paul und Virginiens tapezirt waren. In der Mitte stand, wie alle übrigen Möbel, aus schön polirtem altem Nußbaumholz,

ein ungeheurer runder Tisch, der eine unbewegliche Maschine gewesen wäre, hätten nicht große messingene Rollen seine Fortschaffung ermöglicht. An den Wänden sah man ein bequemes, sehr langes Ruhebett, mit grün-schwarzem Wollenzeug überzogen, ein Dutzend Stühle, einen alten, sehr geschmackvollen und von Alterthumsfreunden hochgeschätzten Schreibtisch, vier Fuß wenigstens breit, und mit unzähligen offenen und verborgenen Schubfächern versehen, ein kleines Eckschränkchen, für Gläser und Teller bestimmt, und einige andere kleine Tische. Das blaugetünchte Nebenzimmer war leer. Die Fußböden in beiden waren mit brauner Oelfarbe gestrichen und glatt gebeizt. An den Pfeilern zwischen den Fenstern waren größere und kleinere Spiegel in halb verblichenen Goldrahmen, aber von altem, dickem venetianischen Glase, eingefügt.

»Dies ist Ihr Wohnzimmer,« sagte Frau Holzbrecher zu dem sichtbar erfreuten jungen Manne, »und dieses Ihr Schlafzimmer. Freilich sieht Beides jetzt nicht ganz wohnlich aus, und es ist etwas kühl darin, aber wenn Sie gegen Abend wiederkommen, sollen Sie es nach Wunsch finden, ich verspreche es Ihnen, der weiße Ofen heizt sich vortrefflich.«

Nach einigen dankenden und ablehnenden Redensarten von beiden Seiten entfernte sich Eduard, um zu dem, für die Abendstunden festgesetzten Einzuge seine Vorbereitungen zu treffen. –

Vier Stunden später brachte ein Miethwagen den Studenten mit seinem ganzen Gepäcke wieder vor das Haus

des Akademikers in der Neuenstraße, und bald war Alles in den Gartensaal geschafft. Wie war der neue Miether von den Veränderungen überrascht, die in seiner Abwesenheit eine gewandte, weibliche Hand hervorgezaubert hatte. Der Saal, nach sorglicher Lüftung behaglich erwärmt und von einem angenehmen Räucher mittel durchduftet, der Fußboden mit einem einfachen Wachstuchteppiche bedeckt, die Fenster von der kundigen Hand Karolinens, der Tochter eines Tapeziers, mit weiß- und grüingeblühten Damastvorhängen geschmückt, über den großen Tisch eine gleiche Decke, mit Quasten an allen vier Ecken, gebreitet, das Schlafzimmer mit schneeweißem Bettgeräthe und den nöthigen Bequemlichkeiten versehen – Alles war so wohnlich, so behaglich, so fürsorglich ausgestattet, daß Eduard einen Ausruf freudigen Staunens nicht zurückhalten und gegen die ihn führende Wirthin nicht genug des Beifalls und Dankes laut werden lassen konnte.

»Es freut mich, daß Sie zufrieden sind,« lächelte die zierliche Frau Holzbrecher, »aber noch ist nicht Alles so, wie ich es wünsche, ich hoffe aber mit der Zeit noch hier und da einige Verschönerungen und Bequemlichkeiten anbringen zu können. Ich muß es mir überlegen. Es ist Alles zu schnell gekommen.«

Und damit ordneten ihre gelenken Finger, von einem umsichtigen Auge unterstützt, an allen Ecken und Enden das ihr noch behaglicher Scheinende an.

»So, und nun machen Sie es sich bequem, Herr Wallzagen, nicht wahr, Wollzagen?«

»Ja wohl, und ich danke Ihnen tausendmal.«

»Einmal ist genug. Für den Augenblick wird Karoline Sie noch mit dem Nöthigsten bedienen, aber ihr Nachbarhaus beherbergt einige gutmüthige Handwerkerfamilien, und ich werde das Mädchen sogleich dahin schicken und Ihnen eine Aufwärterin besorgen. Somit übergebe ich Ihrem Schutze mein kleines Haus und sage Ihnen für heute Lebewohl.«

Sie knixte, lächelte und zog sich zurück.

Eduard war allein und blickte sich noch einmal um. Wie war er so zufrieden, so glücklich! So bequem, so überaus freundlich hatte er noch nie gewohnt, so glänzend es zu finden, niemals erwartet. Er zündete eine ihm zur Hand gestellte neusilberne Lampe an und durchforschte sein neues Gebiet im Großen und Kleinen. Dann packte er seine Sachen aus, hing seine Kleider in die Schränke, verschloß seine Papiere, sein Geld, und streckte sich, laut und fröhlich pfeifend, auf sein weiches Ruhebett. –

Sehen wir jetzt, was für Nachbarn dem jungen Studenten im Handwerkerhause zu Theil geworden waren. Dieses Haus gehörte zu den, in der ebenfalls neu aufgebauten Feldstraße gehörigen Wohnungen. Es war ein langes dreistöckiges Gebäude, von dem Gartenhäuschen nur durch ein grün angestrichenes Holzgatter, mit einer verschließbaren Thür versehen, getrennt. In diesem Hause wohnten drei kleinere Handwerker, und zwar ein Tischler, ein Schneider und ein Schuhmacher mit ihren Familien. Ihre im Erdgeschoß gelegenen Fenster gingen nach hinten

hinaus und konnten also das Gartenhaus zu jeder Zeit bestreichen, wenn nicht, wie es jetzt noch der Fall war, die am Gatter gepflanzten Hollundergebüsche die Aussicht verdeckten. Die oberen Stockwerke waren von einzelnen Miethern, ebenfalls dem dienstbaren Stande angehörig, bewohnt, die aber, ohne Familie, keinen so festen Wohnsitz darin hatten, wie das eben angegebene Kleeblatt.

Eine halbe Stunde nach dem Einzuge des jungen Studenten öffnete Karoline die Gartenpforte und trat in den Hof des Nachbargebäudes ein. Eine Wäsche trocknende Frau von mittleren Jahren, mit lebhaften Gesichtszügen, war auf dem Hofe beschäftigt. Diese Frau, von angenehmem Wesen, schwarzen Augen und Haaren und etwas stark gerundeten Formen, blickte schnell auf, als die Magd des akademischen Künstlers die Pforte aufschloß, und schaute sie fragend an.

»Nun, das muß ich, gestehen, Karoline,« begann die neugierige Nachbarin, »was ist denn bei Ihnen im Gange? Ich glaube gar, Ihre Herrschaft hat einen Miethsmann eingenommen. Wie?«

»Ach, beste Frau Schwarzkopf,« entgegnete das Mädchen, »bei uns dreht sich die Welt um. Ich habe mich ganz müde gearbeitet. Wer hätte das gedacht! Und so schnell und unerwartet, wie der Blitz vom Himmel fährt, ist er in unser Haus gefallen.«

»Das ist ja ganz was Neues. Und wer ist es denn, ein Mann doch gewiß.«

»Und ein sehr hübscher Mann obendrein. O, Frau Schwarzkopf – doch, Sie können ihn ja sehen, ich habe einen Auftrag an Sie.«

»An mich? Von wem denn?«

»An Sie oder an die Schuster- oder Schneiderfrau, das ist einerlei. Von meiner Madame, natürlich.«

»O, o, Karoline!«

»Ich soll eine Bedienung für den jungen Herrn schaffen, von heute Abend an, so schnell wie möglich. Meine Madame brennt vor lauter Menschenfreundlichkeit.«

»Aber wer ist es denn, der Ihre Hausordnung so ganz und gar umstößt?«

»Ja, was weiß ich! Doch ich werde es noch heute erfahren; aber ein Student ist es, so viel ist gewiß.«

»Ein Student!« rief verwundert die Tischlersfrau. Und ich soll ihn bedienen! Aber da muß ich ihn doch erst sehen!«

»Das können Sie ja leicht haben, Frau Schwarzkopf; binden Sie sich die Schürze ab und kommen Sie mit mir; wenn er Ihnen gefällt, so ist hier der Schlüssel zur Gartenpforte.«

Frau Schwarzkopf in welcher der Leser unsere frühere Bekannte aus der Kurfürstenstraße gewiß wieder erkannt hat, lief eilig in ihre Stube. Ohne dem in der Werkstätte immer fleißigen Manne etwas von dem neuen Dienste zu sagen, rief sie ihre dreizehnjährige Tochter, Anna mit Namen, und beauftragte sie, flink und thätig zu

sein, sie bekäme Arbeit. Dann, ihr immer noch glänzendes, schwarzes Haar, auf welches jetzt ein reinliches, weißes Häubchen gesetzt wurde, glatt streichend und die Arbeitsschürze ablegend, folgte sie der eilig voranschreitenden Karoline in den benachbarten Garten.

Eduard hörte ein halblautes Geflüster vor seiner Thür. Gleich darauf wurde geklopft. Auf seinen Ruf trat Karoline herein und stellte dem jungen Herrn Frau Schwarzkopf als seine neue Aufwärterin vor, worauf sie sich entfernte.

Frau Schwarzkopf war über die Schwelle getreten und stand dem Studenten gegenüber. Ihr dunkles Auge haftete fest auf ihm, als sie dieses so schöne, so edle, so reine Gesicht sah, aus dessen Mienen das freundlichste Wohlwollen, aber doch ein gewisses gebieterisches Etwas blickte, was die Frau im Schweigen erhielt.

Eduard war von dem anständigen und hübschen Aussehen der gewissermaßen immer noch jugendlich erscheinenden Frau – denn Lebhaftigkeit und Frische des Auges und der Geberden geben selbst den mittleren Lebensjahren einen jüngeren Anstrich – angenehm berührt. Er nickte ihr freundlich zu und begann das Gespräch mit der Frage:

»Guten Abend, meine liebe Frau. Sie wollen mir also behülflich sein, mein kleines Besitzthum in Ordnung zu halten?«

Frau Schwarzkopf's Ohren öffneten sich, so weit sie konnten, und kamen ihren sprühenden Augen zu Hülfe bei diesem Stimmlaute, diesem ganz eigenthümlichen,

liebreichen, vertraulichen Wesen, das ihr in dem doch sicher unbekanntem jungen Manne entgegentrat. Sie suchte in dem Schatze ihrer Erinnerungen; aber sie fand Nichts, was ihr Aufschluß gab, denn der Gedanke, daß dieser hohe Jüngling jener kleine, jetzt lange für todt geglaubte Knabe sei, den sie vor vierzehn Jahren an ihre Brust gedrückt und, in Erwartung eines ähnlichen, mütterlich geherzt hatte, das lag ihr in diesem Augenblicke, wie auch lange noch, außerordentlich fern. Sie hörte die gestellte Frage noch in ihrem Innern summen und wühlen, als der Fragende schon die zweite stellte:

»Sie übernehmen das Geschäft doch nicht gezwungen?«

»O, ich bitte um Verzeihung, mein Herr; ganz und gar nicht, ich übernehme es sehr gern, ich habe ja so viel Zeit und wohne in nächster Nähe. Auch die Wäsche kann ich übernehmen und verspreche mein Bestes zu thun, selbst in der Ausbesserung –«

»Was das Erstere betrifft, so bin ich damit sehr zufrieden; die Ausbesserung jedoch, hoffe ich, wird sobald nicht nöthig sein, denn ich bin neu ausgestattet, wie eine Braut; Mutter und Schwestern haben das Ihrige gethan.«

»Schön, schön! Aber die jungen Herren tragen was ab! Ich sprach nur von der Zukunft. Doch noch eine Frage wollt' ich mir erlauben: Ich könnte vielleicht nicht immer selbst kommen, wenn Sie mich riefen, aber ich habe eine Tochter noch jung an Jahren, jedoch schon tüchtig in der Arbeit. Wollten Sie Der erlauben, daß –«

»Daß sie an Ihrer Stelle mich bedient? O, das ist mir ganz einerlei, wenn es nur gethan wird. Ist Ihr Mann nicht ein Tischler?«

»Ganz gewiß ist er das, fleißig und thätig bis in die Nacht, aber die Kundschaft ist nicht groß, und es giebt der Tischler so viele und bemitteltere als wir, daß man sich behelfen muß, so gut es geht.«

»Sehr wohl, das ist jedes Menschen Pflicht. Was verlangen Sie für Ihren Dienst?«

»Ach Gott – einen kleinen Thaler für den Monat!«

»Sie sollen sogar den größten erhalten, den ich habe.«

Beide lächelten sich gewissermaßen bekannt bei diesem Scherze an.

»Bedürfen Sie jetzt gleich irgend Etwas?«

»Nichts, liebe Frau, höchstens frisches Wasser, wenn ich bitten darf.«

»Und wann stehen Sie des Morgens auf?«

»Etwa um fünf!«

Danach knixte Frau Schwarzkopf zur Thür hinaus.

»Er hat also Mutter und Schwestern,« sagte sie bei sich.

»Ja, ja, das sieht man ihm an. Manieren hat er. Und er scherzt schon mit mir und *bittet* um den Dienst, den er bezahlt. Wahrhaftig! Das ist ein seltener Musensohn!«

Nach kurzer Zeit erschien Anna, die Tochter, mit dem verlangten Wasser. Sie sah wie ein Mädchen von sechzehn Jahren aus. Das leibhafte Abbild der Mutter in früheren Jahren, eben so hübsch, eben so schwarze Augen und Haare, aber etwas stiller und sanfter in Mienen und Geberden.

Sie setzte eilig das Wasser auf den Tisch und hauchte ein leises ›Guten Abend!‹ dem Studenten hin, der in einem Buche las. Als dieser seinen Kopf erhob, um zu sehen, wer da sei, war sie schon zur Thüre hinausgeschlüpft, hatte aber doch einen lebhaften Blick auf den neuen Herrn geworfen. Vor der Thür im Garten traf sie Karolinen, mit der sie einige Minuten plauderte.

Als sie wieder zu ihrer Mutter in's Zimmer trat, rief sie schnell und kindlich:

»Mutter, was für ein schöner Mensch! Hab' ich doch nie einen solchen gesehen!«

»Mädchen! Was sprichst Du für Dinge?« ermahnte die kluge Mutter. »Ich glaube gar, Deine Augen sehen schon die Männer an. Das wollte ich mir verbitten, Du bist noch fünf Jahre zu jung dazu.«

»Weißt Du, wie er heißt?« fragte das junge Mädchen, das wahrscheinlich gar nicht gehört hatte, was die Mutter so vorsorglich geäußert. »Er heißt Eduard Wollzagen und ist ein Predigersohn vom Lande.«

»Das weißt Du auch schon?«

»Ja, Karoline hat es mir erzählt.«

»Die Plaudertasche! Nun, Mädchen, rasch an die Arbeit und nimm Dich vor dem schönen Predigersohn in Acht! Er ist ein Student, und Studenten sind immer gefährliche Menschen für junge Mädchen!«

ZWEITES KAPITEL. DER AKADEMISCHE KÜNSTLER UND  
DER ARCHITEKT.

Der junge Student war nun schon vier Wochen in seiner neuen behaglichen Wohnung. Er fühlte sich darin längst wie zu Hause. So schnell gewöhnt sich das menschliche Gemüth an die entgegengesetztesten Lagen des Lebens. Wie wohl war es ihm jetzt in seiner bequemen Häuslichkeit! Die Bäume und Gebüsche vor seiner Thüre hatten sich mit Blüthen und Blättern, die wohlgepflegten Beete mit neuaufsprossenden Pflanzen bedeckt. Wie eignete sich Das alles zur gemüthlichsten Arbeit, zum Denken, zum Studiren. Denn Das ist ja die Freude des Lebens: in gemüthlicher Stille, bei freundlicher Umgebung, geistig thätig sein zu können. Bei gutem Wetter diente der stille Garten zum Wandeln, bei schlechtem der große Saal, der so recht zum Auf- und Niederschreiten eingerichtet war. Und was war Alles innerlich zu verarbeiten, was hatten nicht diese jungen Augen in jenen vier Wochen schon gesehen, diese Ohren gehört, dies empfängliche Gemüth aufgenommen, was hatte nicht der rastlos thätige Geist zu ordnen und zu bewahren!

Die ersten zwei Wochen waren wie ein kurzer, feenartiger Traum verschwunden, die Zeit verschlang sich beinahe selber im raschesten Wechsel. Eduard hatte seiner Meinung nach keine Zeit zu verlieren, sie war ihm sehr kostbar, er mußte gradeaus los auf's Ziel. Zuerst nun in

diesen zwei Wochen kamen die täglichen, immer länger werdenden, immer mehr Reichthum, Glanz und Inhalt bietenden Besuche der großen königlichen Sammlungen, der Gemälde-Gallerien, der Museen, der Bibliotheken, und was es sonst der Bewunderung Werthes in der großen Stadt gab, an die Reihe. Die Erzeugnisse der Malerei, der Bildhauerkunst, die Alterthümer, alles Das wollte wenigstens im Fluge zunächst angestaunt sein, um später langsam und mit Muße genossen und durchdacht zu werden. Wie war die Welt so reich, so mannigfaltig in ihren Erzeugnissen, der menschliche Geist wie ausgedehnt, wie himmelstrebend in seinen Erfindungen und seiner schöpferischen Thätigkeit! Und doch war diese Stadt, wengleich groß und berühmt, wegen der doppelten Macht ihrer intelligenten und materiellen Kräfte, immer nur ein winziger Punkt in dem unermeßlichen Weltall! –

Nachdem nun diese zwei Wochen in fortwährendem Schauen und Bewundern verstrichen waren, hatten die Vorlesungen auf der Universität begonnen. Die berühmtesten Lehrer hatten ihre Hörsäle geöffnet, und nun erst recht war dem entzückten Weisheitsjünger eine neue Welt ausgegangen. Er schwamm in einem Meere von Wonne. Das Reich der allmächtigen Natur hatte ihm seine, bisher undurchdringlichen Pforten geöffnet; denn die sogenannten philosophischen Vorstudien seiner Wissenschaft, die er später als sein Hauptstudium betreiben wollte, die Zoologie, die Botanik, die Physik, die Chemie, die Mineralogie und endlich auch die Anfänge der

Philosophie, Logik und Psychologie, hatten ihn schon zu ihrem Jünger erkoren. Wie war da Alles, was ihn umgab, vor seinen erstaunten Blicken lebendig geworden! Alle seine früheren Gedanken, seine Grübeleien, seine Wünsche hatten eine festere Form angenommen; was ihm ein phantastisches Bild erschienen, war zu einer sicht- und greifbaren Masse umgewandelt; seine unklaren Vorstellungen von Dem, was war und sein mußte, hatten sich zu entzifferbaren Begriffen gestaltet. Was er früher nur für einen Baum, eine Blume, ein Thier angesehen, war ihm plötzlich wie durch einen Zauberschlag zu einem lebendigen, sich selbst zeugenden Organismus umgeschaffen. Das war ein Reichthum, eine Fülle, eine Welt von Neuheit, Größe und regelmäßiger Uebereinstimmung, Schönheit und Nützlichkeit, wie sie seinen höchsten Erwartungen nie vorgeschwebt, wie er nie zu hoffen gewagt hatte.

Und Das alles sollte nun sein Eigenthum werden! Er sollte eindringen in die Geheimnisse dieser göttlichen Natur, so weit überhaupt dem menschlichen Geiste sie zu ergründen verstattet ist. Er sollte begreifen und verarbeiten, was jene erhabenen Männer mit Begeisterung aussprachen, als hätten sie es aus ureigenster Quelle, aus dem Borne des Lebens und Schaffens selbst geschöpft, er sollte es lernen, um es später sogar mit erneuerter Begeisterung wieder zu lehren! O! welch' ein Glück, welch' ein Gefühl geistigen, köstlichsten Rausches hatte er in sich zu bewältigen! Und Das war bei Weitem noch nicht Alles,

was er zu bewundern haben sollte. Zwischen den Vorlesungen der einzelnen Professoren lagen so viele freie Stunden. Wozu konnten diese besser angewendet werden, als um den Lehren auch anderer berühmter Gelehrten in den übrigen Zweigen akademischer Studien zuzuhören. So hatte er schon, außer den interessanten Collegien über unsere Kultur- und Literaturgeschichte, die, ihn freilich weniger ansprechenden Vorträge über theologische und juristische Gegenstände besucht, aber er hatte auch den anziehenden und von allen Gebildeten der Hauptstadt mit Beifall aufgenommenen Vorlesungen der berühmten Lehrer der Geschichte der Philosophie, der Anthropologie, der beschreibenden Erdkunde, der alten und neuen Geschichte sein Ohr geschenkt. Gab es denn da noch etwas Anderes in der Welt für den so begierig strebenden Jüngling? Konnte ihn noch ein Wichtigeres fesseln, ablenken oder erfüllen?

Ja! und doch lenkte ihn ab und erfüllte ihn eine, Anfangs klein erscheinende, jetzt, je mehr er die Wichtigkeit und den Umfang menschlichen Lebens begriff, immer größer werdende Sorge. Er dachte an seinen Vater und dessen Familie zurück, die er in der stillen Heimath, nicht so reich an Genüssen und Bequemlichkeiten, wie er selbst jetzt war, verlassen hatte; er sah ihn, der doch nur sein Pflegevater war, täglich seiner mühsamen Arbeit obliegen, um den wachsenden Ansprüchen seiner größer werdenden eigenen Kinder zu genügen; er sah ihn jetzt mehr arbeiten denn je, wo er doch, selber alternd, am meisten der Ruhe und Pflege bedurft hätte.

Und nun kostete er diesem theuren, edlen Manne, der so viel für ihn gethan, 300 Thaler jedes Jahr; und wenigstens fünf bis sechs Jahre mußte er den Studien obliegen. Wie sollte Jener Das erschwingen, wie konnte er selbst Das verlangen? Nein, gegen eine so reiche Unterstützung sträubte sich sein edler, arbeitsamer Geist. Dieses Opfer einer so vortrefflichen Familie konnte sein Herz nicht ertragen. Am Ende versagten sie sich das Beliebteste, Angenehmste, um nur den Anforderungen seines fortstrebenden Geistes zu genügen. Das sollte, Das durfte nicht lange währen. Hatte er nicht Hülfquellen genug in sich, um sich selbst, wenigstens theilweise, beköstigen und bekleiden zu können; konnte er, was er gelernt und fortwährend noch lernte, nicht selber lehren, und hieraus eine ersprießliche Fülle eigenen Verdienstes erzielen? Ja, so sollte es sein. Erst wurde es reiflich nach allen Seiten hin überlegt und dann schnell zum Entschlusse gebracht. Und ein guter, kräftiger Entschluß kostete diesem mächtigen Geiste keine lange Zeit. Gedacht war gethan, und es blieb also nur noch die Ausführung übrig. Aber hier boten sich schon einige Schwierigkeiten dar. Er war fremd in der Stadt, hatte keine Bekanntschaften, keine Gönner, war allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Diese eigene Kraft aber war groß – sie mußte nur *wollen*, und wenn sie mit dem bloßen Willen nicht zu Stande kommen konnte, mußte sie zwingen. Und gewiß, Zwang und Gewalt ist das kräftigste, zum Ziele führende Mittel, wenn alle anderen nicht ausreichen, sofern ihre Anwendung überhaupt möglich ist. Aber eben diese Möglichkeit

schien hierzu fehlen. Sein reger Kopf sann hin und her. Endlich hatte er es gefunden. Ihm war der Banquier eingefallen, den ihm sein Vater bezeichnet; zu Diesem beschloß er zu gehen und ihm sein Anliegen vorzutragen; Der würde ihn empfehlen. Hätte er erst Einen Schüler nur, dann würden die anderen schon folgen; er wollte schon sorgen, daß sie mit ihm, dem jungen Lehrer, zufrieden wären, denn er hatte ja Muth und guten Willen! – O, er hatte noch mehr, was er sich in seiner Bescheidenheit nur nicht gestand, oder vielleicht selbst nicht einmal bewußt war. Er besaß außer der Fähigkeit auch die Elasticität des Geistes, die mit der Geduld des Strebens die Begeisterung der Ausführung verbindet – und Alles in hohem Grade.

Nun war er mit sich einig. Heute war Sonnabend, heute erwartete er, dem Uebereinkommen gemäß, die drei jungen Freunde; morgen aber, am Sonntage, Vormittags nach dem Gottesdienste, wollte er den reichen Mann besuchen und den bereits gesandten Brief des Vaters ihm überliefern. Das schien zu gelingen. Und nun, nachdem er so weit gekommen, faßte er noch einen anderen, vielleicht noch edleren, vielleicht schwächeren Entschluß, wie man es nehmen will. Er setzte sich an seinen schönen Schreibtisch, auf dem jede Kleinigkeit wohlgeordnet an ihrem Platze lag, zog ein geheimes Fach hervor, schloß es mit einem besonderen Schlüssel auf und zählte sein Geld.

»Das ist der Nothpfennig des Meisters,« sagte er leise zu sich. »Gut, mag er unangetastet liegen bleiben, bis

die Noth kommt, sie wird vielleicht nicht ausbleiben. Das ist des guten Vaters Geld. So viel, nachdem die Collegien und die nöthigsten Bücher bezahlt sind – und er sonder- te ein kleines Päckchen ab – bleibt mein. Das brauche ich noch, mehr darf ich nicht gebrauchen. Das Uebrige bleibt – sein. Für's Erste will ich es bewahren, es kommt schon die Zeit, es ihm wieder zu geben, und ihm damit vielleicht eine große Freude zu machen, oder eine noch größere Sorge abzunehmen. Ich brauche wenig. Von heute an wird jeder Ueberfluß beseitigt, von heute an wie ein weiser Mann gelebt. Lust am Schauspiel, an Concerten – verschwinde, oder, willst Du sie dennoch genießen – verdiene Dir selber.«

Und er war der Mann dazu, sein Gelöbniß zu halten.

In diesem Augenblicke pochte es an die Thür, es war die Stunde, in der die Freunde ihren Besuch zugesagt. Schnell packte er sein Geld in den Kasten, schloß ihn zu, und rief »herein!«

Aber es war noch keiner der Freunde. Herr Holzbrecher selber erschien auf der Schwelle, gefolgt von seinem etwas fetten Bello.

»Guten Morgen, mein lieber Herr Studiosus,« rief er ganz vergnügt und streckte seinem Miether die Hand hin. »Da Sie sich nicht sehen lassen, muß ich schon selber kommen und Ihre Einrichtung in Augenschein nehmen. Ei, sieh doch! Das gefällt mir! Ordnung und Reinlichkeit sind die Hauptbedingungen des Lebens – meines Lebens, meine ich –«

»Auch des meinigen und vieler anderer Menschen, Herr Holzbrecher.«

»Das seh' ich, das seh' ich! Und es freut mich, Ihretwegen und meinetwegen – ich meine, unsertwegen, denn meine Frau freut sich auch, Herr! Aber da, über dem alten Sessel muß eine Konsole mit einer alten Uhr stehen, die einen schönen, reinen Klang und einen sicheren Gang hat. Nun, das läßt sich machen, ich habe ihrer genug, und das wird hier passen. Aber, sagen Sie mir aufrichtig, gefällt es Ihnen denn bei uns? Es ist so still hier, man sieht keine Wagen fahren und hat keine Gelegenheit, die vorübergehenden schönen Mädchen zu bewundern, ho-ho! Herr Student, ich bin auch einmal jung gewesen – o, schämen Sie sich nicht, ich scherze nur, Alles in Ehren! Sie sind hier wie allein in der Welt, man sieht und hört Sie nicht, oder wollen Sie ausziehen?«

»Bester Herr Holzbrecher, ich denke nicht daran. Es gefällt mir bei Ihnen so wohl, wie früher zu Hause, und gerade diese Stille, diese Einsamkeit ist nach meinem sehnlichsten Wunsche. Auch habe ich Ihnen für so viele Gefälligkeiten zu danken –«

»O, nun sein Sie nur still, Wir sind schon zufrieden, wenn wir es Ihnen recht gemacht haben. Und offen gesprochen, ich habe das Wort, das ich denke, immer auf der Zunge – Sie gefallen uns auch! Lassen Sie doch! Eben Ihr stilles Verhalten, Ihr Fleiß, Ihre Aufmerksamkeit – Alles in Allem eine Seltenheit bei einem Studenten von Ihrem Aussehen – ich meine das Alter – das hat uns behagt. Aber warum kommen Sie nicht öfter ein Stündchen zu

uns, Abends um neun oder zehn? Wir gehen aus alter Gewohnheit nie vor zwölf Uhr zu Bette, und sind um sechs wieder auf, wir schlafen Beide nicht viel und Abends von zehn Uhr an wird doch nur die Zeitung gelesen – kommen Sie, wenn Sie wollen, und zerstreuen Sie sich. Sie haben ja noch nicht einmal meine Werkstatt gesehen und mein Kabinet. Kommen Sie, Sie stören mich nicht, ich arbeite ruhig weiter, wenn Sie mich bei der Arbeit finden. Doch halt – beinahe hätt' ich vergessen, daß meine Frau mir einen Auftrag gegeben.« Und dabei griff er in die Brusttasche und holte ein Päckchen heraus. »Zuerst einen Gruß von ihr und dann diese Billets. Es sind Einlaßkarten zum Theater, diese hier zu den Beethoven-Concerten, diese hier zur Akademie. Wir sind überall abonnirt, und gehen nicht hin, die Dinger liegen nur herum – aber Sie, Sie haben junge Beine, der Regen hält Sie nicht ab, und Sie können immer zwei bekommen, eins für sich und eins für einen Freund. Da nehmen Sie.«

»Sie sind so gütig gegen mich, Herr Holzbrecher, daß ich nicht weiß, wie ich das Alles gut machen soll.«

»Ach, spaßen Sie nicht, das Alter macht gut, die Jugend nicht. Warten Sie, bis Sie graue Haare haben, wie ich. Und nun noch Eins, beinahe hätt' ich's vergessen. Essen Sie morgen am Sonntag eine Suppe bei uns – aber sehen Sie da, das dumme Thier hat sich auf den Sopha gelegt. Bello, Du bist hier nicht zu Hause. Alloh! komm! Guten Abend, Herr Wollzagen, guten Abend!«

Und er entfernte sich eilig, daß Eduard nur wenige Worte des Dankes vorbringen konnte. Gleich darauf aber

kam er wieder und fragte: »Sie kommen also doch morgen? Ich muß sichern Bescheid bringen, sonst ist es nicht recht. Sie werden einen braven Kerl kennen lernen; so glatt ist er freilich nicht, wie Sie, aber auch fleißig und gut, und ein tüchtiger Künstler.«

»Ein Künstler? Und wer denn?«

»O, nicht ein akademischer, wie ich, so ein handwerklicher Kunstmensch dritter Gattung – bewahre! ein wirklicher Künstler erster Klasse. Eigentlich ist er Architekt, dann aber auch Maler wie Einer, und Bildhauer dazu –«

»Also, ein zweiter Michel Angelo?«

»Gewiß und wahrhaftig! Ein prächtiger Mensch! Hat Viel gesehen und gethan, aber – leider! keine Empfehlungen, keine Gönner, keine Vettern! Jetzt baut er die abgebrannte Katharinenkirche – Sie werden sich freuen, ihn kennenzulernen; also Sie kommen?«

»Ich komme gewiß und mit Freuden!«

»Nun, dann, Bello, wollen wir gehen. Adieu, bis morgen!« –

»Siehe da!« sagte Eduard, als er wieder allein war, »da dachte ich, als ich meine Kasse zählte, es würde immer böses Wetter für meine Vergnügungen sein – und nun schickt Gott lauter Sonnenschein!«

Und er legte die zurückgehaltenen Einlaßkarten unter den Spiegel.

Bald darauf kamen die Freunde, Felix zuerst, die beiden anderen hatten sich auf der Straße zusammengefunden. Alle Drei hatten sich in ihrer verschiedenen Weise körperlich und geistig zu ihrem Vortheile entwickelt. Da

sie aber noch nicht auf den Gipfel ihrer künftigen künstlerischen Stellung gelangt waren, so ersparen wir uns das nähere Eingehen in ihr besonderes Wesen für spätere Zeiten. Es genügt hier, zu bemerken, daß Felix ein Meister, wie er es schon lange auf dem Flügel war, auch auf der Violine und dem Violoncell zu werden versprach, und daß in den Bestrebungen der beiden Anderen Anlage und Fleiß zu ihrer Veredelung gemeinschaftlich wirkten und halfen. Für heute Abend aber hatten sie, nach geheimer Verabredung, dem so hoch in Ehren gehaltenen und geliebten Jugendfreunde die Ueberraschung bereitet, daß ein Jeder ihm die Erstlingsfrüchte seines Fleißes wie einen Tribut der Anerkennung seiner höheren Begabung zur Schau stellte. So überreichte ihm Felix seine ersten vier, in Musik gesetzten Lieder; Ernst den sauber gearbeiteten Abriß eines großen Fabrikgebäudes mit höchst künstlicher Dachverbindung; Karl aber ein, in einem Tuche sorgfältig hergetragenes Werk seiner stillen Hände, einen Strauß künstlich getrockneter und zusammengestellter Blumen, in einem Kästchen unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Alles wurde von dem dankbaren Freunde bewundert und besprochen, und zuletzt, als die gemüthliche Lampe angezündet war, holte er seine in dem letzten Jahre gefertigten Aquarellen hervor.

»Hier habe ich auch Etwas für Euch,« sagte er freudig. »Ihr seid nicht allein thätig gewesen. Da seht:«

Und er enthüllte die Blätter. Alle Drei fielen gierig darüber her.

Es folgten Ausrufungen der reinsten Bewunderung. Und als nun gar Felix die Mühle und sein Mütterchen aus dem einen Fenster derselben blicken sah, in dem treulich wiedergegebenen einfachen Kopfsputz, den sie im Hause zu tragen pflegte, da standen dem erregbaren Musiker die Thränen in den Augen. »Nun, laßt es nur gut sein, lobet nicht zu viel, Jeder kann sich wählen, was er will, nur Felix bestimm' ich die Mühle.«

»Ach,« sagte dieser mit seiner sanften, flötenartigen Stimme, »ich lasse sie hier bei Dir, Eduard. Zu Hause würde ich immer davor stehen und wegen der Mutter nicht arbeiten können. Hier bei Dir ist es so schön, so gemüthlich; und wenn wir des Sonnabends, nach unserer Verabredung, hierherkommen, so ergötzen wir uns gemeinschaftlich daran.«

Die Beiden Anderen stimmten bei, und Eduard mußte ihrem Wunsche willfahren. »Aber den Zimmerhof nehme ich mit,« sagte Ernst, »den bring' ich unter Glas. Er soll über meinem Bette hängen und eine Ermuthigung zur Nacheiferung des Strebens meines wackeren Vaters sein. Die Zeichnungen aber sind wahrlich vortrefflich, wahr und geschickt entworfen. Von Wem hast Du solch' eine Arbeit gelernt?«

»Von Wem anders, als von Deinem guten Vater?«

»Nein, Eduard, so brav mein Vater zeichnet, das hier versteht er selber nicht.«

Ernst war geistig noch nicht so weit entwickelt, wie ein Andern, der diese Aquarellen am nächsten Tage sah und die Quelle leichter zu finden wußte, aus der diese

kleinen, aber in ihrer Art ausgezeichneten Schöpfungen geflossen waren.

»Hier sollt ihr noch eine andere Belohnung haben, Ihr Guten,« rief Eduard, und warf die empfangenen Einlaßkarten auf den Tisch. »Hier eine Quartett-Symphonie von Beethoven's Meisterwerken. Das ist etwas für Dich, Felix, Einer der beiden Andern mag Dich begleiten. Und hier noch ein Billet für den Götz von Berlichingen, der morgen gegeben wird.«

»Das nehme ich!« rief Ernst.

So war denn die Freude eine doppelte. Bis zum späten Abende blieben sie zusammen, unterhielten sich von ihren Entwürfen und hörten mit gespanntester Aufmerksamkeit die Belehrungen des Studenten an, der mit Entzücken von Dem sprach, was er bereits in der Hauptstadt erfahren hatte. Dann gingen sie auseinander, ein Jeder in seine abgelegene, stille Wohnung, wie die jungen Adler, die erst in dunkelen Felsenspalten wohnen, ehe sie, ausgewachsen und gekräftigt, sich in die Lüfte erheben und Kampf und Sieg erjagen. Alle Vier aber ahnten nicht, daß dieser kleine Kreis werdender Künstler bald vergrößert werden würde, und hellere, größere Sterne den Raum erleuchten sollten, den sie schon jetzt in heiligem Vorgefühle ihre Universität nannten. –

Der Sonntag kam und Eduard begab sich nach dem Gottesdienste in die ihm schon bekannte, prachtvolle Wohnung des Banquiers Ermeling, der von seiner Reise

zurückgekehrt war und dem Studenten behülflich werden sollte, sein, wenige Seiten vorher geschildertes, Vorhaben auszuführen.

In einer der schönsten Straßen der Stadt, an dem größten Platze, wo hohe Dome im Style der Mitte des vorigen Jahrhunderts ragten, lag das prächtige Wohnhaus des reichen Kapitalisten. Schon das massive, mit Bronze ausgelegte und mit bunter Glasmalerei versehene Hausthor erregte dem jugendlichen Besucher einen erhabenen Begriff von der Macht des Goldes des darin gebietenden Kaufmannes. Die, mit geschmackvollen Oelmalereien verzierten Flure, die polirten, von blankem Metalle strotzenden Treppen, die weichen, darauf liegenden Teppiche, die Kandelaber von broncirtem Zink, Engelsköpfe, die, Laternen auf dem Kopfe tragend, den Eintretenden lächelnd zu bewillkommen schienen, alles Das war unserm ehemaligen Dorfschüler ein staunenerregender Anblick.

Ein Diener in hellblauem Frack mit silbernen Treffen und Knöpfen meldete ihn an. Er wurde sogleich vorgelassen und in ein freundliches, aber sehr einfach ausgestattetes Empfangszimmer geführt, denn der Luxus begann in diesen Tagen in den Häusern der Reichen sich in fast künstlicher Einfachheit vorzuführen.

Eduard brauchte nicht lange zu warten. Eine Nebenthüre öffnete sich und Herr Ermeling in eigener Person bat den Jüngling, in sein Arbeitszimmer zu treten, worin er sich gerade befand. Mitten in diesem stand ein hohes Pult, in der Mitte am höchsten, nach beiden Seiten

abfallend, für zwei Arbeiter bestimmt. Darauf lagen einige Bogen Papier, Federn und Tinte. Der Banquier selber war ein freundlicher Mann mit wohlwollenden Zügen, eine Brille tragend, grauen Haaren und Augen und einer sehr scharf markirten spitzen Nase bei ungewöhnlich breiter und kahler Stirn. Er empfing den Eintretenden sehr freundlich und bedauerte, seinen Vater nicht gesprochen zu haben: den ihm zugehenden Brief aber habe er erhalten und wolle gern in Allem behülflich sein. Da er sich selbst nicht setzte und an seinem Pulte, eine Arbeit oder Rechnung öfter mit einem Blicke überfliegend, stehen blieb, so erhob sich Eduard ebenfalls nach einer Weile von seinem Stuhle und stellte sich an die andere Seite des Pultes. Es entstand eine kleine Pause. Plötzlich erhob der Banquier sein scharfes Auge und sah den ihm Gegenüberstehenden mit theilnehmender Miene an.

»Sie sind also der Sohn unseres guten Wollzagen?« fing er wieder an. Eduard bejahte. »Und studiren?«

»Medizin und Naturwissenschaften!«

»Hm! Ein schönes Studium. Aber es erfordert Anstrengung und Mittel. Sie sprachen vorher von einem Anliegen – was wünschen Sie?«

Eduard trug jetzt seinen vorher schon angedeuteten Vorsatz klarer und weitläufiger vor.

»Aha! Ich verstehe! Dem Alten fällt Ihr Studium schwer, und Sie wollen es ihm durch Unterrichtertheilen erleichtern? Hundert Millionen! Das ist hübsch von Ihnen. Wir wollen sehen! Was können Sie lehren?«

»Musik, Zeichnen und Französisch. Auch manches Andere noch, wenn es verlangt wird.«

»Ja – gut! Aber wie alt muß der Schüler sein? Wie hoch gehen Ihre Kenntnisse, meine ich?«

Der Gefragte erröthete. Es kam ihm ein Gedanke ein, eine plötzliche Lust erfaßte seine Phantasie. Während er sprach, ergriff er eine Feder, tauchte sie in ein Tintenfaß und begann mit raschen, kecken Zügen den vor ihm stehenden reichen Mann zu skizziren. Dieser bemerkte es kaum, oder ließ ihn doch ungestört gewähren. Der schnell Zeichnende sagte:

»Ich will mich nicht erheben und nicht erniedrigen. Aber Kinder bis zu achtzehn Jahren wären mir die liebsten.«

»Achtzehn Jahren! Hundert Millionen! Das sind keine Kinder mehr. Aber, man muß es doch wissen – nun, wir wollen es überlegen. Judith muß eifrig Musik und Zeichnen lernen. Essen Sie heute eine Suppe bei mir.«

»Ich bedaure, für heute bin ich versagt.«

»Nun, dann über acht Tage. Was ist Das?«

Der Entwurf vom Banquier war fertig – der Zeichner reichte dem Fragenden das Papier über das Pult; das Conterfei war sprechend ähnlich.

»Hundert Millionen! Das ist gut!«

»Sie wollten wissen, was ich leisten kann!«

»Das soll Judith lernen, ja, ja! Sind Sie eben so bewandert in der Musik und im Französischen?«

»Versuchen Sie es und sprechen Sie mit mir.«

»Ich danke; ich bin froh, meine französischen Correspondenten zu befriedigen. Aber – ich bin sehr, sehr einverstanden. Wenn Sie im Uebrigen nur halb so viel leisten, wie im Zeichnen, bin ich Ihr Diener. Also Sie wollen gehen? Nun, leben Sie wohl, vergessen Sie nicht, heute über acht Tage wieder zu kommen.«

Eduard verbeugte und entfernte sich, bis zur Thüre gefolgt von dem reichen Manne, der immer noch den Bogen Papier mit seinem Conterfei in der Hand hielt. »Hundert Millionen!« rief er laut, als er wieder allein war, »das ist ein schöner Kerl, und wie rasch er das gemacht hat, ich habe es kaum bemerkt. Nun, wenn Der einmal Doctor ist, dann: guten Morgen; ich möchte ihn nicht bei meiner Frau zum Hausarzte haben! Allein!« fügte er mit leisem Seufzer bei, »ich habe Nichts zu befürchten, meine Frau ist – todt!«

Und doch! seine Frau war freilich todt; aber die Prophezeiung oder der Gedanke sollte dennoch halb in Erfüllung gehen. Der reiche, gute, wackere Vater ahnte nicht, daß seine einzige Tochter Judith die *erste Patientin dieses Doctors* werden sollte.

---

Als Eduard nach Hause kam, war es Zeit, sich zum akademischen Künstler zu Tische zu begeben. Und doch kam er zu früh. Holzbrecher raspelte noch in seiner Werkstatt. Gönnen wir diesem merkwürdigen Manne einige wenige

Zeilen, denn er verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. In der Werkstatt war Herr Holzbrecher ein anderer Mensch als am Kaffeetische bei seiner Frau. Hier herrschte Diese, dort regierte Er. Und mit welch' königlichem Scepter künstlerischer Vollendung und Meisterschaft!

Der jetzt alternde Mann war von gewöhnlichem Herkommen: er hatte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk erlernt. Aber in wenigen Jahren war er diesem entwachsen. Durch ureigenen Trieb, ein sicheres Auge, geschickte Finger, eine gewaltige Begabung, alles mit Augen Gesehene nachzubilden, hatte er eine ganz eigene Stufe künstlerischer Thätigkeit im Laufe der Jahre erstiegen. Gegenwärtig stand er auf dem Gipfel seiner Leistungen. Was menschliche Hände aus Holz, Metall, Elfenbein oder sonstigem Materiale zu bilden vermögen, bildete er nach; und in einem so hohem Maaße des Schönen und Vollkommenen, daß allgemeiner Beifall ihn bald in den Augen der Künstler selbst zum Künstler erhob. Das Modell einer Kuppelkirche, in Elfenbein ausgeführt, aufrecht stehende Flügel mit silbernem Tone und von ausgezeichneter Dauerhaftigkeit hatten ihm die Anerkennung der Kunstakademiker und seinen Titel verschafft, worauf er sehr wenig gab, denn er arbeitete für sich, für sein Haus, für seine wenigen, aber gediegenen Freunde. Wer ihn sah, mochte ihn gern; wer ihn aber mit der

vollkommenen Leichtigkeit arbeiten gesehen, bewunderte ihn. Er hatte einen eisernen Fleiß; vom frühen Morgen bis zum späten Abende schnitzelte, drechselte, feilte er. In seiner großen Werkstatt sah es lustig aus. Die herrlichsten und verschiedenartigsten Instrumente, zum Theil von ihm selbst verfertigt, schmückten die Wände; eine kostbare Drehbank von Eisen und Stahl war ein Gegenstand der Bewunderung, selbst für höhere Mechaniker. Dabei war er immer schweigsam, in sich versunken, nur wenn ihm Jemand ein stilles Lob spendete, freute er sich, dann holte er alles Sehenswürdige und Verborgene herbei, und er hatte dessen viel zu zeigen. So z. B. führte er heute den jungen Studenten zuerst in einen Saal seines Hauses, dessen Wände selbst verfertigte Fortepianos, Flügel und andere musikalische Instrumente schmückten. Eduard war betroffen. Er öffnete eins und rührte nach seiner nicht rauschenden, aber sinnigen Weise die Tasten, wobei er bemüht war, den glockenreinen, schwellenden Ton des herrlichen Instrumentes in den Ohren des Verfertigers widerklingen zu lassen. Dieser war augenblicklich ganz gewonnen. »Sie spielen?« rief er, »und ich wußte Das nicht? Gut. Suchen Sie sich einen Flügel aus, er kann auf Ihrem Gartensaale so gut stehen, wie hier.«

»Ich nehme diesen,« rief Eduard sogleich, dankbar erfreut. Und er spielte weiter, seine Phantasie riß ihn fort, er spielte, wie sogar Felix es gern gehört haben würde. Er bemerkte nicht, daß unterdessen ganz leise eine kleine unansehnliche Person hinter ihm in's Zimmer getreten war und, dem entzückten Akademiker einen Wink

gebend, still in einer Ecke stand und zuhörte. Der Spielende endigte.

»Vortrefflich! vortrefflich!« rief hinter ihm eine fremde Stimme. Er blickte sich um. Da stand der Architekt, Hans Waldau, ein Mann von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, kleiner Figur, etwas ältlichen, grämlichen Zügen, aber einem klaren, tiefschauenden Auge unter einer edlen, reinen Stirn, in dem die Begeisterung des vollendeten Künstlers, gemischt mit eigenthümlich beschaulichem Wesen, schlummerte. Holzbrecher stellte die Beiden einander vor. Ohne Weiteres reichte Waldau dem Jüngeren die Hand und sagte: »Sie spielen, nicht wie ein Gott, aber wie ein Mensch!«

Sie gingen nun zusammen durch die anderen Zimmer, besahen die Elfenbein-, die Holzschnitzarbeit, die Stühle, die Tische in kühnen, gewagten, aber durchaus gefälligen Formen; und Eduard war von Allem so erregt, daß er mehr als gewöhnlich sprach, während der Architekt ein sinnendes Schweigen beobachtete, und im Anhören der wohlklingenden Stimme und der gewichtigen Worte des Studenten vertieft war. Ihre Betrachtungen wurden dadurch unterbrochen, daß Frau Holzbrecher zu Tische rief. Man stieg in das Speisezimmer, im ersten Stockwerke, hinab und setzte sich. Bello und der Kater hatten ihren eigenen Stuhl in der Nähe des Tisches. Die Speisen waren schmackhafter und gewählter, die Weine reichlicher und herzhafter, als sie Eduard bisher genossen hatte. Angeregt durch den ungewohnten künstlerischen und leiblichen Genuß, erfüllt von Freude über den Flügel, der

seine Mußestunden erheitern sollte, sprach er viel, während die Anderen sich mehr schweigend verhielten.

Als sie zu dem Dessert gelangt waren, sagte er: »Sie wundern sich vielleicht, daß ich so lebhaft bin; aber ich kann nicht verschweigen, was heute Belebendes in mir vorgeht. Sie glauben nicht, wie mich ein Wirken, wie das Ihrige, Herr Holzbrecher, erfreut, ja, wie es mich beglückt. Und Das alles geschieht so in der Stille, in dem häuslichen Kreise, abgeschlossen von der Welt und ihrem Beifall! Wenn Das die Mächtigen, die Reichen sähen, wie müßte es ihre Trägheit beschämen, wie müßten sie die Hand, die Solches zu leisten vermag, verehren!«

»Mein Mann ist akademischer Künstler!« bemerkte die Frau vom Hause mit Bedeutung.

»Was will Das sagen? Ein Titel ist für einen Mann, wie den Ihrigen, keine Herzenserfrischung. Bezahlt man mit einem Worte den alltäglichen Fleiß, die Mühseligkeit der Arbeit, den schaffenden Gedanken, das Opfer der Entsaugung alles Uebrigen?«

»Ich arbeitete nicht für Lohn, Herr Wollzagen.«

»Sie! – ich weiß es. Aber Sie vergessen, daß es Arbeiter, Künstler der Nothwendigkeit giebt, wie Sie einer der Liebhaberei und des Vergnügens sind. Wenn ich ein Reicher, ein Fürst wäre, wie wollte ich eine solche Kunst schätzen und den Künstler lieben und verehren!«

»Hier, meine Hand, noch einmal,« rief plötzlich Waldau tief ergriffen, und reichte die Hand über den Tisch hin.

Seine künstlerische Begeisterung war aus ihrem Schlummer erweckt, von jetzt an sollte sein Herz dem jungen Studenten offen und ergeben bleiben.

»Dann verehren und lieben Sie *Den* da!« rief der Akademiker, und zeigte auf den Architekten, dessen Auge blitzte und dessen graues Gesicht eine belebende Röthe überzogen hatte. Wo war nun seine Grämlichkeit, sein Schweigen? Er drückte Eduard die Hand und sagte: »So wollen wir Freunde sein!«

Man stand vom Tische auf. Die kinderlosen Eheleute waren, das wußte Waldau, gewohnt, ihr Schläfchen nach Tische zu halten. Er begleitete den Studenten hinab in den Garten. Nachdem sie hier eine Weile auf- und niedergeschritten waren und ihr Gespräch über Kunst und Wissenschaft fortgesetzt hatten, betraten sie den Saal. Auf dem großen runden Tische in der Mitte lagen die Aquarellen aus Bilsingen.

»Hier wohnen Sie?« fragte der Architekt. »O, wie allerliebste ist Das – geräumig, hell und freundlich: so recht eine Künstlerwohnung.«

»Ich bin kein Künstler, ich bin nur ein Student.«

»Das waren wir in gewissem Sinne Alle. Aber wir sind aus Studenten Künstler geworden. Warten Sie!«

»Ich glaube nicht.« – In diesem Augenblicke waren Waldau's umherspähende Augen auf die Aquarellen gefallen. Er ergriff sie sogleich und fuhr mit Kennerblick darüber hin.

»Was ist Das?« fragte er. »Wer hat Das gemacht?«

»Ich selbst, in meinen Mußestunden auf dem Dorfe, vor einem Jahre.«

»Sie?« und der Blick des verständigen Künstlers flog wieder vom Verfasser zum Bilde.

»Und von Wem haben Sie Das gelernt?«

»Von einem Zimmermanne, dem Vater eines vielversprechenden jungen Mannes, den Sie hier bald werden eintreten sehen.«

»Das ist nicht wahr! Das kann Niemand lehren. Das haben Sie aus Ihrem eigenen Inneren geschöpft. Ich verstehe mich darauf. Hier haben wir schon den Künstler.«

»Ich versichere Sie, das ist nach dem Leben gemalt, alle diese Blätter finden ihr natürliches Konterfei in Bilsingen.«

»Das glaube ich wohl. Was ich aber nicht in Bilsingen finde, ist Das, was Sie in der Ausführung geleitet hat. Sehen Sie diese Luft, dieses Wasser – das ist Kunst – Kunst –«

»Es ist Natur!«

»Nun ja, eben darum; die höchste Stufe der Kunst ist eben weiter Nichts als die Erreichung der Natur; und die Aufgabe für uns Naturmenschen ist wiederum die Kunst. So ist es. Was ich hier vor mir sehe, stimmt mit Dem was ich von Ihnen in Tönen und in Worten gehört habe, überein. Töne, Worte, Farben sind in Ihrem Munde, in Ihrer Hand Poesie. Haben Sie niemals gedichtet?«

Das Wort durchzuckte Eduard's Herz elektrisch. »Gedichtet?« fragte er, »nein, nie!«

»O, Sie wissen es selbst nicht. Versuchen Sie es, ich glaube, Sie können darin was leisten. Und wenn Sie was Gutes machen, ich hoffe es, so schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich liebe Das. Besuchen wir uns öfter.«

»Gern, so oft es geht. Kommen Sie Abends, am Sonnabend, hierher, Sie finden Freunde hier, die auch Künstler sind wie Sie.«

»Oder wie Sie! Das wäre mir noch lieber! Ich komme. Ich bringe auch Etwas von dem Meinigen mit – Kleinigkeiten!« setzte er achselzuckend hinzu.

In diesem Augenblicke kam Ernst Dossow. Eduard machte die Beiden mit einander bekannt. Dann entfernte er sich, um bei Frau Schwarzkopf einen guten Kaffee zu bestellen. Er fand sie erst nicht und blieb daher etwas länger aus.

Waldau und Ernst waren unterdeß bald in ein Gespräch gerathen. Ersterer war ein Baum, ein angewachsener Baum voller saftiger Früchte in Allem, worin Ernst noch ein Zweig war. Aber an den gleichen Blättern und Blüten hatten sie sich erkannt; auch der treibende Saft in ihnen war von demselben Stoffe und aus derselben Quelle, deshalb waren sie bald einverstanden.

»Also von Ihrem Vater hat Wollzagen diese Kunst gelernt?« fragte der Architekt.

»So sagt er; indessen mein Vater kann Dies bei Weitem nicht und hat bei ihm allein den Grund dazu gelegt.«

»Auch schon genug, ich dachte es aber wohl. Ein selbener Mensch! Und eines Landpredigers Sohn?«

Ernst schwieg, er wollte nicht die Unwahrheit sagen, denn er hatte oft genug die Verhältnisse Eduard's von seinen Eltern besprechen hören.

»Sagen Sie, ist er des Landpredigers Sohn?« fragte der hartnäckige Künstler abermals.

»Sein Pflegesohn; aber, warum zwingen Sie mich so mit Ihrem drängenden Auge? Sprechen Sie gegen Niemand darüber.«

»Seien Sie ohne Sorge, ich bin Hans Waldau! Und wer waren seine Eltern?«

»Man kennt sie nicht.«

»Aha! da haben wir's! Verlassen Sie sich darauf, in Dem steckt mehr, als er selber weiß.«

»Das sagte meine Mutter auch. Sie glaubte immer, er würde einst als ein großer Herr unter uns stehen, wenn seine Abkunft bekannt wird.«

»Als großer Herr? Möglich! Als großer Mann – gewiß! Warten Sie ab. Ich fühle so etwas Prophetisches in mir, es weht mich von ihm an. Es ist eine seltsame Sache mit einem solchen Gefühl –«

Er konnte nicht vollenden, Eduard kehrte zurück. Anna brachte den Kaffee. Nachdem sie ihn auf den Tisch gestellt, ging sie erröthend wieder hinaus.

»Wie Das alles hier aussieht,« sagte Waldau zu Beiden. »Ich glaube, Wollzagen, Sie werden von Genieen bedient, – das war ein allerliebstes Mädchen.«

»So? Es war meiner Aufwärterin Tochter.«

»Mag sie sein wer sie will, hübsch ist sie. Ich sage es Ihnen, ich, Hans Waldau! Und nun machen Sie Ihre Augen auf und begreifen Sie, was Gott Ihnen Alles gegeben hat.«

Nach dem Kaffee kamen Felix und Karl. Bald darauf gingen sie Alle zusammen weg, um den Götz zu sehen und den Beethoven zu hören. Es waren ihrer schon Fünf, und es sollten ihrer noch mehr werden. –

Am andern Morgen begegnete Waldau dem Herrn Holzbrecher auf der Straße. »Was halten Sie von meinem Miether?« fragte der Letztere.

»Das ist ein Genie, und er weiß es nicht, wie gewöhnlich.«

»Sie meinen in der Musik? Mir scheint er auch ein bedeutender Mensch; aber er ist noch mehr, er ist auch ein guter Mensch.«

»Beides, beides, lieber Holzbrecher, in vollem Maaße. Aber auch in meine Kunst spielt er hinein, und sein Geist wird ihn schon emporheben.«

»Gewiß, einen guten Grund hat er gelegt.«

»Einen tüchtigen Grund, von Gott selbst gemauert – und wir, wir armen Menschen, wir wollen die Gerüste auf diesen Grund aufbauen, dann mag er sich selber in die Höhe arbeiten.«

»Meinen Sie, daß er ein Künstler werden wird? Er studirt ja Medizin.«

»Für jetzt noch. Nun, ein Künstler ist er schon, innerlich wenigstens. Aber er wird sich vielleicht nicht mit uns

in *eine* Reihe stellen. Mag's sein. Dann aber gewiß das Andere.«

»Welches Andere?«

»Er wird ein Kunstrichter werden, und uns selber unsere Platz anweisen. Denken Sie an mich. Sie kennen den Hans Waldau!«

»Bei Gott ist Alles möglich!«

»Auch seine Freunde sind meiner Meinung. Sehen Sie, wie dieser kleine Felix ihn mit seinen Augen verfolgt. Das ist auch ein Genie.«

»Und Sie auch Eins.«

»Nun, dann sind wir ja schon zu Dreien beisammen. Guten Morgen, Sie Viertes!«

»Guten Morgen, Hans Waldau!«

### DRITTES KAPITEL. DIE FAMILIE DES BANQUIERS ERMELING.

Am nächsten Sonnabend hatten sich die Freunde zusammgefunden und durch ihre Unterhaltung gefördert gesehen, also den Abend angenehm und nützlich zugleich verbracht. Für das nächste Mal hatte der Architekt, nach Eduard's Zustimmung, einen neuen Gast verheißen, der Allen willkommen sein würde. Eduard sollte auch einen Unerwarteten einzuführen berufen sein, und werden wir denselben im nächsten Kapitel kennen lernen. Nun war der Sonntag gekommen, und das Mittagessen im Hause des Banquiers stand ihm bevor. Ob er den Unterricht erhalten würde? Das fragte er sich oft, denn schon war dieser Erwerb eine Lebensfrage für ihn

geworden. Schon sah er in Gedanken die Freudentaugenblicke, wenn er Vater und Geschwister mit dem Ersparten überraschen könnte.

Heute aber, am frühen Sonntagmorgen, beschäftigte ihn ein anderer Gedanke. Waldau hatte denselben veranlaßt. Sein neulich gesprochenes Wort: »Haben Sie noch niemals gedichtet?« war, wie ein Funke in eine Pulvertonne fällt, in sein Gemüth gefallen und hatte eine großartige Explosion hervorgerufen, die zwar nicht so zerstörend wie jene, aber aufwühlend, erschütternd genug und zur Entwicklung drängend, alle seine Geisteskräfte in gährende Bewegung gesetzt hatte. »Ob ich *gedichtet habe*?« sagte er jetzt zu sich, allein sein Zimmer durchschreitend und den schönen Kopf gesenkt, die Arme auf der Brust eng geschlossen haltend – »ob ich gedichtet habe? Wie kam er auf diese Frage? Ich und dichten? O, es wurde nie in der Welt so viel gedichtet, wie jetzt. Alles schreibt, druckt, posaunt aus – wer mag das Alles lesen? Und ist es wirklich so schön, und so wahr, was alle diese jungen Leute sagen? Haben unsre großen, erhabenen Dichter dies Alles nicht viel reifer, schöner, herrlicher, wahrer gesungen? Sind Alle berufen, die sich berufen glauben? Ganz gewiß, nein! Es ist so viel künstliche Poesie darin, gemachte – nicht natürliche, wirkliche. Waldau sagt ganz richtig, Natur ist Poesie. Macht doch die Natur! Schafft eine neue, zweite Welt! Ha! einen solchen Dichter würde ich wie einen Gott auf den Knien verehren. Und was heißt eigentlich dichten? In Worten, klingenden, reimenden, süßen Worten sagen, was in der tiefen Brust des

Dichters lebt, was er fühlt und empfindet, was er von der Natur und ihrem nie ganz aufgeschlossenen Geheimniß herauslies't. Denn sie ist ja die Mutter aller unsrer Künste – Mensch, Landschaft, Thier, Vegetation – das ist ja Natur! Der erhebende, verklärende Dichter soll eigentlich singen, was gut, wahr und schön ist. Erhebt er, verklärt er aber nicht, so beunruhigt, verstimmt er uns, ohne uns zu bessern. Nein! Was dem Menschen das Leben verschönt, die Sorge der Arbeit, die Last der Mühen erleichtert, was die Hoffnung an der goldenen Zukunft wach erhält, das muß allein Gegenstand des Dichters sein, und – thut er Das? Pfui! wie oft habe ich das Gegentheil gelesen; zwanzig könnte ich nennen, die gerade das Schlechteste, das Schwärzeste, das Scheußlichste im Leben und in der Natur, das Teuflichste in dem Herzen des Menschen besungen und beschrieben haben. Kannten Sie das Göttliche in ihm nicht? Nein, sie kannten es nicht! Von keinem Gott begnadigt und beseligt, nur vom Dämon ihres Innern gestachelt, geängstigt, schufen sie ihre Dichtungen, und Das soll man bewundern? Ich nicht! Und wie dann, sollte ich das Göttliche, was in mir lebt, wenn es überhaupt in mir ist, mit kalten Worten sagen, Worten, die heute gesprochen, morgen verflogen sind? Giebt es bloß Dichtung in Worten? Nein, auch in Farben und Tönen. Das sind die Maler und Tondichter. Das bin ich nicht, bei Gott, das will ich gar nicht sein. Dazu fehlt mir die Anlage. Meine Neigung geht nach Ernsterem, Heiligerem, der Wissenschaft, der schönsten von Allen: dem Menschen zu helfen – mit Thaten! Ha! ist Das nicht Poesie? Giebt es nicht

eine Poesie der That und des Vollbringens? Kann man nicht, was die Dichter mit Worten schreiben, in Handlungen üben? Kann man nicht das Herz des Aufgeregten beruhigen, die Thränen des Unglücklichen trocknen, die Noth des Elends lindern? Ist das nicht eine Poesie der That und des Herzens zugleich, von stärkerer Wirkung, als das geschriebene Wort?

»Gewiß! Ein solcher Dichter der That möchte ich wohl sein! Dazu hätte ich Anlage in mir, das ist ein neues, nie dagewesenes Studium, ein großes, mich selbst veredelndes und Andern nützendes Werk. Wie wird mir's plötzlich so warm in der Brust, was klopfen meine Adern? Wäre das nicht blos ein Gedanke, sondern eine Stimme, die mich ruft? Waldau, Waldau! welchen Brand hast Du mit Deinem Worte in meine Seele geschleudert! Was hast Du gethan? Willst Du es verantworten? Nein, doch nicht, Das ist ja schon lange mein Dichten und Trachten, Er hat es nur neu geweckt, heller angefacht, klarer mir vor Augen gestellt, Das ist ja wieder Rath und That des Vaters – Dichter in Rath, Dichter in That, da haben wir's! Und nun bin ich zufrieden, nun bin ich wieder auf eine Weile klar und mit mir selber ausgesöhnt. Voran denn! Nur nicht lange gezauert! Und Du, allmächtige Vorsehung, gieb mir die Mittel, daß ich helfen, gieb mir die Keule in die Hand, daß ich das Ungethüm des Elends zerschmettern, und die Schaale voll Milch und Honig, daß ich die Schmerzen lindern kann. Das ist köstlicher, als in Worten

zu deklamiren. Aber still – Keiner darf es wissen. Es würde ihnen wie eine Träumerei erscheinen, und ein träumender Mensch ist ein halber Mensch in den Augen der Sehenden und Weisen. Also im Stillen, leise und ungesehen, bis mir die Macht ist, daß ich kann, was ich will, daß ich will, was ich muß, daß ich muß, wozu ich bin!«

Er hatte sich hoch aufgerichtet bei diesen Gedanken, ohne daß er es wußte. Seine breite Brust erweiterte sich, sein Gesicht strahlte, sein Auge leuchtete, und wie in ein erhabenes kraftvolles, unerschütterliches Gebet versunken, welches Berge versetzt und unmittelbar vor Gottes Thron sich niederlegt, stand er mit erhobenem Antlitz da und schaute gen Himmel. Wer ihn so gesehen hätte, diese hohe Gestalt, diese glühenden sprechenden, tiefblauen Augen, die dunkelblonden Ringelhaare zurückgeworfen und die Farbe des männlich schönen Gesichts in höherer Gluth der Begeisterung erleuchtet! Erst langsam beruhigte und sammelte er sich. Was sein Geist und sein Herz eben geredet hatte – sein kühl gewordener Verstand mußte es erst billigen. Und er billigte es. Und um seinem treuen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, setzte er sich von Stunde an nieder und schrieb alle Gedanken und Wünsche, die sich hierauf bezogen, auf. So wuchs diese Sammlung von Monat zu Monat und bildete die Grundlage eines Werkes, das er noch in den Jahren seiner Studien vollendete. Ein Werk, welches, wenn es auch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte, doch so ungeheuern Einfluß auf die Zukunft dieses Menschen und vieler hundert Anderer haben sollte, daß wir erstaunen werden, wenn

wir es später erfahren. So bewirkt oft ein absichtslos, ja, vielleicht neugierig hingeworfenes Wort Handlungen, die eine ganze Welt verändern und verschönern können; und wer die Geschichte unserer großartigen Erfindungen und Entdeckungen, nicht allein der neuesten Zeit, aufmerksam und weise studirt, wird das eben Gesagte tausendfältig bewahrheitet und bestätigt finden. –

Um ein Uhr Mittags trat der Student in das Zimmer des Geldmannes. Er wurde freundlich empfangen:

»Noch ist die Zeit zum Essen nicht da,« sagte Herr Ermeling, »gehen wir in mein Arbeitszimmer und besprechen wir das Ende von Dem, was wir neulich begonnen haben. Sind Sie noch Willens, Ihrem Vater Ausgaben zu ersparen und meinen Kindern Unterricht zu ertheilen?«

»Gewiß bin ich das.«

»Wie viel Stunden können Sie täglich von Ihrem Studium opfern?«

»Täglich? O, eine – eine gewiß.«

»Das wäre genügend. Ich bin es zufrieden. Das macht wöchentlich zwei Musik-, zwei Sprach-, zwei Zeichenstunden. Was verlangen Sie für die Stunde?«

Das war für Eduard eine beschämende Frage. Seine Wangen errötheten und er blickte vor sich auf das Pult nieder, an welchem er wieder stand. »Ich habe noch nie Unterricht für Geld gegeben,« sagte er etwas wehmüthig.

»Nun, nun, das muß Sie nicht kränken. Ich bin ein Mann, der die Hand gern öffnet, um zu zahlen, aber auch gern schließt, wenn es geschehen ist. Doch – denken Sie weiter nicht nach; ich sehe, das macht Ihnen die Sache

unangenehm. Ich will Ihnen zu Hülfe kommen. Sie haben einen guten Zweck vor Augen. Ich will diesem Zwecke förderlich sein. Also wir sind einig. Unter einem Thaler die Stunde können *Sie* Ihren Unterricht nicht ertheilen. Das macht wöchentlich sechs, monatlich vier und zwanzig Thaler. Hier sind sie.«

Und er warf acht Dukaten heiter auf die Tisch. Eduard trat zurück; sein Auge sah fest, aber nicht strenge den verblüfften Banquier an.

»Herr Ermeling,« sagte er sanft, »eine Bitte! Senden Sie mir das Geld, wenn ich es verdient habe; keine Vorauszahlung, nicht von Hand zu Hand – ich bin versehen.«

»Nun gut, nun gut!« erwiderte der reiche Mann, etwas schüchtern geworden, und nahm sachte, sachte, daß sie nicht klingelten, die Goldstücke vom Tische auf und steckte sie in seine Tasche.

»Hundert Millionen!« sagte er bei sich, »der Kerl hat Ehrgefühl. Bravo!« Und er schellte. »Ist angerichtet?« fragte er den eintretenden Diener.

»Aufzuwarten, Herr Ermeling!«

»So kommen Sie;« und er nahm den Gast unter den Arm – »ich bin neugierig, was Judith für ein Gesicht zu ihrem neuen Lehrer machen wird.«

Während sie die Treppe hinaufgehen, wollen wir einen kurzen Blick auf das Hauswesen und die beiden Kinder des Banquiers werfen.

Herr Ermeling war schon seit sieben Jahren Wittwer. Er hatte seine Gattin innig geliebt und mit ihr den schönsten Besitz seiner Reichthümer verloren. Mehrere Jahre

war er trübsinnig gewesen und hatte sich von aller Welt zurückgezogen; erst seitdem seine älteste vierzehnjährige Tochter Judith sich entwickelt hatte und die äußere, liebliche Erscheinung der Mutter anzunehmen begann, war ein neuer, saftiger Trieb in sein verdorrtes Herz gekommen und er war, wenn auch nicht der frühere Lebemann, doch ein glücklicherer Mensch und ein freundlicherer Hausherr geworden. Nun ging seine ganze Neigung aber auch auf seine beiden Kinder über, Judith und Emil, der zwei Jahre jünger war als jene. Er beschloß, ihnen den Genuß des jugendlichen Lebens ganz und vollkommen zu gewähren, ihre kindliche Freiheit durch keinen äußeren Zwang in irgend einer Weise zu beschränken und die jungen lebhaften Pflanzen bei weniger äußerlicher Nachhülfe sich selbst zur Entwicklung zu überlassen. Daher war im Ermeling'schen Hause, im Gegensatz zu ähnlichen reichen Familien, kein Erzieher, keine Erzieherin zu sehen; Emil besuchte ein Gymnasium und sollte sich später dem Stande des Vaters widmen, falls er nicht eine andre Laufbahn vorzog; Judith war, mit Ausnahme einer alle Tage erscheinenden ausgezeichneten Privatlehrerin beinahe sich selbst überlassen, jedoch müssen wir gestehen, daß der liebevolle Pater mit sicherem Auge über sie wachte und jeden Abend, wenn er nicht ausnahmsweise in Gesellschaft war, bei den Kindern zubrachte, mit ihnen las, spielte, sprach und so den ganzen Faden ihrer Entwicklung in der Hand behielt. Der Mangel einer fürsorgenden weiblichen Erziehung und Leitung hat bei einem Mädchen in der Regel

fühlbare und traurige Folgen; eine schlechte Erzieherin dagegen, eine kokette, geschraubte, überfeine, verbildete ist schlimmer als gar keine, denn hier kann im günstigeren Falle die Natur doch selbst ihr Amt versehen. Judith litt, genau betrachtet, nicht bei dem Mangel einer sogenannten Bonne, im Gegentheil, sie gewann; nur war sie wilder, freier, eigenwilliger bestimmter geworden, als man dies sonst bei so jungen Mädchen zu finden gewohnt ist. Ihr Geist entwickelte sich kräftig bei geringer, aber vortrefflicher Anleitung, aber ihr Herz war kindlich, rein, voll Liebe gegen den wohlmeinenden Vater geblieben. Judith war in ihrem Aeußern Das, was man eine interessante Erscheinung nennt. Nicht von ganz regelmäßiger Schönheit an Gesicht, war ihr Wuchs durch köstliche Verhältnisse ausgezeichnet und für ihr Alter beinahe zu weit vorgeschritten. Ihr Gesichtsausdruck war lebendig, energisch, die Farbe blühend, das dunkle Auge bestimmt und neckisch; braunes, glänzendes, üppiges Haar umlockte den ovalen, etwas trotzig gehaltenen Kopf, ihr lächelnder Mund zeigte zwischen den frischesten Lippen die schönsten Zähne, und ihre Bewegungen hatten etwas Wiegendes, Tanzendes und setzten damit der ganzen lieblichen Erscheinung die Krone auf.

Heut' war sie über aus gut aufgelegt. Schon während der Vater mit dem Studenten noch in seinem Arbeitszimmer sprach, befand sie sich mit ihrem jüngeren, ihr sehr ähnlichen Bruder im Speisaale. Beide sollten mit dem Vater und seinem Gaste allein zu Tische sein. Judith sah gar

zu gern Besuch. Freilich hatte ihr der Vater scherzhaft gesagt, der neue Lehrer sei zwar sehr klug, aber ein häßlicher, verwachsener, ältlicher Mann. Und dennoch freute sie sich auf seine Bekanntschaft, denn die Aehnlichkeit der von ihm entworfenen Skizze des Vaters hatte sie entzückt.

»Wo sie nur bleiben?« sagte sie zu Emil, »sieh doch einmal in das Zimmer des Vaters.«

»Das werd' ich wohl bleiben lassen; der Lehrer würde mich gleich vom ersten Tage an für neugierig halten. Geh' Du doch selber.«

»Das werd' ich auch thun. Du hast keinen Muth, ich werde Dir ein Beispiel geben.«

Damit wollte sie zur Thür hinaus. Plötzlich fiel ihr jedoch ein, nachzusehen, ob auch bei der Tafel Alles in Ordnung sei; denn der Vater war in diesem Punkte etwas häklig und hatte es nicht gern, wenn irgend ein Nothwendiges nicht am rechten Platze stand. Sie trat an den, mit reichen Geschirren, köstlichen Blumen in silbernen Gefäßen und herrlichen krystallinen Gläsern bedeckten Tisch. Es war Alles in schönster, geschmackvollster Lage.

»Hier soll der Lehrer sitzen,« sagte sie laut zum Bruder, »gerade das Licht muß auf ihn fallen, damit wir ihn recht mit Muße betrachten können; neben ihm der Vater und Du, ich ihm gegenüber. Und nun, Jakob,« fügte sie zu dem eben eintretenden Bedienten hinzu, »sorgen Sie für lauen Bordeaux und kalten Champagner, wie es der Vater liebt, und lassen Sie nicht zu lange Pausen zwischen den Gängen eintreten.«

Da ging die Thüre auf und herein trat der Vater mit dem häßlich, verwachsen, ältlich erwarteten Gaste. Jener hatte ein fröhliches Lächeln auf dem Gesichte, wegen des Ausfalles seines Scherzes; Eduard, innerlich noch etwas bewegt zwar von dem Vorgefallenen, erschien doch äußerlich, wie gewöhnlich, ruhig, gleich ernst und milde. Aber wie erstaunte er, als die Tochter des Hauses, seine nunmehrige Schülerin, auf seine Verbeugung bewegungslos, starr, mit weit geöffneten Augen und beinahe hörbar lautem Athem ihm gegenüber stand und ihn mit aller ihrer Sehkraft nicht betrachtete, sondern beinahe verschlang. Noch mehr erstaunte er, als der Vater diesen von ihm hervorgerufenen Austritt mit lautem, heiterem Gelächter unterbrach. Er blickte bald den Lachenden, bald das unbewegliche schöne Mädchen an. Mit wenigen Worten erklärte der Hausherr die Scene, und nun mußte er selber lächeln. Es schien ihm dieser Scherz eben so natürlich angestiftet, wie er gelungen war. Wo war aber nun Dein Muth, Deine Entschlossenheit, Dein Muthwille hin, schöne Judith? Ach, er hatte sich einen Augenblick hinter die Wolke einer raschen Thräne verborgen, denn sie hielt sich für die einzig Gefoppte; und einen nicht eben dankbaren Blick auf den heute so frohen Vater werfend, zerdrückte sie rasch mit ihrem rosigen Finger die aufquellende Perle und nahm schweigend, aber fortwährend den Lehrer anschauend, ihren Platz ihm gegenüber ein,

während Emil, still vor sich hin kichernd, den sich zurückziehenden Fuß der Schwester unter dem Tische wiederholt leise mit seiner Fußspitze berührte. Und das volle Licht der frischen, Menschen und Blumen belebenden Maisonnette fiel auf das edle, geröthete Antlitz des herrlich gebildeten jungen Mannes.

Es ist nicht unsere Absicht, die Speisekarte des Banquiers und alles bei Tische Gesprochene dem Leser zu überliefern. Beim Rentier Holzbrecher hatte Eduard den Tisch schmackhaft, den Wein gut gefunden, hier war Beides lecker, ausgesucht, seinem Gaumen im Einzelnen und Ganzen niemals zuvor geboten. Die Unterhaltung war ungezwungen und heiter, meist jedoch sprach der Wirth mit dem Gaste, denn der muthwillige Emil sprach gar nicht und hatte nur ein neckendes Gesicht für die betrogene Schwester, und diese beantwortete alle ihr vorgelegten Fragen kurz und scharf, aber sicher. Eduard war von seinen neuen Schülern *befriedigt* – das war das rechte Wort – und nichts mehr. Seine Gedanken waren mehr woanders als gerade hier, dennoch war er aufmerksam, heiter, beredt wie immer und erzählte Ernstes und Scherzhaftes.

Endlich kam das Dessert und der Champagner.

»Nun, Judith,« sagte der Vater, »nun kommt Deine Freude. Schneide den Faden, Mädchen, wie sonst, und spiele die Hebe.«

»Aber laß es nicht knallen!« flüsterte Emil.

Ein zurechtweisender Blick aus dem blitzenden Auge der Schwester fiel auf den Bruder. Und sie schenkte die

vier Gläser so voll, daß der perlende Schaum das Tisch-tuch benetzte.

»Aber Mädchen, wo hast Du heute Deine Augen?« fragte scherzend der Vater.

»Ich weiß, wo sie sie hat!« flüsterte der Bruder, und versetzte dem kleinen Fuße unter dem Tische einen leisen Stoß. Der vorige Blick wurde flammender wiederholt. Sie entschuldigte sich und goß den Männern das zweite Glas ein, aber mit kaum besserem Erfolge.

»Ich kann es nicht besser,« sagte sie, und setzte schmol-lend die Flasche nieder, die sie heute nicht wieder be-rührte.

Man trank, man scherzte, man lachte.

»Wie schmeckt Ihnen der Wein?« fragte Ermeling.

»Ich weiß nicht,« erwiderte der Student, »was ich sa-gen soll. Wohl habe ich oft von diesem Schaumwein spre-chen und ihn als das herrlichste Getränk auf Gottes wei-ter Erde rühmen hören. Mir, der ich ihn heute zum ersten Male trinke, kommt er etwas zu süßlich und zu weichlich vor, mehr ein Getränk für Frauen als für Männer. Ich zie-he jenen goldgelben Rheinwein vor, in ihm ist mehr Feuer und Leben, mehr Kraft und, wie mir scheint, auch mehr Duft verborgen.«

»Bouquet!« flüsterte Emil.

Judith machte große Augen, die sie fast gar nicht von dem jugendlichen Gaste gewandt hatte.

»Sie haben Recht,« sagte der Banquier, »so sprechen viele Kenner. Es ist das aber Liebhaberei und Eigenthüm-lichkeit der Zunge. Für Nektar der Götter halte ich den

Schaumwein auch nicht, und wie mir scheint, schmeckt er meiner Judith auch nicht so gut wie sonst, denn sie hat sich ganz im Stillen noch ein Glas Johannisberger eingeschenkt und kostend und nippend das Glas schon zur Hälfte geleert.«

»O, sie trinkt ihn bloß heute nicht!« rief jetzt laut und in die Hände klatschend der Knabe, »und ich weiß, warum.«

»Du weißt Nichts!« zürnte Judith's klangvolle Stimme, »und thätest besser zu schweigen.«

So wurde das Mittagmahl beendet, man stand auf und trank den duftenden Kaffee im Nebenzimmer.

»Und nun, denke ich, fahren wir ein Wenig spazieren! Nicht wahr, Herr Wollzagen?« fragte der Wirth.

»Ich werde es dankbar annehmen.«

»Und darf ich den Pony reiten?«

»Nein, Emil, Du reitest nur, wenn ich selber reite.«

»Väterchen, ich will Dir Etwas sagen,« begann plötzlich Judith, und streichelte dem Vater die Wange.

»Und Das wird sein?« fragte Dieser. »Ich vermuthe es beinahe.«

»Reite Du mit dem Emil, und laß mich den – den Herrn spazieren fahren. Du kennst meine Leidenschaft.«

»Da soll man etwas abschlagen, wenn man so geliebkos't wird!« lächelte der gutmüthige Vater und blickte den Studenten an.

»Ich darf's, ich darf's!« jubelte Judith und schellte so heftig, daß die Dräthe der Glocke beinahe rissen. »Die Fühse, die Fühse!« rief sie dem eintretenden Diener zu.

»Und mir den Pony! Und Papa den Schimmel!« setzte Emil triumphirend hinzu; zur Schwester aber gewandt, flüsterte er: »Du verstehst es, und ich weiß warum!«

Nach einer Viertelstunde wurde gemeldet, daß der Wagen auf dem Hofe und die Pferde gesattelt seien. Man war bald gerüstet. Vater und Sohn setzten sich auf – Judith und Eduard nahmen den einzigen Sitz eines Phaötens ein, während der Kutscher lächelnd den Bedientensitz bestieg. Eduard schaute etwas bedenklich auf die schauenden, am Gebiß käuenden Pferde und die jugendliche Lenkerin derselben.

»Seien Sie außer Sorge,« rief der Banquier, der es bemerkt hatte, »sie versteht es.«

»Vorwärts!« rief Judith, und die Pferde hüpfen zum Thorwege hinaus und rannten durch die Straßen, daß die Funken sprühten.

»Nicht so rasch in der Stadt, Judith,« rief der Vater, der neben dem Schlage ritt. Judith piff, und die Fuchse trabten langsamer. Bald war man aber vor'm Thore; auf dem geraden und glatten Landwege wurden die Pferde in Gang gebracht und zwar so energisch, daß der Kutscher bisweilen sich in seinem Sitze erhob und einen prüfenden Blick auf die schäumenden Thiere warf.

»Bleib' sitzen, Louis, bleib' sitzen!« ermahnte Judith, »sei ohne Sorge, Du hast mich ja selber geschult.«

Eduard war, wie er noch nie so vortrefflich gespeis't, noch nie so köstlich gefahren.

»Fahren Sie gern so schnell?« begann Judith das Gespräch mit ihrem Nachbar, der nicht wußte, ob er mehr die Fuchse oder deren Lenkerin bewundern sollte.

»Ich bin in meinem Leben sehr wenig gefahren,« entgegnete er, »aber ich finde es höchst ergötzlich.«

»Ja, fahren ist schön, aber reiten viel schöner. Reiten Sie auch?«

»Ich habe allerdings auf unserm Dorfe bisweilen auf einem Bauernpferde gesessen, wenn man das reiten nennen kann.«

»Mit oder ohne Sattel?«

»Ohne Sattel, auf *nacktem Gaule*.«

»O, das ist sehr schwierig. Da werden Sie auch auf dem Sattel sitzen können. Wir wollen es einmal versuchen. In unserm Garten ist eine vortreffliche Bahn.«

»Reiten Sie denn auch?«

»Warum denn nicht? Alle Mädchen meiner Bekanntschaft reiten, und wenn keines ritte, so ritte ich allein. Es ist ein köstliches Vergnügen. Sie glauben nicht, welche Klugheit so ein Thier besitzt. Mein Schimmel kennt mich genau und läuft mir nach. Der Vater hat ihn für vieles Geld von Wollschläger gekauft, er ist dressirt. Sie sollen darauf reiten lernen.«

»Und wollen Sie meine Lehrerin sein?«

»Ganz gewiß will ich Das.«

»So werden wir uns gegenseitig unterrichten. Ich werde zwar meine Autorität dabei verlieren, das sehe ich ein, aber ich werde dennoch gewinnen.«

»Autorität? Haben Sie denn schon welche über mich?«

Des Studenten tiefes, seelenvolles Auge warf einen einzigen Blick auf das Mädchen. Er genügte, sie dunkel erröthen zu machen, obgleich er dazu nicht abgesandt war. Sie schwieg; der Blick des Jünglings war die Antwort gewesen, sie hatte dieselbe verstanden und die in Frage gestellte Autorität zu fühlen begonnen.

»Sehen Sie den Wagen da vor uns? Ich glaube, es ist eine prinzliche Equipage. Den müssen wir einholen. Füchse – Galopp!«

Und ohne Zaudern schüttelte sie die Gurtenziegel und die Pferde flogen davon.

»Mädchen! Judith!« rief der Vater angstvoll und galoppte rasch dem Wagen zur Seite – »Judith, ich bitte Dich – es ist der König, der nach Ludwigsburg fährt.«

»Der König? So? Dann wollen wir ihn erst recht einholen. Vorwärts, Füchse!«

»Fahren Sie langsamer!« bat Eduard, »der Vater wünscht es.«

»Wollen Sie langsamer fahren?«

»Ich bitte darum.«

»Ruhig!« flüsterte das Mädchen und zog die Zügel an. Die Pferde fielen in den vorigen Trab, der voranfahrende Wagen wurde nicht erreicht. So fuhr man noch eine Viertelstunde weiter, dann drehte man auf einem Seitenwege um, und kehrte langsamer nach Hause zurück.

Die kühne Fahrt, die rasche Bewegung, die frische Mailluft hatten Judith ihr Gleichgewicht wiedergegeben, sie war wieder das fröhliche Mädchen geworden, welches

sie war, ehe der arglose Scherz des Vaters und die unverhoffte Erscheinung des neuen Lehrers die von allen Seiten unerwartetsten Folgen gehabt hatte.

»Da sind wir wieder!« rief sie munter, als sie eben im Zimmer angekommen waren, warf Hut und Umhüllung nachlässig hin und schüttelte die glänzenden Locken ihres niedlichen Kopfes zurecht, ohne einen einzigen Blick in den Spiegel zu werfen. Die traurige Zeit war für sie noch nicht da, wo sie diesem allzu verrätherischen Busenfreunde so vieler Frauen ein Geheimniß anzuvertrauen oder seine Billigung zu Rathe zu ziehen hatte. – »Da sind wir wieder, und nun wollen wir auf mein Zimmer gehen.«

Eduard hatte seinen Hut in der Hand behalten und wollte sich empfehlen, um an seine lange genug unterbrochene Arbeit zu kommen. Allein heute sollte er in jeder Beziehung die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

»Es thut mir leid, Ihnen nicht folgen zu können,« sagte er, »mich erwarten meine Bücher, ich muß nach Hause.«

»Sie *müssen*?« fragte das Mädchen naiv. »Wer zwingt Sie? Sind Sie nicht Ihr eigener Herr?«

»Um es zu bleiben, will ich eben gehen.«

»Ausflüchte! Ich bitte. Nur eine Viertelstunde. Sie müssen doch mein Zimmer sehen, worin wir den Unterricht nehmen werden, und sich überzeugen, was ich leisten kann; sonst denken Sie vielleicht, ich sei ohne alle Vorkenntnisse.«

»Ich habe die Proben schon in Nebendingen gesehen, die Hauptsachen werden nicht vernachlässigt sein. Nun gut, wenn ich muß, so sei es auf eine Viertelstunde, aber nicht länger.«

Sie hatte ihm den Hut schon abgenommen und flüster-te dabei Emil zu, wenn er mitgehen wolle, solle er sich jede überflüssige Bemerkung ersparen, sonst werde sie ihn zu strafen wissen. Der Knabe wollte lachen und eine neue machen, aber eine komisch drohende Geberde der Schwester bewog ihn, für dies Mal zu schweigen. Judith ging voran, der Gast und Emil folgten, der Vater bat, auf einige Augenblicke sich entfernen zu dürfen, er hätte einige kleine Geschäfte.

»Sehen Sie, was sie kann,« sagte er lachend zu dem Studenten, »ich hoffe, es ist mehr, als ich glaube.«

Sie schritten durch mehrere prachtvolle Zimmer. Eduard wagte kaum, hart auf die köstlichen Teppiche zu treten. Zuletzt kamen sie in ein allerliebstes wohnliches Gemach, dessen Fenster nach dem Garten gingen, und worin, als einziges Wandstück, in Lebensgröße gemalt, die verstorbene Mutter der Kinder hing, deren Lehrer der junge Student werden sollte. Eduard fühlte eine wehmüthige Beklommenheit, als er dieses weiche und doch dir Tochter so ähnliche Bildniß sah, eine Wehmuth und Beklommenheit, welche den Banquier in noch höherem Maaße beschlich, wenn er dieses Zimmer betrat. Und doch war er so gern und jeden Abend darin, denn es war das Zimmer, welches Judith's Mutter früher selbst

bewohnt hatte. Erstere fuhr rasch im Zimmer herum, öffnete den Flügel, holte einige Zeichnungen und ihre Bücher hervor.

»Was wollen Sie zuerst prüfen?« fragte sie treuherzig und ohne allen Anflug von Ziererei, denn sie hatte das Bedürfnis, in ihrem Wissen und Können fortzuschreiten.

»Zuerst also die Musik!«

»Gut, hier sind die Noten!« Sie setzte sich und spielte ziemlich fertig einige der neuesten beliebtesten Tänze. Nachdem sie dies Werk vollbracht, hörte sie auf und sah den aufmerksamen aber schweigenden Lehrer betroffen an. »Sie sagen ja nichts,« rief sie, »war Das gut oder schlecht?«

»Offen gesagt, keins von Beiden. Ich schweige, weil ich mich wundere, daß ein verständiger Lehrer Ihnen keine passenderen Stücke ausgewählt hat.«

»Zweimal gefehlt! Erstens habe ich eine Lehrerin, und dann habe ich auch ernstere, sogenannte klassische Stücke, aber die spiele ich nicht so gut und deshalb wählte ich jene.«

»Das ist mir lieb; ein Mädchen wie Sie muß nur an dem Vortrefflichsten Geschmack haben, was die Kunst bietet.«

»Ein Mädchen wie ich? Was bin ich denn für ein Mädchen, Herr Wollzagen?«

»Zeigen Sie mir Ihre Zeichnungen, wenn es beliebt.«

Judith wurde immer ernster und fing an, etwas weniger selbstvertrauend zu Werke zu gehen.

Eduard fühlte es und sehnte sich nach Gelegenheit, zu loben, um das offenherzige Mädchen – Kind konnte er

nicht mehr sagen – nicht einzuschüchtern. Die Gelegenheit fand sich bald.

»Diese Blätter sind sehr schön,« sagte er, »das da besonders.«

»O, das hat meine Lehrerin gemacht. Die da sind von mir.«

»Ganz hübsch, ein guter Anfang. Fahren Sie so fort.«

»O, das ist allerliebste, daß Sie mich loben. Das klingt wunderschön! Papa wird sich freuen.«

»Der Lehrer ist besser, –« wollte Emil ihr flüsternd in's Ohr raunen, aber er kam nicht weiter. Judith faßte ihn plötzlich hart am Arme, und ehe es Eduard eigentlich bemerkte, war er zur Thür hinaus befördert.

»Der lästige Junge!« schmollte die Schwester. »Er zerknittert mir das schöne Papier.«

»Und Das haben Sie geschrieben und übersetzt?«

»Das alles, ja, und noch viel mehr!«

»Sie schreiben sehr fließend und deutlich für Ihre Jahre.«

»Ach! nur für meine Jahre? Ich wollte, ich wäre erst achtzehn!«

»Und wenn Sie zwanzig sind, möchten Sie funfzehn sein.«

»Gewiß nicht! Sie kennen mich noch nicht. – Also morgen fangen wir an. Welche Stunde ist verabredet?«

»Noch keine, am liebsten wäre mir die Nachmittags von fünf bis sechs. Das ist meine Erholungsstunde und dann habe ich den Abend wieder für die Arbeit.«

»So? Also mein Unterricht soll Ihre Erholung sein? Das ist nett! Und nachher wollen Sie noch arbeiten? Wann denn? Nach zehn?«

»Von sieben bis elf sind vier Stunden.«

»Sie werden doch jeden Abend hier Thee trinken?«

»Niemals, Judith, das heißt, so selten als möglich, ich muß studiren. Mein Weg ist weit und ich fange ihn erst an.«

Das Mädchen wollte sich entrüsten, aber er hatte sie zum ersten Male Judith genannt, das summte lange und eindringlich in ihrem Ohre fort.

Da kam der Vater, und gleich nach ihm wurde der Thee gebracht. Eduard wollte durchaus fort, aber es ging nicht. Er mußte, ob er wollte oder nicht, noch zwei Tassen trinken. Er wurde unruhig und schwieg nachdenklich. Der Banquier bemerkte es und sagte:

»Nun, lieber Wollzagen, thuen Sie sich keinen Zwang an! Sie wissen, Sie sind gern gesehen, aber abhalten dürfen wir Sie nicht. Ich kenne die Nothwendigkeit der Arbeit. Auf morgen also!«

Und damit war für heute Judith's Urtheil gesprochen. Man trennte sich von allen Seiten zufrieden, nur meinte die Schülerin, der Vater hätte nicht so treiben müssen, doch sagte sie nichts.

Die Thüre des Banquierhauses schlug hinter dem jungen Lehrer zu. Er nahm sein Tuch und wischte sich die Stirn. »Das Mädchen hat mir warm zugesetzt,« dachte er bei sich, »und nun noch den Thee, den ich gar nicht leiden mag. Ich werde bei ihr kürzer sein müssen, sonst

wächst sie mir über den Kopf Sie hat überdies ein sehr schnelles Wachsthum.«

Und damit ging er nach Hause. Er hatte viel mit sich zu bedenken. Das Glück hatte ihm unverhofft so viel Nebeneinkünfte geliefert, als seine Haupteinnahme betrug, nun konnte diese ganz nach Wunsch verwendet werden. Voll stiller Freude kehrte er heim, um sich in sein gemüthliches Zimmer unter Büchern zu vergraben. Allein, er hatte sich wieder verrechnet, denn noch neue Ueberraschungen waren ihm vorbehalten, und aus der gelehrten Arbeit sollte für heute durchaus nichts werden.

Als er das Haus des Akademikers betrat und schnell in den Garten schlüpfen wollte, kam ihm dieser selbst entgegen.

»Ah, da sind Sie ja!« rief er, als er ihn gewahr wurde, »wir wußten gar nicht, wo Sie blieben. Kommen Sie mit hinauf, Waldau ist oben.«

Er mußte mit, wider Willen, aber willig.

»Wo sind Sie gewesen?« fragte Waldau sogleich.

»Beim Banquier Ermeling!«

»Der Tausend! Den ganzen Nachmittag und Abend? Aha! die Tochter, die Tochter!«

»Sie ist meine Schülerin und ich bin ihr Lehrer, weiter nichts.«

»Nehmen Sie sich in Acht! Das Mädchen wird eine Schönheit.«

»Das ist sie schon. Die Schönheit allein aber thut mir nichts.«

»Sie hat auch Geld.«

»Das eben so wenig.«

»Nun, Sie sind sehr fest gepanzert.«

»Ich hoffe es und will es.«

»Abgemacht!« –

Und es wurde von anderen Dingen gesprochen, wobei Eduard unter Anderm erfuhr, daß Holzbrechers den größten Theil ihres Vermögens dem Banquier anvertraut hatten.

»Es ist ein sicheres Haus!« sagte Holzbrecher.

»Und ein wackerer Mann!« fügte Waldau hinzu.

»Ich glaube Beides gern!« erwiderte Eduard.

Um zehn Uhr ging man, nachdem ein leichtes Abendbrod eingenommen war, nach Hause. Als der Student sich seinem Gartenhäuschen näherte, fand er Frau Schwarzkopf, mit der Laterne in der Hand, vor der Thüre auf ihn warten.

»Noch so spät auf, Frau Schwarzkopf? Was giebt's?«

»Ihr Schlüssel, Herr Doctor!« – so nannten die Bewohner des Nachbarhauses schon im Voraus den jungen Studenten – »den Sie zurückgelassen haben, damit der Flügel hinein konnte.«

»Was? ist er schon da?«

»Und die Uhr auch. Ich werde mitgehen, um Ihr Licht anzuzünden.«

Und sie that was sie sagte.

Der Flügel stand da, aufrecht an der Wand, an der passendsten Stelle des Zimmers und schmückte dasselbe, wie ein solches Kunstwerk ein großes Zimmer zu schmücken vermag.

»Die guten Leute! Und sie haben mir nichts davon gesagt, und ich habe mich nicht bedankt.«

»Das können Sie ja morgen. Da liegt auch ein Brief auf dem Tische.«

»Von wem? Von der Post?«

»Nein, von Herrn Holzbrecher.«

»Da komme ich ja eben her.«

»Ich weiß es nicht anders. Gute Nacht, Herr Doctor!«

»Gute Nacht, Frau Schwarzkopf!«

Eduard, noch den Hut aus dem Kopfe, betrachtete freudig den Flügel und die laut tickende, altmodische, zum Inhalte des Zimmers aber passende Uhr. Dann brach er neugierig den Brief auf und las zu seiner Verwunderung Folgendes:

»Mein lieber Herr Wollzagen!

Als wir Ihnen vor etwa vier Wochen den Gartensaal vermieteten, setzten wir den Miethpreis auf fünf Thaler an. Damals kannten wir Sie noch nicht. Heute kennen wir Sie besser. Das kleine Haus mit Allem, was darin ist, hat für uns nicht den Werth, den jene fünf Thaler für Sie haben dürften. Wohnen Sie in Ruhe und Frieden darin, uns kinderlosen Leuten aber gönnen Sie die Freude, zu glauben, es wohne kein Fremder, sondern ein theurer Sohn in unserm Garten. Die übersandten fünf Thalerscheine erfolgen hierbei zurück.

*Holzbrecher und Frau.*«

Eduard sank vor Erstaunen und Rührung über diese unverhoffte Mittheilung in das Sopha zurück. Die Art und Weise derselben bewegte ihn tief.

»Wieder einige gute Menschen auf dieser schönen Erde! Dank, Vater im Himmel!«

Da klopfte es noch einmal an die Thür. Sie öffnete sich leise und Frau Schwarzkopf rief:

»Verzeihen Sie, Herr Doctor, ich habe noch etwas vergessen. Es war ein junger Herr hier, der Sie besuchen wollte. Er war groß und trug eine Brille.«

»Hat er keinen Namen genannt?«

»Er sagte lachend, ich sollte nur melden, der Wolf sei in die Hürde des Schäfers gedrungen. Dann würden Sie schon wissen! Gute Nacht!«

»Ah!« rief Eduard fröhlich, »das war Wolfgang Josephson, das ist gut. Gute Nacht, und ich danke!«

Und sich entkleidend, dachte er bei sich: »Dieser Tag hat gut begonnen und noch besser geendet. Möchten mir viele solcher Tage beschieden sein.«

VIERTES KAPITEL. WOLFGANG JOSEPHSON.

Es giebt Menschen auf dieser Welt, die uns beim ersten Blicke, den wir auf sie werfen, unwiderstehlich anziehen und unsern Geist wie unser Gemüth fesseln, andere, die uns eben so schnell einen unbegreiflichen Widerwillen einflößen. Oft steht man sich, bei genauerer Bekanntschaft, freilich getäuscht, oft aber auch nicht. Um

die Ursache dieser merkwürdigen und gewiß sehr häufigen Erscheinung zu erklären, hat man, da kein anderer Grund zu finden war, von natürlichen Sympathieen, von geheimnißvoll wirkenden, magnetischen Kräften in der Natur gesprochen und sich gedacht, daß unsichtbare, vielleicht planetarische, vielleicht auch geistige Fäden uns mit diesen anziehenden und abstoßenden Naturen verbinden, daß eine, im Verborgenen wirkende Weltkraft unsere eigene und jene den Fremden innewohnende Seelenthätigkeit gleichartig erschaffen und entwickelt habe. Sehr möglich ist Das freilich, und sogar wahrscheinlich. Wer kennt die allmächtige Feder, die unser innerstes, geheimstes Leben in Bewegung setzt – den nie gesehenen, aber oft gefühlten Zügel in unserer Seele, der diese bald anzieht, bald lockert? – Einstweilen müssen wir es schon so hinnehmen wie es ist; Grübeln und Denken, des Phantasten und des Denkers tägliche Arbeit, haben es noch nicht aufgeklärt und, so lange wir hier auf diesem mangelhaften Stückchen Gotteserde wallen, werden sie es wahrscheinlich niemals zu erklären vermögen! –

In dem Speisehause, in welchem unser junger Student sein einfaches Mittagsbrod einnahm, hatte er gleich in den ersten Wochen seines akademischen Lebens einen jungen Mann von ferne wahrgenommen, dessen strahlendes, etwas scharfes, hinter einer Brille verborgenes Auge ebenfalls auf ihn gerichtet blieb. Am zweiten Tage schon hatten sie sich begrüßt und am dritten neben einander gesetzt. Das war der Anfang der spätern innigen und brüderlichen Freundschaft zwischen zwei eben

so verschiedenen wie bedeutenden Studirenden an der Universität.

Das Schicksal hatte sie zusammengeführt, und das Schicksal band sie unzertrennlich auch für die Zukunft zusammen. In seinem Aeußern bot der Fremde manche Aehnlichkeit mit seinem jüngern Gefährten, aber freilich auch eben so viel Abweichendes dar; er war beinahe so groß, beinahe so schlank und kräftig, aber dennoch nicht so regelrecht gebaut; sein Gesichtsausdruck zeigte eine entschiedene Geistesschärfe, während der Eduard's zugleich geistreich, milde und edel war. Seine hohe Stirn war von dichten, beinahe zu lockigem dunkelbraunen Haaren beschattet; sein braunes Auge etwas kurzsichtig; um seinen, mit guten Zähnen besetzten Mund spielte eine kleine Falte gutmüthiger Ironie, seine Hände aber waren von weniger klassischer Form und entschieden geringerer Zartheit und Weiße. In seinem ganzen Wesen, weniger als in dem falkenartigen Zuge um die leicht gebogene Nase, aber lag Etwas, was bei manchen Physiognomien oft anstößig erscheint, bei ihm aber gerade angenehm und originell aussah: ein unverkennbarer Typus, der seine Abstammung von jener orientalischen Völkerschaft verrieth, die ihren König in blinder Wuth religiösen Fanatismus' einst verrathen und gekreuzigt hatte.

Und um ihn hier gleich vollends zu schildern, wollen wir hinzusetzen, daß er mit Dem, was er war und in sich trug, nicht der Edelste, aber gewiß der geistig

Befähigtste der spätern Freunde Eduard's genannt werden konnte. Er war ein reiner, heiterer, stets zum Scherze aufgelegter Mensch, ein spekulativer Kopf; nach allen Richtungen hin, wie Viele von gleicher Abkunft, geistig entwickelt, scharf, oft sogar beißend, aber voll von einer Gutmüthigkeit und Hingebung, die ihm Den wieder verbündete, den er kurz vorher verletzt hatte. So war er gerade das Gegenstück von Eduard's gleichmäßig wohlwollendem, stets edlem, beinahe jungfräulichem Wesen; gemeinsam hatte er nur mit ihm den klaren Verstand, den strebenden Willen, das warme, wohlwollende, nachsichtige Herz. Eine solche Verbindung entgegengesetzt scheinender, im Grunde aber gleichgestimmter Seelen wird oft die innigste und bedeutungsvollste für das ganze Leben, und so sollte es auch hier sein. Und wenn Eduard zum Ueberflusse noch voll thatendürstender Poesie des Herzens war, so fehlte es dem Aeltern nicht an jener wohlbekannten, obwohl selteneren Poesie des Geistes, mit der er Das zu übertünchen bemüht war, was die launenhaft spendende Hand der Natur seinem Gemüthe versagt hatte.

Wolfgang Josephson, gewöhnlich von seinen Freunden nur Wolf genannt, war kein Wolf in Schafskleidern, noch weniger aber, wenn er die Schafe auch gern rupfte, fraß er sie. Nicht wie jener bekannte Professor gleiches Namens, der ein eben so bedeutender Lehrer wie gefürchteter Examinator war und, gefragt, warum er so viele Examinanden durch die Prüfung fallen lasse? antwortete:

Der Wolf ist ja für die Schafe! – nicht, wie Jener, wiederholen wir, sagte Wolf Josephson, ich bin für die Schafe und die Schafe sind für mich, sondern er sagte: Ich heiße nur Wolf, aber ich bin kein Wolf, und wenn sich die Schafe vor mir fürchten, soll ich mich darum vor ihnen verstecken?

Dieser mithin ungefährliche Wolf war auch Student der Medizin, aber er hatte diese Wissenschaft, nicht wie Eduard, um sie als Brücke zu den Naturwissenschaften in Großen und Ganzen zu umfassen, sondern als sogenanntes Brodstudium erwählt. Auch war er, obwohl nur zwei Jahre älter, doch schon mit siebzehn Jahren zur Universität gekommen und somit jetzt am Ende seines Studiums und bereitete sich eifrig vor, so schnell wie möglich die gesetzlichen Prüfungen abzulegen. Insofern war er Eduard als älterer Student selbst fördernd und in der Wahl des oft schwer zu findenden richtigen Weges für ihn von überwiegendem Nutzen.

Nach jenem zufälligen Zusammentreffen im Speisehause hatten sich Beide öfter gefunden, waren sich allmählig näher gerückt und standen jetzt auf dem Punkte, von der Bekanntschaft zur Freundschaft überzugehen, wozu Josephson durch seinen gestern verfehlten Besuch die Bahn hatte brechen wollen. Eduard trieb es eben so zu Jenem, wie Diesen zu ihm, und so begab er sich am folgenden Abende, nach beendigter Arbeitsstunde, in die Wohnung des nahebei hausenden Studenten. Er traf ihn zu Hause, in einem äußerst beschränkten, von Büchern beinahe überfüllten Zimmerchen, so daß sogar das

dem Studenten unumgänglich nothwendige Sopha erst für seinen eigentlichen Beruf hergerichtet werden mußte. Das Willkommen war herzlich, und der, alle krumme Wege hassende, junge Gelehrte ging sogleich gerade auf das Ziel los.

»Seien Sie mir überaus willkommen. Aber ein für allemal, seien wir ganze Studenten und zieren uns nicht: *Bruder Wollzagen, setz' Dich!*«

Da war denn freilich schon ein großer Schritt für Eduard vorwärts gethan, der sich nicht leicht an Bekannte und Unbekannte wegwarf. Hier war ihm die vertrauliche Anrede angenehm und erfreulich.

»Werfen wir die langweiligen Bücher für heute zur Seite,« fuhr Josephson fort, indem er Tisch und Sopha aufräumte, »setzen wir uns und plaudern gemüthlich wie zwei alte Bekannte, die junge Freunde geworden sind. Rauchst Du eine Cigarre? Gut ist sie, das kann ich versichern, ich kenne die Quelle und Du sollst sie ebenfalls heute kennen lernen.«

Die Cigarren waren in jenen Tagen noch nicht ein so allgemeines und unabänderlich nothwendiges Mittel, sich die Langeweile zu vertreiben und die wählerische Nase mit einem höchst zweideutigen Dufte zu kitzeln, wie heute. – Eduard hatte noch keine geraucht und zögerte, sie anzunehmen.

»O, nimm sie, sie ist leicht und fein. In diesem großen Sündenpfuhle gibt es kein so reines Gewächs – ich bin aber ein Seestädter!« Dabei hielt er Eduard den brennenden Fidibus hin und dieser sog, halb neugierig, halb

furchtsam, den warmen Rauch ein. Es ging; und, was uns heute gar nicht wunderbar erscheint, da wir beinahe Alle so gern rauchen, sie schmeckte dem Neulinge auch.

»Trinkst Du Thee, richtigen, chinesischen Thee? Er ist auch aus der Heimath.«

»Nicht gern, aber wenn Du hast, so gieb.«

»O bewahre, quälen will ich Dich nicht. Ich habe auch Wein, ich habe noch etwas Besseres. Warte, nachher.«

»Du scheinst gut versehen zu sein?«

»Ach! ich bin nur ein armer Teufel, aber – das sind Geschenke, theure Geschenke.«

»Wohl gar von einer Freundin?«

»Ja, ja, Freundin!« und er seufzte leise. »Doch,« fuhr er wieder heiter fort, »ehe wir uns betrachten können, müssen wir uns aufschließen. Ich zögere nicht gern mit Dem, was ich zu thun entschlossen bin. Du sollst mich zuerst kennen lernen, und nach mir kommst Du. Also meine kurze Geschichte – doch, dazu müssen wir ein Glas Alten trinken und auf eine bessere Zukunft anstoßen.« Hiermit holte er eine bestaubte Flasche Rheinwein herbei, entkorkte sie und goß, in Ermangelung feinerer Behälter, die ganze Flasche in zwei große Wassergläser aus.

»Er riecht gut, dieser alte Bursche. Sieh' hier, es ist ein bemoos'tes Haupt. Auf Dein Wohl!« Und sie stießen an und tranken. »Nun aber vorwärts! – Ich bin also in Hamburg zur Welt gekommen. Ein wichtiges Ereigniß – für mich wenigstens. Mein Vater war ein ziemlich armer Sprachlehrer, er trank keinen so alten Wein wie wir hier, aber er war – was mehr sagen will, als aller Adel

der Geburt und aller Reichthum der Welt, ein gebildeter und kenntnißreicher Mann und sprach, glaube ich, acht Sprachen, wovon er mir die Hälfte mit Hängen und Würgen beigebracht hat. Du stehst also, daß es kein Wunder ist, wenn meine Zunge, da sie so früh in Bewegung gesetzt wurde, so reizbar geworden ist, daß sie Alles, was schlecht schmeckt, nicht vertragen kann. *Vivat vinum* und trink' einmal! Mein Großvater war ein Jude, mit Erlaubniß zu sagen, aber ich erwähne es lieber selbst, als daß ich es mir von andern christlichen Pinseln aufischen lasse. Im Grunde bin ich sehr froh darüber, denn ich habe, glaube ich, von ihm nur diejenigen Eigenschaften geerbt, welche man auch an Juden nicht übel findet; aller Schacher dagegen ist in die Lüfte gegangen, und mir ist nicht so viel davon geblieben, daß ich mir eine Prise damit erhandeln könnte. Dieser mein Großvater nun ließ sich taufen, um eine Christin zu heirathen, die ihn in's Paradies führen sollte und *ohne* die er nicht leben zu können glaubte. Die Dinge in der Welt sehen aber manchmal am Abende anders aus, als am Morgen; und so kam es, daß sie zuletzt Beide das Paradies des Lebens nicht finden und endlich gar nicht mehr *mit* einander leben konnten. Glücklicher Weise starb meine lebenswürdige Großmutter, nachdem sie sich noch so viel Zeit genommen, nicht einen neuen Messias, wohl aber meinen alten Vater zu gebären, der jedoch natürlich sehr jung war, als er auf die Welt kam. Doch ich sehe, diese Späße gefallen Dir nicht, und somit will ich von meiner Geburt nur so viel

sagen, daß sie wirklich stattfand und daß meine Mutter eine so gute Christin war, wie die Deine. Wofür man mich nun hält, ob für Vollblut, für Halbblut, für Viertelblut – Das ist mir einerlei, ich habe kein Vorurtheil für keinen Stand, keine Religion, keinen Reichthum, keine Größe, die geistige abgerechnet; ich kann Alles noch erreichen und werden, sogar Premierminister des Königs. *Fiat voluntas tua!* In meinen Gedanken bin ich zufrieden, ein Mensch zu sein, und Das – hat ich weiß nicht welcher Philosoph gesagt, ist immer noch besser als ein Hund! – Nun, ich wurde, nachdem ich lange sehr klein gewesen war, zuletzt gerade so groß, wie ich jetzt bin, kam vor vier Jahren auf die Universität, zuerst nach Kiel, zuletzt hierher, wo Du mich gefunden hast und hoffentlich so bald nicht wieder verlieren wirst. *Finis!*«

Eduard lächelte, dehnte sich auf dem Sopha und blies den Dampf seiner ächten Havannah wie ein Alter hervor.

»Du machst es schon gut, Füchschen; o, komm nur in meine Schule!«

«Offen gestanden,« erwiderte Eduard, »das Ding schmeckt mir. Du hast aber nichts von der Freundin gesagt, aus deren Hand diese Gaben stammen.«

»Das ist eigentlich nicht meine Lebensgeschichte, sondern nur eine Episode daraus, und eine jammervolle dazu,« sagte er. »Doch ich hab' es versprochen und werde es halten. Hier ist sie. – Die einzige Freundin meiner Mutter, die an einen Arzt verheirathet war, hatte eine einzige Tochter. Wir sahen uns alle Tage. Wir liebten uns wie die Kinder, und versprachen, uns zu heirathen, wenn wir

zwanzig Jahre älter geworden wären. Wir waren nämlich Beide damals erst sechs Jahre alt.«

»Was? In Eurem sechsten Jahre liebte Ihr Euch schon?«

»Wie die Tauben, sage ich Dir. Wir schnäbelten uns, wo wir nur konnten, und das hat uns auch späterhin noch sehr viel Vergnügen gemacht, ich kann's wohl sagen. Mit einem Male waren wir siebzehn Jahre alt geworden. Woher es kam, wußten wir alle Beide nicht. Aber wir konnten es nicht rückgängig machen, und so blieb es dabei. Da kam ein – ein, nun, was soll uns der Name, vergäß' ich ihn ewig! es war ein reicher Kerl, ein Kaufmann, in's Haus. Der kratzfußte, beugte und neigte sich, bis es mit einem Male hieß, er würde sie heirathen. Mir wurde ganz schwarz vor den Augen.« –

Er hielt inne. Seine Brust hob sich, plötzlich flog ein Schatten des bittersten Ernstes über sein Gesicht und haftete lange darauf. Endlich fuhr er wieder fort:

»Sie heiratheten sich wirklich. Ich erbtet damals – ein Pflaster für mein Liebesweh – von meinem Onkel mütterlicherseits ein paar tausend Thaler, von diesen studire ich; sind sie vergeistigt – leben Sie wohl!«

»Aber die Freundin?«

»Ja so! Was Du für ein hartnäckiger Patron bist! Sie lebt in Hamburg in großartigen Verhältnissen. Vergessen hat sie mich nicht, denn sie schickt mir beinahe alle vier Wochen ein Andenken. Sie muß wohl glauben, ich hungerte und durstete hier, oder meine Liebe sei mir in den

Magen gefahren, denn stets ist es Etwas zu essen, natürlich nur Feines: Austern, Fische, südliche Früchte, fremde Käse, Pikles, Thee, Wein, Cigarren und was dergleichen mehr ist, und was Du nun Alles mit mir theilen sollst, denn ich kann unmöglich alle Sendungen allein verzehren. Sieh, hier ist meine Speisekammer und dort mein Cigarrenlager.« Und er öffnete den obern und untern Theil eines großen Schrankes, in welchem alle vorhandenen Delikatessen in bunter Reihe durch einander standen. »So,« fuhr er fort, »gut, daß wir dabei sind, die Speisestunde ist da, langen wir zu. Was willst Du?«

»Ich werde von diesem appetitlichen Fleische nehmen, es hat eine einladende, kräftige Farbe.«

»O, das ist nur ein Stück von einem holsteinischen Rinde, es hat freilich Kraft in sich. Gut! laß es uns heute behagen. Schade, daß keine größere Auswahl da ist, allein die Jahreszeit ist nicht die rechte, im Winter wirst Du meine Speisekammer besser gefüllt finden. Hierzu aber müssen wir ein kräftiges Gewächs versuchen. Zum Beispiel Das da!«

Und er goß aus einer langhalsigen, beinahe rings mit Goldpapier verklebten Flasche ein drittes, aber kleineres Wasserglas voll.

»Das ist Xeres,« belehrte er, »wenigstens zwanzig Jahre alt. Nun, wie schmeckt er? He! Hat er nicht Feuer im Leibe?«

»Er verursacht es wenigstens. Du unterrichtest mich übrigens vortrefflich Josephson. Diese Dinge sind mir böhmische Dörfer.«

»Warte es ab, diese Gelehrsamkeit findet sich ganz von selbst, sogar bei einem Pavian. Der Mensch kann nicht ewig von Milchsuppen leben, er muß dem wachsenden Geiste auch bessern Stoff bieten. Lebe ein Jahr mit mir, und Du sollst an Dir selber die Wahrheit erkennen, die ich Dir predige. – Es sei wunderbar,« fuhr er fort, »sagen die klugen Leute, die sich dazu berufen glauben, den gewandelten Zeitgeist auch in den Fortschritten des Gaumens zu beleuchten; es sei wunderbar und zugleich für den menschlichen Geist demüthigend, daß der Geschmack an kostbaren Leckereien und seinen Gerichten so überhandnehme, es liege darin unstreitbar der Beweis, daß unsere Zustände, wie die Herkulanum's und Pompeji's im Alterthume, dem Untergange entgegenliefen. Diese Narren! Das spricht aus ihnen allein der Neid, denn sie haben noch nie etwas Gutes gegessen und die köstlichen Folgen davon beobachtet. Nein, ich im Gegentheile behauptete, daß die Verfeinerung des Gaumens, die wählerische Unterscheidungsgabe der Zunge auch die Verfeinerung unseres Geistes bedeute und beweise. Denn, je mehr wir uns von den Nahrungsmittel des Thieres entfernen, um so weniger bleiben wir Thier, um so mehr werden wir etwas Besseres.«

»Du lachst selbst über Deine Beweise, Josephson! Es fressen ja gerade viele Thiere die Leckereien am liebsten, nach denen der Mensch so begierig sucht. Denke zum Beispiel an die Trüffel.«

»Ei, ist denn das ein Beweis *gegen* meine Ansicht? Das beweis't nur, daß jene Thiere einen entwickelteren Geschmackssinn haben, als manche Menschen, und daß wir von ihnen auch darin, wie in vielen andern Dingen, lernen können.«

Eduard kannte seinen neuen Freund noch nicht hinreichend, um zu wissen, daß es seine Neigung war, oft die ernsthaftesten Dinge in das komischste Gewand gehüllt zur Schau zu stellen.

»Du sprachst vorher von den *köstlichen* Folgen einer feinen Speise; diese näher kennen zu lernen, bin ich begierig.«

»Ei, weißt Du Das noch nicht? Frage nur die vornehmen Leute, ob sie Schwarzbrod so gut verdauen wie Austern, und sie werden Dir ein grimmiges Gesicht schneiden. Freilich giebt es trockene, übelgelaunte Philosophen und Professoren – in der Regel macht sie der Hunger dazu – die da behaupten, Speise sei Speise und der Mensch habe keinen Vortheil davon, ob er Das oder Jenes zu sich nehme. Die Einfältigen! So Etwas glauben machen zu wollen! Frage die Aerzte, das heißt die gescheidtesten unserer und aller Zeiten. Die wissen es besser; und darum aßen sie zu allen Stunden das Vorzüglichste. Denn wir sind nicht allein Geist, der sich mit himmlischen Gedanken sättigt, wir sind auch Stoff, Materie. Dieser Stoff, diese Materie muß, um sich zu erhalten, von anderen nährenden Materien Vortheil ziehen, sonst geht sie zu Grunde. Diese Materie, Leib oder Körper genannt, ist aber die Wohnung unserer Seele. Ist es Dir nun etwa

gleichgültig, ob Du in einem dunkeln Kellerloche oder in einem engen Hühnerstalle wohnst? Athmest Du nicht lieber in einem warmen, geräumigen, luft- und lichtreichen Zimmer? Aha! Denke von Deiner und unser Aller Seele nicht schlimmer! Also unsere Seele wohnt auch gern behaglich, streckt sich und dehnt sich, wie ich mich hier auf meinem Sopha dehne, und ist lieber an einen Feinschmecker als an einen Kartoffelessen gebunden. Darum nennt man, oft mit Recht, oft mit Unrecht, die an gemeine Naturen gefesselten Seelen *gemeine* Seelen, und wir hören sie schimpfen, wir sehen sie lüderlich leben, wir finden sie gegen feinere Seelen mit Wuth und Haß gerüstet. Meinst Du nicht auch?«

»Wenn ich auch das Letztere einem anderen Grunde zuschreibe und Du es gewiß nur im Scherz gesprochen hast, so kommt es mir doch vor, als ob in Deinen Scherzen ein tieferer und wahrer Ernst läge.«

»Gewiß ist Ernst und Wahrheit darin. Versuche es nur. Hungere ein paar Tage und dann erprobe den Muth und den Adel Deiner Seele. Friß oder stirb! heißt das Wort. So etwas muß man durchgemacht haben. Ich *habe* gehungert, und mein ganzer Geist war nicht einen Schuß Pulver werth. Und nun füttere wieder Deinen Leib mit feinen, seltenen, wohlschmeckenden Stoffen oder mit Kartoffeln und Pumpnickel, wie der westphälische Bauer, und beobachte die verschiedenen Folgen davon. Ich wenigstens fühle mich nie behaglicher, als wenn ich was Köstliches genossen habe, und mein Geist ist dann noch

einmal so munter, so frisch und so aufgelegt zu allem Guten.«

»Es läßt sich dagegen sehr Viel erinnern, liebster Freund! Die Seele wird nicht, dünkt mich, durch die Nahrung des Körpers, sondern durch Anlagen, Erziehung und Unterricht gestärkt und verfeinert. Das Essen, der Stoff, wie Du ihn nennst, kitzelt mehr den Gaumen als er die Seele erhebt.«

»O, bitte, frage doch die vornehmen Herren, was ihnen denn die Seele so hebt, wenn sie von einem herrlichen Diner kommen.«

»Nun, der Wein.«

»Oho, der Wein! Das ist's ja, was ich meine. Hätten sie Kartoffelspiritus getrunken, sie würden gewiß nicht heiter und glücklich nach Hause kommen und die vortrefflichen Gesetze erdenken, die uns so glücklich machen.«

Und er lachte laut auf und rieb sich in gutmüthiger Ironie die Hände.

»Ja, Das ist gewiß,« fuhr er fort. »Mit dem Hunger im Magen ist man ein reißendes Thier, mit einem feinen Ragout darin ist man ein Lamm, an einem seidenen Bande zu lenken.«

»O, Das ist nur bei Dir so, weil Du ein geborner Wolf bist.«

»Aha! Du kannst auch scherzen! Du bist mein Mann, ich wußte es wohl. Nun, leben sollst Du ein Mal!« und er trank das Glas Xeres mit dem größten Wohlbehagen aus und nickte dem verwundert blickenden Freunde zu.

– »So, jetzt nur noch *ein* Glas, das letzte. Und nun im Ernst Deine gewiß interessante Lebensgeschichte.«

»Die ist so interessant eben nicht. Ich bin der Sohn eines – eines Landpfarrers zu Bilsingen, einem eine Meile von der Sommerresidenz unseres Königs gelegenen Dorfe. Dort bin ich erzogen, unterrichtet und groß geworden. Vergangenen April kam ich hierher, um zu studiren, und sitze nun bei Dir und freue mich, einen so offenen, ehrlichen Menschen, wie Du bist, zum Gefährten gefunden zu haben. Das ist meine ganze Lebensgeschichte von Anfang bis zu Ende.«

»Was? Du bist auf keiner Schule gewesen?«

»Mein Vater und der Dorfschulmeister waren meine Schulmeister und Erzieher.«

»Du erzählst mir ein Märchen. Das ist ja nicht möglich. Ein Landpfarrer und ein Dorfschulmeister! Und solche Erziehung, solche Kenntnisse?«

»Lerne sie kennen und beurtheile sie richtiger.«

»Und Du bist niemals unter Deines Gleichen, ich meine, unter Kindern Deiner Bildung gewesen?«

»Der Sohn des Kantors, der eines braven Zimmermanns und der einer armen Wittwe, meine hiesigen Freunde, wurden mit mir zusammen erzogen und waren meine theueren Jugendgefährten. Du wirst sie bald kennen lernen, denn es sind Die, von denen ich Dir schon gesagt, daß sie mich alle Sonnabende besuchen.«

»Das klingt wie eine Fabel.«

»Und doch ist es die Wahrheit.«

»Dann habe ich nur noch um so mehr Respekt vor Dir! Tausend und noch einmal! Ein Dorfbube und solch' eine Erscheinung geworden! Freilich, der Seidenwurm macht Stoffe, die Könige und Fürsten schmücken. Aha! wieder eine Lehre für mich!«

»Welche Lehre?«

»Daß ich noch Premierminister werden kann.«

»Strebst Du *danach*? Du, ein Arzt?«

»Ich strebe nach gar Nichts. Wohin mich die Welle trägt, dahin gehe ich. Jetzt bin ich Arzt, aber, ich hoffe, ich werde es nicht lange mehr bleiben.«

»Du willst doch nicht umsatteln? Du machst ja jetzt die schweren und kostspieligen Prüfungen!«

»Die mache ich; und werde sie auch bestehen. Aber, unter uns gesagt und künftig mehr davon, ich vollende mein Studium jetzt nur deshalb, um mir selbst zu genügen und um nicht aus Furcht vor dem schweren Ende als Ausreißer zu erscheinen. Ich schäme mich am unliebsten von mir selber. Und wer weiß, wo ich meine Approbation noch einmal brauchen kann. Meine Devise ist: lerne was Du kannst, Du lernst nie zu viel. Außerdem versuche ich gern meine Fähigkeiten und Kräfte, und wo sie am meisten wirken, da lasse ich sie spielen. – He! Du auf einem Dorfe geboren und erzogen! Wie heißt das Ding?«

»Bilsingen – ein schönes Dorf in schöner Gegend.«

»Das glaube ich. Also Du bist da auch geboren?«

Eduard zögerte zu antworten. Sein Auge starrte an die Decke des Zimmers. Dem aufmerksamen Josephson entging das nicht. Ihm entging so leicht Nichts.

»Ich fragte, ob Du in Bilsingen geboren bist?«

»Nein! ich bin *nicht* in Bilsingen geboren!« antwortete Eduard langsam und sehr ernst.

»Entschuldige meine Neugier, aber ich muß immer Alles genau betrachten, ehe ich es begreife. Dein Vater war also früher in einem andern Dorfe?«

»Er war in keinem andern Dorfe.«

»Dann bist Du also geboren, ehe er Pfarrer war?«

Eduard besann sich einen Augenblick. Ohne Zögern und offen sagte er dann, mit liebevoller Betonung:

»Der Dorfpfarrer Wollzagen ist nur mein Pflegevater.«

Die Blicke Beider tauchten in einander; tief, tief sahen sie sich in ihre Seelen hinein. Es war ein großer Schatz, den sie aus dieser Tiefe mit heraufbrachten, das Vertrauen und die wachsenden Liebe.

»Warum schweigst Du?« fragte der Jüngere freundlich.

»Weil ich fürchte, Dich verletzt zu haben. Ich erscheine neugierig.«

»Du verletzest mich nicht, Du erleichterst mich.«

Und er seufzte tief und lang auf. Josephson faßte die Hand Wollzagen's. Leise fragte er:

»Du kennst also Deinen wirklichen Vater nicht?«

»Er starb kurze Zeit nach meiner Geburt.«

»Aber Du nennst Dich ja nach dem Pflegevater?«

»Ich nenne mich, wie man mich gewöhnlich nennt.«

»Aber Dein wirklicher Name?«

»Ist noch ein Geheimniß, daß ich zu lüften habe. Da hast Du eine zweite Aufgabe meines Lebens.«

Beide standen auf und drückten sich die Hand. »Was Du mir sagst, hast Du Niemandem gesagt,« beendete Josephson das Gespräch. »Vertraue mir fest. Aber lieb ist mir, daß Du *mir* wenigstens das Räthsel gelös't hast. Jetzt sehe ich schon klarer. Du willst gehen. Gut, wir haben heute einen tüchtigen Schritt zu unserer Erkenntniß gethan. Und nun lebe wohl und verzeihe mir, daß ich vorhin so unsinniges Zeug schwatzte. Ich weiß nicht, was mir angefliegen kam; die Laune schlich herbei, wie ein Dieb in der Nacht. Aber glaube nicht, daß ich immer so bin, Dein neuer Freund kann ernst, sehr ernst sein. Das sollst Du erfahren. Schlaf wohl und vergiß mich nicht. – Sieh, da Du jetzt gehen willst, fühle ich recht, wie lieb ich Dich schon habe, und wundre mich, wie Das so schnell gekommen ist. Aber als ich Dich zuerst sah, leuchtete es seltsam in mir auf; ich hatte, was bei mir selten ist, eine Art Vision. Beinahe war mir's, als hätt' ich den Stein der Weisen in Dir gefunden und es waren nun alle Schätze Golkonda's mein. Nun – da ich weiß, daß Du ein so armer Teufel bist, wie ich selber, weiß ich auch, daß wir das Gold und die Diamanten in uns selber suchen müssen. Laß uns graben – fleißig und unverdrossen! ich hoffe, wir finden Etwas, was der Mühe lohnt. Du aber mußt mit meinen, ich mit Deinen Augen sehen, denn man sieht mit eigenen Augen die Schätze am wenigsten, die man in sich trägt. Also gute Nacht, auf morgen!«

Und sie schüttelten sich kräftig die Hände und trennten sich.

FÜNFTES KAPITEL. DIE GEHEIMNISSVOLLE ARBEIT,  
RAPHAEL SANZIO UND DER SEMMELMALER.

Ungefähr acht Wochen nach dem eben Erzählten saßen in einem verschlossenen Zimmer eines Hauses, welches dem des Banquiers Ermeling zunächst lag, und aus dessen Fenstern man den Garten, die Reitbahn und die Hintergebäude des Nachbars genau beobachten konnte, zwei junge Männer bei einer, wie es schien, sehr angenehmen und eiligen Arbeit. Es waren Künstler, Hans Waldau, unser Bekannter und dessen Freund, ein Maler, Namens David Riepenstahl. Ihre heutige Arbeit war eine Beschäftigung ihrer Muße, der sie sich nur in den wenigen Stunden hingaben, die ihnen von ihrem gewöhnlichen Tagewerke übrig blieben. Sie waren also in diesem Augenblicke Künstler im reinsten Sinne des Wortes, sie arbeiteten nicht um den, allen Armen so traurigen Erwerb.

Hans Waldau besaß zwei Zimmer; in dem einen wohnte, in dem andern arbeitete er. In dem letzteren finden wir natürlich die beiden Freunde. Es sah darin aus, wie es in jedem kleinen Künstleratelier aussieht, nur daß hier Architektur, Malerei und Skulptur zugleich vertreten waren, denn wir wissen, daß Waldau in allen dreien Meister war. Die Bildhauerkunst übte er jetzt wenig; nur in Rom, wo er unter Thorwaldsen gearbeitet, hatte er sich darin ausgezeichnet; da aber die beiden anderen Schwesterkünste ihm für den Augenblick mehr zusagten, und er keine besondere Gelegenheit, jene zu treiben,

vor sich sah, so ruhetete sie. Einige schöne Abgüsse Thorwaldsen'scher Modelle sah man jedoch seine Schränke und Wände zieren, und wenn er sich, wie er selbst sagte, zu neuen Unternehmungen stärken und festigen wollte, studirte er eine Stunde lang jene Modelle, denn er sowohl wie viele seiner Kunstgenossen waren der Meinung, daß man durch Anschauung der Meisterwerke der einen Kunst auch für die anderen Ideen fassen und Gewinn ziehen könne. Außer diesen Modellen fand man mehrere, mit verschiedenen Malereien gezierte Staffeleien vor; die eine zeigte den Grundriß der Kirche, an deren Wiederherstellung er jetzt als Werkführer thätig war, die andere eine Winterlandschaft, und die dritte ein Portrait in schwarzem Sammetroek, das Eduard Wollzagen's in natürlicher Größe, aber nur als Bruststück gemalt. Auf den Tischen herum lagen in bunter Verwirrung Pinsel, Näpfchen, Papiere, Skizzen und auch andere, nicht zur Kunst gehörige Dinge, als Cigarren, Taschenbücher und dergleichen Sachen. Auf dem großen Tische aber, an welchem, neben einander sitzend, die Freunde arbeiteten, lag eine ungeheuere Mappe, deren Inhalt sehr geheim gehalten wurde und so eben den Gegenstand ihres Fleißes bildete. Waldau malte in Wasserfarben ein in romantisch-normännischem Style gehaltenes Schloß von ungeheurer Ausdehnung, an welchem man Thürme und Thürmchen von allen Größen und Formen sah, dessen mannigfaltige, unzählige Fenster bald den Spitzbogen, bald den Rund- und Eckbogen zeigten, und dessen Gesimse, Zinnen, Vorsprünge mit den verschiedenartigsten, in dieser Manier

erlaubten Schnörkeleien besäet waren. Es gewährte dieses Schloß einen zugleich großartigen und anmuthigen Anblick für ein poetisches Gemüth, es war prachtvoll, königlich, ein aus vielen Einzelheiten zusammengesetztes Ganze, und doch wieder harmonisch-einfach, ein sonderbarer, kaum in unserer Gegend bekannter Geschmack, wenn wir vielleicht die prinzlichen Landwohnungen ausnehmen, welche die waldigen Höhen der blauen Havel zieren.

Der andere Künstler, eigentlich ein Landschaftsmaler, zeichnete die innere Einrichtung des Schlosses, die Zimmer, die Möbel, die Verzierungen der Decken und Gewölbe, und zwar mit einer Genauigkeit, Schärfe, Eleganz und Vollendung, daß Waldau selbst nicht umhin konnte, von Zeit zu Zeit einen Blick der höchsten Befriedigung auf die Schöpfung des Freundes zu werfen. Aber eben diese scharfe Auffassung und diese korrekte Darstellung des Einzelnen, Kleinen, oft sogar Unbeachteten, war David Riepenstahl's höchst entwickelte Eigenthümlichkeit. Er wendete seine Mußezeit, Waldau zu Liebe, zu diesem Werke an, denn wie er schon jeder vernünftigen Einwirkung anderer befreundeter Künstler folgsam war, so war er weiches Wachs in der Hand des erfahrenen Architekten. Schon sein stilles, bedächtiges Gesicht zeigte eine Bescheidenheit und Unterordnung unter die Aussprüche des höhern Meisters, wie sie heutiges Tages bei den übertriebenen Ansprüchen und dem gewachsenen Dünkel unserer jungen Künstler sehr selten ist. Als Maler war er ausgezeichnet in Darstellung aller Thiere,

besonders aber gelangen ihm Hunde und Pferde vortrefflich; und er wußte das Seelenhafte dieser Geschöpfe so scharf aufzufassen und so natürlich wiederzugeben, daß selbst sein berühmter Lehrer, der bekannte Pferdemaler Müller, ihn für sein Atelier zu gewinnen sich bemüht hatte.

Es war ein Sonnabendmorgen, auf den irgend einer der vielen Festtage der römischen Heiligen gefallen war; die Glocken der nahen katholischen Kirche läuteten bei ihrer schweigsamen Arbeit; ihre Augen und Hände wirkten, man sah es, mit gleich regem Eifer und heiterem Wohlgefallen. Als das Lauten der Glocken, welches ihr Gespräch unterbrochen hatte, aufhörte, begann es Waldau wieder, dem man eine gewisse Hastigkeit in seinem heutigen Wesen auf den ersten Blick anmerkte.

»David,« sagte er, »Du sitztest der Thür am nächsten, sieh' doch einmal nach, ob sie auch fest verschlossen ist, und dann bedecke das Schlüsselloch.«

Der Angeredete gehorchte sogleich und berichtete, daß Alles in bester Ordnung sei. Dann setzte er sich sogleich wieder und fuhr fort, ämsig zu arbeiten.

»Man muß sich sehr vor einer Ueberraschung hüten, wenn man ihnen etwas verbergen will,« sagte Waldau mit leiserem Tone, »sie sind gar zu neugierig die lieben Freunde. Und ich habe mir einmal vorgesetzt, mich an ihrem Staunen zu ergötzen, wenn die Arbeit fertig ist und ihnen endlich vorgelegt wird.«

»Es wird wohl noch lange dauern, bis wir so weit sind,« entgegnete Riepenstahl.

»Leider, ja! Doch es läßt sich nicht ändern. Mich drückt es schon an allen Enden, daß es *zu* lange dauert. Weiß der Himmel, wie es kommt, je weiter ich vorschreite, um so unruhiger werde ich; mir ist zu Muthe, als käme schon morgen der Mensch, der es sich zueignen will, und forderte es mir ab.«

»Und doch arbeitest Du nur aus Neigung daran, nicht auf Bestellung. Wen denkst Du denn damit zu erfreuen?«

»Nun, sicher Den, der es kaufen und mich zum Baumeister aller der verschiedenen Gebäude machen will.«

»Das muß ein reicher Mann sein; ich glaube, kein Prinz an unserm Hofe besitzt die Mittel dazu.«

»Es giebt reichere Leute als Prinzen; Du hast wohl ganz vergessen, daß es Könige in der Welt giebt?«

»Das nicht, aber Wenige unter ihnen, die dergleichen lieben und kaufen, noch weniger bauen.«

»Das ist freilich der Jammer! Ach, wenn alle Kunst einen Käufer fände, dann wären wir nicht so arm, David!« und er seufzte tief auf.

»Wenn nun aber gar kein Käufer oder Bauherr kommt, was fängst Du dann mit der schönen Arbeit an?«

»Dann lasse ich sie drucken und gebe sie in einem Prachtwerke heraus. Auch das ist ein Gewinn.«

»Das wäre vielleicht das Allerbeste.«

»Das meine ich nicht. Dann wären ja alle die Risse, die Berechnungen, die Anschläge umsonst gemacht, die ich für die wirkliche Ausführung meiner Pläne angefertigt habe.«

»Was? Du hast schon die Anschläge dazu fertig?«

»Gewiß, David. Wozu bin ich denn Baumeister? Ich weiß wohl, Ihr haltet mich Alle – Du noch am wenigsten – für einen bloßen Grübler, Ihr foppt mich mit meinen Visionen, meinen Ahnungen – aber sieh – alle diese Papiere, die hier liegen, werden mit Anschlägen und Berechnungen gefüllt, sobald ein Blatt nach dem andern in der Zeichnung vollendet ist.«

»Das ist ja eine ungeheure Arbeit! Ich bewundere nicht, nein, ich erschrecke vor Deinem Fleiße.«

»Wozu ist man auf der Welt, David? Zu arbeiten, doppelt und dreifach; zu genießen – höchstens nur einfach!«

»Habe Geduld, auch Deine Bemühungen werden belohnt werden, es kommt einmal für uns Alle der ersehnte Messias, wenigstens eine Messiaszeit.«

»Gebe es Gott!«

Hier endete das Gespräch und die Glocken fingen wieder an zu läuten. Als die reinen Töne verhallt waren, die Riepenstahl's weiches Gemüth in eine andere Richtung mochten gelenkt haben, fragte er in seinem gewöhnlichen, ruhigen Tone:

»Siehst Du immer noch Visionen und hast Du immer noch Ahnungen?«

»Ja, und die werde ich haben, bis ich ein Ziel meines Bestrebens gefunden habe. Es war bei meinem Vater, der ein großer Baumeister war, eben so. Meine Mutter hat es mir oft erzählt.«

»Und was sahest Du zuletzt?«

»Bis vor kurzer Zeit waren es immer dieselben Bilder. Seitdem ich diese Arbeit begonnen und, eine schwere

Aufgabe ehrenvoll zu vollenden, mir in den Kopf gesetzt, aber zugleich auch eine drückende Last damit vom Herzen gewälzt habe, sehe ich sie im Geiste aus dem Nichts in das Leben sich übertragen. Wo ich gehe und stehe, höre ich die tausend Arbeiter, die es in die Wirklichkeit führen sollen, pochen und hämmern, daß es eine Lust ist. Und ich gehe unter ihnen umher und feuere sie an, zu eilen, um es fertig zu machen. Und Du sitztest auch dabei und leitest die Tapezierer und Tischler, und malst, was Du kannst, – and alles Das kreis't so wahr und lebendig vor meinem innern Auge, daß ich es greifen könnte.«

»Siehst Du auch schon Deinen Beutel sich füllen?« fragte David lächelnd.

»Was frag' ich nach dem Beutel, mich kümmert das Werk. Aufrichtig aber gesagt, ich habe bisher nicht ihn sich füllen gesehen.«

»*Absit omen!*« lächelte Riepenstahl.

»Ja, *absit!* Und dann solltest Du die Schiffe sehen, die mit Werkstücken beladen auf dem Wasser daherschwimmen, die Wagen, so schwer, daß die Pferde sie kaum ziehen können. Und Alles drängt sich und treibt sich wie in einem Wettlaufe.«

»Willst Du es denn am Wasser gebaut haben?«

»Auf einem Berge, über dem blauen Wasserspiegel eines ruhig dahin fließenden Stromes. Ja, David, dazu hab' ich es bestimmt. Du weißt wohl, daß ich meine eigenen Ansichten über die Oertlichkeit meiner Bauten habe. Ein Palast im Geschmacke Ludwig's des Vierzehnten paßt nicht an einen romantisch gelegenen Ort, und mein

normännisch-gothisches Schloß, nebst allen dazu gehörigen Gebäuden, nicht in einen steif gedrechselten französischen Garten.«

»Hans, Hans! diese Visionen, wie Du sie nennst, diese Ahnungen, die Du uns bisweilen mittheilst, sind am Ende nichts als Luftschlösser, Bilder und Täuschungen Deiner aufgeregten Künstlerphantasie!«

»Und wenn sie nur Das wären, David, wäre es zu beklagen? Was haben wir armen Künstler Anderes, Besseres auf dieser erbärmlichen Erde, als, da uns das Wirkliche, Greifbare, Erstrebte versagt ist, uns an unsere Phantasien und die Luftschlösser derselben zu halten? Arbeiten wir Künstler, Dich nicht ausgenommen, nicht alle mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit? Führst Du alle Deine Gedanken in Bildern aus? Glaubst Du, daß die Heter der Poesie, die Dichter, die Musiker, die Maler, und wie sie alle heißen, *nur Das* dachten, was sie geschaffen haben? David, für wie arm hältst Du den künstlerischen Geist! Wollte ich, ich armer, kleiner Erdenmensch allein, alle meine Ideen verwirklichen, ich müßte tausend Jahre leben, und doch brächte ich sie nicht sämmtlich zu Stande. Nein, nimm mir meine Luftschlösser nicht, Du nimmst meiner Muse die Göttlichkeit und machst sie zur irdischen Dirne. Ein wahrer Künstler lebt in seiner vollen männlichen Thätigkeit nur eine kurze Zeit; wie eine Rose mit ihrem Dufte verblüht, und von einer andern Blume verdrängt wird, so welkt der Glanz des Künstlers nach kurzem Leuchten dahin, und ein Anderer kommt und verdunkelt sein Licht mit stärkerem Glanze. Also laß

uns den Traum, da die Wirklichkeit und das Leben nur feindlich und karg für uns ist.«

»Ich verarge Dir diesen Traum nicht, ich habe auch Träume, aber ich lebe von ihnen nicht allein. Deine Träume gleichen Gespenstern. Sie erscheinen Dir in so massenhaften Gestalten, daß sie die Helligkeit Deines Lebens und Wirkens verdunkeln.«

»Du lästerst, David! Ja, ich gebe es zu, mir erscheinen Gespenster, sie mahnen, sie treiben mich, aber es sind wahres Gestalten, sie besuchen mich sogar oft in der Gestalt meiner Freunde –«

»Hans, Du bist exaltirt –«

»Das bin ich nicht –«

»Dann bist Du krank –«

»Ich bin so gesund wie Du – sieh' Dich um, David – er horcht –«

»Was ist denn? Wer horcht denn?«

»Da! Sieh! Hast Du Augen?«

David's Blicke folgten denen des Schwärmers, dessen Haar sich emporzurichten schien, dessen Auge dunkel glühete und den blitzenden Stern auf das Brustbild Eduard's gerichtet hatte, daß in unnachahmlicher Aehnlichkeit, als lebe es, mit seinem ruhigen, warmen Seelenblicke, seinem würdigen, so ernstesten und doch so lieblichen Gesichtsausdrucke die beiden, von angestrenzter Arbeit aufgeregten Künstler zu betrachten und zu fragen schien: »Was wollt ihr von mir?« David zuckte zusammen; die Mahnung, das ähnliche Bild anzuschauen, kam so plötzlich, und es war so vortrefflich gemalt, daß

Riepenstahl, sagen wir, selber erschrak und in die, wenn auch nur augenblickliche Täuschung verfiel, als lebte es. Er faßte sich aber schnell wieder, stand auf, drehte das Bild herum und sagte:

»Dummes Zeug, beinahe hätte ich mit Dir gefaselt!«

Waldau stand aber ebenfalls rasch auf, wandte das Bild wieder um und rief:

»Laß mich es betrachten, Du weißt nicht, wie lieb es mir ist. Sieh es nur an, wen glaubst Du da vor Dir zu haben?«

»Das Portrait unsers Freundes, eines geistreichen, guten und edlen Menschen – was aber noch?«

Waldau schüttelte spöttisch den Kopf.

»Wenn Ihr nicht *mehr* seht, bedauere ich Euch. Ich sehe mehr.«

»Und was denn?«

»O, laß es – es ist nicht der Ausdruck geistigen und seelischen Adels, nicht die Schönheit und Lieblichkeit des Körpers – es ist nicht die Würde, die Männlichkeit, was mich in diesen Zügen anzieht, erhebt, mit einer gewissen Scheu erfüllt, nein, es ist –«

»Nun, was denn?«

»Ach, so höre es denn und lache mich aus – es ist – halt, hörtest Du nichts?«

»Schon wieder eine Vision?«

»Nein, aber ich glaube, es klopfte.«

Beide horchten und schwiegen. Da klopfte es noch einmal lauter an die Thür.

»Wer ist da?« rief Riepenstahl.

»Raphael Sanzio!« erwiderte eine flötenweiche Stimme von Außen.

Die beiden unterbrochenen Künstler packten rasch ihre Bilder in die große Mappe, stellten diese hinter einen Schrank und öffneten die Thür.

Eine wunderbar feine Gestalt mit beinahe mädchenhafter Bildung des Kopfes und Schönheit des Gesichts trat elfenartig leise in das Gemach.

»Wie? Seid Ihr schon wieder bei Eurer geheimnißvollen Arbeit?« sagte der Kommende mit seiner nur ihm eigenen, lächelnden und gewinnenden Weise. »Kann man sie noch nicht sehen?«

»Nein, Raphael, nein, jetzt noch nicht. Du mußt so gut warten, wie die Anderen, bis sie fertig ist.«

»Ihr wollt uns überraschen; und werdet uns beschämen. Ich kann es mir denken.«

Und der schöne Maler, denn auch er war Künstler, warf sich, mit dem Finger drohend, auf das Sopha. Betrachten wir ihn jetzt etwas näher. Raphael Manowsky, wegen seiner Aehnlichkeit mit seinem unerreichbaren Vorbilde, Raphael Sanzio, und seiner eigenen idealen Körperbildung und Kunstrichtung nach ihm mit dessem unsterblichen Namen von den Freunden genannt, war und ist noch ein Künstler ersten Ranges seiner Zeit. Sein Aeußeres war in seiner damaligen Jugend wie sein Inneres; beschreiben wir Eins, so kennen wir das Andere. Er war von mittlerer Größe, fein und anmuthig gebaut und etwas künstlerisch, mit offenem Halse, um den ein buntseidenes Tuch den Hemdenkragen umfaßte, gekleidet.

Sein kleiner idealisch schöner Kopf glich dem eines Johannes, des Lieblingsjüngers Christi, nur hatte er nicht wie Jener, den Ausdruck leidender Duldsamkeit und Abhängigkeit in seinem Gesicht, das, wie aus Milch und Blut in zartem Gemisch, jedes Mädchen zum Wettkampfe in der Feinheit seiner Farben herausfordern konnte. Seine Züge waren glatt und weich, seine Augen groß und hellblau, und nahmen nur bei irgend einer Conception oder einer künstlerischen Verklärung einen adlerartigen Ausdruck an. Um dieses schöne Gesicht wallten lange goldgelbe, von der Natur dichtgeringelte Locken, die ihm beim Malen oft vor's Gesicht fielen und dann mit einer eigenthümlichen Anmuth zurückgeschüttelt wurden. Seine melodische, weiche Stimme hörte man selten, denn er sprach wenig, dachte aber mehr, als er sprach. In seiner Kunst war er, jetzt erst vierundzwanzig Jahre alt, schon berühmt, und versprach für die Zukunft noch mehr. Er verfolgte, wie es bei seiner Natur nicht anders sein konnte, die ideale Richtung der Kunst. Weiche, rührende, mädchenhafte Gestalten, engelgleiche Naturen gelangen ihm am besten. Sie schlummerten in seinem Innern; er brauchte sie nur zu wecken mit seinem schöpferischen Willen, so sprangen sie lebendig hervor. In seinen Mitteln war auch er bedürftig, denn er war eines armen Schuhmachers Sohn und hatte sich mit Mühe und Noth durch die Klippen künstlerischen Lebens bisher durcharbeiten müssen. Dadurch war er aber auch zu früher männlicher Selbstständigkeit erstarkt, und er ruderte rüstig im Meere des Lebens weiter, so klein auch sein Kiel

und so heftig auch der Wind und die Wellen um ihn her stürmten.

»Es thut mir leid, daß ich Euch störe,« begann Manowsky wieder, als er sah, daß die beiden Freunde ihre Arbeit bei Seite gelegt hatten und sich in seine Nähe setzten.

»Laß Dir nichts leid thun, Raphael,« scherzte Waldau, »das wäre ein Schaden für Dein kindlich Gemüth. Da, rauche eine Cigarre und sei heiter wie wir.«

»O, an Heiterkeit gebricht es mir nicht, obwohl ich mich etwas beklommen fühle. Ich kam eigentlich hierher, um Euch zu fragen, ob Ihr nicht mit mir zur Akademie gehen wolltet, den Ausspruch der Preisrichter zu hören?«

»Und um Deinen Triumphzug verherrlichen zu helfen,« fügte Waldau bei und blinzelte Riepenstahl zu.

»Oder mich durchfallen zu sehen; Eins von Beiden, das ist gewiß. Nun, wenn Alle so überzeugt wären, wie ich –«

»Daß Du den Preis gewinnst?«

»Nein, daß ich ihn *nicht* erhalte, so könnt Ihr ganz ruhig sein. Was lacht Ihr?«

»Weil wir schon wissen, wer ihn gewinnt.«

Raphael sprang auf.

»Wie? Scherzt Ihr oder ist es Euer Ernst? – Ihr solltet mit solchen Dingen nicht spielen.«

»Wir spielen und scherzen nicht mit Dir, wenn wir im Ernste mit unserm Freunde reden.«

»Nun, so sagt mir, was Ihr wißt, und laßt mich nicht auf der Folter.«

»Sieh seine Augen! sieh seine Augen!« rief Waldau frohlockend, »o, der Kleine hat Feuer in sich, ich sagte es ja immer.«

»Ja, stille Wasser sind die tiefsten.«

»Und kleine Flammen brennen eben so, wie die großen  
—«

»Nun, macht ein Ende! Hat einer der Preisrichter gegen Euch geplaudert?«

»Höre mich an, Sanzio,« sagte Waldau ernst. »Wer sind Deine drei Mitbewerber?«

Manowsky nannte die drei Namen.

»Und Du fürchtest Dich vor diesen? O, habe mehr Achtung vor Deinem eigenen Genie, Knabe! Wie haben Jene die Aufgabe: *Raphael mit seiner Geliebten*, aufgefaßt? Sage es uns, und aus unserm Urtheile erkläre Dir das Urtheil der Richter.«

»Sie können parteiisch sein, oder auch eine andere Meinung haben, als Ihr.«

»Ueber die wahre Kunst kann es nur eine Meinung geben, also, wie haben Deine Mitarbeiter die Aufgabe gefaßt?«

»Der Eine,« sagte der junge Maler, »hat Raphael in der zärtlichen Umarmung mit seiner Geliebten dargestellt. Ein schönes, üppiges Bild, naturgetreu und wacker gemalt.«

»Das ist zu materiell, zu sinnlich. Der erhält den Preis nicht. Fahre fort!«

»Der zweite hat Raphael auf dem Sterbebette dargestellt, das Mädchen in Thränen zerfließend. Ein rührendes Bild, sehr fleißig gemalt.«

»Das ist nicht schön. Ein Sterbender, und wäre es selbst ein Raphael, flößt uns Angst, Unruhe, Besorgniß ein. Der erhält den Preis auch nicht. Weiter!«

»Der Dritte hat den Augenblick gewählt, wo Raphael das schöne Haar seiner Geliebten flicht. Ein treues Bild, das Haar ist wunderschön und der Ausdruck in Raphael der eines glücklichen und siegreichen Liebhabers.«

»Das ist ein handwerksmäßiges Bild, und erinnert an den Friseur und die Toilette. Das Haar mag schön sein und Raphael's Gesicht siegreich, aber der Sieger ist der Maler des Bildes nicht. Nun bleibst Du noch übrig. Wie hast Du den Gegenstand erfaßt?«

Raphael holte tief Athem, seine Brust erweiterte sich und seine Augen begannen einen adlerartigen Ausdruck anzunehmen.

»Ich habe ihn so erfaßt,« sagte er: »Raphael, schon von seiner Krankheit ergriffen, die aber seine edle, reine Schönheit noch nicht zerstört hat, malt das Bild seiner Geliebten mit inniger, geheimnißvoll zärtlicher Wärme. Er sieht das schöne Gesicht des Mädchens an und läßt seinen Pinsel in Betrachtung verloren, einen Augenblick ruhen.«

»Und die Geliebte?« fragte Waldau, in Begeisterung gerathend.

»Die Geliebte tritt, ungesehen von dem Geliebten, hinter ihm aus dem Vorhange hervor und belauscht im Spiegel mit stillem, aber ergebendem Schmerze das begeisterte, abgemagerte Antlitz des allzugeliebten Künstlers.«

»Da haben wir's!« rief Waldau frohlockend, und umhalste den von der Schilderung seiner eigenen Arbeit ergriffenen Maler. »Das ist eine geistige Auffassung, der Gedanke allein ist des Preises werth. Da ist keine Sinnlichkeit, keine Todesblässe, kein Handwerk, mit Einem Worte, in der wechselseitigen Sorge, Liebe und Ergebung ist Kunst, Wahrheit, Natur – ihr gebührt allein der Preis.«

Und Beide beglückwünschten den hochentzückten Freund, der so glücklich war, als fühle er schon den Lorbeerkranz auf seinen Locken.

»Ihr seid zu freundlich,« sagte er. »Ihr wollt mir Muth einsprechen, das ist hübsch, aber mein Herz will nicht glauben, was Eure blinde Liebe ihm vorspiegelt.«

»Nichts von blinder Liebe, Nichts von Vorspiegelung. Glaube nur und vertraue. Ich verstehe was davon, ich heiße Hans Waldau! Und nun, David, natürlich, wir müssen ihn begleiten, damit er nicht wanke; wir wollen ihn führen, wenn er vor die Richter berufen wird. So machen wir uns denn fertig.«

Und sie kleideten sich zum Gehen und zum Feste an. Unterdessen war Manowsky vor die Staffelei getreten und hatte, wie schon früher aus der Ferne, jetzt auch in der Nähe das ihm unbekanntes Portrait betrachtet.

»Was ist das für ein Kopf?« fragte er plötzlich.

»Du sollst es hören und ihn heute Abend noch sehen, ich lade Dich hiermit zu ihm ein. Vorher aber sage mir, ob er Dir gefällt und welchen Eindruck das Gesicht auf Dich macht?«

»Ob er mir gefällt! Was Du malst, Hans, gefällt mir immer, wir lernen Alle von Dir!«

»Bitte, bitte! Nur weiter im Texte!«

»Und welchen Eindruck es auf mich macht? Das ist leicht und schwer, aber unmöglich in *einem* Worte zu sagen.«

»Den Haupteindruck, den Haupteindruck auf Dein Gemüth, Raphael!«

»Nun, es ist ein Gesicht, welches anzuschauen der innersten Seele wohlthut. Es beruhigt, es erhebt, es läutert!«

»Bravo, bravo! Da haben wir's!«

»Solche Gesichter sind selten, Hans, Du hast es gewiß idealisirt?«

»Idealisirt? Daß Gott mich verdamme! Das ist nicht meine Richtung im Malen; – im Denken, im Wünschen, im Hoffen – ja! – Aber nicht im Malen!«

»Und wäre das Idealisiren denn eine schwache Seite der Kunst?« rief Raphael etwas betroffen. »Ich selbst habe ja diese Richtung, sagt Ihr, und Raphael hatte sie auch –«

»Junge,« sagte Waldau, und klopfte ihm auf die Schulter, »merke Dir's und vergiß es nicht wieder: Was für Dich ein Lob ist, wäre für Andere, für mich wenigstens, ein Tadel. Jeder pflegt sein eigenes Talent. Du die Ideale, und ich –«

»Ah! was ist Das?« unterbrach plötzlich Manowsky den Sprechenden, indem er aus dem Fenster, an dem er stand, auf den Hof deutete.

Die Reitbahn des Banquiers Ermeling, vorher noch leer, zeigte Judith zu Pferde; ein allerliebster Schimmel von arabischem Blute trug ihre schöne Gestalt und tanzte sprühend unter seiner leichten Last. Das lange dunkelgrüne Amazonenkleid hob die reine Taille und die blühenden Formen des jungen Mädchens hervor, ihre glänzenden Haare waren von einem ponceaurothen griechischen Mützchen mit goldener Troddel bedeckt.

Die Freunde traten an das Fenster und sahen dem schönen Schauspieler eine Zeit lang schweigend zu.

»Allerliebste!« rief Waldau, »man möchte Bravo rufen!«

»Thu' es nicht, thu' es nicht, Hans!« bat Manowsky, »das würde sie kränken. Hätte ich dieses Gesicht früher gesehen, so hätte ich es der Geliebten Raphael's gegeben.«

»Verbrenne Dir nicht die Augen, Knabe, thu' es ja nicht,« ermahnte der Architekt, und drohte mit dem Finger.

»Ist sie Braut?«

»Braut noch nicht, aber sie kann es werden.«

»Von Wem denn?« fragte Raphael etwas bestürzt, als er selbst wußte.

Waldau antwortete nicht, und deutete nur nach dem Portrait auf der Staffelei.

Ueber des Künstlers inneres Auge legte es sich wie ein düsterer Schleier. Er wußte noch nicht warum; aber

die instinktartige Stimme einer unverdorbenen Natur erwacht schneller aus ihrem Schlummer als der langsamer wandelnde Begriff des Selbstbewußtseins sich zur Klarheit entwickelt. – Er sagte Nichts und nickte blos mit dem Kopfe. Jetzt waren die Freunde bereit, und sie schritten ihrem heutigen Ziele entgegen. –

Es war ein Sonnabend in den letzten Tagen des Monats August. Vor Eintritt der üblichen Sommerferien, die immer bis Mitte Herbst dauerten, wurden die Preise auf der Kunstakademie vertheilt. Das sollte nun heute geschehen. Es herrschte daher eine feierliche und gespannte Stille in den geheiligten Hallen, und was die große Stadt an Verehrern, Meistern und Jüngern der Künste aufzuweisen hatte, war heute, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in denselben versammelt. Die Richter saßen schon im verschlossenen Zimmer, als unsere Freunde anlangten, und die durch ihre Kleidung, die künstlerische Form ihrer Hüte und den offenen Hals sich verrathenden Söhne der Akademie drängten sich, lauschend und voller Spannung, der Thüre entgegen, die sie noch von dem Urtheilsspruche der alten vorsitzenden Meister trennte. Da hörte man ein ungestümes Jauchzen die Treppe heraufschallen. Die Maler wandten sich um, den Grund dieses Lärmens kennen zu lernen. Es waren die Bildhauer, die aus den Werkstätten ihrer Meister, wo sie sich versammelt hatten, herbeiströmten und einen ihrer Commilitonen jubelnd umringten.

»Hier ist er! hier ist unser Sieger!« riefen sie schon unten an der Treppe. Denn der alte Meister Daun, den sie

so eben verlassen, und der Krankheits halber nicht in der Akademie anwesend sein konnte, hatte ihnen ›seine unmaßgebliche Meinung‹, wie er sagte, eröffnet, und in seiner altväterischen plauderhaften Art mitgetheilt: wenn er den Preis zu vertheilen hätte, er würde ihn dem Bildhauer Andreas Oeggering zuerkennen. Man verstand den Wink des allgeliebten Greises, und wie dergleichen nicht verschwiegen zu werden pflegt, so hatte man bald den glücklichen Jüngling gefunden, und führte ihn nun im Triumph in die offenen Hallen der Akademie ein. Da kam er denn auch die Treppe herauf, der bescheidene, vor Schreck bleich gewordene Jüngling, ein treuer Verehrer der ernsteren Muse Waldau's, von Diesem geschätzt und geliebt, von Allen beneidet, von Keinem verlästert, denn Andreas Oeggering, eines Töpfers Sohn, war ein so anspruchsloser, in aller Stille fortlebender, ewig fleißiger Mensch, daß Niemand war, der diese gutmüthigste Seele der Welt nicht von Herzen geliebt hätte. Und wahrlich, wer ihn heute zum ersten Mal sah, seine treuen blauen Augen voller Freudenzähren, seine rundgewölbte klare Stirn von einem leichten Sorgenanfluge beschattet, der mußte ihn doppelt lieb gewinnen, da er als Sieger der Bescheidenste von Allen war.

»Kinder! Laßt mich, laßt mich! Ihr wißt es ja nicht bestimmt!« rief er ein Mal über das andere, und suchte sich loszumachen und in dem allgemeinen großen Strome zu verschwinden. Aber Das wußten die Freunde, und

darum hielten sie ihn fest. Auf der obersten Treppenstufe aber mit ihm angekommen, öffneten sich von innen die schweren Thürflügel des Sitzungssaales, und eine silberne Glocke ergoß ihre hellen Töne laut und weithin schallend durch den ganzen, gedrängt vollen Tempel der Kunst. Das war das Zeichen des Richterspruches. Alle, Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, durcheinander gemischt, drängten sich in wilden, jugendlichbrausenden Wegen in den großen leeren Sitzungssaal bis in die geheiligte Nähe der Kunstnestoren, die hinter einer Schranke von grünem Eichenlaube, heiter lächelnd, wie die ewige Kunst das Alter schmückt, die hereintobende hoffnungsvolle Jugend betrachteten.

Als Alles im Saale war, was darin sein konnte, erhob sich der Direktor der Akademie in seinem schwarzen langen Sammetschleppkleide, nahm das dunkle Baret vom Kopfe und begrüßte mit herzlichem Winke die ganze wogende Versammlung.

Sogleich entstand eine lautlose Stille.

»Nach alter Weise der Kunst,« begann der greise Sprecher, mit immer noch weithin tönender Stimme, »sind wir hier versammelt, den Preis zu ertheilen den nach unserer Ansicht Würdigsten und Tüchtigsten. Begeistere sie ferner Apollo und schütze sie Gott!«

Und nun las er die Namen der Glücklichen. In den übrigen Zweigen betraf es Keinen unserer Bekannten – Felix und Ernst hatten noch nicht mitgeworben, und errangen erst im nächsten Jahre einen Preis – in der Bildhauerkunst war es wirklich Andreas Oeggering, des Töpfers,

und in der Malerei – Raphael Manowsky, des Schuhmachers Sohn!

»Wo sind sie? Wo sind sie?« riefen hundert Stimmen zugleich.

»Hier! hier!« lautete die Antwort.

Und im stürmischen Jubel von den Commilitonen fast erdrückt, von lautem Beifallsrufe umbraus't kamen heran, leise durch das Gedränge vorschreitend, der bleiche Andreas und der beschämt die Augen niederschlagende Raphael; Letzterer von Waldau und Riepenstahl, den schon ausgebildeten Meistern, selber geführt. Beiden Siegern liefen die Thränen über die Wangen, als der grünende Lorbeer von der zitternden Hand des alten Künstlers auf ihr jugendliches Haupt gedrückt wurde. Ach! eine solche Freude aber ist mehr werth, als der Preis, den man gewinnt!

Auch noch ein Dritter vergoß Thränen. Aber es waren dies nur Thränen der Hoffnung, nicht des Neides. In die hinterste Ecke des Saales gedrängt, auf den Zehen stehend, sah man eine kleine Figur, gekleidet in ein leichtes liches Sommerröckchen, die hellblonden Haare in der Mitte gescheitelt und über ein kränklich verkümmertes Gesicht zu beiden Seiten des beinahe noch kindlichen Kopfes sich anschließend. Dieses war, von Niemandem beachtet, einer der jüngsten Maler der Akademie, der siebzehnjährige Willibald Kannenschmidt, der noch keinen Preis errungen hatte, der sich heute aber in ergriffenster Seele zugeschworen, einen solchen zu erringen, oder zu sterben.

Als aber die Ceremonie vorüber war, hatte ihn dennoch Einer bemerkt, noch dazu der schöne Sieger, Raphael Sanzio.

»Willibald!« rief er dem entfernt Stehenden zu, »komm' in meine Wohnung, ich habe Dir Etwas zu sagen!«

Und damit war Alles beendet, die Wogen rauschten auseinander, wie sie zusammengeflossen waren, und fröhlichen Sinnes eilten die glücklichen Musensöhne nach Hause. –

Am Abende dieses, für die beiden Lorbeergekrönten so verhängnißvollen Tages, während die meisten jungen Künstler an verschiedenen Vergnügungsorten ihr alljährliches Freudenfest begingen und zum Ruhme und Preise der beiden glücklichen Commilitonen sich in materiellerem Rausche beseligten, versammelten sich die alten und neuen Freunde Eduard's, wie es schon hergebrachte Sitte war, in dem kühlen Gartenhause, für dessen Ausschmückung zur heutigen, besonderen Feier Karl Michel's kunstfertige Hände gesorgt hatten. Was an Blumen aufzutreiben war, schien sich in dem wohnlichen großen Raume vereinigt zu haben, zwei Sieger und mit ihnen einen Kreis von Jünglingen zu schmücken, der jetzt schon neun Glieder zählte bald aber noch um zwei vermehrt werden sollte, denn die Zahl elf hatte das Schicksal ausersehen, einen Künstlerverein vollzählig zu machen, der in seinen kleinen Anfängen unmöglich die höhere Bedeutung ahnen ließ, welchen er in späteren Tagen anzunehmen bestimmt war.

Die gute Frau Holzbrecher, durch Waldau von allen Vorgängen in der Studentenwohnung unterrichtet, hatte für Speisen und Getränke, heute wie auch sonst, gesorgt, und Josephson, mit einer neuen Sendung südlicher Weine beglückt, war in Gesellschaft einiger sonderbar gestalteter Flaschen schon zeitig herbeigeeilt, die Festlichkeit vollständig und so glänzend wie möglich zu machen. Der akademische Künstler selber, von Eduard eingeladen, hatte freundlich dankend abgelehnt, weil er, wie er sagte, die jungen Leute durch sein abgelebtes Wesen nur stören würde, wenn er für sich selbst auch den größten Geschmack an ihren künstlerischen Unterhaltungen fände. Selbst die Bitte, zu seiner vollsten Bequemlichkeit in Pantoffeln und Schlafrock, wie er so gern im Hause einherging, zu erscheinen, hatte ihn nicht bewegen können, dem fröhlichen häuslichen Feste beizuwohnen.

So hatten sich denn außer Eduard, dessen drei Jugendfreunden und Josephson, Waldau mit Riepenstahl bereits im Gartenhäuschen eingefunden; Manowsky, von Eduard eingeladen, war noch nicht erschienen, doch wurde er jeden Augenblick erwartet. Als Waldau eintrat und Eduard die Hand schüttelte, rief er sogleich:

»Nun, Wollzagen,« – schon längst hatte ihre Vertraulichkeit den brüderlichen Ton angeschlagen – »ich bin heute vorlaut, aber Du mußt mir verzeihen. Ein Dutzend sind wir noch lange nicht und so lange noch eine treue Seele und eine tüchtige Hand unserm Kreise fehlt, so lange werde ich denselben nicht für geschlossen erklären.

Also – ich habe noch einen Gast in Deinem Namen eingeladen – bist Du damit zufrieden?«

»Er soll mir willkommen sein, wie Du selber, aber ich ahne, wer es ist.«

»Du ahnst? Du also auch? O, Das ist ja herrlich! Nun, wer ist es denn?«

»Dein sieggekrönter Bildhauer Andreas Oeggering, mir nicht weniger lieb, als Dir!«

»Prächtig gerathen – geahnt, wollt' ich sagen! Ja, er ist's. Thut mir aber den Gefallen und bekümmert Euch nicht viel um ihn, denn er ist scheu wie ein Reh und hat das Licht der Welt noch nicht lange genossen, denn in seiner dunkeln Werkstatt leuchtet nur das Flämmchen seiner herrlichen Kunst.«

Eduard wollte Etwas erwidern, als die Thür aufging und die mädchenhafte Gestalt und das durchsichtige, klare Gesicht Raphael Sanzio's mit den goldenen, immer wogenden Locken sichtbar wurde. Hinter ihm aber, in bescheidener Haltung, sich häufig verneigend und unverstandene Laute murmelnd, trat der gekrönte Bildhauer leise herein. Man hieß sie Beide von allen Seiten auf das Herzlichste willkommen. Raphael Manowsky's sanftes Auge aber suchte im Kreise umher und bald fand es, was es suchte. Seinem Künstlergedächtnisse hatte sich das bei Waldau erblickte Bildniß tief eingepägt. Er stand vor dem noch unbekanntem Manne, und ihn warm, aber fest anblickend, schien er in seiner Seele zu lesen. Diese Seele aber war für solches Auge leicht zu ergründen, und,

augenscheinlich befriedigt, schüttelte er die ihm dargebotene Hand und sagte mit etwas bebender Stimme:

»Mein Herr! Ein einfacher Künstler kommt zu einem gelehrten Kopfe, wie ich höre. Nehmen Sie mich, wie ich bin, ich bringe Ihnen Alles mit, was ich habe.«

»Und wir,« entgegnete Eduard herzlich, »nehmen jedes freundlich Gebotene dankbar an, und geben Alles für Alles. Nehmen Sie meinen Glückwunsch für Ihren heutigen Erfolg und die Versicherung meiner Freude zugleich hin, uns fortan verbunden zu sehen. Und auch Sie, Meister Oeggering, denn Ihr Meisterstück ist heute vollendet, seien Sie herzlichst begrüßt. – Nun aber, meine Freunde, lassen wir Alles bei Seite, was unsere vertraulichen Mittheilungen stören kann, und seien wir junge Leute, die einen rühmlich bestandenen Tag in festlicher Gemüthlichkeit beenden wollen. Gearbeitet wird diesmal nicht, der heutige Tag ist für uns ein Sonntag.«

Aber Manowsky hatte noch Etwas auf dem Herzen, und er konnte es nicht länger da sitzen lassen.

»Noch ein Wort, meine Herren,« sagte er. »Ich bin heute ein glücklicher Mensch, und die Glücklichen dürfen und müssen der minder Gesegneten gedenken. Ich sehe, daß wir hier essen und trinken sollen. Darf ich die vielleicht unbescheidene Bitte wagen, noch einen stillen Gast Ihnen zuzuführen? Sie würden mich mit Ihrer Genehmigung sehr erfreuen.«

»Lassen Sie hören; Wen meinen Sie?« rief Eduard. »Ihre Stimme ist zu lieblich, als daß wir Den, für den sie bittet, nicht willkommen heißen sollten.«

»Sie sind sehr gütig. Ich kenne aber einen jungen, von fast allen Hilfsmitteln verlassenen Künstler, welcher darbt und, bei großem Talente, beinahe nur von Brod und Wasser lebt. Er hat von der Natur die seltene Gabe empfangen, jedes menschliche Antlitz augenblicklich zu erfassen und auf dem Papier wiederzugeben. Er arbeitet unablässig an seinem Fortkommen, aber in dieser großen Stadt sind der Maler so viele, daß wenige Menschen ihn bis jetzt kennen gelernt haben.«

»Wenn für einen Künstler sich ein anderer bewirbt,« meinte Eduard, »so muß etwas Tüchtiges an ihm sein. Wer ist Ihr Schützling, und warum haben Sie ihn nicht gleich mitgebracht?«

»Er wollte nicht, das heißt, er wagte es nicht, und wünschte erst Ihre Einladung, ehe er käme. Doch eine Viertelstunde genügt, um ihn zur Stelle zu schaffen. Er heißt Willibald Kannenschmidt und zeichnet beim Professor Kühling.«

»Ah!« rief Riepenstahl lächelnd, »ist das nicht der kleine Semmelmaler?«

»Der ist es, so nennt man ihn.«

»Ich habe Ausgezeichnetes von ihm gehört,« sagte Waldau, der beinahe alle junge Talente kannte, zu Eduard, »es soll ein großes Genie in ihm verborgen liegen.«

»Ja der That, er ist ein Genie. Später will er sich der Freskomalerei widmen.«

»Aber warum heißt er der Semmelmaler?« fragte Josephson, dessen Ohr sogleich den komischen Namen aufgefangen hatte.

»Wahrscheinlich von seinem hellblonden Haar!« entgegnete Riepenstahl.

»Nein, meine Herren.« berichtete Manowsky, »Das ist nicht der Grund. Er gab selbst die Veranlassung für diesen Namen durch eine rührende Geschichte, die er in aller Unschuld in seinem Atelier erzählt hat.«

Alles war begierig, die spaßhafte Geschichte zu hören, denn eine Geschichte, die sich auf eine Semmel bezog, konnte nur spaßhaft sein.

»Er ist nämlich der Sohn eines Bäckers,« erzählte Manowsky, »eines sehr armen Mannes in einer kleinen thüringischen Stadt. Der kleine Junge, frühzeitig den drückenden Stachel seines Talentes spürend, aber auch eben so von dem nicht minder prickelnden Gefühle eines nicht immer vollkommen gestillten Hungers gepeinigt, schaute alle Morgen mit Wollust die warmen Semmeln an, die sein Vater aus dem Ofen in den Laden trug.

Alle lächelten, Wolf allein lachte; Alle aber horchten gespannt auf den Erzähler.

»Eines Tages nun,« fuhr Dieser fort, »wies ihn der Vater aus dem Laden, weil er allzuverlangend die schmackhafte Waare beliebäugelte. Der Knabe, vom Hunger und seinem innern Darstellungstalent gepeinigt, ergriff in vollem Grimme ein Stück Papier und einen Bleistift, und malte, zur Sättigung seiner Phantasie wenigstens, die Semmeln, die er nicht speisen durfte. Das versuchte er

Morgen um Morgen, fuhr mit einer Farbe darüber, die er sich selbst aus Ocker und Lehm bereitet, bis er eine so vortreffliche Semmel gemalt hatte, wie sie sein herber Vater kaum zu backen verstand.«

Jetzt lachten alle Zuhörer aus vollem Herzen.

»Nun, meine Herren, wir sollten glauben, der Knabe wäre jetzt befriedigt gewesen, aber bewahre! Es fehlte ihm ein ganz besonderes Etwas an seiner Hände Werk, und dies vermochte er unter keinen Umständen wieder zu geben.«

»Was war Das?« rief Josephson freudestrahlend. »Ich errathe es fast.«

»Es war der liebliche, warme Duft, der aus seinem papiernen Gebäcke sich nicht so labend entwickeln wollte, wie aus den Semmeln von Mehl.«

»Richtig, richtig!« rief Jener, und klatschte in die Hände. »Und da hat er die Lust an seiner Arbeit gewiß verloren, denn den Semmelduft kann kein Maler der Erde hervorpinseln.«

»So ist es; dennoch aber sollten ihm seine künstlichen Semmeln zu wirklichen verhelfen. Sein Lehrer sah sie, sprach mit dem Vater, und dieser bewilligte dem Talente, was er dem Hunger verweigert hatte. Jetzt aber ist er hier auf der Akademie, erhält jedoch von seinem Erzeuger nicht einmal Semmeln mehr, denn dieser hat ihn halb nackt und ohne einen Pfennig in die weite Welt entlassen müssen.«

Das Lachen hörte auf – selbst Josephson lächelte nicht einmal mehr.

»Holen Sie ihn!« rief er schnell, »er muß neben mir sitzen, ich will ihn auf meine Weise laben.«

Manowsky ging und in zehn Minuten kam er athemlos wieder, mit dem kleinen, halb verhungerten, in sein Sommerröckchen – das einzige, was er hatte – gekleideten Künstler, den wir auf der Akademie hatten weinen gesehen. Eduard ging ihm entgegen, drückte ihm warm die Hand und führte den vor Bescheidenheit Erröthenden an das obere Ende des großen Tisches, welcher heute nicht, wie sonst, mit den Attributen ihrer Arbeit, sondern mit erfrischenden Speisen und einladenden Flaschen bedeckt war. Josephson nahm ihn neben sich.

»Sehen Sie sich diese Flasche an, junger Mann, aus der wir trinken,« sagte er heiter, nachdem schon Alle einen tüchtigen Imbiß genommen hatten, »sehen Sie sie sich genau an und merken Sie ihre Gestalt, damit Sie sie mit dem Griffel wiedergeben können, wenn Sie den Namen des Inhalts vergessen sollten. Diese Flasche schon an sich hat einen achtungswerthen Charakter. Was glauben Sie zu trinken?«

Der Semmelmaler, der noch nie in seinem Leben Wein getrunken hatte, und keinen besonderen Namen dafür wußte, sagte trinkend und lächelnd:

»Ich glaube, ich trinke Weißwein!«

»Nun, daß ist schon so übel nicht. Die Farben wenigstens kennen Sie. Doch, da Sie sicher nicht so gut *ahnen* können, wie *Der* da« – mit einem ironischen Seitenblick auf Waldau deutend – »so will ich Ihnen sagen, wie dieser Wein heißt. Es ist Rheinwein, mein junger Freund,

edler deutscher Wein, vom besten Gewächs, Rüdesheimer genannt, kenntlich an dem langen Halse – ich meine die Flasche – der schlanken Taille und dem goldbraunen Kleide. Verstanden? Nun wohl! Ja, lächeln Sie nicht, meine Herren; jeder Wein, ich behaupte es fest, trägt schon in seiner Umhüllung den in ihm verborgenen Charakter zur Schau. Sehen Sie sich nur selbst an, ob Sie nicht schon an Ihrem Aeüßerem. Ihrem offenen Halse, Ihrem Kragen, Ihrem Rocke und dem ganzen Zuschnitte Ihres Wesens den Maler erkennen? Hab' ich nicht Recht? Sehen Sie den Priester an – erkennen Sie nicht in dem langen schwarzen Rocke, dem weißen Tuche, dem glattgeschorenen zerknirschten Gesichte – nicht von seiner eigenen, sondern von anderer Leute Sünden zerknirscht – auf den ersten Blick den Geistlichen? Sehen Sie den Doctor mit dem langsamen, gravitätischen Schritte, dem lauernd beobachtenden Auge, den goldenen Stockknopf an das Kinn gedrückt, sieht er nicht aus, als könnte er Ihr Leben um tausend Jahre verlängern? Da haben wir's. Nun sehen Sie jene kleine, kurze, gedrungene Flasche mit apoplektischem Halse, im grünen Mantel, unter dem sie mit Mühe einen rostigen Blutfleck im Innern verbirgt – das ist der feurige Burgunder, der sanguinische Franzose. Ich bin überzeugt, Ihr Malerblick wird diese Merkmale nie vergessen. Und nun sollten Sie erst das Aeüßere einer wohlhändigen Champagnerflasche sehen, wie sie eine dicke Fessel von undurchdringlicher Masse ihrem kochenden Geiste anlegen muß, um ihn zu zügeln, und wie sie ihren geschwätzigen Mund mit einem eisernen und

hanfenen Schlosse versehen muß, um ihn zum Schweigen zu zwingen – dann würden Sie nicht läugnen, daß die Flaschen Charakter haben wie die Menschen, und überdies noch häufig viel mehr Geist als jene.«

»Aber ich läugne Das ja durchaus nicht!« wisperte der aufgeregte Semmelmaler, der den eingesperrten Flaschengeist schon in seinem kleinen Gehirn zu fühlen begann.

»Sie läugnen es doch, denn Sie trinken nicht, und wer nicht trinkt, verläugnet sich selber, das heißt, seinen Durst; und der Durst ist eine Naturgabe, so wichtig und wichtiger zur Erhaltung der Menschheit, als die Gabe der Malerei –«

»Wolf, Wolf! schweige still,« rief Eduard, mit dem Finger drohend, herüber, »sonst schwatzt Du ihn um den Verstand, den schon der Wein benebelt hat. – So ist er!« setzte er, zu Manowsky gewendet, hinzu – »so ist er im Stande, eine Stunde lang seinem Kitzel zu genügen.«

»Eine glückliche Natur!«

»Ja wohl, eine glückliche, denn wer heiteren Geistes ist, ist glücklich! Wann reisen Sie?«

»In drei bis vier Jahren!«

»Nicht früher?«

»Nein, so lange habe ich noch hier zu lernen; Rom soll die letzte Feile sein, die ich mir versprochen habe, so Gott mir das Leben fristet.«

»Da halte nur Deine armseligen hundert Louisd'or zusammen,« rief Waldau.

»Es sind dreihundert, Hans!«

»Ja, freilich, aber auch für drei Jahre, das macht auf jedes Jahr einhundert. Armseliger Preis! Eine solche Akademie! Da glaubt sie für ein Genie genug gethan zu haben, wenn sie giebt, was höchstens für einen Handwerker hinreichend wäre. Rom und Paris! Fünfhundert Thaler das Jahr – reisen! sich kleiden, essen und trinken! Armseliger Preis!«

»Hans!« rief Eduard und hob das Glas.

»Was willst Du?«

»Murre nicht! Wanke nicht! Eile nicht! Hoffe und arbeite! So wollen wir die besseren Zeiten erwarten! Mögen sie kommen!«

»Von Herzen thu' ich Dir Bescheid, und wir Alle von ganzem dazu.«

Und sie stießen mit den Gläsern so fröhlich zusammen, daß sie klangen, wie eine tönende Stimme aus höheren Regionen. Und die an den Fenstern schauenden Schwarzkopfs freuten sich über den Klingklang der Gläser, und die bei ihrer Zeitung halb eingeschlafenen Holzbrechers wachten wieder ganz auf und sagten:

»Das ist doch hübsch, ist er doch einmal jung, und haben sie ihre Freude daran!«

»Komm, Frau, jetzt wollen wir zu Bette gehen!«

VIERTES BUCH. ERNST IST DAS LEBEN; HEITER IST DIE  
KUNST.

ERSTES KAPITEL. DIE BESCHEERUNG UND EIN  
DÄMMERNDEN LICHT AM WEIHNACHTSBAUM.

Kurze Zeit nach den, am Ende des vorigen Kapitels erzählten Begebenheiten traten die großen Herbstferien an der Universität ein. »Eine Wollust für die Professoren,« sagte Josephson, und ein Krebschaden für das Studium fleißiger Studenten!« Jene nahmen freilich das Honorar für das ganze halbe Jahr sehr gern, läsen aber oft nicht viel länger als acht bis zwölf Wochen. Unbekümmert, ob ihr Gegenstand in dieser kurzen Zeit erschöpft sei, eilten sie gegen Ende August's mit wissenschaftlichen Siebenmeilenstiefeln voran, um nur sagen zu können: »Meine Herren, Das war es, wofür Sie bezahlt haben, ich danke für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen glückliche Reise!« Fort wären sie dann über alle Berge, und rühmen, im Vollgenusse ihrer akademischen Freiheit, ihrer Goldstücke und des Bewußtseins, eine lange und schwierige Aufgabe in kürzester Zeit, ohne alle Mühe, vollendet zu haben, den vortrefflichen Geist, den Eifer und die Anhänglichkeit der jüngeren lieben Commilitonen, die ihnen bei ihrem Abmarsche sogar noch ein Vivat oder Ständchen dargebracht hätten. »Hol' sie der Teufel! Und nachher, wenn sie, im Examen uns gegenüber sitzen, thun sie, als hätten sie uns ihre ganze Weisheit mit Suppenlöffeln eingegossen, und es wäre allein unsre Schuld, sie nicht gehörig verdaut zu haben. Wir arme Studenten

dagegen, begierig, vorwärts zu kommen, haben beinahe drei freie Monate vor uns, die übrigen zwei Monate Ferien nicht einmal gerechnet, und wissen nicht, wohin damit? Nach Hause wollen wir nicht, reisen können wir nicht, denn wir haben kein Geld. Lernen wollen wir aber, lernen müssen wir! Denn drei Monate kann man doch, den Professoren zu gefallen, nicht in den Lethe werfen. – Und nun, was machen wir jetzt?«

»Wir bleiben hier, vegetiren und studiren, wie und was wir wollen,« erwiderte Eduard auf diesen Ausbruch von Wolf's bittersüßer Laune. Und sie blieben wirklich in der Hauptstadt und arbeiteten, was sie konnten. Eduard's stählerne Kraft bedurfte keiner Erholung nach so kurzer Zeit geistiger Anstrengung; auch war er nicht Muttersöhnchen genug, wie so viele, Rosinen und Mandeln essende Studenten, die, sobald acht Ruhetage eintreten, mit der Eilpost in die winterlichen Arme fliegen und dann sagen, die kindliche Liebe hätte sie zurückgeführt, und – und – in der Hauptstadt sei es so theuer, und – der Wechsel sei durch die große Hitze schon eingetrocknet.

Erst zu Weihnachten wollte er zum ersten Male die Heimath wieder sehen, und die Eltern, Geschwister und Freunde überraschen, denn er hatte ihnen seinen Festbesuch verheimlicht. Josephson wäre sein treuer Begleiter gewesen, um den vortrefflichen Pflegevater, den Kantor und den Zimmermann, diese himmlischen Dörfler, wie er sich ausdrückte, kennen zu lernen, aber die Krisis, in der er sich jetzt befand, ließ es nicht zu. Denn nachdem er

glücklich seine Doctorpromotion bestanden, eilte er ohne Zögern den großen Staatsprüfungen entgegen, deren Hälfte er bereits hinter sich hatte, als Eduard um Weihnachten von ihm Abschied nahm.

Ehe wir jedoch die drei Tage, die Eduard für sein väterliches Haus bestimmt hatte, mit ihm im Fluge durchleben, begleiten wir ihn am Abend vorher in das Haus der benachbarten Handwerker, die er häufig zu besuchen pflegte, nicht weil er ihrer bedurfte, sondern weil er die redlichen, fleißigen Arbeiter liebgewonnen hatte und sie gern in ihren Werkstätten bei ihrem Treiben beobachtete. Sein erster Besuch an diesem Abende galt denn natürlich dem Meister Schwarzkopf, den er in seiner Werkstatt mit zwei Gesellen fand, welche an einem schönen Stuhle von fremdem Holze arbeiteten.

»Guten Abend, Meister Schwarzkopf!« begann er die kurze Unterhaltung. »Ei, sieh' da! eine neue Arbeit!«

»Guten Abend, Herr Doctor! Nun, noch so spät?«

»Ihr arbeitet ja, als müßtet Ihr den Stuhl noch heute fertig haben.«

«Beinahe ist es auch so. Ist ein Weihnachtsgeschenk. Sehen Sie die Politur – ist das nicht für einen Fürsten gut genug?«

»Das ist es. Ein schönes Werk. Das muß Euch Was einbringen?«

»Ach, Du lieber Gott! Rechnen Sie das Holz, den Lohn die Mühe, die Steuern, die Zeit und noch mehr dergleichen, dann bleibt nicht viel für den Werkmeister übrig. Die großen, reichen Fabrikanten machen es so billig.«

»Aber auch schlechter!«

»Das wollt ich meinen, das wird nur im Fluge so übergehuscht – Außen ist's blank und Innen faul. Sehen Sie 'mal diese Festigkeit – fassen Sie dreist an, das laß' ich gelten, aber nur wenige Käufer fragen jetzt danach.«

»Ihr arbeitet sehr schön, Meister. Wenn ich 'mal was brauche zu meiner Einrichtung – Ihr allein sollt es liefern.«

»Das soll ein Wort sein, Herr Doctor! Nun faßt an, Jungens – Holz – hub!«

»Ich will nicht stören,« endigte Eduard. »Adieu, Meister, ich gehe einen Augenblick zu Eurer Frau hinein.«

Frau Schwarzkopf empfing den jungen Mann immer mit innerem Wohlbehagen, sie wußte selbst nicht warum. Heute eben so wie sonst; Anna war nicht zu Hause.

»Sie wollen also verreisen, Herr Doctor?«

»O, nur auf drei Tage, zu meinen Eltern.«

»Aha! Das wird eine Freude sein! Ich kann es mir denken.«

»Gewiß wird es Das. Nun, da Sie einmal von einer Freude sprechen, Frau Schwarzkopf, so will ich mir jetzt gleich eine machen.«

»Bei mir? Das wäre!«

»Ganz gewiß! Wäre ich zum Feste geblieben, so hätte ich es bis dahin aufgespart. Nun muß es aber schon vor der Zeit vom Herzen.«

Die Frau sah ihm überrascht und neugierig zugleich in das offene Gesicht. »Sie hatten, als Sie meine Aufwartung übernahmen, nur einen kleinen Thaler dafür verlangt. Nicht wahr?«

»Und den habe ich auch erhalten.«

»Es ist aber zu wenig, Sie und Anna geben sich so viele Mühe um mich. Von diesem Monate an verdoppele ich den Thaler, und hier ist der zweite.«

»Herr Doctor!«

»Einfach und ohne Umstände, liebe Frau. – Da, nehmen Sie, Sie können Ihrem Manne dafür Kuchen backen.«

Die leicht gerührte, weichherzige Frau griff zu ihrem stets bereiten Beistande – der Schürze.

»So, Das ist für Sie. Hier ist ein seidenes Taschentuch für den Meister – und hier für Anna, meinen Liebling, ein wollenes Kleidchen« – und er legte die beiden Gegenstände schnell auf den Tisch. Die Frau wollte sprechen und danken, aber ihre Thränen erstickten ihre Stimme. Sie ergriff die Hände des ihr so lieben jungen Mannes und drückte sie voll stummer Zärtlichkeit.

»Und nun noch Eins, beste Frau Schwarzkopf. – Seien Sie doch ruhig, – Das versteht sich ja ganz von selbst. Hier ist noch ein kleiner Thaler. Kaufen Sie dafür den Kindern des Schneiders und des Schuhmachers ein Bäumchen, und stecken Sie auch Lichter darauf. Für das Uebrige aber Aepfel und Nüsse. Nun aber leben Sie wohl, morgen früh um acht Uhr mache ich mich auf den Weg.«

Und schon war er zur Thür hinaus, ehe Frau Schwarzkopf nur das rechte Wort finden konnte.

»Was bin ich für ein dummes Weib!« sagte sie zu sich selbst, als er fort war. »Vor funfzehn Jahren hätte mir Das nicht geschehen sollen! Der himmlische Mensch!«

Dieser himmlische Mensch aber war schon bei dem Schneider, der mit einem Gesellen auf seinem Schneiderbock saß und ämsig nähete. Frau und Kinder saßen dabei und aßen ein Butterbrod. Sobald der Meister des Besuches ansichtig wurde, warf er seine Arbeit in das Loch des Bockes und deckte ein Tuch darüber.

»Guten Abend, Meister, guten Abend, Frau Meisterin! Was versteckt Ihr da so eilig, Herr Becker?«

Der Mann stellte sich vor seinen Bock, das Hineingeworfene mit seinem Körper bedeckend. Er sah ganz ängstlich aus und konnte kein Wort hervorbringen, während ihm seine Frau mit Augen und Armen winkte, der Geselle aber wie verblüfft aus dem Fenster glotzte.

»Bitte,« sagte endlich die Schneiderfrau, »Es ist eine Arbeit –«

»Für die Frau Holzbrecher,« stotterte der Meister –

»So! Und die soll wohl Niemand sehen? Arbeitet Ihr denn auch Frauenkleider?«

»Zuweilen – ja!«

»Das wußte ich nicht. Ich komme nur, um Vergnügen zum Feste zu wünschen; hier habe ich einige Kleinigkeiten für die Kinder.«

Und er legte aus seiner Tasche einige Schächtelchen auf den Tisch.

»Was! Schon jetzt, Herr Doctor?«

»Ich will drei Tage verreisen.«

»O, das wird den Holzbrechers –«

»Mann!« rief die Frau, und warf ihm einen schrecklichen Blick hinter dem Rücken des Besuches zu.

Aber schon war der junge Doctor mit einem kurzen Lebewohl zur Thüre hinaus, um sich den Dankesworten des Schneiderpaares zu entziehen. Ein paar Stufen führten ihn schnell zu dem Schuster. Der Mann war allein und klopfte mit einem Hammer auf die Sohle eines neuen Stiefels.

»Guten Abend, Meister Ritter! – So allein!«

»Ah, guten Abend, Herr Doctor! Ja, ganz allein! Meine Frau ist mit den Kindern auf dem Weihnachtsmarkte, die Kleinen wollen auch ihren Spaß haben.«

»Hier habe ich was für sie. Da – aber sagen Sie ihnen nichts, als bis zum heiligen Abend. Bitte, kein Wort, lieber Meister!«

»Herr Doctor! Wie soll ich Das gut machen? Sie sind so freundlich!«

»Machen Sie meine nächsten Stiefel dafür recht bequem, die letzten waren etwas eng.«

»So, Das thut mir leid. Sie haben einen so hübschen Fuß, es wäre Schade, wenn man den verdürbe. Aber ich habe eine Bitte, Herr Doctor, Sie dürfen es jedoch nicht übel nehmen.«

»Nun, was denn?«

»Ich meine die Bezahlung. Es eilt nicht damit. Ich habe noch Vorrath. Denn sehen Sie, Studenten, ich weiß es, haben manchmal ihr Geld nöthiger – he?«

»Ich verstehe und bin dankbar, Meister. Ich habe aber auch noch Vorrath: Doch nehme ich den guten Willen eben so an, wie die That. Adieu, Meister!«

Und er drückte mit seiner seinen weißen Hand herzlich die pechschwarze, kleberige des Schusters. –

Der Tag vor Weihnachten war da. Wir wissen, daß er Eduard's Geburtstag war. Den Abend vorher hatte er bei Holzbrechers zugebracht; und seine Rückkehr auf den 27. December festgesetzt. Jetzt, Morgens acht Uhr, war er reisefertig, mit einem zuverlässigen Stocke bewaffnet, denn er wollte, als rüstiger Fußgänger, die fünf Meilen zu Fuße zurücklegen. Das war für ihn, den kräftigen Jüngling, keine Anstrengung, und er konnte auf dem langen Wege so recht seinen innersten Gedanken und Gefühlen nachhängen, wozu in einer gedrängt vollen Stadt, bei ewiger Arbeit und stetem Wechsel, so wenig Gelegenheit ist. In seiner Tasche trug er die Anfänge seiner geheimen literarischen Beschäftigung, um sie dem verehrten Vater zur Prüfung vorzulegen; eine größere Kiste hatte er schon am Tage vorher mit den drei Freunden nach Hause gesendet, gefüllt mit Geschenken und Ueberraschungen für Alle. Daß er selbst kam, hatte er nur Karl unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, den beiden Anderen aber hatte er befohlen, um sechs Uhr Abends bei'm Pfarrer die Kiste zu öffnen und den Inhalt nach den aufgeschriebenen Namen zu vertheilen. So war für

Alles gesorgt. Um acht Uhr also erfolgte der Abmarsch. Ein leichter Frost hatte alle Feuchtigkeit der Wege aufgesogen und den Boden geebnet; es war Windstille und ein matter Wintersonnenschein ließ den blauen, klaren Himmel freundlich die erstarrte Erde überwölben. Es war ein herrliches Wetter für einen jungen, fröhlichen Fußreisenden. Eduard hatte den etwas weiteren aber bequemeren Weg über die Sommerresidenz dem holprigen Landwege vorgezogen. Bald war er aus dem Gewirre der erst halb lebendigen Stadt heraus und betrat das freie Feld. Ha! welch' kräftiger Luftstrom, welche erquickende Frische zog in sein warmes Herz ein und füllte seine tief aufathmenden Lungen! Er schritt rasch dahin, elastischer Jugendkraft voll, sich bewußt, eine redliche Pflichterfüllung hinter sich – einen freudigen Empfang vor sich zu haben. So läßt es sich munter durch das Leben ziehen!

Was flog jetzt nicht Alles durch seine Erinnerung! Was hatte er gesehen und erfahren, gelernt und durchdacht, seitdem er sein einfaches Dorf verlassen und in die große Stadt gezogen war! Und was hatte er noch vor sich! Wie war das Alles so wohl gelungen, hatte sich fast von selbst gemacht! Würde Späteres eben so gelingen, sich eben so von selbst machen? Nun, wenn auch mit größerer Mühe, härterer Arbeit – Das thut nichts, dachte er, wenn man nur zuletzt an das gewünschte Ziel kommt!

So schritt er hoffnungsvoll und zufrieden am Ufer des schönen Flusses dahin, der die beiden Königsstädte mit seinen Wellen bespült, entzückt über die herrliche Gegend, die zwei Stunden von der Sommerresidenz begann

und im Hintergrunde waldige Höhen, schlanke Thürme und Ansiedelungen über Ansiedelungen den blauen Strom entlang zeigte. Gegen Mittag trat die December-sonne etwas kräftiger hervor, es wurde ihm warm, aber muthig schritt er eiligen Fußes dahin, denn vor drei Uhr Nachmittags mußte die Residenz erreicht sein, in der er vor beinahe zwei Jahren seine erste Prüfung so rühmlich bestanden hatte. Schon um halb drei Uhr war er darin und ließ sich in einem Gasthofs an der Landstraße einen kleinen Imbiß reichen. Um drei Uhr war er schon wieder auf dem Wege, denn er hatte noch drittelhalb Stunden zu wandern. Als er aus dem Thore in's Freie trat und die ihm so wohlbekanntes Straße entlang eilte, schwoll ihm die Brust höher. Denn da hinten die finsternen Waldungen und die ragenden halbweißen Höhen, die verbargen ja das Pfarrhaus, die theure Stätte seiner glücklichen Kindheit. Aber da wurde es plötzlich düster in seinem Herzen. Dies war derselbe Weg, den er in jener unvergeßlichen Schneenacht, gerade heute vor funfzehn Jahren mit dem verstorbenen Buschmann gewandelt war. Hier war der Baum, an welchem er gelehnt, und wo er beinahe vor Frost und Ermüdung zu Boden gesunken wäre. Einen trüben Blick warf er darauf, dann hatte er ihn schon hinter sich. Die Uhr des Zimmermeisters zeigte auf vier und ein viertel Uhr, als er bei gesenkten Sonne und nahendem Abendschatten das Haus in Amselbrück erreichte, worin er ein Jahr bei der alten Susanne gewohnt. Diese selbst trat vor seine Seele, und – in diesem Augenblicke war es ihm, als wenn auch ein anderes, schöneres Gesicht seiner

Erinnerung sich darstellen wollte. Aber wie ein Schatten war es wieder vorüber, und er wußte nichts mehr davon.

Er konnte es nicht unterlassen, an das ehemalige, jetzt halb verfallene Pachthaus Buschmann's heran zu treten. Es war schon seit Jahren verlassen, Niemand hielt es des Pachtzinses mehr werth. Die Fenster, halb zerbrochen, waren trübe und matt, der Zugwind spielte im großen Kamine, an dem Susanne mit Eduard gesessen und die schönen Geschichten erzählt hatte, die Thür aber war verschlossen. Eduard warf einen wehmülthigen Blick darauf, und dankte Gott im Stillen, daß seine allwaltende Vorsicht sein Leben so gnädig gewandelt als ihn eine Stimme begrüßte. Er sah sich um und bemerkte ein etwa zehnjähriges Mädchen, welches mit einer Last mühsam aufgelesenen Holzes daherkeuchte.

»Guten Abend, mein Kind, wohnst Du hier?«

»Nein, da drüben im Nachbarhause.«

»Wie lange schon?«

»Seit zwei Jahren.«

»Ihr seid wohl sehr arm?«

»Ach ja, Herr!«

Eduard griff in die Tasche; ein Thaler kam ihm in die Hand. »Da, gieb ihn Deiner Mutter zum Feste.«

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen blauen Augen verwundert an, dankte und ging ihres Weges mit ihrer Last leichter dahin, als vorher.

»Geld macht doch alle Schritte schneller!« dachte Eduard nun; als hätte er selbst einen Schatz gehoben, beschleunigte er seinen Schritt. Es war halb fünf; halb sechs

mußte er zu Hause sein. Rasch ging er den Berg hinauf, er athmete laut – da oben angekommen, sah er ruhig, golden, leise emporgleitend, den Vollmond aufgehen und die liebliche Gegend bescheinen. »Es ist keine Zeit zum Schauen,« sagte er halblaut zu sich, »marsch, vorwärts! Da ist schon der Pfarrhof!« Eben schlug es von der Dorf fuhr mit dem alten, wohlbekanntem Tone ein Viertel nach fünf. Rasch eilte er den Hügel hinab. Die ersten Häuser des Dorfes hatte er erreicht. Endlich das Pfarrhaus selber. Kein Mensch hatte ihn gesehen, er war hinterwärts über die Felder gegangen. Als er über den Gartenzaun kletterte, weil die Thür im Winter verschlossen war, bellte ein Nachbarhund. Sonst war Alles still. Da lag das stille Häuschen des Kantors, kein Fenster war erleuchtet, denn er selber und Susanne waren gewiß bei der Bescheerung, die, wie er wußte, um halb Sechs erfolgte. Eben lehnte er sich an's Fenster und schaute hinein, als die Uhr diese Zeit verkündete. –

Er warf nur einen Blick hinein – laut klopfte sein Herz in der, vom schnellen Gehen beinahe athemlosen Brust – und er wußte schon Alles, was im Zimmer vorging. War er fünf Meilen gewandert! O bewahre! Seine Füße wenig waren so frisch wie am Morgen, denn das Glück, die Freude, die Voraussicht der Ueberraschung sind ja für ein jugendliches Herz die besten Reizmittel der Erde. Drinnen aber sah er Folgendes: Die Bescheerung war schon erfolgt. Der Baum brannte wie sonst mit hundert farbigen Lichtern. Der Vater ging, die Hände auf dem Rücken, das edle Haupt etwas gesenkt, im Zimmer auf und nieder.

Eduard fühlte, was er dachte. Er dachte an Eduard, seinen Augapfel. Die älteste Schwester, jetzt achtzehn Jahre alt, ernst, sinnig und sanft, und darum Eduard's Liebling, blätterte in einem Buche vor dem Weihnachtsbaume, welches sie wahrscheinlich zum Geschenke erhalten. Die drei andern, die jüngste funfzehn Jahre alt, alle frisch und lieblich, scherzten mit Karl. Die Mutter sprach mit dem Kantor, der behaglich auf dem Sopha saß und, seine Pfeife rauchend, den Blick nach seinem Sohne gewandt hatte. Ach, und die schon alternde Susanne, noch immer so rührig, lachte und freute sich wie ein Kind über die winzigen Gegenstände von Zucker und Mehl, die sie da an dem Baume hängen sah.

Da pochte es mit einem Male laut und vernehmlich an's Fenster. Alle fuhren empor, die Mädchen stießen einen hörbaren Schreckenschrei aus. »Das ist Eduard!« riefen der Vater und Louise, die älteste, zugleich, und Beide stürzten nach dem Fenster. Aber da ging die Thür schon auf, herein flog der Geliebte, und aus einem Arm fiel er in den andern, aus einer Umhalsung in die andere.

Lassen wir sie eine halbe Stunde lang im Stillen glücklich sein.

Um sechs Uhr kamen der Zimmermeister mit seiner Frau und Ernst; Felix mit der Mutter folgte. Zwei Lehrlinge trugen Eduard's Kiste herein, der Meister hatte selber ein großes Packet unter dem Arme. Die Freude verbreitete sich – vergrößert konnte sie nicht werden. Und während die Kiste von Ernst geöffnet wurde, liefen die Schwestern und holten die Geschenke für den verehrten

Pflegebruder herbei. Da that sich die Kiste auf. Heraus kamen für den Vater sechs schön gebundene Bände eines Werkes, das er sich lange gewünscht, aber, weil es zu theuer, nicht hatte beschaffen wollen. Für die Mutter ein schwarzes seidenes Kleid. Für die Schwestern Dinge des täglichen Gebrauches, und für jede ein feines Taschentuch, nur Louise erhielt noch ein Buch. Dem Kantor die herrlichsten neuen Noten, Felix' Lieder darunter, außerdem Saamen und Knollen seltener Gewächse. Dem Zimmermeister einen Kasten mit prachtvollen, edeln Farben und Pinseln, von Waldau selbst besorgt. Der Meisterin ein Dutzend städtischer Handschuhe Felix' Mutter ein großes schwarzes wollenes Tuch. Dem Musikus selber Mendelssohn's Lieder ohne Worte, Karl ein schönes Werk über die Gartenkunst der Neuzeit, Ernst ein herrliches Reißzeug, ebenfalls von Waldau angeschafft. Und endlich der alten Susanne ein schwarzes wollenes Kleid und ein dazu passendes warmes Kirchentuch.

Alle standen erstaunt da und starrten mit weitgeöffneten Augen die überreiche Bescheerung an. Der Zimmermeister lächelte, und dachte an den also verwendeten Nothpfennig. Der Pfarrer sann tief nach, sprach aber erst am folgenden Tage gegen seinen Sohn aus, was er auf dem Herzen hatte. Die Mutter, Susanne und die Mädchen aber umhals'ten den Freudenspender auf's Neue, und dasselbe wiederholte sich, als die Gegengeschenke von ihm in Empfang genommen wurden. Der Kantor aber, seine Pfeife bei Seite stellend, ging still in sein Häuschen, machte den Flügel auf und probirte in der kalten Stube

einige der mitgebrachten Noten. Nach einer halben Stunde kam er wieder und sagte leise zum Pfarrer:

»Was sagst Du zu unserm Jungen?«

»Ich meine, er gefällt uns Beiden, wie?«

»Der Bursche, und *den* soll man nicht lieb haben!«

Während die drei jüngeren Geschwister mit Felix, Ernst und Karl bei Seite gingen, schlich Louise, innig gerührt, dem geliebten Bruder nach. »Eduard!« rief sie leise.

Eduard schlang seinen Arm um die schlanke Hüfte des Mädchens, blickte sie lächelnd an, und indem er brüderlich ihre flammende Wange küßte, fragte er ebenso leise:

»Was willst Du?«

»Du hast mich so reich beschenkt!«

»Noch viel zu wenig!«

»Was werden die Anderen denken?«

»Was sie wollen!«

»Verdiene ich Das auch?«

»Du bist mir ja an Jahren die Nächste, sei es auch am Herzen.«

»Das bin ich ja immer gewesen.«

»Und so soll es bleiben – unser Lebelang. Und wenn Du Dich nicht früh verheirathest, so ziehst Du zu mir, nicht wahr?«

»Ich verheirathe mich nie, Du weißt es – aber zu Dir komme ich gewiß.«

Und beide Geschwister tauschten einen innigen Blick und wechselten einen Händedruck, der eben so warm gegeben, als getreulich befolgt wurde. –

Am anderen Tage, nach der Predigt, rief der Pfarrer seinen Pflegesohn. »Eduard! Komm einen Augenblick auf mein Zimmer.«

»Du hast uns Alle reichlich beschenkt. Wir freuen uns darüber und bezeigen uns dankbar. Aber wie hast Du das möglich gemacht?«

»Lieber Vater, Du kommst meinem Wunsche entgegen, Dir eine Mittheilung zu machen und eine Bitte auszusprechen.«

»Sprich, ich höre!«

»Ich ertheile Unterricht in Dem, was Du mich gelehrt, in Musik, Sprachen und Zeichnen – im Hause des Banquiers.«

»Gut, ich habe nichts dagegen.«

»Und hier ist die Hälfte von Dem, was Du mir so reichlich gegeben.«

»Eduard!«

»Mein Vater!«

»Ich kenne Dich und weiß, was Du willst. Aber was ich Dir einmal bestimmt und gegeben habe, das nehme ich nie wieder zurück.«

»Mein theurer Vater!«

»Ohne Widerrede!«

»Aber was soll ich mit dem Ueberfluß? Du hast ihn nöthiger.«

«Kränke mich nicht. Du kennst auch mich. Verwende es, wie Du willst. Es ist in guten Händen und Dein Studium ist lang.«

»Aber meine Kraft wächst.«

»Meine Liebe bleibt sich gleich.«

Und der edle Sohn sank in die Arme seines edlen Vaters. Es wurde kein Wort mehr darüber gewechselt. Es wäre auch bei Beiden vergeblich gewesen. –

Aber die Tage, die man am glücklichsten verlebt, pflegen auch am schnellsten zu verlaufen, zumal wenn es nur zwei sind, wie hier. Eduard hatte in einer stillen Stunde am zweiten Feiertage nicht allein die Billigung, sondern sogar die Belobigung des Vaters über sein ihm mitgetheiltes Werk und dessen Tendenz erhalten; was bedurfte er mehr, um dasselbe in Stunden der Muße, die ihm die nächsten Jahre trotz seines eifrigen Studiums gewährten, weiterzuführen und alle seine Gedanken über den verhandelten Gegenstand darin niederzulegen. Die praktische Glückseligkeitslehre, so nannte Josephson Eduard's erstes und vielleicht letztes Bestreben in dieser Art, gewann dabei an Inhalt und Umfang, und ohne daß wir häufig auf dessen Gedeihen zurückkommen werden, können wir annehmen, daß es im Laufe der Jahre langsam, aber in gediegener Weise wuchs. So war also in Bilsingen der Bund mit allen Theuren frisch besiegelt worden, und die Scheidestunde hatte am siebenundzwanzigsten Dezember Morgens neun Uhr wieder geschlagen. Da die drei Freunde noch im Dorfe zurückblieben, so hatte Eduard beschlossen, den Weg abermals zu Fuß zurückzulegen. Der Abschied war bereits genommen, und so sehen wir denn an einem etwas trüben Wintermorgen unseren jungen Studenten, eine Strecke Weges vom

Pfarrer und Kantor begleitet, die Rückreise antreten. Beide gingen bis Amselbrück mit, weiter wollte es Eduard nicht zugeben, denn er wollte gern bei Zeiten zu Hause eintreffen und der Kantor schritt nicht in seinem brausenden Tempo voran.

Als der Abschied genommen war und sie sich getrennt hatten, sagte der Pfarrer zum alten Freunde:

»Nun, Hermann, was meinst Du, trägt der Saamen, den wir gestreut, die gehoffte Frucht?«

»Ich sollte denken, Du sähest mir meine Zufriedenheit an,« war die augenblickliche Antwort. »Solch' ein Junge! In Dem ist noch Saft und Kraft, und Wärme und Lebens. Wie nennen doch die Reiter und Herren es, wenn sie die edle Abkunft eines vortrefflichen Pferdes bezeichnen wollen?«

»Du meinst wohl Vollblut?«

»Ja, Vollblut, Vollblut, – das wollt ich sagen. Nun, Er ist davon gefüllt bis an die Haarspitzen. Und weißt Du, was mir an dem Burschen so ausnehmend gefällt? Das ist: daß er, soviel Bücher und Schriften gelehrten Inhalts er auch schon gelesen hat, immer noch ein reiner Deutscher geblieben ist; ich meine, daß er einem Worte seiner Muttersprache vor dem gelehrter klingenden einer andern stets den Vorzug giebt. In meinen Augen ein großer Vorzug in jetziger Zeit. Denn höre einmal die heutige

Jugend, die Studenten, ja, die Lehrer sogar, wie sie alle Sprachen wahrhaft babylonisch beim Sprechen durcheinander mengen. Das kommt aber von den abscheulichen neuen Büchern und Schriftgelehrten her. Wahrhaftig, man muß beinahe sechs verschiedene Sprachen studirt haben, um am Ende noch ein deutsches Buch zu verstehen. Pfui! Man mag sie gar nicht mehr lesen!« –

Der Geistliche lächelte, denn er war schon gewohnt, den im Alter vorrückenden Kantor über verschiedene Gegenstände der Jetztzeit raisonniren zu hören! O!« dachte der Pfarrer, »wenn er *das* Wort wieder gehört hätte!«

Um vier Uhr Nachmittags war Eduard noch zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt. Er fühlte sich etwas müder auf dem Rück- als auf dem Hinwege, schritt daher langsamer und dachte über den bei'm Vater gescheiterten Geldplan nach. »Was soll ich nun mit dem Gelde anfangen?« fragte er sich. Instrumente brauch' ich noch wenig – oder sollt' ich sie etwa in Vorrath kaufen? Nein, die Zukunft mag für sich selber sorgen, ich darf die Gegenwart nicht vergessen. Nun, ich werde schon Bedürftigere finden, als ich bin.«

So mit sich selbst beschäftigt, langte er, noch etwas traurig über das verlassene stille, liebe Dörfchen, an den Thoren der Stadt an. Wie lästig war ihm das wilde Gewirr in den Straßen, die jagenden Pferde, die laufenden Menschen, Alles wie blind seinem Ziele entgegenrennend. Als er aber in die Nähe seiner stilleren Wohnung kam, und nun gar endlich gegen acht Uhr Abends das freundliche

Gartenhäuschen er reichte, wurde ihm wieder ganz heimisch zu Muthe. »Aber was ist denn Das? Es ist ja Licht in meinem Zimmer!«

Und es war wirklich Licht darin. Frau Schwarzkopf, seine Ankunft ungefähr berechnend, hatte seine Lampe angezündet und auf den Tisch gestellt, damit er sogleich von der Veränderung, die im Zimmer vorgegangen, bei seinem Eintritte überrascht würde. Und er wurde wirklich sehr angenehm überrascht. Denn nachdem er mit dem Schlüssel, der an dem verborgnen Orte an einem Baume hing, die Thür geöffnet, sah er, daß wohlwollende Hände, wie Feen im Märchen, in seiner Abwesenheit hier gewaltet hatten. Alle Stühle und Tische waren mit Gegenständen belegt, die sein Auge mit Wohlgefallen erfüllten. Da lag auf einem Stuhle ein schwarzsammtner Rock, in der Studentensprache Sämmtling genannt, wie er ihn sich schon lange gewünscht. Herrliche Bücher, mit schönen Kupferstichen verziert, lachten ihm von seinem Schreibtische entgegen, allerliebste, gezeichnete und in Wasserfarben gemalte Blätter, ohne Zweifel von den treuen, dankbaren Künstlerfreunden herrührend, füllten eine hellblaue, kleine Mappe; sein eigenes, auch Josephson's Portrait, von Waldau's und Manowsky's Meisterhand gemalt, blickten ihm von einer aufgestellten Staffelei ernst, doch freundlich entgegen. Und so lagen viele verschiedene Dinge, die er nicht einmal alle auf den ersten Blick übersah, überall herum. Von den meisten errieth er, daß Waldau und Josephson ihre Anschaffung vermittelt. Aber

siehe da – unter dem Stuhle ein Paar feine, weiche Stiefel, ein Zettel darin, worauf die Worte standen: »Stiefel, die nicht drücken.« Und hier eine von geschicktester Hand gefertigte, wunderschöne Börse, daneben das feinste Papier, englische Farbe, Bleistifte und was sonst zum Zeichnen gehört. Nein, er konnte es nicht länger mehr allein aushalten. Er lief rasch zu Holzbrechers hinauf, hörte aber zu seiner Verwunderung, daß sie, was selten geschah, in eine Gesellschaft gegangen, aus der sie erst nach Mitternacht zurückkehren würden. Jetzt lief er zum Nachbarhause. Es war verschlossen. Zurückkehrend in sein Zimmer, ging er sinnend auf und ab, bald Dies, bald Das mit Hand und Auge berührend. Da huschte Etwas an seiner Thür. Er öffnete sie rasch und bemerkte Anna, wie sie sich eben auf ihren flinken Füßen entfernen wollte. »Anna!« rief er ihr nach, »Anna! komm' herein!«

Das Mädchen stand still und kam endlich langsam zur Thür herein. Eduard nahm die Lampe in die Hand, das helle Licht derselben fiel auf das ausdrucksvolle, blühende Gesicht des Mädchens. Nie war ihm ihr Auge und Haar so glänzend schwarz, nie der Ausdruck ihres Gesichtes so lieblich erschienen. Es durchzuckte ihn ein unbestimmtes, dunkles Gefühl, wie es ihm auf dem Wege nach Amselbrück an dem einsamen Baume überkommen war. »Dies Gesicht – wo hast Du das in Deinem Leben gesehen?« fragte er sich selber und suchte und suchte, fand aber keine Spur. Ach! diese Spur war weit, weit im Hintergrunde der Zeiten verloren. Hätte er sie gefunden, vielleicht hätte sich sein ganzes Leben anders, gewiß aber

nicht besser, nicht schöner gestaltet, als es ihm vorbehalten war. Für ihn war ein Geheimniß, was uns keines ist, Anna, der Mutter zwar früher schon ähnlich, entwickelte sich schnell, wie man bei manchen Mädchen in gewissen Jahren fast ein tägliches Wachstum zu bemerken glaubt; ihre Formen rundeten sich, ihre Mienen wurden ausdrucksvoller, ihr Blick verständiger, und je weiter diese Entwicklung vorschritt, um so ähnlicher wurde sie der Mutter, wie diese gewesen war, als sie Eduard zum ersten Male in seinem Kindesleben erblickt hatte. Diese angenehme Gestalt, dieses lebendige Gesicht, diese Gutmüthigkeit in allem Thun, Das war seinem Bewußtsein allerdings geblieben, denn es sollte später in voller Kraft sich entfalten, aber es schlummerte nur tief, tief in seinem Innern; da lag es wie gefesselt von einem schweren Traume, und dieser Traum bedurfte eines lauterer Weckers, um zum Leben und vollkommenem Bewußtsein überzugehen. So überzieht das Auge unserer Erinnerung oft ein nebelartiger Schleier. Wir haben wohl einen Schimmer von der Wirklichkeit und Wahrheit, wir wissen wohl, daß dies und das Gesicht uns ein bekanntes oder wenigstens ein schon einmal gesehenes ist, aber wo, wann und wie es in unser Dasein geleuchtet – Das erfahren wir erst dann, wenn Jemand unsere Ideen lenkt, unsere Erinnerung gewissermaßen aller Hüllen entkleidet und irgend eine schärfer ausgeprägte Einzelheit unserer Seele plötzlich vorführt. Das Gesetz der Ideenassociation, wie der Gelehrte sich ausdrückt, ist ein allen Menschen

innewohnendes Gesetz, Jedermann ist seiner Macht unterworfen, wenn auch die Wenigsten von dem Dasein dieses Gesetzes, noch Weniger aber seinen Namen wissen. Und sonderbar, die Wirkung dieses Gesetzes sollte sich bei Anna's Mutter erst in späterer Zukunft zeigen, dann aber schnell wie der elektrische Blitz ihre Augen erleuchten; so lange aber die herumziehende Gewitterschwüle noch nicht so viel Kraft gewonnen, sich auf einen Punkt zu concentriren, so lange sollte der einschlagende und helleuchtende Strahl ihr verborgen bleiben. Und auch noch wunderbar! Denn es hätte nur eines Wortes bedurft, eines einzigen kleinen Wortes von sechs Buchstaben, um eine Aufklärung, von der so Vieles abhängig sein sollte, herbeizuführen; dieses kleine Wort aber hatte die Vorsehung noch nicht gesprochen, und so gingen die beiden Menschen, von denen die Frau dem Manne so viel zu sagen und mitzuthellen hatte, Jahre lang, zwar ahnend, zwar aus dunkeler Vorstellung sich ergeben und gewogen, aber sich nicht kennend, sich ihrer nicht erinnernd, neben einander her.

Anna stand also vor dem jungen Manne, der das helle Licht der erhobenen Leuchte auf ihr anmuthiges Gesicht fallen ließ, und erröthete unter dem langen, forschenden, doch gewiß freundlichen Blicke seines Auges. Endlich fand er wieder Worte, und die Hand des beinahe erschrockenen Tischlerkindes ergreifend, sagte er:

»Anna! Ich grüße Dich! Sieh, wie Du heute so ganz anders aussiehst, wie sonst. Du hast Deine Haare hübscher geordnet, nicht?«

»Ja, Herr Doctor, meine Mutter will, daß ich sie so trage, – sie hat sie früher auch so getragen.«

»Siehst Du, ich wußte es doch, daß eine Veränderung mit Dir vorgegangen war. Aber nun erzähle mir, wie das Alles hierher gekommen ist.«

Das war nun freilich bald erzählt. Die Freunde hatten es einzeln gebracht oder geschickt, der Sammetrock war ein Geschenk Holzbrechers – hier hatte Waldau geplaudert – vom Meister Becker gefertigt, den er an jenem Abende bei der Arbeit überrascht hatte – die Stiefel vom Schuhmacher Ritter im Nachbarhause, der sich dankbar erweisen wollte; die Börse, die Farben und Pinsel mit dem schönen Papiere aber hatte ein Bedienter in einem Körbchen gebracht –

»Nicht wahr, Anna, seine Kleidung war hellblau mit Silber?«

»Ja, Herr Doctor, ich glaube.«

»Das ist von Judith!« dachte Eduard.

»Haben Sie denn aber schon den schönen Rosenstock gesehen, der auch dabei war?«

»Nein, wo ist er denn?«

»Da steht er ja im Fenster.«

Wahrhaftig da stand er; der so reich Veschenkte hatte ihn noch gar nicht bemerkt. Jetzt holte er ihn rasch herbei – ein überraschtes ›Ach!‹ entfuhr ihm, denn es war eine köstliche Centifolie, seine Lieblingsblume, in dieser Jahreszeit so selten blühend, mit zahlreichen Knospen und herrlich duftenden, vollaufgeblüheten Rosen bedeckt.

»Das ist reine schöne Blume, Anna!«

»Ach! und sie kommt von so vornehmen Leuten, von einem Banquier.«

»Also Du weißt es?«

»Hat er es doch gesagt, der Bote!«

»Nun, vornehm sind sie nicht, mein Kind, reich aber genug.« Anna war an das Fenster gesprungen und schaute nach dem Hause der Eltern hinüber.

»O!« rief sie, Jetzt brennt er.«

»Er brennt? Wer denn?« rief Eduard erschrocken, und sprang ebenfalls an das Fenster.

»Der Weihnachtsbaum, den Sie den Kindern geschenkt haben. O, kommen Sie mit, Herr Doctor, Ihretwegen haben sie ihn noch einmal angezündet.«

Und dem langsamer folgenden Studenten voran sprang das junge Mädchen, leichtfüßig wie ein Reh, durch den Garten in das elterliche Haus.

Eduard trat in das Zimmer des Schneiders, wo der Baum aufgestellt war; alle drei Handwerker, Tischler, Schneider und Schuhmacher, waren mit Frauen und Kindern versammelt, dem freundlichen Geber noch einmal zu danken. Er stellte sich dicht an den hell leuchtenden Baum, das klarste Licht fiel auf die regelmäßigen Linien seines schönen Gesichts. Er bemerkte nicht, wie zwei funkelnde Augen und ein offener Mund, die höchste Verwunderung in jedem Zuge, auf ihn gerichtet waren. Es war Frau Schwarzkopf, die sich besann und besann, und nicht wußte, wo ihr ein solches Gesicht, solche runde,

große, dunkelblaue Augen schon einmal begegnet waren.

Als Anna diesen Abend zu Bette ging und ihrer Mutter, wie sie immer that, den Gute-Nacht-Kuß gab, sagte sie halblaut:

»Ich weiß nicht, Mutter, der Doctor kommt mir seit seiner kurzen Reise ganz verändert vor. Er hat mich heute so scharf in's Auge gefaßt, daß ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte; was will er nur damit sagen?«

Die Mutter sah die Tochter an und erröthete leicht. »Ei, das ist wunderbar,« antwortete sie, »*Dich* hat er so scharf angesehen?«

»Nun ja, mich! Was mag er nur wollen?«

»Dummes Ding! Was mag er nur wollen! Bilde Dir nur Nichts ein! Er ist zwar nicht gefährlich als Student, Das hab' ich wohl weg, aber er ist doch gefährlich als ein sehr schöner junger Mann. Nun, gute Nacht, Anna!«

Zu sich selber aber sagte die gute Mutter, als sie im Bette lag: »Das ist wirklich recht sonderbar! Er sieht das Mädchen an und ich muß *ihn* immer ansehen, und ich weiß nicht warum. Aber es giebt Gesichter, die man immer ansehen muß, ohne zu wissen, weshalb; und sein Gesicht ist offenbar ein solches!«

## ZWEITES KAPITEL. EIN REITER VERLIERT SEINEN SATTEL UND FINDET EINEN ANDEREN.

Als Eduard am andern Morgen gegen das Holzbrecher'sche Ehepaar seinen Dank aussprechen wollte und

der vielen Güte und Liebe gedachte, die er in ihrem Hause schon genossen, sagte der akademische Künstler: »Lassen Sie Ihren Dank ein für alle Mal gesprochen sein, für Vergangenes und Zukünftiges. Warum wollen wir uns Beide plagen, gern Gegebenes und freudig Empfangenes mit vielen Worten noch zu begleiten? Sie wissen ja, daß wir Alles, was wir Ihnen thun, sowohl Ihret- wie unsertwegen thun; denn einsame Leute ohne Kinder, wie wir, müssen sich Elternfreude verschaffen, wenn sie ihnen von der Vorsehung nicht gegeben ist. Und deshalb, wenn Sie weiter Nichts wollten, hätten Sie sich das Treppensteigen ersparen können.«

»Mann!« rief die zartere Frau, »was war Das für ein Wort!«

»O – ich stehe Dir dafür, Der versteht mich besser als Du! Wir kennen uns. Und nun guten Morgen, ich muß in die Werkstatt!«

Abends fünf Uhr trat Eduard, wie gewöhnlich, seinen Erholungsweg zu dem Banquier an. Er war dort schon so bekannt, von allen Bediensteten höheren und niederen Grades so gern gesehen und mit Achtung begegnet, daß sein Kommen und Gehen als mit zu dem Ermeling'schen Haushalte gehörig von Jedermann betrachtet wurde. So wartete er auch heute auf keinen Bedienten, fragte keinen, ob Jemand zu Hause wäre, sondern ging geraden Weges nach Judith's Zimmer, an deren Thür er leise klopfte. Judith kannte dieses leise Klopfen sehr wohl.

»Herein!« rief sie fröhlich und sprang ihrem Lehrer mit glühenden Wangen entgegen. Aber plötzlich, da sie ihn ernster sah, als gewöhnlich, fragte sie ungeduldig: »Wie, Herr Wollzagen, Sie haben doch kein Unglück auf der Reise gehabt?

»Nein, Judith, kein Unglück. Im Gegentheile Nichts als Glück.«

»Und warum dann so ernst?«

»Hören Sie mich an, – aber setzen wir uns. Sie werden mit mir als Lehrer heute nicht zufrieden sein, darum will ich Ihnen heute lieber keinen Unterricht geben.«

»Das ist mein Schade allein; haben sie wo anders zu thun?«

»Das nicht, Judith, ich will mich aber heute gegen Sie aussprechen, lassen Sie uns daher das Stündchen verplaudern.«

»O, Das ist herrlich, prächtig, vortrefflich!« rief das Mädchen, vor Freude strahlend und in die Hände schlagend. »Plaudern wollen wir? Ja, ja, wir wollen einmal plaudern!«

Und sie nahm einen leichten, von Stroh geflochtenen Sessel, der am Fenster stand, und setzte sich dicht an seine Seite, der auf dem Sopha, wie gewöhnlich, Platz genommen hatte. So saß sie da und sah ihm kindlich fröhlich und doch jungfräulich verstohlen in das ernst gehaltene Gesicht, von dem sie noch immer nicht recht wußte, ob es künstlich oder wirklich ernst wäre, und was der letztere Fall zu bedeuten hätte.«

»So,« fing er an, »nun sitzen wir recht behaglich hier! Denken Sie sich, Judith, wie es mir geht: Ich reise, wie Sie wissen, drei Tage nach Hause, und als ich gestern Abend zurückkehre, finde ich zu meiner größten Ueberraschung mein ganzes Zimmer voll wunderschöner Geschenke.«

»Das ganzes Zimmer voll?« fragte das Mädchens höchst verwundert und doch heimlich lächelnd. »Und ist Das ein Wunder? Sie haben so viele ausgezeichnete Freunde! Hatten sie denn Alle Etwas gearbeitet?«

»So viel ich weiß, Alle! Aber wie verdiene ich Das, und wie soll ich es vergelten?«

Judith blieb still und besah ihre niedlichen Finger.

»Und nun, was mir eine große Freude gemacht hat,« fuhr er fort und lächelte eben so verstohlen, wie Judith vorher, da er bemerkte, daß sie absichtlich die Augen abwandte, – »unter anderen so schönen Dingen finde ich eine geschmackvoll von zarter Frauenhand gefertigte Börse, herrliche Farben, Stifte und Papier dabei, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, einen blühenden Rosenstock, wie ich ihn in dieser Jahreszeit nie, im Sommer sogar selten so schön gesehen habe.«

Ein gedehntes ›So!‹ war die einzige Antwort, und das halbgesenkte, mit langen Wimpern verschleierte Auge der Schweigsamen schwoll vor manchfachen Gefühlen sichtbar auf.

»O, Sie hören mir nicht zu!« rief Eduard erkünstelt.

»Doch, ich höre,« sagte sie und zeigte ihr purpurnes Gesicht. »Von wem war denn dieses letzte Geschenk?« fragte sie flüsternd.

»Von einem guten und dankbaren Mädchen, einer meiner Schülerinnen – «

»So?« wurde rascher gefragt und heftiger aufgeblickt – »von einer Ihrer *Schülerinnen*?«

»Ja! Ich fühle mich aber durch so viele Beweise der Freundschaft und Dankbarkeit beinahe geängstigt, daß ich nicht weiß, wie ich selbst danken soll. Nun rathen Sie mir, Judith, wie soll ich es anfangen, um mich so recht von Herzen dankbar auszusprechen?«

»Also ein Mädchen ist es?« fragte die Schelmin, nachdem sie eine Weile lächelnd nachgedacht »In welcher Verbindung stehen Sie denn mit dem Mädchen?«

»Ich sagte ja schon, es ist meine Schülerin!«

»Ach so! also Das ist das Verhältniß. Weiter Nichts?«

»Weiter gar Nichts!« Eduard sprach dies sehr ernst und voll Nachdruck.

»Und da wollen Sie meinen Rath wissen?«

»Das will ich.«

»Und Sie mögen das unartige Schulkind gewiß nicht leiden, es hat Sie wohl oft gekränkt?«

»Nicht daß ich wüßte! Und ob ich es leiden mag? – Sonderbare Frage!« dachte er. »Nimm Dich in Acht, Eduard, Du stehst einer schlaunen Beobachterin gegenüber. Du mußt sie Dir fern halten – kräftig, daß sie nie wieder so spricht.«

Und er erhob sein seelenvolles Auge, das er jetzt in kalte Zurückhaltung verschleierte und sagte trocken:

»Ob ich es leiden mag, weiß ich nicht, will es auch nicht wissen. Ich habe ernstere Dinge zu thun. Den

Grund aber, warum sie mir diese Geschenke gemacht, mag ich gewiß nicht leiden.«

»Den Grund? Welchen Grund? Was denken Sie denn?«

»Man weiß, daß ich arm bin,« sagte er etwas heftig, »und da hat man mir eine Ausgabe ersparen wollen.«

Kaum hatte er es gesprochen, so wandte sich schon der Stachel gegen ihn selber, er bereuete es, doch es war zu spitz.

Das Gift hatte bereits verwundet. In bittere Thränen ausbrechend, stand Judith rasch auf, wandte sich ab und rief: »Herr Wollzagen! Das war nicht hübsch!«

»Judith – hören Sie mich an – ich meinte es nicht so böß! Aber warum fragen Sie, was Sie nicht fragen sollten? Wollen Sie mir Ihre Hand geben? Ich bitte um Verzeihung!«

Der Zauber, der in dieser melodischen, gefühlvollen Stimme lag, hatte den Schmerz im Busen des Mädchens rasch verwischt. Sie kehrte sich um, reichte die Hand hin, und sagte:

»Gern, hier ist sie!«

»Sie verzeihen dem unartigen Manne also die Schwächen seines harten Herzens?«

»Es ist sonst so hart nicht, aber ich verzeihe ihm.«

»Sie sind großmüthiger als ich. Und was soll ich dem Mädchen sagen?«

«O,« – und alles Lächeln ihrer Seele trat auf ihr Antlitz zurück – »Sie brauchen ihm gar keinen Dank zu sagen. Es fühlt sich glücklich, Ihnen eine Freude bereitet zu haben.«

»Also ich habe *Ihnen* zu danken, Judith? Nun, ich danke!«

Und er sah sie mit einem Blicke an, der weit mehr des Dankes enthielt als das einfache Wort. Dieser Blick gab ihr ihre ganze frühere Fröhlichkeit und Unschuld wieder.

»Es ist das erste Mal, daß Sie *mir* danken, Herr Wollzagen, bisher konnte nur ich es thun. O, wenn Sie wüßten, wie Ihnen Das steht!«

»Weiß auch Ihr Vater von Ihrem Geschenke?« fragte er, rasch abbrechend.

»Gewiß, und ich habe ihn gebeten, Das nicht zu thun was er thun wollte.«

»Was war Das?«

»Warum soll ich Ihnen Das nicht sagen? Geldmänner sind nicht immer die zartesten Männer – die Börse, die ich gehäkelt, war ihm zu leicht; er wollte sie schwerer machen.«

»Judith! Nun danke ich Ihnen erst recht. Sie gaben es nicht zu?«

»Nein!«

»Wie freundlich ist Das von Ihnen! Wie hätte mich Das geschmerzt!«

»Das fühlte ich wohl – wollen wir morgen reiten?«

»Ich kann Ihnen heute Nichts abschlagen.«

»O, dann werde ich noch mehr fordern.«

»Sie werden *Nichts* mehr fordern.«

Da wurde der Thee gebracht. Judith reichte Eduard eine Tasse. »Sie bleiben heute Abend hier?«

»Nein!«

»Ja.«

»Sie wollen es?«

»Ich bitte darum!«

»Nun ja!«

Und er blieb, bis der Banquier kam, und nun blieb er noch länger. Und am nächsten Morgen ritt er mit der schönen Tochter des reichen Mannes, die seine Schülerin und Lehrerin zugleich war, fröhlich scherzend in der Reitbahn des Gartens, bei linder Winterluft und sonnigem Himmel. Ach! er wußte nicht, daß diese heitere Belustigung einem anderen Herzen ein Dolchstich war. Denn am Fenster Waldau's, wo er sich seit jenem Morgen häufiger einfand, stand Raphael Sanzio und schaute trüben Blickes die herrlichen Pferde und die herrlicheren Reiter an.

»Nicht wahr,« fragte ihn der neckende Architekt: »ein Bild zum Malen?«

»Zum Malen!« sagte er lässig, dachte aber in seinem Innern: »Auch ein Bild zum Weinen!«



Es war im Anfang des Februar, als Josephson, nachdem er schon im September des Jahres vorher seine Doctorpromotion erhalten, auch seine medizinischen Staatsprüfungen beendet hatte. Der Tag der glücklichen Vollendung eines so wichtigen und schwierigen Lebensabschnittes sollte durch einen gemüthlichen Spaziergang

mit seinem Freunde gefeiert werden. Beide schritten an dem jetzt blattlosen Ufer des Flusses dahin, dessen lebhaft eilende Wogen der Frost des mäßigen Winters noch nicht gebändigt hatte. Eduard war in glücklichster Gemüthsstimmung, wie immer, wenn einer seiner Freunde in Wissenschaft oder Gunst einen Berg voller Mühseligkeit überstiegen hatte, Josephson dagegen, ganz wider seine Gewohnheit, ging schweigend, in sich gekehrt und düster neben dem muntern Gefährten her. Schon seit längerer Zeit hatte Dieser den sonst so lebhaften und mittheilsamen Seestädter nachdenklicher, ernster gefunden, jedoch bisher auf das Examen die Schuld geschoben. Jetzt aber, da Alles glücklich vorüber war, erschien ihm Josephson's Stimmung auffallender denn je. Und sogleich beschloß er, das Gespräch hierauf zu lenken. Seinen rechten Arm unter den des Freundes schiebend, sagte er:

»Was hast Du, Wolf? Du bist schon seit langer Zeit ein anderer Mensch. Prüfe Dich und beichte! Warum bist Du namentlich heute so wenig heiter?«

»Das war sogar Jupiter nicht immer,« lautete die augenblickliche Antwort; »er regnete und donnerte mitunter, und warum sollte ich armer Erdensohn nicht auch bisweilen meine Wolken haben?«

»Jupiter hatte oft Ursache, sich seiner Juno wegen zu erhitzen, aber Du bist nicht in seinem Falle. Ernstlich gesprochen, Du kämpfst schon lange mit einem Entschlusse, ich sehe es; also was giebt es?«

»Ich rede immer im Ernste, wenn ich auch scherzhafte Worte wähle, meine Gedanken zu verrathen. Aber mit dem Kampfe wegen des Entschlusses hast Du Recht, mir kommen die besten Entschlüsse nicht so schnell wie Dir; Du gehst in dem Zimmer einmal auf und ab – fertig bist Du. Es ist eine glückliche, große, kräftige Natur, die Das vermag – ich verstehe es nicht. Diese Natur, die Du eben preisest, habe ich nicht.«

»Du weißt nicht, daß sie Dir innewohnt, und doch hast Du sie, nenne nicht wieder mein Blut ein leichtes, es fließt mir schwerer als Dir.«

»Im Blute liege es nicht, im Willen und in der Kraft allein.«

»Das ist es eben, was ich meine. Du bist stark, ich bin schwach.«

»Wer Dich so sprechen hörte und Dich nicht kannte, müßte glauben, ein Kind zu sehen; und doch weiß ich, daß Du sogar ein Riese sein kannst.«

»Ja, wenn ich glücklich bin – aber nicht, wenn ich leiden muß!«

»Ich weiß nicht, bei mir ist es fast umgekehrt: gerade wenn ich leide, habe ich die schnellsten und festesten Entschlüsse.«

»Das ist es ja wieder; laß Dich doch über Dich selbst belehren. Du bist groß im Unglücke, zufrieden und mäßig im Glücke, ich bin ein Riese im Glücke und ein Zwerg im Unglücke. Das ist unser Unterschied, ich kann ihn greifen, so groß ist er.«

»Nun gut, ich will Dir heute nicht widersprechen. Aber warum und woran leidest Du? Ich sollte meinen, wie ich das Recht, Dich zu fragen, habe, hast Du die Pflicht, mit zu antworten.«

»Du hast das Recht, und ich erkenne die Pflicht an. Gut. Ich will mich ihrer entledigen! Ja, es drückt mich Etwas schwer, und heute oder nie soll es vom Herzen herunter.«

»Ich bin sehr begierig, diese Last zu kennen.«

»Da hast Du sie: Du weißt, heute habe ich meine letzte Prüfung als Arzt rühmlich beendet.«

»Ja! Das weiß ich und freue mich darüber.«

»Freue Dich nicht zu früh, denn morgen fange ich an, die Rechtswissenschaften zu studiren.«

»Was?« rief Eduard staunend, und zog seinen Arm aus dem des Freundes.«

»Nun ja, wundere Dich, aber verstehe mich recht.«

»Ich mißverstehe Dich gewiß. Wie kommst Du zu diesem wunderbaren Entschlusse?«

»Höre mich an! Ich will Dir Dein Studium nicht verleiden, Du hast ein ganzes, langes und, wie mir scheint, großes Leben vor Dir, und doch bin ich von Dir eben so überzeugt, daß Du nicht Arzt wirst, wie von mir selber.«

»Freilich, Du kannst gut prophezeihen, Das hast Du von mir selbst gehört, denn ich habe Dir mehr als einmal gesagt, daß ich nur der Naturwissenschaften wegen zuerst die Arzneiwissenschaften studire.«

»Ich weiß, Du willst Naturforscher werden, nicht wahr?«

»Das ist mein Vorsatz.«

»Das wirst Du auch nicht.«

»Wolf!«

»Es hat sich was zu Wolfen!«

»Was werde ich denn?«

»Was Besseres!«

»Es giebt für mich nichts Besseres.«

»Oho! Das wollen wir sehen! Sieh, das Studium der Medizin ist gewiß von den Brodstudien das interessanteste, für Viele auch das belohnendste. Namentlich aber für Leute, die von ihrer Geburt an Slaven oder Charlatans sind. Du und ich, wie sind Keines von Beiden. Mit Mühe arbeitet man sich durch die Ueberfülle der Wissenschaften, würgt sich am Ende durch alle mit doppelten Zähnen drohenden Examina, bezahlt die Herren Examinatoren mit fürstlichem Golde, um was dafür zu erlangen? Einen kleinen Gott auf Erden spielen, und mit dem Leben und Tode unschuldiger Menschen oft scherzen zu können. Welche Bemessenheit des winzigen Menschen!«

»Aber, Freund, was sprichst Du! Es muß doch Aerzte in der Welt geben.«

»Leider, wie es auch Scharfrichter geben muß.«

»O, Wolf!«

»Es hat sich was zu Wolfen! sage ich Dir. Höre mich weiter. Ich bin also jetzt Arzt, habe Dein und Anderer Leben in meiner Hand – wenn mir das Glück wohl will, werde ich Hausfreund vieler hübscher, junger Frauen, und sammle mir außerdem einen Schatz. Auf wessen Kosten? Auf Kosten der ganzen Menschheit, sage ich Dir. Schon

Mephistopheles sagt: ›Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen. Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt, um's endlich gehn zu lassen, *wie's Gott gefällt!*‹ Da haben wir's. Das hat zwar nur der Teufel gesagt, aber der Teufel hat oft Recht; Das wußte Vater Goethe am besten, der genaue Bekanntschaft mit ihm gemacht hatte, und deshalb hat er ihm auch diese kostbaren Worte in den Mund gelegt. ›Wie's Gott gefällt!‹ Das ist der Humor davon! Und ich sollte mich vermessen, und Gott in's Handwerk pfluschen wollen? Nein, da habe ich doch zu viel Ehrgefühl vor meiner eigenen Würde in mir, und gestehe offen, das kann ich nicht.«

»So kann nur ein wirklicher Pfluscher denken, ein wissenschaftlicher Arzt aber nicht.«

»Ach, Liebster – wir sind einmal bei Goethe, Du kennst doch den Spruch: ›Grau, theurer Freund, ist alle Theorie!‹ Nicht wahr? Für Theorie, wenn es nur in den Vers gegangen wäre, hätte der Dichter mit Fug und Recht eben so gut sagen können. Grau, theurer Freund ist besonders Eure medizinische Wissenschaft! Haha!«

Eduard dachte nach. »Nun,« sagte er, »das paßt höchstens auf einen Charlatan; was willst Du aber mit dem Slaven sagen?«

»Was? Das siehst Du nicht einmal ein? Glaubst Du, daß wir als Aerzte den großen Herrn spielen und die Patienten wie ein Minister Stunden lang im Vorsaale können warten lassen? O, O! Ueberwirf Dich nicht mit der gefräßigen Hyder, dem Publikum. Denke Dir nur: Du bist nun Arzt, Du sitztest nach vielständiger Arbeit in Deinem

Zimmer, auf Deinem Sopha, hast es Dir endlich einmal bequem gemacht, füllst Deinen hungrigen Magen, willst noch fleißig studiren, oder den Gatten oder Vater spielen, siehe, da fällt es einem schäbigen Fresser oder Säuffer ein, sich den Magen zu überladen, sich den Verstand wegzusaufen, und nun kommt er, oder schickt zu Dir – ›Herr Doctor! Wenn es gefällig ist!‹ – draußen stürmt's, draußen regnet's, draußen friert es, und Du hast selbst den Katarrh vom vielen Predigen über Diät – nun was dann?«

»Wenn ich einmal die Pflicht übernommen habe, und meinen Beruf treu und redlich erfüllen will –«

»Ich danke für solche Pflicht, für solchen Beruf, den jeder Lüderjahn für ein paar Groschen wie einen Hund hinter dem Ofen hervor locken kann. Man wird kaum, so alt und weise man wird, in diesem Leben sein eigener Herr und soll der Diener jedes Lumpes werden, und auf Befehl ein Recept für fünf Groschen schreiben? Profit, lieber Bruder!«

»Aber bedenke, Wolf, die andere Seite. Du hast allein die Schattenseite vor Augen. Es giebt für den Arzt auch eine Lichtseite. Wie viele Leiden kann er beseitigen oder doch verringern! Wie viel lobenswerthe Thätigkeit zum Wohle der Menschheit entwickeln! Schon mit dem Geiste und der Liebe gerüstet, ist er da nicht ein Engel für bitteres Elend?«

»Ah – Das ist etwas Anderes, Theuerster. Geist und Liebe ist freilich eine bessere Arznei, als das von ihm granweise mit einem Ausrufungszeichen verschriebene Giftpulver. Hiermit werdet Ihr nie eine Menschenseele retten. Willst Du sie aber retten, so hilf ihr mit Deinen Armen, Deinem Gelde, Deiner Liebe, und sie wird Dir dankbarer sein, als für Deine Medizin, die sie obendrein bezahlen muß.«

»Es ist auch meine Absicht, ihr damit beizustehen.«

»Nun, *damit* wirst Du auch Arzt sein, ohne Slave und Charlatan zu sein, wie unsre großen Doctoren. Pfui über das ganze Otterngezücht! Du solltest sie nur kennen, wie ich sie kenne, in ihren Werken, in den geheimnißvollen Stunden ihres Wirkens – o! ein Ekel würde Dich überfallen. Diese göttliche Weisheit in den Mienen, diesen wahrhaft gespenstischen Dünkel in ihrem marktschreierischen Wesen, diesen schreienden Neid gegen ihre Collegen, daß sie sich vor Eifersucht beinahe fressen möchten – und mit solchen Grimassen sollte ich mich abgeben?«

»Jeder Stand hat seine Lasten, seine Schwierigkeiten, seine Mängel.«

»Ei freilich! In allem übrigen Wissen aber kann ich mir mit meinem Geiste helfen, als Jurist mit meiner Verstandesschärfe meinen Feind besiegen, als Geistlicher mit meinem Beispiele Nachahmung verschaffen, und zum Himmel führen.«

»Das kannst Du als Arzt auch.«

»Ja, zum Himmel allerdings; aber *nein* in allem Uebrigen, sage ich. Wenn Gott sagt: »Basta!« dann ist es mit meiner Weisheit als Arzt vorbei.«

»Von Gott sind wir immer abhängig.«

»Gewiß sind wir das. Soll ich mich aber auch den meinen Nächsten abhängig machen, den schwersten Sack unter den vielen leichteren auf meine Schultern laden? Laufen und sagen, und denken und schreiben vom Morgen bis Abend, und nachher für meinen guten Willen, meine große Mühe mich noch obendrein von einem Tausenichtse bemäkeln und beschimpfen lassen, der mir ein Jahr lang schuldig geblieben ist und mich bloß befleckt, weil ich sage, gib mir mein Geld? Darum so eifrig studieren – so knechtisch leben, und niemals Ruhe, als erst im Tode?«

»Das Alles hättest Du früher bedenken sollen. Kein Mensch hat Ruhe auf der Welt, so lange er strebt.«

»O ja – alle Uebrigen. Hat der Geistliche, der Richter, der Beamte, der Künstler, der Handwerker sein Tagewerk vollbracht, so gehört er sich. Der Arzt *niemals*, und je glücklicher er ist, d. h. je mehr Kranke er zu behandeln hat, um so weniger ist er sein eigener Herr! Das bestreite, wer Lust hat.«

»Du sagst Vieles, was man nicht bestreiten kann, wie gewöhnlich. Aber Vieles auch, was Du nur in Deiner galligen Laune vorbringst.«

»Gallige Laune! Und Das mir, dem Quecksilber durch die Adern rinnt, – und von Dir? Gut, werde Du ein Arzt!

arbeite, plage Dich, verschaffe Dir einen berühmten Namen, wie so viele dieser Quacksalber, aber hüte Dich, allein, ruhig, ungestört sein zu wollen, verschließe Dich nicht in Dein Zimmer, und laß sagen: Ich bin für Niemanden zu Hause! Dann wehe Dir! Dann winkt man Dir mit dem Gesetze – er *muß*! Ich danke, Bruder, ich danke.«

»Wolf! Aus diesem Allen sehe ich allerdings Deinen unabänderlichen Widerwillen gegen eine sonst ehrenwerthe Kunst. Aber warum hast Du so lange mit diesem Entschlusse gezögert, Du könntest jetzt schon auf dem Gerichte arbeiten?«

»O, ich habe es Dir ja schon gesagt, weil ich mich nicht vor mir selber schämen, und mir vielleicht spätere Vorwürfe ersparen wollte. Erst mit dem Einen fertig, dann mit dem Andern beginnen, sagte ich zu mir. Und Du wirst mich deshalb nicht tadeln.«

»Ich tadle Niemanden, der seinen Lebensberuf wechselt; er muß am besten wissen, was ihm frommt, er allein den Schaden tragen, den er sich zugezogen. Aber was hast Du nun beschlossen?«

»Morgen fange ich an, die Jurisprudenz zu studiren. Ich fühle mich zur höchsten Richterstelle im Staate berufen. Ich bin jung, kräftig, fleißig. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, in drei Jahren bin ich fertig – mit dreißig kann ich heirathen.«

»Was, Du denkst schon an's Heirathen? Mit einem Male? Wie kommst Du zu *dem* Gedanken?«

»Der Gedanke ist zu *mir* gekommen, nicht ich zu ihm.«

»Und wen willst Du denn heirathen?«

»Die Tochter meines Gönners.«

»Wo kommt denn Der mit einem Male her?«

»Er ist noch nicht da, ich werde mir aber einen verschaffen, ich *will* es!«

»Sieh, wie Du plötzlich wollen kannst!«

»Weil ich verliebt bin!«

»Du? Hahaha!«

Und Eduard blieb stehen und fing laut zu lachen an, was ihm selten begegnete.

»Lache Dich aus, – tüchtig! sagte Wolf, »Das ist gesund!«

»Und in wen bist Du denn verliebt?«

»Nun, in ein Mädchen!«

»Das war eine kluge Antwort! Wer ist sie denn?«

»Die Tochter Dessen, den ich mir zum Gönner machen will.«

»Ach so! Deine Absichten beißen sich wie die Schlange in den Schwanz. Du hast einen großen Umweg gemacht, um mir Das zu erklären. Und wer wird dieser Gönner sein?«

»Ein hoch stehender Rechtsgelehrter, der Kammergerichtspräsident Ramkau. Seine Tochter ist funfzehn Jahre alt. In acht Jahren, wo die Hochzeit sein soll, dreiundzwanzig. Gerade das rechte Alter.«

»Du scherzest, wenn Du schon von der Hochzeit redest, da Du erst anfangen willst zu studiren.«

»Ich scherze nie in solchen Dingen.«

»Närrischer Kanz, wie bist Du nur darauf gekommen?«

»Ich weiß es nicht; es muß mir angefliegen sein.«

»Es wird auch wieder wegfliegen.«

»Nein! Es hat schon Grund gefaßt, diese Anker halten. Du wirst *auch* noch Dein Tau schießen lassen. Du wirst Dich *auch* einst verlieben.«

»Sehr möglich! Du bist heut' eine Pythia. Ich muß Dich doch fragen, was noch aus mir werden wird?«

»Das ist sehr leicht zu enträthseln. Du wirst Arzt, – nicht um es lange zu bleiben, wie ich Das nämlich verstehe. Dann wirst Du Naturforscher – reisest um die Welt –«

»Haha!«

»Unterbrich mich nicht, ich bin im Paroxismus – dann wirst Du ein Menschenfreund – Das bist Du zwar schon von Deiner Geburt an gewesen – Dein Wind wird aber ein Sturm, Deine Welle eine Woge, Dein Hügel ein Berg, – dann ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes – mit Einem Worte, Du wirst ein großer Mann! Dein erstes Werk läßt Dein letztes ahnen! Ich habe es schon lange gewußt!«

Eduard wurde sehr ernst, fast traurig, er fühlte sich in diesem, für ihn so bedeutungsvollem Augenblicke so schwach, so klein, so gering, wie noch nie zuvor. Er konnte weiter nichts erwidern, als: »Ist Dir Das auch angefliegen?«

»Ja!«

»Nun, *mir* wird es gewiß wieder *entfliegen*.«

»Gewiß nicht, es sitzt Dir tiefer, als Du denkst.«

»Soll Das eine Prophezeihung sein?«

»Nimm es als solche an.«

»Du kommst auf Waldau's Sprünge.«

»Seine Sprünge sind oft wunderbar seltsam, aber wunderbar richtig setzen sie über weite Klüfte.«

»O, laß Das! Wenn Du mich betrüben könntest, würde es Dir heute gelungen sein.«

»Auch über trüben Wolken schwimmt eine allmächtige Sonne. Laß die Nebel Deines Lebens erst zerfließen sein, und der blaue Himmel wird sich über ihm wölben!«

Hier schwiegen Beide; Jeder hatte genug gesprochen und gehört. Der Wind, der bisher so linde gefächelt hatte, wurde plötzlich scharf und kalt.

»Wir bekommen starken Frost,« sagte Josephson, »laß uns umkehren.«

Und sie kehrten um. In der nächsten Nacht aber führte der Nordwind eine Kälte herbei, wie sie seit Jahren die Hauptstadt nicht hatte.

### DRITTES KAPITEL. EIN KÜNSTLERABEND.

Am Tage nach diesem Spaziergange erwartete Eduard am Abende eines Samstags seine sämtlichen Freunde zur gewöhnlichen gemeinsamen Arbeit und Erheiterung. Diese Abende wurden jetzt nicht nur sehr regelmäßig abgehalten, sondern die Beschäftigung wie die Unterhaltung waren, einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft gemäß, in eine stets wiederkehrende Form gebracht. Wir werden sogleich erfahren, in welcher Art. An diesem Abende nun, um sechs Uhr, kehrte Eduard von dem Hause des Banquiers zurück und fand noch Keinen der Freunde vor, obwohl die aufmerksame Frau Schwarzkopf alle

nothwendigen Anordnungen bereits getroffen hatte. So war das große Zimmer nicht allein sehr behaglich erwärmt, sondern die vier schönen Lampen, die Frau Holzbrecher ohne weitere Aufforderung jeden Sonnabend lieferte, standen schon hell leuchtend in schönster Ordnung auf dem großen runden Tische, und um ihn herum zehn Stühle in vollkommener Regelmäßigkeit aufgepflanzt. Als Eduard in's Zimmer trat, hatte die Tischlerfrau eben ihre Anordnungen beendet und stand, in tiefes Anschauen versunken, vor dem von Waldau gemalten Brustbilde Eduard's, welches noch immer auf einer Staffelei in einer Ecke des Zimmers neben dem Josephson's stand.

»Schön, Frau Schwarzkopf, schön!« sagte Eduard. »Sie haben Alles prächtig geordnet. Was fällt Ihnen an dem Bilde auf?«

»Es ist sehr ähnlich,« erwiderte sinnend die Frau, »aber es liegt, wie ich in meiner Dummheit mir einbilde, doch Etwas darin, was auf Ihrem Gesichte nicht liegt.«

»Und was wäre denn Das?«

»Ich weiß es noch nicht, ich werde es aber schon finden. Guten Abend, Herr Doctor, da kommt Herr Wessely.«

Sie ging und Felix trat in's Zimmer. Dieser war heute wie schon seit geraumer Zeit sehr glücklich. Seit vier Wochen nämlich war es ihm gelungen, nachdem er alle Studien beendet, in die königliche Kapelle aufgenommen zu werden, wo er bald Violine, bald Violoncell spielte. Wenn die mit dieser Stelle verbundene Einnahme auch nicht groß, sogar sehr unbedeutend war, so war doch sein Streben für's Erste beruhigt. Denn was gab es Schöneres für

ihn, als am Abende, nach sechs- bis achtstündiger praktischer und theoretischer Uebung, in dem großen Orchester einer königlichen Oper zu sitzen und Ohr und Geist den Melodien der größten Tonmeister zu weihen! Einige junge, gleich ihm strebende Talente hatten sich auch schon bereits um den fähigen Musiker gesammelt, übten Quartette, die er dirigierte und in kurzer Zeit vor die Oeffentlichkeit zu bringen so glücklich war, wodurch sich nach und nach eine größere Schaar um ihn bewegte, die ihn als ihren Führer betrachtete und ihn von Stufe zu Stufe, vom praktisch ausübenden Künstler zum Tondichter und ihrem Kapellmeister erhob. Doch Das gehört einem späteren Abschnitte unserer Erzählung an, und werden wir noch Gelegenheit genug haben, die Frucht dieser künstlerischen Vereinigung kennen zu lernen. Nach Felix kam Ernst, der das Glück gehabt hatte, durch Waldau's Vermittelung, bei einem prinzlichen Neubau in der Umgegend der Hauptstadt als Vorsteher der Maschinenarbeiten beschäftigt zu werden. Gerade diesem wichtigen und täglich sich umfassender gestaltenden Zweige der Architektur hatte sich Ernst mit besonderer Vorliebe gewidmet und unter seiner Leitung sah man künstliche Wasserleitungen, durch die Kraft des Dampfes und das Genie des menschlichen Geistes gefordert, entstehen, die man noch vor kurzer Zeit für unmöglich gehalten hatte. Durch gleiche Vermittelung war es auch gelungen, Karl bei demselben Neubau in Thätigkeit zu setzen. Einer seiner vielen Pläne für Anlegung großartiger natürlicher Parke, von Waldau lebhaft empfohlen, hatte Beifall gefunden und

der fürstliche Herr, der den Bau herstellen ließ und junge strebende Männer schätzte, hatte dem Sohne des Kantors die Ausführung des von ihm entworfenen Gartenbildes anvertraut. Auch er ließ heute Abend nicht lange auf sich warten.

Alle Vier, wieder einmal brüderlich vereinigt, standen um den Ofen, der seine wärmenden Strahlen ringsum verbreitete, als Waldau, eine große Mappe unter dem Arme tragend, von seinem Schatten Riepenstahl gefolgt, eintrat, und mit seinem einfachen: »Guten Abend, Kinder!« die Freunde begrüßte. Nach ihnen kam Raphael Manowsky mit dem Bildhauer Andreas Oeggering, die Beide etwas Gemeinsames in idealischer Kunstrichtung verband, und die man, seitdem sie an Einem Tage den Lorbeer errungen, vielfach beisammen fand. Beinahe mit ihnen zugleich erschien Josephson, schon mit seinem neuen Studium auf's Eifrigste verschmolzen, und brachte sogleich Leben und Bewegung in den ruhigen Kreis, indem er einigen die Ohren rieb, mit dem Ausrufe: »Kinder, Kinder, nehmt Euer Gehör in Acht, es ist kalt zum Verzweifeln, und Ihr habt heute noch Viel zu hören!« – Nachdem sich Alle gehörig erwärmt, wollte man sich eben setzen, um zur gewöhnlichen Arbeit zu schreiten, als die Thür leise aufging und, halb erstarrt, mit blau-roth gefrorenen Händen, die er, so gut es ging, draußen in den Taschen verborgen, mit einem Reißbrette unter dem Arme, Willibald Kannenschmidt, der Semmelmaler, in seinem dünnen Röckchen erschien, und, vor Frost sich

schüttelnd, sogleich an den Ofen eilte, um seinem erstarrten Körper und seinen lebhaft arbeitenden Füßen die entbehrte Lebenswärme wiederzugeben.

»Du solltest doch Deine Hände in Acht nehmen, Wilibald,« bemerkte Raphael sanft, »bedenke, daß sie Dein Brod verdienen, und daß ein Maler vor Allem gesunder Finger bedarf.«

Der Angesprochene erröthete stark und blickte zu Boden, als gestände er dem Freunde die Wahrheit des Gesagten ein, aber auch als schäme er sich, die Ursache seiner frierendem Glieder gekannt zu wissen.

»Aha!« dachte Eduard und betrachtete mit tiefem Gefühle den ärmlich gekleideten Maler, »hier kannst Du helfen! Nun, Du armer Junge, Du sollst heute zum letzten Male gefroren haben.«

Und er ging an einen Schrank und goß ein Glas kräftigen Weines ein, den er Josephson verdankte, und reichte es dem armen Bäckersohne hin, der mit freudigem Blicke dem Gebot seinen Dank aussprach.

Jeder holte jetzt seinen Künstlerapparat herbei und man setzte sich in folgender Reihenfolge. Eduard, als Präsident des Samstagsvereins, nahm seinen Stuhl dem Sopha gegen über ein. Er zeichnete heute an einer Pferdegroupe, nahm aber zuerst ein Buch zur Hand, um einige Bemerkungen daraus den Freunden mitzutheilen. Ihm zur linken Hand saß Raphael Sanzio, der in verschiedenen Skizzen suchte, um sein Blatt für heute Abend sich

auszuwählen. Dann kam Karl, der ein Stück Park mit anmuthig gruppirten Blumenbeeten zeichnete, dann Wilibald Kannenschmidt, ebenfalls mit Skizzen für spätere Fresken beschäftigt; dann zwischen Riepenstahl und Ernst, Waldau, in ernster Würde. Beide waren mit Arbeiten beschäftigt, die zu des Letztern geheimnißvollem Werke gehörten, wozu Ernst um so freudiger die Hand geboten haue, als Waldau, die Neigung und Stärke des jungen Bauführers herausführend, ihm verschiedene schwierige Maschinerien zur Vollendung zu bringen aufgegeben hatte. Waldau selber zeichnete heute an einer Kirche im mittelalterlichen Abteistyle; Riepenstahl arbeitete noch immer mit unausgesetztem Fleiße und haarscharfem Bleistifte an zierlichen von Waldau entworfenen Möbeln in eigenthümlichem Geschmacke. Jetzt blieb ein Stuhl leer, er gehörte Felix an, der, von Einem zum Andern gehend, am Zeichnen nicht Theil nahm, die Fortschritte Aller aber mit Wohlgefallen betrachtete, bis ihn sein Loos an den Flügel führte, um den Freunden einen Ohrenschmaus zu geben, wie wir nachher sehen werden. Neben dem leeren Stuhle saß Andreas Oeggering, Modelle zeichnend, die er ebenfalls für Waldau's Unternehmen bereitwillig zu entwerfen übernommen hatte. Neben Oeggering, zwischen ihm und Eduard, saß der Schatten des Letzteren, Josephson, der nichts Sichtbares vornahm, sondern die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, neugierig, aufmerksam auf Alles, dem eifrigen Bemühen der Künstler zusah und in ihren Stellungen, ihren begeisterten oder sinnigen Physiognomieen Stoff für seine

ernsten Gedanken und seine scherzhaften Bemerkungen fand. So, scheinbar unthätig dasitzend, war er Einer der Thätigsten, sein reger Geist umkreiste und umfaßte Alles, und überall, in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Worte, welches gesprochen wurde, fand er Etwas, was seiner Beachtung werth erschien. Da Dies seine gewöhnliche Beschäftigung war und man ihn überall zu Hause und unterrichtet fand, so hatten ihm die Freunde im Scherze den Namen des Premierministers beigelegt, eine Stellung und Bezeichnung, die ihm ganz recht war und der er öfters eine Meinungsentschiedenheit und Obergehalt beizulegen verstand, die ihm Niemand übel deutete, weil Jedermann seine Kenntnisse und seine Regsamkeit zu würdigen wußte, zumal er nicht selten der treibende Stachel für manches sonst unaufgefaßte oder vernachlässigte Thema wurde.

Für die gewöhnlichen Zusammenkünfte, wie wir eine unter allen in diesem Kapitel dem Leser vorzuführen beabsichtigen, war folgende Ordnung in der Benutzung des langen Abends getroffen. Zunächst, ehe man zu ernsteren Betrachtungen überging, und um sich wieder nach der trennenden äußeren Lebenslage zurecht zu finden, unterhielt man sich von Dem, was man erlebt, gearbeitet und sonst im Verkehr des allgemeinen Treibens erfahren hatte. Dann, nachdem man Platz genommen, und Jeder seine Arbeit begonnen, stand Eduard als Vorsitzendem

ein längeres Wort zu. Er benutzte diese Zeit, um der Versammlung, die halb aus reinen Künstlern, halb aus wissenschaftlich gebildeten, sogenannten Halbkünstlern bestand, eine in irgend eines ihrer Fächer einschlagende Vorlesung zu halten. Bald wählte er ein anatomisches, für den Maler und den Bildhauer besonders belehrendes Thema, welches er für die Ohren der Lernbegierigen eingerichtet und zugestutzt hatte, bald trug er Mittheilungen über den Fortschritt dieser oder jener Kunst, dieser oder jener neuen Erfindung im Aus- oder Inlande vor, die er aus den vielen von ihm gelesenen, wissenschaftlichen Zeitschriften geschöpft hatte. Zuweilen aber auch, und Das war für Alle ein ungemein beliebtes Unterhaltungsmittel, theilte er einige Abschnitte aus seinem allmählig vorrückenden Werke, der sogenannten praktischen Glückseligkeitslehre mit, entwickelte seine Ansichten über den jetzigen Standpunkt der mehr oder weniger gebildeten Menschen, wie Einer auf den Andern wirken, Einer den Andern fördern und unterstützen müsse, um zu einem allgemein wünschenswerthen Ziele der Vollendung, der Zufriedenheit und des Glückes zu gelangen, und endlich entwickelte er ihnen die herrlichen und menschenfreundlichen Gedanken, die Allen eine gleichmäßige Huldigung für den befähigten Autor abzwangen, und die sich auf die Art und Weise bezogen, wie man heut' zu Tage, bei so weit vorgeschrittener Kenntniß in Allem und Jedem, bei so traurig socialer Stellung Vieler, namentlich der reinen Künstler, Handwerker und Arbeiter, das Loos braver, strebender, gutgearteter Menschen

verbessern könne, und wie hierin ein Jeder, nach seinen Kräften und seiner Einsicht, etwas leisten könne und leisten müsse, während man oft mit Unrecht und durchaus falscher Beurtheilung von einer in ihren Mitteln immer nur beschränkten Regierung oder einem Staatsoberhaupt allein Unterstützung und Förderung nicht bloß verlange, sondern oft sogar ertrotze.

Solche Aufklärungen wurden dann gewöhnlich warm und munter besprochen, meist gebilligt, nie aber bekritelt, denn auch unser Kreis junger, arbeitender Kräfte war durchaus nicht mit besonderen Glücksgütern gesegnet, Alle keuchten mehr oder minder unter der Last jener Sorgen, die heut' zu Tage die Welt überschwemmen, und jedem Stande seine Bürde jedem vorwärts strebenden Geiste seinen Dämpfer aufdrücken. Nach solcher Besprechung, die jedoch in gewisse Grenzen des Wohlwollens und der Duldung eingedämmt war, folgte gewöhnlich ein kleiner Imbiß und ein Glas beliebten Bieres, wobei Felix sich an den Flügel setzte, und die Ohren seiner Zuhörer mit seiner vollendeten Kunstfertigkeit entzückte. Der Rest des Abends wurde dann mit gewöhnlichen Unterhaltungen hingebracht, wonach denn Alle, wie sie fröhlich gekommen waren, sich auch heiter wieder entfernten, und die gewonnene Belehrung mit in den Kreis ihrer täglichen Beschäftigung trugen.

Heute nun wollen wir, den ernsteren Theil des Abends übergehend, sogleich zu der Unterhaltung schreiten, die Josephson, nach Beendigung der Vorlesung Eduard's, begann, denn seine bis dahin ruhende Zunge mußte in

Thätigkeit übergehen, wo sein beobachtender Verstand längst sich getummelt hatte.

Es war ein längeres Schweigen nach Eduard's Mittheilung eingetreten; Jeder war mit seiner Arbeit beschäftigt und Eduard selber hatte jenes schon erwähnte Blatt, eine Pferdegruppe, zur Hand genommen. Sogleich fiel Wolf's Blick darauf, denn es war etwas Neues für ihn, seinen Freund Pferde zeichnen zu sehen.

»Seit wann zeichnest Du denn Pferde?« fragte er.

»Seitdem ich reite, ist mir ein neuer Sinn für diese edeln und klugen Thiere aufgegangen.«

»Aha! Du willst sagen: da ich erst einmal in meinem Leben, und zwar auf einem Esel geritten habe, so hatte ich keinen-Sinn für das edle Roß?«

»Das will ich *nicht* sagen, das denkst Du Dir, Wolf!«

Die Andern lächelten, nur Raphael blickte ernst und spitzte die Ohren.

»Also seitdem Du reitest,« fuhr Josephson fort, »hast Du diesen neuen Sinn. Ich glaube, daß dieser Pferdesinn, nimm es nicht übel, auch mit einem ganz besonders neuen Menschensinne verbunden ist; nachdem Du nämlich reitest, wie Du sagst, wiederhole ich.«

Raphael erröthete stark, und beugte sich tiefer auf seine Arbeit. Wie seine Ohren sich aber noch weiter öffneten, eben so sehr, beinahe krampfhaft, verengerte sich sein Herz.

Aber Eduard's Antwort besänftigte wieder etwas jene schmerzhaftige Zusammenziehung des leicht beweglichen Organs, indem er sogleich erwiederte: »Was meinen

Menschensinn betrifft, so weißt Du, daß er mir schon lange aufgegangen ist; was aber das besonders Neue davon, das Du so stark betonst, anbelangt, so habe ich selber davon noch *Nichts* in mir gespürt.«

»Dann habe ich mich geirrt und bitte um Verzeihung. Aber ich muß einmal sagen, was ich denke; ich glaube doch, daß die Lehrerin, die Dich das Reiten lehrte, einen guten Antheil an Deinem neuen Pferdesinne hat. Nicht?«

»Du springst von Einem zum Andern, Wolf, vermischest Menschen mit Thieren, wahrscheinlich, weil Du den Esel nicht vergessen hast, der Dich vor Jahren im Angesichte so vieler Menschen einmal abgeworfen hat.«

»Das kann wohl sein,« lachte Josephson, »aber was willst Du wieder mit dem Esel? Laß ihn laufen, ich besteige ihn nicht wieder. Ich möchte wohl bei Gelegenheit *Euch Beide* zu Pferde begleiten, wenn Ihr ausreitet, um Eure köstliche Unterhaltung über *das edle Roß* mit anzuhören. Nicht wahr, Raphael?«

Dieser blickte aber nicht auf, und machte einige kühne Striche mit seinem Bleistifte. »Störe ihn nicht, Wolf,« bat Eduard, »Du siehst, daß er nachdenkt bei seiner Skizze, und man muß niemals den Arbeiter, viel weniger den Künstler bei seiner Conception unterbrechen.«

»Ach ja, wenn Du von der Conception anfängst, concipire ich, daß ich mit meinen schlechten Witzen endigen muß.«

»Wie steht es mit Deiner Reise?« fragte Oeggering über den Tisch herüber den ämsig arbeitenden Raphael.

Dieser sagte kurz:

»Ich reise noch lange nicht, ich habe hier noch *sehr viel* zu thun.«

»So geht es mir auch. Wenn Du aber nach Rom gehst, gehe ich zuerst nach Kopenhagen und von da folge ich Dir nach dem Süden.«

»Wenn Ihr Eure Reise noch drei Jahre, wie Ihr oft gesagt, aufschiebt,« schaltete Eduard ein, »so reisen wir zusammen. Sobald ich meine Approbation in der Tasche habe, muß ich auch ein Stück Welt sehen, bevor ich wieder in die Collegien schleiche.«

»O,« rief Riepenstahl, »wenn Ihr Drei erst fort seid, wird er uns hier langweilig werden. Ich schlage vor, wenn Ihr einmal reiset, so reisen wir Alle, dann ist das Vergnügen wie der Gewinn allseitig, und wir bringen ein Jeder das Beste nach Hause.«

»Dem stimme ich aus ganzem Herzen bei,« rief Waldau.

»Ich auch,« sagte Ernst, »ich gehe aber nach Norden, wenn Ihr nach Süden geht. Ich muß England studiren. Reis'ten Sie nicht auch gerne mit, Kannenschmidt?«

»Ach Gott, ja,« seufzte Dieser. »Ich sähe auch gerne Italien. In drei Jahren hoffe ich so weit zu sein, um es mit Vortheil thun zu können.«

»Und was thun dann *wir*?« wandte Felix sich an Wolf.

»Wir bleiben hier, mein Junge, wir geigen und wühlen in den Akten des Gerichtshofes. Eine köstliche Arbeit, sage ich Dir, nicht für den Augenblick, aber für die Zukunft.«

»Es ist beschlossen!« nahm Waldau das Gespräch wieder auf. »Wir reisen, und wer die reichste Ausbeute heimbringt, erhält den Preis.«

»Gut, ich werde dann Schiedsrichter sein, worin besteht dieser Preis aber?« fragte Josephson.

»In allgemeiner Anerkennung,« schloß Eduard. »Ein Jeder soll obenein verpflichtet sein, sein bestes Bild in das Albm des Gewinners zu malen.«

»Oder in sein Haus!« rief Waldau. »Angenommen.«

»Was zeichnest denn Du da?« fragte Josephson, der aufgestanden und hinter Riepenstahl's Stuhl getreten war.

»Ich habe eben diese Möbel vollendet, und jetzt zeichne ich malerische, daß heißt, gut kleidende Kleidungsstücke.«

»Röcke und Hosen, Mützen und Westen!« lachte der Fragende. »Das weiß der Himmel, auf was Alles Eure Phantasie sich erstreckt! Gehört Das auch zu dem geheimnißvollen Album?«

»Es gehört dazu!« warf Waldau ein. »Aber bekümmere Du Dich um Deine eigenen Geheimnisse, Hans Premierminister, und sei nicht so undiplomatisch neugierig, unberufen in anderer Leute Karten zu sehen.«

»Hans, Hans! Du bist heute wieder sehr *Waldauisch*, ich gehe schon!«

Und damit kehrte er an seinen Platz zurück.

Man kam auf das, in Gesellschaft von Malern sehr gewöhnliche Gespräch der üblichen Kleidertrachten, und rühmte allgemein die sogenannte spanische Hoftracht als

die kleidsamste und graziöseste; Eduard machte namentlich auf die einfache und doch so wirksame Tracht Hamlet's und Posa's aufmerksam.

»Das wüßt' ich nun nicht,« rief Josephson in seiner gewöhnlichen ironischen Weise, »was Ihr an unserm herrlichen Leibrock zu tadeln hättet. Was soll das spanische Mäntelchen, das enganschließende Beinkleid, die Halskrause, die nur den Adamsapfel in seiner vollsten Reife zeigt, bedeuten? Das ist Alles Spielerei und weibisches Zeug. Da sehet unsern ehrbaren, redlichen, schwarzen Frack mit den allerliebsten Schwänzen an, der Eine trägt sie spitz, der Andere rund; dann betrachtet die keusche weiße Weste, das unschuldige weiße Tuch um den frierenden Hals – wie Das so rührend einfach aussieht – und vor Allem lobe ich mir die langen, schwarzen, bequem schlotternden –«

»Schweig' mir um Gotteswillen,« unterbrach ihn der sich ganz entfärbende Waldau, »von den bequem Schlotternden still; mir wird ganz übel. Das ist ja der allerbaarste Unsinn, den es giebt. Ich begreife diesen Geschmack gar nicht. Freilich, man begreift Vieles heut' zu Tage nicht, aber Das ist doch das Abgeschmackteste, was ich kenne. Geht mir mit dem Frack und Allem, was dazu gehört. Dieses ganze geschwänzte Kleiderwesen riecht nach dem Aktentische, der Schreibstube, dem Haarbeutel und dem Zopfe daran. Ich weiß gar nicht, wie man

bei einem glänzenden Hofe dergleichen einführen konnte. Wenn ich König wäre, ich ginge selbst mit einem guten Beispiele voran, wie Friedrich der Zweite als Kronprinz seinem Hofe in Rheinsberg als Muster voranging. Freilich, in seinem späteren Alter verdarben Kriege Studien, Sorgen allerlei Art seinen reinen künstlerischen Geschmack.«

»Und wie würdest Du denn Deine Puppen kleiden?« fragte Josephson.

»In farbigen Sammet,« war die Antwort, »einerlei: wie, – nur in keinen Frack. Dann in Schuhe, seidene Strümpfe, und bis zu den Knien reichende Beinkleider oder, wenn man Stiefel tragen müßte, in eine Art ungarischer kurzer Stiefel – da hier, seht Das an, gieb es ein Mal herum, David, gieb es in Gottes Namen!«

Das Blatt machte die Runde, Jedermann freute sich darüber; als es aber in Wolf's Hände kam, schlug dieser ein helles Gelächter auf. Riepenstahl hatte einen Mann in der Kleidung ungefähr dargestellt, wie Hans sie beschrieben, dem Gesicht aber den unverkennbarsten Ausdruck des ironischen Freundes gegeben.

»Es ist gut,« sagte er, »ich bin zufrieden. Künftig kleide ich mich so. Was aber für Einen paßt, paßt nicht für Alle. Meine Beine und Eduard's und Ernst's passen dazu, aber – nun, ich will Keinen nennen – Viele würden einen herrlichen Anblick darin gewähren. Nein, nein! Waldau, *diese* Mode kommt nicht auf, Dir hast *uns* als Modell im Auge gehabt, aber bedenke – Deine Beinchen dabei« – und er lachte aus vollem Herzen, worin Alle einstimmtten.

»Ihr habt Recht, über Eure ungeschickten Gliedmaßen zu lachen,« sagte Waldau, als er wieder zu Worten kommen konnte, »es ist wahr, mein Bein ist schwächig; wenn aber diese Mode aufkäme, würde ich sie mitmachen und wenn alle Jungen der Straße hinter mir herriefen: sehet den Sperling!«

»Und wie willst Du denn das schöne Geschlecht kleiden?«

»Lieber Josephson, Das wollen wir dem schönen Geschlechte selbst überlassen. Jede Frau, jedes Mädchen kleide sich nach dem eigenen Körper, nach seiner Stellung, seinem Vermögen, denn wenn Du auch seit *kurzer Zeit* – und er betonte diese Worte sehr stark – gegen das zweite Geschlecht, wider Recht und Sitte eiferst, Das müssen wir Alle den Frauen doch lassen, daß sie in der Kleidung mehr Geschmack besitzen als wir.«

»Ach nein,« neckte Eduard, und sah den werthen Freund lächelnd von der Seite an, »Du thust ihm Unrecht, Hans, er hat durchaus nichts mehr *gegen* das schöne Geschlecht und läßt ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Das weiß ich am besten.«

Josephson lächelte und schwieg. Eduard wußte schon den Wolf in ihm zu zähmen.

Felix hatte sich hinter Manowsky gestellt, und sah mit innerlichem Behagen dessen sanfte Gestalten aus dem Papiere hervorsteigen.

»Deine Frauen und Kinder, Raphael,« sagte er, »sind wie Musik; sie begeistern mich.«

»So laß uns hören, wohin sie Dich tragen, Felix!« rief Raphael und deutete auf den Flügel.

Felix saß augenblicklich davor. Wer ihn hätte sehen können, würde einen fieberisch leuchtenden Blick in seinem Auge wahrgenommen und dabei bemerkt haben, wie seine große gebogene Nase sich kühn und weit blähte. Er tauchte ein paar Finger auf die Tasten, und augenblicklich war die ganze Gesellschaft wie elektrisirt. Eine perlende Tonleiter riß zum Entzücken hin, einige, sich wollüstig auflösende Akkorde folgten langsam und dann, wie von einem Sturmwind, zügellos, wolken suchend, fortgerissen, gab er sich der ganzen berauschen den Kraft seiner feurigen Phantasie hin. Alles lauschte mit angehaltenem Athem. – Josephson ergriff Eduard's Hand und drückte sie fest in die seinige – Raphael Sanzio's elegischer Blick suchte Kannenschmidt's brennendes Auge, welches um so wilder leuchtete, je blässer sein mageres Antlitz wurde; Oeggering lehnte sich in seinen Stuhl mit geöffneten Augen und Lippen zurück und Waldau blickte ahnungsvoll zum Himmel auf.

»Horch!« flüsterte Eduard Josephson leise zu, »horch! Er betet!«

Und in der War ging Felix' rauschende Musik in ein leise klagendes, dem Gebete ähnliches Geflüster über, er ließ seine Töne wie die einzelnen Tropfen eines rinnen den Baches dahinrieseln und doch drangen sie bis in die innerste Seele der Zuhörer. Dann aber, wie mit neuem Muthe beseligt, mit frischer Kraft belebt, jagte er wie auf wildem Rosse dahin, sprang über Gräben und sonstige

Hindernisse, und allmählig wieder in beruhigendere Auslassungen hinübergleitend, kam er endlich, vollkommen befriedigt, am Ziele an. Er stand auf und wandte sich um; sein Gesicht war verschleiert, aber ruhig, sein Auge nach innen gewandt. Wenn Jemand jetzt auch gesprochen hätte, er würde es nicht gehört haben, denn er lauschte dem innern Genius noch allein, und der sprach für ihn lauter, als die Trompete des wildesten Schlachtgetöses. –

Alles saß still, feierlich da. Da ergriff Oeggering, der stille, denkende Bildhauer, das Wort:

»Das war keine Musik, das war die Kunst in göttlichen hörbarer Form! Felix, komm an mein Herz, Du hast mich eben belehrt, wie ich modelliren muß!«

Und er drückte den leise seufzenden Musiker dankbar an sich. Allmählig fand sich die Sprache in der Versammlung wieder. Felix allein ging, mit sich selbst beschäftigt, im Zimmer auf und ab.

»Wenn ich so Etwas höre,« bemerkte Ernst, »kommt mir meine ganze Maschinerie wie das Folterwerkzeug der Hölle vor. Ich kann nicht mehr zeichnen.«

»Schade, daß man solche Töne nicht fesseln kann,« sagte Oeggering, »ich möchte sie in carrarischen Marmor hauen, damit sie unvergänglich bleiben.«

»Da würden sie vergänglicher sein als auf dem Papiere,« bemerkte Waldau. »Musik und Schauspielkunst sind nun einmal die flüchtigsten Musenkinder; Erstere läßt sich doch noch fesseln mit Noten, Letztere aber ist, einmal geboren, augenblicklich gestorben – nur der Erinnerung verbleibt sie.«

»Dafür zieht sie aber auch durch Auge und Ohr zugleich in das Menschenherz und erschüttert es,« bemerkte Raphael. »Die Musik kann man allein hören, jene zugleich auch sehen.«

»Ach, und die Malerei?« fragte Riepenstahl traurig.

»Und die Sculptur?« rief Oeggering; »wie lange müssen wir pinseln und meißeln, ehe wir genießen, was wir schaffen.«

»Sie leben Beide aber auch Jahrhunderte,« sagte Waldau, »wie die Architektur.«

»Diese letztere ist die beste Kunst von allen,« spöttelte Josephson; »sie erschafft nicht allein ein dem Auge wohlgefälliges Kunstwerk, sondern sie baut auch Zimmer, in denen man herrlich und bequem essen und schlafen kann.«

Eduard drohte mit dem Finger.

»Welche ist die Edelste von allen?« rief Ernst aus.

»Offenbar die Poesie,« sagte Waldau, »sie schafft mit dem wenigsten Apparate – allein mit dem Gedanken – die lieblichsten Dinge und bleibt für alle Ewigkeit dieselbe und unverändert.«

»Du vergissest,« rief Wolf, »das unschuldig besudelte Papier und die schrecklich schwarze Tinte! Nein, welche die Edelste ist, weiß ich nicht, die Unedelste offenbar aber ist« – und hier warf er einen blitzenden Blick auf Waldau und Oeggering.

»Nun, welche Kunst *kann* eine unedle sein?« rief Waldau, flammenden Auges.

»Die,« war die mit leisem Lächeln gegebene Antwort, »welche sich am meisten dem Handwerke nähert.«

»Und welche ist Das?« fragte Eduard mit Stirnrunzeln, obwohl er wußte, daß Josephson nicht im Ernste sprach.

»Laßt ihn nicht ausreden, laßt ihn nicht ausreden!« rief Waldau sehr laut, »er bereut nachher, was er spricht; er meint uns, Oeggering, weil wir mit eisernem Meißel und hölzernem Hammer arbeiten – aber warte, Schelm, ich werde Dich beim Ohre nehmen, wenn ich Dich nächstens Thorwaldsen's Grazien sehen lasse. Dann sollst Du beichten, und ich werde Dich nicht absolviren.«

»Ich verlange keine Absolution,« rief Wolf, »ich beichte schon jetzt. Und mit komischem Pathos beugte er vor Waldau das Knie und flötete: »*Pater peccavi.*«

Alles mußte lachen und allmählig erst beruhigte man sich wieder. Die jungen Leute, außer Felix, nahmen ihre Plätze wieder ein und setzten die unterbrochene Arbeit fort. Eduard, dessen Pferdegruppe beendet war, hörte auf zu zeichnen und rückte die vor ihm stehende Lampe näher vor Kannenschmidt, der ämsig an seiner Skizzirung fortfuhr und so sauber und schnell arbeitete, daß der neben ihm sitzende Manowsky oft seinen schönen Kopf zu ihm wandte und dem flüchtigen Bleistifte des Nachbars seine Aufmerksamkeit schenkte. Eduard sah die bleiche Wange des jungen Künstlers, und ihm fiel mehr denn je sein kränkliches Aussehen auf.

»Kannenschmidt,« sagte er, »Sie arbeiten zu eifrig, gönnen Sie sich Ruhe und sprechen Sie lieber Etwas; Sie waren den ganzen Abend so stumm.«

Der Semmelmaier ließ bei diesen liebeich gesprochenen Worten sogleich seinen Bleistift ruhen und verneigte sich vor dem Studenten, den er in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft schon ungemein lieb gewonnen hatte, und auf dessen Belehrung er einen außerordentlichen Werth legte.

»Mir steht es am Wenigsten zu, zu sprechen,« erwiderte er bescheiden, »denn ich habe noch am Meisten zu lernen. Wenn es mir aber erlaubt ist, zu reden, so will ich etwas ganz Neues mittheilen.«

»Sprechen Sie, wir hören Ihnen sehr gern zu.«

Der junge Mensch, da er nun die Blicke Alter auf sich gerichtet sah, erröthete stark, warf seine langen, schlichten, hellblonden Haare bei Seite und sprach:

»Ich habe heute etwas sehr Schönes gesehen, Etwas, was ich mir so vollkommen und neu nie vorgestellt habe, und noch dazu durch einen Zufall, der, wie ich vermüthe, Wenigen bisher zu Theil geworden ist.«

»Nun, was wird Das werden,« rief Waldau und legte auch seinen Bleistift nieder.

»Ich hatte den Professor Kühling heute Etwas zu fragen,« fuhr Kannenschmidt fort, »und ging in seine Wohnung, nachdem er das Atelier früher als gewöhnlich verlassen. Als er mich im Vorzimmer sah, rief er mich in seine Arbeitsstube, in die er sonst Niemanden einläßt, und sagte zu mir:

›Kannenschmidt, kommen Sie einmal herein und sehen Sie sich Das da an.‹ Dabei zeigte er auf ein Gemälde,

welches auf einer Staffelei am Fenster stand, und welches weder Oelbild noch Aquarelle war, und mich doch so entzückte, wie mich fast noch nie ein Bild entzückt hat.«

»Nun, was wird Das gewesen sein,« rief Waldau gespannt.

»Wie gefällt Ihnen Das?« fragte mich der Professor. –

»Ich sah ihn an und sagte: ›Das ist köstlich, aber was ist das für Malerei?«

»Das ist ein Geheimniß,« sagte der Professor, ›die Alten nannten es Tempera, vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhunderte malte man viel so, allmählig kam es in Verfall und jetzt weiß man nur noch die ungefähre Zusammensetzung und Bereitung der Farben.«

»Aber er hat es doch gewußt,« erwiderte ich und zeigte auf das Bild.

»Ja, freilich,« sagte er, ›*Der* versteht es, Gott weiß, woher er es hat. Dies Bild gehört dem Könige, und wir sind die beiden Einzigen, die es vor ihm gesehen. Das Bild ist in acht Tagen gemalt, das erste in seiner Art, welches der Künstler Jemandem zeigt, denn er arbeitet still für sich, pflegt mit Niemandem Umgang, und ist ein zurückhaltender, eigensinniger Mensch. Mir hat er es allein auf des Königs Befehl heute Morgen gebracht; ich soll es schätzen und meine Meinung darüber sagen. Aber ich bin ungewiß, was ich sagen soll, denn es ist in Wahrheit eben so neu, wie schön, also schwer zu beurtheilen.«

Alle Zuhörenden hatten bei diesen einfachen Worten große Augen gemacht, namentlich die Maler. Waldau sprang auf und kam auf Willibald zu.

»Tempera, sagst Du? Ist Das auch wahr?«

»So gewiß es mir der Professor gesagt hat.«

»Nun, mein Gott, was war es denn für ein Bild, und weshalb war es denn so schön?«

»Das Bild war etwa vier Fuß lang und drittehalb hoch. Es stellte eine Tyrolerlandschaft dar – blauer, leicht bewölkter Himmel, im Hintergrunde Berge, davor eine Art Dorf und ganz vorne ein See. Die Sonne schien und es war ruhige Luft. Alles aber war so wahr, die Luft so klar, der Sonnenschein beinahe greif- und fühlbar, das blaue Wasser bis auf den Grund zu durchdringen und eine Natürlichkeit, Frische und Heiterkeit der Farben vorhanden, daß man glaubte, man sähe durch eine Glasscheibe in die Natur wirklich hinein.«

»Da haben wir's!« rief Waldau; Der hat das Geheimniß entdeckt. So vollkommn soll man früher diese Methode verstanden haben. Die Mischung der Farben ist das ganze Geheimniß, aber es gehört eine geübte, sichere Hand dazu, denn es muß schnell und mit eigenthümlich gearbeiteten Pinseln gemalt werden. Ein solcher Mensch fehlt mir, den muß ich haben.«

»Geben Sie sich keine Mühe, Herr Waldau,« fuhr Willibald fort, »er läßt Sie nicht vor. Gerade vor Malern hütet er sich am Meisten. Der Professor nannte ihn nicht allein eigensinnig, sondern auch launenhaft.«

»Dieser Mensch muß mit einem Male vom Himmel geschneit sein, man hat ja noch nie von ihm gehört.«

»O ja, in Baiern, erzählte der Professor, hätte ein Maler gelebt, der Tempera zu malen verstanden und dieser hätte auf seinem Sterbebette dem hiesigen das Geheimniß mitgeteilt, was derselbe dann vortrefflich zu benutzen gewußt.«

»Und wie heißt der fabelhafte Mensch, und wo wohnt er?«

»Wo er wohnt, weiß ich nicht, wohl aber der Professor. Sein Name aber ist Adalbert Lambeck, und um keinen Preis will er sein Geheimniß verkaufen.«

»Das verdenke ich ihm nicht. Morgen gehe ich zu ihm.«

»Sie werden sich vergebens bemühen, er läßt keinen Maler ein.«

»Dann soll ihn der Blitz erschlagen, den Grobian! dann will ich ihn fangen!«

»Am Besten wäre es,« sagte der sanftere Manowsky, »wenn Eduard zu ihm gehen und ihn für sich zu gewinnen suchen wollte.«

»Um ihm sein Geheimniß zu rauben?« fragte Dieser.

»Gott bewahre! Mag er es behalten und sich damit mästen,« rief Waldau, »in unsern Kreis aber soll er, wir wollen Alle von ihm Nasen ziehen. Eine solche Gelegenheit zeigt sich alle hundert Jahre nur Einmal, wenn Das wahr ist, was der Kleine da erzählt.«

»Ich kann es versichern,« betheuerte Dieser.

»Nun, dann gehst Du zu ihm, nicht wahr, Eduard?« bat Waldau.

»Ich will mein Möglichstes versuchen, ich werde in diesen Tagen meinen Weg zu ihm nehmen.«

»Und heize ihm tüchtig ein! »Du verstehst es. Und ist er grob, so sage ihm, hier wären auch noch Leute, die Etwas verständen Und Du, Kleiner, habe Dank für Deinen Bericht. Das war heute Abend das Wichtigste.«

»Ich habe schon lange vor, es zu erzählen, ich besorgte nur, das Gespräch zu unterbrechen.«

»Höre, mein Sohn Willibald,« schulmeisterte Josephson, »Das merke Dir: wenn Du etwas Gutes, wie heute, mitzuthemen hast, so sprich getrost, – und wenn wir sogar beim Essen und Trinken sind, so ist uns Deine Weisheit immer willkommen!«

So schloß dieser Abend und in der Art wurden alle Sonnabende abgehalten. –

Am nächsten Morgen, bevor Eduard noch seine Collegien besuchte, begab er sich in eine Kleiderhandlung. Er hatte sich genau Willibald's Größe und Stärke gemerkt: Für einen Theil seines ersparten Geldes kaufte er in aller Stille einen anständigen Rock, Weste und Beinkleider, einen warmen, dem malerischen Geschmacke des Künstlers entsprechenden Ueberwurf, einen schwarzen breitrandigen Malerhut und ein Paar vortreffliche warme Handschuhe. Alle diese Gegenstände ließ er durch den Kaufmann in Kannenschmidt's Wohnung abgeben, ohne den Namen des Gebers hinzuzufügen. Am nächsten Sonnabende aber erschien der warm und anständig gekleidete in der Künstlergesellschaft und wurde von Allen wegen seiner neuen Ausstattung angestaunt. –

»Hast Du ein Bild verkauft Willibald?« fragte Raphael.

»Nein, eine gütige unbekannte Fee hat mich beschenkt.«

»Oh!«

Josephson warf einen seiner sprechendsten Blicke auf Eduard. Dieser erwiderte den Blick fast mit Strenge. Josephson schwieg, aber er hatte die gütige Fee errathen. »Nun wirst Du nicht mehr frieren,« sagte er, »danke Deinem Talente und –«

»Jetzt auf Eure Plätze!« rief Eduard.

#### VIERTES KAPITEL. DER TEMPERA-MALER.

Schon früh am nächsten Morgen überbrachte Kanschmidt die Wohnungsanzeige des Tempera-Malers. Eduard hatte seinen Besuch auf die elfte Stunde festgesetzt, weil er zu dieser Zeit gerade eine Pause für sich hatte. Als er aber in die Wohnung des Malers kam, hörte er zu seiner Befremdung, daß derselbe seit dem Morgen dieses Tages verreis't sei und erst Ende des Sommers zurückkehren werde. Seine Bilder in seiner Abwesenheit zu betrachten, wurde von der Wirthin Niemandem gestattet. Das wird Waldau betrüben, dachte Eduard, und ich selbst bin in meiner Begierde, etwas Neues, Schönes und Großes zu sehen, arg betrogen. Nun, des Sommers Ende kommt auch heran!

Und es kam heran. Dem fleißigen Studenten, dessen Thätigkeit nach allen Richtungen in Anspruch genommen war, verflog die Zeit wie ein anmuthiger Schmetterling, den man verfolgt, Berg auf, Berg ab, und der

plötzlich, man weiß nicht, wohin er entkommen, verschwunden ist. Und doch war er glücklich, dieser junge Student, glücklich, trotzdem er des flüchtigen Schmetterlings nicht habhaft werden konnte. Es war jetzt die Zeit in seinem Leben, wo die Bahn, die er täglich durchschritt, glatt und eben war; weder Berge, noch Flüsse, noch sumpfige Wiesen hielten seinen eiligen Wanderschritt auf, die Luft war ruhig um ihn her, der Himmel über ihm heiter, und seine lautesten Wünsche, vorwärts zu kommen, wurden mit jedem Tage mehr erfüllt. Ein eigentlicher Schmerz war ihm noch nicht zugestoßen, er kannte ihn bloß vom Hörensagen; an Anderen hatte er ihn wohl gesehen, an sich selbst noch nie empfunden. Aber die Möglichkeit desselben auch für ihn hatte er sich wohl eingestanden; allein vertrauend auf Gott, die Menschen, mit denen er verkehrte, achtend und liebend, der Zukunft, wie sie auch sein mochte, männlich in's Auge schauend, fürchtete er Nichts. Und doch war ihm dieser Augenblick, sein erster Schmerz, sehr nahe gerückt, und gerade von einer Seite sollte er ihm kommen, von wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Raphael Manowsky, der sanfte Maler, den er wegen seines milden Naturells, wegen seiner hohen Talente und seines edlen, hingebenden Charakters so innig liebte, war von der Vorsehung ausersehen, ihm den ersten Keim eines langen tiefen Wehes in die Seele zu streuen. Eduard hatte in der letzten Zeit an dem stillen Künstler schon oft eine Wolke der Schwermuth bemerkt, aber er hatte sie Ursachen zugeschrieben, die er nicht beseitigen konnte. Erst Waldau hatte

ihn auf den wahren Grund des Trübsinnes an dem verehrten Freunde aufmerksam gemacht, und nun hatte Eduard Gelegenheit genug zur Prüfung und Beobachtung desselben. Und als er dann nicht mehr zweifeln konnte, warum Jener so traurig gestimmt, da war auch für ihn der Zeitpunkt des Handelns gekommen, denn er fühlte die innere Pflicht und Nothwendigkeit, allen seinen Freunden, wo er nur konnte, hülfreich mit Rath und That, wie ihn der Vater belehrt, beizuspringen.

Eines Tages daher, es war am Ende des September, besuchte er den Künstler in seiner Wohnung. Manowsky war überrascht, Wollzagen bei sich eintreten zu sehen, mit dem er eigentlich nur in dessen eigener Behausung zusammen kam. Allein die frohe, gefaßte Miene des Eintretenden ermuthigte ihn, da er Eduard's Benehmen und Aussehen aus gewissen Gründen einer unausgesetzten Beobachtung zu unterwerfen gewohnt war. Er erwiderte freundlich, aber doch mit klopfendem Herzen den Gruß des Freundes und räumte ihm einen Platz auf seinem Sofa ein. »Rauchst Du eine Cigarre, Eduard?«

»Ich danke, ich habe zu *sprechen*. Ich rauche nur, wenn ich *plaudere*.« Das klang ernst in Manowsky's Ohren, denn er wußte, wie genau Eduard in seinen Aeußerungen war und dieselben seinen geistigen Bedürfnissen anzupassen pflegte.

»Nun sprich,« sagte Manowsky, scheinbar gleichgültig, aber innerlich das Aergste besorgend.

»Raphael,« begann Eduard fest und sicher, »ich weiß, warum Du seit langer Zeit traurig bist. Du hast keinen Grund dazu, sei heiter.«

»Bin ich denn traurig? Und wenn ich es wäre und einen Grund dazu in mir selber trüge, könnte ich auf Deinen Zuspruch denselben sogleich verbannen und heiter sein?«

»Ihn zu verbannen bin ich heute zu Dir gekommen. Ja!«

Der Maler schaute ihn mit unsicheren Augen an und schwieg.

»Hast Du so viel Vertrauen zu mir,« fragte Jener weiter, »mir Deinen Trübsinn und seine Ursache mitzutheilen?«

»Dir? Ja, warum nicht? Du kennst unser Aller Vertrauen und unsre Liebe zu Dir. Mit Einem Worte, ich fühle mich unruhig.«

»Die Unruhe kleidet Dir nicht und paßt nicht für Dein sanftes Wesen. Treibe sie aus.«

»Das ist bald gesagt!«

»Das ist eben so bald gethan, ich werde es Dir beweisen. Raphael, blicke mich an. Ich habe Dich oft an einem gewissen Fenster gesehen.«

»An einem gewissen Fenster?« fragte Dieser bestürzt.

»Ja, und einen Freund beobachten, der niemals in Deinen Weg hat treten wollen.«

Jetzt wurde der Maler in Wahrheit betroffen Eduard hatte ihn plötzlich und geschickt mitten in's Feuer des Feindes versetzt. So mußte er vorwärts oder rückwärts. Seine edle Natur trieb ihn dahin, wohin den Krieger die

Ehre und der gewaltige Ton der schmetternden Trompete treibt.

»Erröthe nicht,« fuhr der geschickte Herzenskenner an seiner Seite fort, »erröthe nicht und sprich; ich erwarte Deinen bejahenden Ausspruch. *Du hast mich* beobachtet!«

»Ja, ich habe es gethan.«

»Und warum hast Du es gethan?«

»Das kann ich Dir gerade am wenigsten sagen.«

»Am besten, willst Du sagen. Du liebst?«

»Ja!«

»Nun, ich wünsche Glück!«

»Was? Du wünschest *mir* Glück? Zu *dieser* Liebe?«

»Zu dieser Liebe. Judith ist ein edles und schönes, ach! auch ein sehr reiches Mädchen! Du wirst glücklich werden.«

»Glücklich? Ich? Aber Du?«

»Ich, – was soll ich dabei?«

»Eduard, *Du* kannst mich nicht täuschen. Aber die Welt sagt, Du seiest bereits ihr Verlobter, oder im Begriffe, es bald zu werden.«

Jetzt war die Reihe zu erröthen an Eduard gekommen.

Aber er erröthete nicht, weil man ein ihm untergelegtes Gefühl entdeckt hatte, sondern aus edlem Unwillen.

–  
»Was?« rief er flammend, »Wer hat Das gesagt?«

»Ich habe es gehört, ohne im Augenblicke zu wissen, von wem.«

»Nun, freilich, man sagt so Vieles, und, die Unberufenen am lautesten. Um die Sache kurz zu machen, – Du bist im Irrthum. Ich bin weder Judith's Verlobter, noch werde ich es jemals werden. Ich liebe sie nicht einmal, so lieb sie mir auch ist, ich habe noch nie geliebt und liebte ich einst, so würde die ganze Welt es sogleich erfahren. So Gott will! werde ich aber für's Erste nicht lieben.«

»So Gott will? Ist denn beglückte Liebe nicht eine Seligkeit?«

»Das mag wohl sein, aber ein Unglück ist es, zu lieben, ehe man ein fest begründetes Leben vor sich sieht.« –

»Leider ist Das wahr, wie Alles, was Du sagst. Ich kann es aber nicht mehr ändern.«

»Hast Du Dich redlich geprüft, Raphael?«

»So redlich wie ein redlicher Mann es vermag.«

»Gut, dann will ich Dir bei Judith und ihrem Vater förderlich sein.«

»Wie? Du wolltest?«

»Ich will. Ich führe Dich bei dem Banquier ein. Er giebt häufig große und kleine Gesellschaften, Du sollst daran Theil nehmen, ich verbürge es Dir.«

»Welche bedeutende Rolle aber spielst Du in dem Hause?«

»Ich spiele keine Rolle darin. Ich bin Lehrer und Hausfreund; wenn ich will, lenke ich Vater und Tochter. Dir zu Liebe will ich thun, was ich für mich selbst nie gewollt habe.«

»Du bist ein edler Mensch. Wenn aber Judith Dich liebte?«

»Das verhüte Gott!«

»Das sage auch ich! Wenn es aber doch so wäre?«

»Dann würde ich es ändern, augenblicklich.«

»Das kannst Du nicht.«

»Du kennst mich noch lange nicht genug. Ich *kann*, was ich *will*.«

Hier endete die Unterhaltung. Eduard ging, um die Wahrheit oder Täuschung Dessen zu ergründen, was Raphael ihm so eben enthüllt hatte. In den Unterrichtsstunden bei der Tochter des Banquiers wurde der jugendliche Lehrer ein schärferer Beobachter, als man dies in seinen Jahren zu sein pflegt. Aber er hatte sich an Judith's Unbefangenheit, Freundlichkeit, an ihr zutrauensvolles Wesen so gewöhnt, daß er alles Ernstes nicht voraussetzen zu dürfen glaubte, was ihm ein so großes Erstaunen verursacht hatte und was ihn, wenn er es gefunden hätte, ernstlicher als irgend etwas Anderes in seinem Leben geschmerzt haben würde. Und doch irrte er sich in den Gefühlen des leicht erregbaren, schönen, jungen Mädchens. Die Eifersucht, in mildester Form Raphael's Wesen ergreifend, hatte sich diesmal nicht geirrt. Judith hatte nicht viel Zeit gebraucht, einen jungen Mann zu lieben, wie sie ihn nie schöner, unterrichteter, von festerem Charakter und lebenswürdigerer Offenheit gesehen. Schon am ersten Tage fühlte sie sich bei seiner unerwarteten Erscheinung, seinem ernststen Benehmen, dem freundlichen, ergebenen und doch männlich festen Tone seiner

melodischen Stimme wie von den schwunghaften Fittichen eines besseren Wesens umrauscht; ihr empfängliches, aber energisches Gemüth befreite sich schnell von den Fesseln kindlicher Befangenheit, offen war ihr ganzes Herz, dem neuen, gewaltigen Eindrücke entgegengetreten und schnell hatte es sich hinter dem eingezogenen Bilde wieder geschlossen, um es fest zu halten mit aller, dem jungen Weibe eigenthümlichen, instinktartigen Energie. Und arglos, wie Eduard war, sah er nicht den schnell emporlodernden Funken in ihrem lebhafter gewordenen Auge, in ihren sprechenden sich entwickelnden Gesichtszügen, viel weniger durchdrang er die künstliche Rinde, die das schlaue Mädchen um ihr Herz zu legen wußte, denn Das fühlte sie ebenfalls instinktartig heraus, daß ihr neuer junger Lehrer kein Mann war, dessen Herz im Handumdrehen zu fesseln war. Ganz still, im Innern hoffnungsvoll, äußerlich kindlich froh, ließ sie einen Tag nach dem andern vorüberschwimmen, denn sie hatte ja noch lange Tage vor sich, und mit den langen Tagen lange Freuden, lange Seligkeiten. Nur bisweilen, gleichsam unwillkürlich, blitzte ein Schein ihres weislich oder natürlich – wir wollen es nicht genau entscheiden – verborgenen Feuers in That oder Rede hervor, dann war Eduard aber jedes Mal, wie damals nach Weihnachten, von anderen Regungen, der Dankbarkeit oder Ergebenheit erfüllt, und er sah und fühlte nicht, was jeder Andere, wenn er anwesend gewesen wäre, mit hundert Augen gesehen hätte.

Und der Vater? Es hat wohl selten einen reichen, thätigen Geschäftsmann wie ihn gegeben, der ein eben so zärtlicher, aber auch so wenig das Herz seines Kindes beobachtender Vater gewesen wäre. Er sah nur seine Judith, wie sie ihm äußerlich erschien. Er gewahrte ihre wachsende Schönheit, ihre vielversprechende, schnelle geistige Entwicklung, er hörte sie lebhaft sprechen, munter singen, er fand sie fröhlich und heiter – was konnte Schlimmes unter dieser lieblichen Oberfläche verborgen sein? Und selbst wenn – wenn er ein durchbrechendes Gefühl für den schönen Lehrer, den er selbst so hochschätzte, an ihr wahrgenommen hätte, nun, was hätte denn Das zu sagen gehabt! Konnte er sie nicht wieder lieben, konnte er, der edle, geistreiche Mann, sie, das reiche, schöne Mädchen, nicht glücklich machen? Freilich, er war arm, eines Pfarrers Sohn. Nun, er selbst aber war reich. So verblendet war er nicht. Von seinen Schätzen, so verehrte er den Mammon der Welt nicht, daß er ihn auf Kosten des Glückes seines Kindes hätte einzig und allein zu Rathe ziehen sollen, wenn es eben galt, jenes Glück zu begründen. Nein, Eduard Wollzagen wurde Arzt; er, der Banquier, konnte ihm seinen Ruf, sein Haus, sein Auskommen begründen, und es wäre ja eine doppelte Freude gewesen, zwei für einander geschaffene Menschen glücklich zu machen. Ach! der gute Banquier war selbst mit seiner verstorbenen Frau, Judith's Mutter, so glücklich gewesen, daß er für die Zukunft der Tochter derselben wohl größere Opfer hätte bringen können.

Von jetzt an, den Winter hindurch, wo er alle Abende, mit Ausnahme des Weihnachtsfestes, welches er wieder in Bilsingen verlebte, im Hause des Kaufmanns seinen Unterricht fortsetzte, hatte Eduard sich ernster, zurückhaltender gegen Judith gezeigt. Raphael hatte er sein Versprechen gehalten und ihn eingeführt. Anfangs war Dieser ruhiger geworden, hatte sich in Gedanken einer glücklichen Zukunft hingegen, denn er sah wohl, wie Eduard Judith nicht wie eine werdende Geliebte betrachtete; dann aber, von dem scharf sehenden Auge nie ganz verlorener Eifersucht geblendet, glaubte er in Judith's Benehmen bisweilen wieder mehr zu gewahren, als was er in dem Wesen einer dankbaren Schülerin gegen ihren Lehrer finden zu müssen sich vorstellte. Er wurde wieder trüber, einsylbiger, und, was Eduard am wichtigsten dabei war und endlich den Ausschlag herbeiführte, – seine Kunst litt darunter; er malte zwar noch, aber er malte ohne Begeisterung, seine Inspirationen waren matt, seine Bilder entbehrten der reizenden Frische eines ruhig vollbringenden Gemüthes.

»Wohin wird Das führen?« fragte sich Eduard eines Abends, nachdem ihn die Künstlerfreunde verlassen hatten. »Was soll ich thun? O, Das ist leicht zu beantworten. Ich thue, was ich thun muß; diesem vortrefflichen Menschen muß geholfen werden, und sollte ich darunter selbst leiden. Ich beziehe zwar ein schönes Geld von dem Banquier, ich kann Anderen und mir damit nützen, und habe schon damit genützt, aber zu Grunde gehen darf deswegen kein so bedeutendes Talent.«

Und wie er stets schnell in seinen Entschlüssen und deren Ausführung war, so auch hier. Er schrieb dem Banquier Ermeling einen warmen, dankbaren, ergebenen Brief, verzichtete ferner auf den Unterricht, da ihm seine Zeit nicht mehr gestatte, auch nur *eine* Stunde seinem Studium zu entziehen und schloß mit dem freundlichsten Wunsche, der in die Tochter übergepflanzte Saamen seines geringen Wissens möchte ihr und ihrem Vater die segensreichsten Früchte tragen.

Bevor er diesen Brief abfandte, zeigte er ihn Manowsky. Aber Dieser war nicht im Mindesten für sich dadurch beruhigt. »Alles, was ich daraus entnehme,« sagte er, »ist, daß ich jetzt weiß, daß Du wirklich *bist*, was Du uns Allen schon längst zu sein *schienst*: ein braver Mensch, ein edles Gemüth, ein aufopfernder Freund. Was ich aber nicht daraus folgen sehe, ist, daß Dich Judith dieses Briefes wegen weniger lieben wird.«

»Wenn es wirklich ist, wie Du sagst, daß nämlich das arme Mädchen eine Neigung für mich gefaßt, die ich nicht erwidern kann, was soll ich thun?« fragte Eduard. »Ich weiß nichts Besseres.«

»Sprich mit ihr selber und theile ihr mit, daß Du sie nicht lieben kannst.« Eduard lächelte. »Erst muß sie mir doch sagen, daß *sie mich* liebt, bevor ich ihr mittheile, daß diese Liebe eine vergebliche ist.«

»Du hast Recht! Ich fasele.«

»Du faselst nicht, aber Du bist blind, eben weil Du liebst. Laß es gut sein, Raphael, es wird eine Gelegenheit kommen, Dir zu nützen. Ich werde es mit allen meinen

Kräften thun. Bis dahin aber sei vernünftig und gieb Dich Deinem ruhigen Genius wieder hin.«

»Und wenn mir der ruhige Genius nicht wiederkommt, gehe ich nach Rom, um nimmer wiederzukehren.«

»Du wirst nicht nach Rom gehen, oder erst in zwei Jahren, wenn wir Alle zusammen gehen, und Du wirst nicht allein Dein Herz, sondern auch ein anderes mit Dir nehmen. Ich sehe Alles im Geiste geordnet schon vor mir.«

»Gott gebe es!« –

Was Manowsky vorhergesehen, Eduard aber nicht vermuthet hatte, geschah. Der Banquier empfing den Brief und brachte ihn sogleich zu Judith. »Da,« sagte er, »lies.« Die Tochter las, schrie laut auf und stürzte dem verwunderten Vater in die Arme.

»Nun, Judith, was ist Das?«

»Was Das ist, Vater?« rief Judith schluchzend und blickte ihn mit dem sprechenden Auge so entschlossen an, daß der gute Mann zum ersten Male den nicht genug gewürdigten Einfluß der Tochter spürte, – »was Das ist? Das ist weiter Nichts, sage ich Dir, als daß ich zu *ihm* gehe, wenn er nicht zu mir kommt.«

»Oho!« machte der Vater, und, was selten geschah, eine Thräne kam in sein trockenes Auge, welches lange nicht dieser, unter Umständen erquickende Quell befeuchtet hatte.

»Mein Kind!«

»Mein Vater!«

»Ist das Dein fester Wille?«

»Mein fester Wille! Mag kommen, was will!«

»Beruhige Dich, Judith, beruhige Dich,« schmeichelte er, und küßte ihre heiße Stirn – »er soll schon wiederkommen, ich will sogleich zu ihm fahren.« –

Es war gegen Abend, als Herr Ermeling's bequemer Winterwagen vor Holzbrecher's Hause hielt. Eduard arbeitete ruhig und hörte kaum die Thür seines Zimmers sich öffnen, durch die der Banquier bei ihm eintrat.

»Guten Abend, Herr Wollzagen!«

»O, Herr Ermeling! Guten Abend! Was führt Sie in meine arme Behausung?«

»Ich will sehen, ob Sie der gute Sohn des vortrefflichen Pfarrers Wollzagen sind.«

»Ich bin sein Sohn; ob so gut, wie er, weiß ich nicht und glaube es kaum.«

»Wir wollen es versuchen. Mein Wagen steht vor der Thür. Kommen Sie mit mir.«

»Wohin?«

»In mein Haus, den Unterricht fortzusetzen. Judith erwartet Sie.«

»Ich darf nicht!«

»Soll ich ihr Das sagen, Herr Wollzagen?« Und die Stimme des Vaters nahm einen weichen, bittenden Klang an. »Ich habe es ihr schon gesagt; wenn Sie nicht zu ihr kämen, hat sie erwiedert, so würde sie zu *Ihnen* gehen.«

Eduard sträubte sich das Haar. Er sah mehr, als er je zu sehen gefürchtet hatte.

»Und Das sagen *Sie* mir, der Vater?«

»Sie ist meine einzige Tochter, Herr Wollzagen, ich bin an Liebe so arm!«

Und der lange vertrocknete Quell kam wieder in sein Auge. Eduard ergriff seine Hand und drückte sie warm.

»Herr Ermeling,« sagte er. »Ihre Tochter wird von einem edlen Manne, einem großen Künstler innig geliebt.«

»Das schadet nicht, um so eher können Sie kommen.«

»Auf *Ihre* Gefahr?«

»Auf *meine* Gefahr.«

»Gut, gehen wir, Sie sind ihr Vater, handeln Sie, wie Sie wollen, ich werde handeln, wie ich muß.«

Und er nahm seinen Mantel und Hut und folgte dem Banquier in den Wagen.

»Wie froh bin ich,« sagte Dieser, als die Pferde dahin jagten. »Wenn ich ohne Sie gekommen wäre, welch ein Ereigniß! Mit Ihnen ist Friede, Ruhe, Familienglück in mein Haus gekommen, ohne Sie würde es eine Hütte des Elends sein.«

»Aber die Welt, Herr Ermeling, was wird die Welt sagen, daß Sie mich selber holten?«

»Die Welt? Die Welt bin ich – ihr Vater! Und ich bin damit zufrieden!«

Am nächsten Morgen ging Eduard zu Raphael und theilte ihm den Vorfall mit.

»Hab' ich es nicht gesagt?« rief Dieser.

»Sei ruhig,« erwiderte Eduard, »sei geduldig. Sie wird Dich noch lieben, inniger als mich.«

»O, Du willst mich nur vertrösten!«

»Ich schwöre es Dir zu, wenn Du willst!«

Erst in der Mitte des nächsten Sommers war der Gegenstand der Neugierde und des Interesses Aller, der einer wahren künstlerischen Gier Waldau's, aber insbesondere, von seiner langen Wanderung in die nordischen Gegenden Europas zurückgekehrt. Kannenschmidt war wieder der Erste, der die Anwesenheit des Tempera-Malers durch den Professor Kühling erfuhr, er theilte es dem Freundeskreise mit und Eduard trat noch einmal seinen Weg zu dem geheimnißvollen Künstler an. Eilen wir ihm einige Augenblicke voraus und erfahren wir das Nothwendigste von dem Leben und Wirken dieses seltsamen, begabten, aber eben so eigenwilligen und äußerlich rauh erscheinenden Mannes. Denn Adalbert Lambek war, wenn auch kaum seinen Jahren, doch seinem scharf ausgeprägtem Wesen nach, ein Mann in voller Bedeutung des Wortes. Gleich allen Denen, die sich auf einer rauhen Lebensbahn, meist durch eigene Hülfe und Anstrengung zu ihrem höheren Standpunkte emporgearbeitet haben, war er im Wesen schroff und rechthaberisch, im Charakter fest, undurchdringlich, im Umgange abweisend, nie suchend, selten sich finden lassend, in der Kunst aber eben darum eine besondere, seltene, großartige Erscheinung. Er stammte aus einer ungarischen Familie, war aber in Deutschland geboren und erzogen, so daß er nicht einmal die Sprache seiner Voreltern verstand. Frühzeitig ohne Eltern, Geschwister und theilnehmende Freunde, war er allein unter fremder Hand und fremden Herzen aufgewachsen, hatte sich künstlerisch einseitig, nach eigener Liebhaberei gebildet und immer eine

schroffe Richtung in seinen Kunstanschauungen verfolgt. So liebte er alles Eigenthümliche, Absonderliche, Extreme. Starke Hitze und große Kälte, Nord und Süd, Wasser und Feuer waren seine Elemente; in allen Gegensätzen der Natur und ihrer Schöpfungen fand er sich heimisch, nur unter aufregenden inneren und äußeren Einflüssen war er zufrieden, studirte und arbeitete er am liebsten. So waren denn auch seine schönsten Bilder in dieser Art sich elementarisch entgegengesetzt. Die arabische Wüste und das ewige Eismeer, die Gletscher der Alpen und die unergründliche Oede amerikanischen Urwaldes – diese boten ihm den Stoff für seine erhabensten Schöpfungen, und erst seitdem er die Tempera-Malerei kennen und lieben gelernt, hatte er sich auch an andere Darstellungen gewagt. Zu dieser Kunst war er in der That durch einen verstorbenen Freund, mit dem er in München die königlichen Fresken ausgeführt, geleitet worden. Dieser, ein vortrefflicher Chemiker, eifrig bemüht, verloren gegangene Kunstfertigkeiten von anerkannter Meisterschaft wieder aufzufinden, hatte die Tempera-Malerei, wenn auch nicht völlig ergründet, doch ihre hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten aufgefunden, aber Lambeck's mächtigerem Geiste war es vorbehalten geblieben, Das erst zu vollenden, was der zu früh verstorbene Freund begonnen hatte. In der Technik war er, gleich Waldau, Meister, in der Richtung gerade das Gegentheil von Manowsky, denn ihm gelangen nur diejenigen Gegenstände, Personen und Darstellungen vorzüglich, die, wie er selbst, einen scharf hervortretenden Charakter, eine markige,

drastische, heroische Gestaltung und den entsprechenden Inhalt halten. Von der Fresko-Malerei an ein schnelles Malen gewöhnt, von feurigem Temperamente gestachelt, von sicherem Auge geleitet, fuhr er rasch und kräftig mit seinem Pinsel über die Leinwand, mit jedem Striche einen charakteristischen, festen Zug hinterlassend. Ganz von gleichem Wesen war er im Umgange; im gewöhnlichen Leben schon hart, beißend, eifernd, war er gegen Künstler, Andere und sich selbst, stets mehr zum Tadeln als zum Loben aufgelegt, und beinahe aus dem einzigen Grunde, weil er, beständig strebend, sich niemals genug that. So war er im Verkehre mit Bekannten oft ein nicht gern gesehener Gast, und nur, wer ihn genau kannte, wußte ihn zu schätzen; an der Staffelei dagegen, den Pinsel in der Hand, das Auge voll Feuer – war er groß, eigenthümlich, in seiner Art unübertrefflich. Sein Aeußeres stimmte ganz mit seinem Innern überein. Er war von stattlicher Größe, straffem Muskelbau und festen Knochen. Sein kurzes, wollartig gekräuselttes, schwarzes Haar bedeckte einen eisernen Schädel; die Stirn war scharf markirt in den Vorsprüngen des Stirnbeins; graue, große, runde Augen blickten beständig rollend, unermüdlich im Auffassen tief eingepprägten Charakters, üppig auflodernder Leidenschaft; sein Teint war etwas dunkel, aber belebt; Mund, Nase, Zähne, Alles wohl proportionirt; in der Sprache kurz, abgerissen, ungefällig, redete er nur beim Malen langsam, sanft und wohl lautend.

So war der seltsame Mensch beschaffen, den Eduard heute besuchen wollte, um ihn für den gemüthlichen Kreis seiner Freunde zu gewinnen, nicht nur sich selber, sondern auch die Kunst im Allgemeinen durch seine Theilnahme am redlichen Streben zu fördern hoffend.

Adalbert Lambeck war über ein Jahr abwesend gewesen und während dieser Zeit größtentheils in den norwegischen Felsen umhergeirrt. Diese Natur war wie die seinige – wild, seltsam, originell. Er hatte Skizzen mitgebracht, die schon an und für sich Tausende werth waren, aber – und Dies war eine schwache Seite an dem sonst so bedeutenden Künstler – er verstand sein Talent am wenigsten selbst zu verwerthen. Alles, was er bisher geschaffen, behielt er meist in seinen Händen, und darum war er wenig oder gar nicht bekannt. Kam die Noth nahe an ihn heran, dann entschloß er sich wohl, obgleich ungerne, zum Verkaufe irgend eines kleinen, für ihn weniger werthvollen Bildes, und nur wenige Sammler hatten ein bedeutendes Stück von ihm aufzuweisen.

Er malte nur des Morgens von Tagesanbruch bis Mittags zwei Uhr. Dann war seine künstlerische Begeisterung zu Ende. Dann erwachte der Bedürfnisse fühlende Mensch in ihm. Dann aß er für Drei und trank für Vier. Nachmittags ging er nicht, sondern er rannte spazieren. Niemand konnte ihm Stand halten. Abends sah man ihn in Concerten, Theatern; am liebsten aber hielt er sich in einer Reitbahn auf, denn auf Pferde verstand er sich wie der erste Stallmeister der Welt. Bälle, Gesellschaften besuchte er gar nicht. Auch aß er des Abends Nichts, nur

trank er dann die schwersten Weine, ohne daß sie die geringste Wirkung, weder auf seinen Körper, noch auf seinen Geist ausübten. Morgens saß er wieder sinnig an der Staffelei und kein Mensch würde ihn dann von seinem Stuhle verlockt haben, auch wenn er ihm die Schätze Indiens geboten hätte. –

So saß er auch heute arbeitend auf seinem Zimmer. In diesem sah es etwas wild, doch künstlerisch angenehm aus. Fünf bis sechs große Staffeleien standen neben einander, große, vollendete oder angefangene Bilder darauf, alle aber waren mit einem dunkelgrünen, undurchdringlichen Vorhange geschlossen. Das Fenster, an welchem er malte, war allein frei von Vorhängen alle übrigen dicht verhüllt. Seine Farben standen, jedem Auge verborgen, in einem wohlverschlossenen Schranke, nur die augenblicklich gebrauchten, jeden Tag frisch nach seiner eigenen Weise und zu seinem Zwecke bearbeitet, bedeckten seine Palette. Seine Pinsel, wunderbar und mannigfaltig gestaltet, breite, spitze, große, kleine, hielt ein Amor von Gyps, neben seinem Arbeitsstuhle auf dem Erdboden stehend, zu beliebigem Gebrauche in seinem Köcher bereit. So also saß er heute vor seinem neuesten Bilde: dem glühenden Samum in der arabischen Wüste, Luft, Sand, Nähe, Ferne, Alles in glühenden Sonnenschein getaucht, den der wirbelnde Staub allein trübte; verschmachtende Kameele, hingesunkene, vor Durst lechzende Menschen, ein sich im Todeskampfe windendes herrliches Pferd, im Uebrigen heiße Steine, endloser, wüster Sand ohne alle Vegetation füllten das Bild. Es wehte ein Schauer Den

schon an, der es sah. Man fühlte seine Lippen trocken werden, sein Herzblut erstarren, seine Haare sich emporsträuben. Es lag eine so magische Gewalt in der Gluth, der Frische, der Lebendigkeit der Farben, daß man sich selbst in die traurige Natur der wilden tropischen Sonne versetzt glaubte. Mit schnellem, gewandtem, keckem Pinsel fuhr er darüber hin, sein Auge ruhte, etwas zurückgezogen, wohlgefällig, beinahe trunken auf der eigenen Schöpfung – da klopfte es an die verschlossene Thür. Rasch stand er auf, warf Pinsel und Palette weg, zog den Vorhang auch über dieses Bild, und, zornig brummend wegen der unwillkommenen Störung, öffnete er selbst die Thür. Mit mürrischem Blicke schaute er auf den Fremden; als er aber diese hohe, feine und edle Gestalt, dieses milde Gesicht mit den weichen Zügen und doch diese Stirn voller männlicher Entschlossenheit vor sich sah, zwang er den widerstrebenden, trotzigem Kopf zu einer höflich sein sollenden Biegung. Daß der vor ihm stehende Mann auch ein Charakter war, wie er selbst, und noch dazu ein recht tüchtiger, hatte der kluge Künstler beim ersten Ueberblick begriffen.

»Was beliebt?« fragte er mit seinem gewöhnlichen barschen Organe.

»Ich habe ein Anliegen,« lautete die ruhige, aber sichere Antwort, »das ich aber bei'm besten Willen hier zwischen Thür und Angel nicht vorbringen kann.«

»Treten Sie näher. Wen seh' ich vor mir?«

Eduard trat in das kleine Wohnzimmer des Künstlers, welches nur durch eine halb geöffnete Thür von dem Arbeitszimmer getrennt war, nannte seinen Stand und Namen und fragte, obgleich er es schon wußte, ob er den Maler Adalbert Lambeck vor sich habe?

»Der bin ich. Was steht zu Diensten?«

»Wollen wir uns nicht setzen?« fragte Eduard lächelnd, und that, als ob er zu Hause wäre, indem er sich einen Stuhl am Fenster nahm. Lambeck grollte innerlich über den Störenfried, der eine Miene annahm, als ob er ihm Etwas zu befehlen hätte, blieb aber trotzig vor ihm stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Jetzt wurde Eduard's kaltes Blut etwas bewegter und wärmer. Auch er erhob sich wieder, und da er durch diese Bewegung ganz nahe vor den Maler zu stehen kam, den er um einen halben Kopf überragte, so sah er ihn ernst und forschend mit seinem großen Auge an. Dieser Blick traf auf einen eben so festen, der aber weniger in Stahl getaucht war, wie der seine, und endlich dem bis in die Seele schauenden weichen mußte. Der Löwe fühlte, daß er einem Löwenbändiger gegenüberstand. Aber er ließ es sich nicht viel merken, nur zu sich selber sprach er innerlich: Der will was! aber er mußte auch unwillkürlich hinzudenken: Der kann was! Mit der Hand auf den Stuhl weisend und sich einen zweiten nehmend, setzte er sich, aber so, daß das Licht auf des Studenten Gesicht fiel, während das seinige im Schatten blieb. Eduard gewann, ohne es zu wissen, dabei, denn nun konnte der Maler alle seine Züge bis in's

Kleinste verfolgen, und Das that er redlich. Also saßen sie jetzt Beide. Eduard griff das Gespräch wieder auf.

»Ich fürchte fast,« sagte er, »Sie halten mich für einen Maler?«

»Nein! Für einen Künstler – vielleicht! Für einen Denker gewiß!«

»Nun, Sie haben so ziemlich gerathen – Sie sind das alles Dreies auch, aber ein Maler, also ein Künstler gewiß – und ein Denker – vielleicht!«

»Jetzt bin ich es gewiß!«

»Ja, Sie denken, was ich *will!*«

»Getroffen!«

»Mit Einem Worte: ich will Sie einladen, mich am Sonnabend Abend sechs Uhr in meiner Wohnung zu besuchen, wo Sie Künstler treffen werden, die Ihrer würdig sind.«

»Ich besuche keine Gesellschaften – die von Künstlern – Ignoranten oder Pfuscher – am wenigsten.«

»Dann haben Sie auch ganz Recht! Das würde ich eben so machen. *Meine* Freunde aber sind weder Ignoranten noch Pfuscher.«

»Wer sind sie?«

Eduard nannte jedes Einzelnen Namen und fügte seine nähere Richtung hinzu.

»Bei Gott! Das ist ja ein ganzes Künstlerthum, die können ja eine Republik bilden.«

»Das können sie – ich will aber hoffen, eine Monarchie, denn wir suchen einen König, und Der können Sie werden.«

»Sie wollen mir schmeicheln.«

»Ich schmeichle keinem Menschen, und wäre er ein wahrer König.«

»Nun gut, ich kann von Ihren Freunden Nichts lernen.«

»Diese wollen aber von Ihnen lernen.«

Des Künstlers Auge nahm einen halb frohlockenden, halb spöttischen Ausdruck an.

»Wenn sie *wollen* und wenn sie *können*,« sagte er.

»Sie wollen und können, ich versichere es Ihnen.«

»Ich will mich besinnen.«

»Dazu haben wir keine Zeit. Eine Stunde in der Entwicklung eines Menschen verloren, heißt vielleicht seine ganze Zukunft verlieren.«

»Das ist wahr. Sie gefallen mir.«

»Ich mache mir gar nichts daraus.«

Dieser Ausfall kam Eduard nicht von Herzen, er hatte aber schon heraus gefühlt, wie diesem wilden Genie zu begegnen, wie es zu fesseln sei. Und dieser Ausspruch wirkte ungeheuer. Die Eitelkeit des Künstlers, nicht des Menschen, war verletzt, und eitel als solcher war er.

»Wie sind Sie zu dem Entschlusse gekommen, mich aufzusuchen?« fragte er etwas neugierig.

»Durch ein Bild, welches dem König gehört, eine Felsensparthie mit einem See in Tyrol.«

»Haben Sie es gesehen?«

»Nein, ich habe nur davon sprechen gehört.«

»Man hat es mir abgedrungen. Ich verkaufe meine Bilder sonst nicht.«

»Sie verkaufen sie nicht? Wovon leben Sie?«

»Vom Essen und Trinken.«

»Ja so – das ist etwas Neues! Ich dachte wirklich, Sie würden mir antworten: von der Geringschätzung aller übrigen Menschen!«

»Da haben Sie auch Recht, ich schätze Viele gering, mich oft am meisten.«

»Das ist wenigstens *eine* gute Eigenschaft an Ihnen; jetzt fangen Sie an, mir zu gefallen.«

»Aber wer hat Ihnen das Bild gezeigt oder davon gesprochen?«

»Das kann Ihnen einerlei sein.«

»Jenes Bild hat mir schon viel Aerger verursacht, ich bin am Ende noch nicht damit über alle Berge. Ludwig von Baiern, als ich an seinen Fresken arbeitete, besuchte mich oft und lobte meine Arbeit. Ich schwieg stets, wenn er das that. Eines Tages sagte er, etwas verdrießlich, zu mir: ›Sie antworten mir nicht – haben Sie einen Wunsch?‹ – Ich wünsche Nichts, Majestät – ›Sind Sie schon in Italien gewesen?‹ – Man braucht nicht in Italien gewesen zu sein, um als Künstler zu gelten. Ich kann und will in Italien Nichts lernen. – Da ging er fort, ohne ein Wort weiter zu verlieren und schickte mir das dumme Bild zurück, das er schon behandelt hatte. Behandelt! – und ein König! Das war der Erste Aerger, den es mir verursachte.«

»Und warum können Sie in Italien Nichts lernen?« fragte Eduard begierig.

»Weil ich durch das Schauen anderer Richtungen als derjenigen, die ich mir vorgesetzt, von der meinigen abwendig gemacht werden konnte, und Das wäre ein

großes Unglück für mich. Denn die Richtung ist der Charakter, das Eigenthümliche, das Beste am ganzen Künstler. Sollte ich vielleicht Madonnen malen, ich würde ein Pfuscher. Ueberhaupt, wiederhole ich, kann ich und mag ich von Anderen Nichts lernen. In meinem eigenen Innern muß es liegen, wenn ich Etwas werden soll, und aus mir heraus zu lernen – so weit bin ich, Gott sei Dank!«

»Malen Sie auch in Oel?«

»In Oel kann jedes alte Weib malen. Das ist nicht schwer. Das ist der Anfang meiner Kunst gewesen. Da sind die Farben fertig, man braucht sie blos mit Oel zu reiben und den Pinsel einzutauchen. *Farben machen*, aus mineralischen oder vegetabilischen todten Substanzen ein *lebendiges* Wesen, Licht, Sonnenschein, Wasser, Luft bilden – Das ist eine Kunst, und Das ist *meine* Kunst. Das verstehen aber die Oelmaler nicht. Oelfarben, so schön sie sind, haben nie Leben.«

»Oh!«

»Sie brauchen es mir nicht zu glauben, ich zwinge Sie nicht. Erst erfahren, – dann urtheilen!«

»Haben Sie den Christuskopf dort an der Wand gemalt?«

»Gott bewahre! Der gehört meinem Wirthe. Ich male keine Christusköpfe, sterbende Heilige, halbtodte Leichname. Das Leben hat Schmerzen, Kranke, Sterbende, Todte genug, und es ist eine auf Abwege gerathene Kunst, die nur die Schattenseiten des Lebens darstellt.«

»Und doch sind die besten Bilder der Welt mit jenen Darstellungen erfüllt.«

»Die besten dieser Art stammen aus einer mystischen, fanatisch-religiösen Zeit. Ein protestantischer Maler, der sie jetzt noch malt, verdient Stockschläge. Ein katholischer kann sie meinethalben malen. Der glaubt daran.«

»Und woran glauben Sie?«

»An ein einziges, großes, umfassendes, allmächtigstes Wesen, – an die *Natur* allein, deren Kopf *Gott* genannt wird! Und diese Natur male ich.«

»Geben Sie mir Ihre Hand! Jetzt erkenne ich Sie.«

»Ich Sie auch! Wollen Sie meine Bilder sehen?«

»Von Herzen gern!«

Der Student hatte den verwundbaren Fleck an diesem Achilles getroffen. Jetzt war er mild wie ein Kind, fromm wie ein Lamm. Eilig schritt er dem jungen Manne in sein Atelier voran, rückte eine Staffeln nach der andern vor das Fenster und zog den Vorhang weg. Eduard war wie vom Schläge getroffen, so wirkte der unerwartete Zauber, die Kraft, die Wahrheit, das Leben, die Natur und Gott als Kopf in dieser Natur – auf den empfänglichen Kunstfreund. So war es bei Einem Bilde – so war es bei Allen. Zuletzt kam der Samum. Der Künstler selbst sprach kein Wort, verzog keine Miene. In ein feierliches Schweigen versunken, staunte er innerlich mit über die Wirkung seiner Gemälde; – Adalbert Lambeck feierte heute einen großen Triumph.

Eduard wandte seinen Blick von dem Bilde auf den Maler. Er ergriff seine Hand noch einmal und drückte sie.

»Wir verstehen uns,« sagte der Tempera-Maler. »Jetzt danke ich. Vorher war ich unwillig. Aber wenn Sie wüßten, wie abscheulich lieblos – grob – roh – ungebildet die Menschen sind.«

»O, ich weiß.«

»Nun gut! Was halten Sie von diesem Bilde? – ich meine, bei solch' schlechter Beleuchtung.«

»Ich dünkte, diese Beleuchtung wäre sehr schön.«

»Gott bewahre, sie ist sehr schlecht! Tempera verträgt, ja, verlangt Licht, viel Licht. Der schärfste Sonnenschein ist noch zu matt. Gas, Gas müssen Sie davor brennen sehen; dann glauben Sie nicht, daß es mit Farben, sondern daß es mit Licht oder Feuer selber gemalt ist.«

»Das ist mir neu!«

»Sie sollen es sehen. Und nun für heute genug, ein ander Mal mehr.«

Und er ließ den Vorhang fallen.

»Wo wohnen Sie?«

»In der Neuenstraße Nr. 65. Im Garten.«

»Also Sonnabends sechs Uhr? Gut. Ich komme.«

Sie begrüßten und Eduard empfahl sich; als er hinaus war, stand der Maler still und rief:

»Der Mensch hat mir warm zugesetzt. Ach, was für ein Kopf! Haar, Auge, Mund, Zähne, Alles wie es in meinem Hirne geschrieben steht. Und dieser Ausdruck – diese Miene! Als wenn er ein König wäre! O, Ludwig von Baiern! Wenn Du so aussähest! Ich muß doch einmal versuchen, ob ich ihn nicht fixiren kann.«

Und er nahm rasch einen schwarzen Stift und zeichnete auf einen großen mit weißer, künstlich zubereiteter Leinwand überspannten Rahmen Eduard's Kopf. Während er zeichnete, belebte sich sein Auge immer mehr – der Stift fuhr weiter und weiter und ging in eine ganze Figur über, gehüllt in ein flatterndes Gewand. Unten zwischen den Füßen krümmte sich ein Drache, den des gezeichneten Mannes Rechte mit einem Schwerte durchstach.

»Wie einem Das in die Hand kommt,« sagte der Maler lächelnd. »Das ist wahrhaftig St. Georg, der den Drachen bezwingt. So, für heute genug!«

Und er bedachte nicht, daß er selber heute den Drachen gespielt und von jenem St. Georg bezwungen worden war.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE MILLIONAIRE.

Eduard hatte kaum noch ein ganzes Jahr seiner Studien vor sich. Er besuchte nur noch die Kliniken. Er lernte das Krankenbette der Menschen, wie er es schon im Leben gekannt, auch im Hospitale kennen. Welch' eine Wohlthat für Armuth und Elend ist solch' ein Haus! dachte er oft. Hier erhält der Arme an Einem Tage mehr Lebenssaft, als draußen in der Woche! Und wie wenige vernünftige Hospitäler giebt es noch! Ja! Wenn ich Arzt an einem solchen Krankenhause werden könnte, würde ich mich vielleicht entschließen, Arzt zu bleiben; und dann wollte ich Josephson's ganze Theorie über den Haufen werfen. Ich fürchte aber, für den Arzt im gewöhnlichen

Leben hat er mehr Recht, als ich Anfangs glauben wollte.

–

So war denn nun auch für ihn die Zeit der Prüfungen gekommen. Er ging ihnen ohne die geringste Besorgniß entgegen. Denn wer seine Studienzeit mit Eifer, Nachdenken und Fleiß benutzt hat, braucht selbst die schwersten aller Examina: die medizinischen Staatsprüfungen, nicht zu scheuen.

Besondere Vorbereitungen zu irgend einem Examen kannte Eduard nicht. Sein Gedächtniß, im Allgemeinen treu und fest bewahrend, bedurfte nur im Einzelnen einiger Wiederholung, die er im Stillen, wenn er ging, aß, oder bevor er schlafen wollte, mit sich anstellte. So ist es denn unnöthig, den Verlauf dieses letzten Jahres weitläufig zu beschreiben. Wir kennen sein ganzes bisheriges Leben, seinen Umgang, seine Freunde, seinen geistigen Verkehr. Nur über sein geheimes Werkchen wollen wir noch anführen, daß es beinahe fertig war. Er feilte schon daran und schrieb den Anfang in's Reine. Josephson war von Dem, was er gesehen und gehört hatte, entzückt. Waldau konnte nicht oft genug wiederholen: Wenn er Das thun wollte oder wirklich *thäte*, was er in der Schrift *gesagt*, so wäre, vorausgesetzt, daß er die Mittel dazu in Händen hätte, noch nie vorher ein Mensch wie er dagewesen; er wäre in der That *unser* Messias! –

Holzbrechers besuchte er vor wie nach, wann er gerade Zeit hatte, oder ein Herzensbedürfniß ihn zu den gutmüthigen Leuten zog. Theater und Concerte waren

nur seine seltensten Erholungen, meist gab er den Freunden die fort und fort empfangenen Einlaßkarten. Mit den drei benachbarten Handwerkern stand er fortwährend auf dem besten Fuße. Mit seinem Vater unterhielt er einen beständigen Briefwechsel. Dieses reine, durchscheinende Gemüth nahm den Abglanz aller seiner Gedanken und Thaten auf, aber dafür hatte er auch das Glück, fast in Allem die Billigung des Vortrefflichen zu erfahren. Jedes Jahr hatte er die Weihnachtszeit im elterlichen Hause zugebracht und in der reinen Luft der freien Natur frischen Athem für das städtische Leben geschöpft. Zu der größeren Reise, die er unmittelbar nach überstandenen Examen antreten wollte, hatte er sich 150 Thaler erspart, und war mit den Freunden übereingekommen, daß sie Alle, in verschiedenen Richtungen freilich, aber an Einem Tage abreisen wollten, wozu die Vorkehrungen lange vorher getroffen worden waren.

Was ihm noch gleichen Kummer wie früher bereitete, war Raphael Manowsky, der noch immer nicht bei Judith erreicht hatte, was er jeden Tag eifriger erstrebte. Dennoch war er ruhiger, besonnener und also auch wieder thätiger geworden. Er glaubte an Eduard's Versprechen und vertraute ihm vollkommen. Judith war nun beinahe achtzehn Jahre alt und ein Mädchen von großer Schönheit geworden. Ihre stets gleiche Munterkeit, Regsamkeit, ihr zugleich scherzendes und doch äußerst bestimmtes Wesen hatte sich zu einer charakterfesten Gleichmäßigkeit entwickelt. Sie herrschte bei ihrem Vater und im ganzen Hause mehr, als je ihre Mutter hätte herrschen

können. In ihrem Verhältnisse zu Eduard hatte sich im Wesentlichen Nichts geändert. Josephson hatte auch fleißig in seinem neuen Fache studirt, er beendigte sein Studium mit Eduard zugleich und bestand, als jener sein letztes Examen bestand – sein erstes. Von seinem Gönner sprach er sehr wenig, von dessen Tochter, die ihn zum Theil zu jenem Entschlusse des Umsatteln getrieben, hörte Eduard gar Nichts mehr, so daß er bisweilen gesonnen war, die ganze Erzählung Wolf's für einen Scherz zu nehmen.

Dem war aber nicht so. Er selbst arbeitete und dachte im Stillen um so mehr daran. Was hilft auch das viele Sprechen von einem Gegenstande, sagte er oft zu sich. Langsam, aber sicher darauf losgehen, ihn ergreifen, ihn festhalten und dann behaupten, – so muß man es machen. Deshalb hatte er bei sich beschlossen, erst als Auskultator beim Kammergerichte einzutreten. Hätte er da eine Zeit lang mit ganzer Hingebung, zum Wohlgefallen des Chefs gearbeitet, dann wollte er vor den Präsidenten treten und sagen: Hier bin ich! Ich habe vier Jahre Medizin studirt, alle Examina rühmlich bestanden. Da sah ich Ihre Tochter und hörte Sie einst sagen, sie würde und dürfe nur einen Rechtsgelehrten heirathen. Sogleich verließ ich das Krankenbett, und nahm die Pandekten zur Hand. Jetzt bin ich 25 Jahre alt, Auskultator bei Ihrem Gerichte – prüfen Sie mich, und wenn Sie finden, daß ich Etwas leisten kann, so handeln Sie, wie ich wünsche. Hier steh' ich – ich kann nicht anders – nun helfen Sie mir! –

Es war kurze Zeit vor Ostern; Eduard hatte schon die Doctorpromotion hinter sich, und steuerte, wie ein Schiff mit vollen Segeln, seinem Ziele, den letzten Prüfungen zu, als eines Abends beim Banquier Ermeling die Vorbereitungen zu einer großen Gesellschaft stattfanden. Waldau war als stadtbekannter Architekt und Nachbar, Manowsky als Hausfreund eingeladen; Eduard war beauftragt, zwei von seinen Freunden mitzubringen. Er wählte Felix und Josephson. »Es wird zwar für Sie Alle Nichts sein,« hatte Judith gesagt, denn es ist eigentlich das alljährliche Rundessen für die reichsten Banquiers der Stadt – Sie werden Millionaire mit Haufen Geldes in den Taschen sehen – aber Sie müssen schon meinetwegen kommen, um mir die Langeweile zu vertreiben die ich bei meinem ersten Auftreten in der Gesellschaft dieser kalten Nabobs allein ausstehen müßte. Kommen Sie frühzeitig und bereiten Sie sich auf eine stumme Rolle vor, denn Sie werden mehr hören als sprechen können.«

»Ich höre gern etwas Gutes, Judith.«

»Ach, du lieber Gott! Sie werden wenig davon zu vernehmen haben. Ich kenne meine Leute! Nun, wenn alle Stränge reißen, halten Sie sich an's Essen und Trinken; Das soll wenigstens genießbar sein. Ist Ihr spaßhafter Freund auch dabei?«

»Josephson? Gewiß!«

»Halten Sie ihm den Mund zu, *diese* Leute verstehen keinen Spaß.«

Eduard, Waldau und der spaßhafte Freund traten zusammen in das hell erleuchtete Haus. Letzterer trug die

Miene zusammengehaltener Zerknirschung zur Schau. Er sollte schweigen. Das war für ihn eine schwere Aufgabe.

»Wenn wir nur wenigstens etwas Gutes zu essen bekommen,« sagte er zu Eduard auf der Treppe, »ich verspüre eine ungeheure Leerheit in meinen Eingeweiden. Und doch ist mir so, als sollte ich bersten vor Lachen.«

»Nun, darauf kannst Du Dich verlassen,« entgegnete der unterrichtete Freund, »ich kenne die Tafel. Aber lachen darfst Du so wenig wie sprechen. Berste also inwendig und binde Deinen Witz fest.«

»Gieb mir ein Tau, die dünnen Fäden fangen schon an zu reißen. Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar zu Muthe; gerade, als würde ich wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt. Und die Millionaire schneiden gewiß mit großen und scharfen Messern.«

»Ein Wolf und ein Lamm!« flüsterte Waldau. »Still, da kommen die Bedienten!«

Diese kamen und nahmen die Mäntel in Empfang. Josephson zog entsetzlich an seinen Glacéhandschuhen, die nicht auf die Hand wollten, bis einer zerriß.

»Da geht's schon los!« sagte er laut und zeigte Waldau das Mißgeschick. »Es fängt schon an zu platzen!«

»Wie befehlen?« fragte ein aufmerksamer Diener.

»Ich meinte den Handschuh – treten wir hier ein? Vorwärts!«

Die Thüren wurden geöffnet; die drei Freunde traten in einen kleinen, runden, schimmernd erleuchteten Vorsaal, in Weiß und Gold strahlend, in dessen dunkelrothen

Nischen Statuen von carrarischem Marmor in halber Lebensgröße aufgestellt waren. Der Hirtenknabe, die Flöte spielend, Oeggering's Preisstück, war darunter; Herr Ermeling hatte ihn auf Eduard's Empfehlung neuerdings bestellt und gekauft.

In dem Vorsaale erhielten die Freunde den ersten Anblick von vier bis fünf Millionairen. Sie lagen gähnend und sich streckend auf den rothsamntenen Kissen und Polstern umher, dann und wann entschlüpfte Diesem oder Jenem eine kaufmännische Bemerkung. Der Wirth empfing die Gäste. Von Vorstellung war keine Rede, es war nicht Mode bei dem *gemüthlichen* Rundessen. Die Banquiers kannten *sich* und wußten, was sie werth waren; Andere, Fremde, brauchten oder wollten sie nicht kennen. Eine kurze Verbeugung, von den Sitzenden in bequemer Stellung halb erwiedert, war die ganze Begrüßung. Ein paar Augengläser wurden zwar in einige höchst spekulative Augenwinkel geklemmt, nach oberflächlicher Betrachtung jedoch wieder fallen gelassen. Das war der Anfang. Josephson sah sie alle ruhig der Reihe nach an und biß sich auf die Lippen. Eduard und Waldau waren an Dergleichen gewöhnt. Als Felix und Raphael eintraten, diese zwei geistreichen Physiognomien, auf die die Hand des Genius' selber ihr Siegel gedrückt hatte, und die, so verschieden in ihrer äußeren Erscheinung, an innerem Gehalte wie Zwillingbrüder sich ähnlich waren – als diese eintraten, sagen wir, erfolgte dasselbe Augen- und Geberdenspiel der Geldmänner. Einer,

der später Josephson's Tischnachbar wurde, und den derselbe mit Nr. 1 bezeichnete, sagte zu dem ihm zunächst Sitzenden, Nr. 2 – wir behalten hier Josephson's Bezeichnung bei, welcher der Meinung war, sie wären sich Alle in Allem gleich, nur der Unterscheidung wegen müsse Jeder wenigstens eine andere Nummer haben:– »Sehen Sie diese Haare – als wenn sie Gold wären – ja, ja, Ermeling schwärmt für diese Brut, ein Künstler ist er gewiß!«

»Und diese Nase!« erwiderte Nr. 2, auf Felix deutend, »das ist eine kostbare Nase, muß viel Taback brauchen,« – und da Felix in diesem Augenblicke zufällig nieste, so fuhr Nr. 2 fort: »Siehst Du wohl – ich sagt's ja!« Und weiter fiel ihnen an den beiden Persönlichkeiten Nichts auf.

–  
»Wie steht's mit der fünfprocentigen in Frankreich? He?« rief Nr. 3 der Nr. 4 zu.

»O! Ah! Gut! Louis Philipp ist gesund – Paris ist ruhig! Ich habe aber Nichts davon.«

»Aber die Köln-Mindner stehen verdammt niedrig, 75 $\frac{3}{4}$ ! Sapperlot! die Leute raufen sich beinahe darum. Kann lange dauern bis Pari.«

»Berlin-Potsdamer aber herrlich, Wetterelement! Wer hätte Das gedacht!«

»Hast Du was darin gemacht?«

»Leider nicht! Kam zu spät! Wenn man immer Alles wüßte! Bin nur Mensch!«

»Ein Banquier muß Alles wissen – Banquier ist kein Mensch – Banquier ist eine Art *Vorsehung* auf Erden – hat telegraphische Augen – magnetische Ohren – he?«

»Das war ein guter Witz!« sagte Josephson leise zu Eduard. »Ich möchte aber wohl diese magnetischen Ohren zwischen meinen eisernen Fingern haben. Donnerwetter! Ich muß bei Seite gehen, der Magnet ist stark, er zieht mich an.«

In diesem Augenblicke erschienen bald nach einander Nr. 5 bis Nr. 15. Es entstand ein allgemeines Füßestampfen. Eins wahres Kauderwelsch von halben Fragen und Antworten ließ sich vernehmen – die Fünfprocentigen, die Vierprocentigen, die Spanischen, die Polnischen, die Englischen, Alles ging bunt durch einander.

»Verstehst Du was davon?« fragte Josephson Eduard, »ich glaube, diese Kerle machen in allen Sprachen. Ich werde gleich anfangen, Hebräisch zu machen.«

»Laß es gut sein und höre Alles oder Nichts an,« lautete die Antwort. »Man muß sich daran gewöhnen. Unsrer Technik wird von ihnen auch nicht verstanden und möchte ihnen noch stärkeres Kauderwelsch scheinen. Sieh, da sammeln sie sich um Oeggering's Hirtenknaben. Nun werden wir was Neues hören!«

Die fünf Freunde traten dem Kreise der Kaufleute näher, denen das Warten schon zu lange dauerte und die sich wegen ihres nagenden Hungers zum Zeitvertreib zuletzt die Ansschmückungen des Zimmers betrachteten.

»Was ist Das?« fragte Nr. 1.

»Nun, eine marmorne Figur,« sagte Nr. 2.

»Das seh' ich – aber was stellt es vor?«

»Er spielt die Flöte,« bemerkte Nr. 3.

»Was mag Das kosten?« fragte Nr. 4.

«Fünfhundert Thaler, hat mir Ermeling gesagt,« bemerkte Nr. 5.

»Bah, dann ist es auch Nichts werth! Mein kleiner Canova kostet viertausend. O! essen wir noch nicht bald?«

In diesem Augenblicke thaten sich die Thüren auf und man sah in einen großen, hellerleuchteten Saal hinein, wo die Tafel angerichtet und lieblich mit Blumen geschmückt war. Fünf bis sechs Diener standen hinter dem Tische, des Winkes harrend, den ihnen Judith geben würde, die in aller Schönheit und Jugendfrische, mit ihrem muntersten Lächeln auf den Lippen, zum ersten Male als Wirthin auftrat. Raphael ging eine neue Sonne auf, er hätte das weiße Mullkleid, das so einfach und doch so schön diesen elastischen Körper umschloßen, sein Herz reißen und küssen mögen.

Ein allgemeines Freudengewieher, Gegrinse, Gemecker erhob sich, funfzehn Paar großstädtische Füße rückten im Sturmschritt über die verhängnißvolle Schwelle des Speisesaals, der so viele Freuden verhieß. Mit dem graziösesten Lächeln und Rückenbeugen stürzten sie um den Tisch herum, der schönen Tochter des Hauses die Hand, das heißt, den Handschuh zu küssen, denn Judith wußte wohl, was sie that, wenn sie einem solchen Angriffe wüthender Verehrung zu widerstehen hatte. Endlich war Nr. 15 so glücklich gewesen, auch sein liebliches Geflüster und den saftigsten Kuß anzubringen. Nun kamen die fünf jungen Männer langsam über die Schwelle geschritten. Die Begrüßung nahm nur zwei Sekunden in Anspruch und doch war sie himmelweit verschieden

von der vorigen und ungleich bedeutungsvoller; gegen die Einen freundlich wohlthued, gegen die Andern herzlich ermuthigend. Die Tochter vom Hause winkte Eduard und Raphael mit den Augen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl mußte der Erstere ihr zur Rechten, der Andere zur Linken sitzen. Gegenüber waren Waldau's, Josephson's und Felix' Plätze belegt, Waldau in der Mitte, Josephson neben Nr. 1. Der Wirth selbst setzte sich mitten unter seine kaufmännischen Gäste. Man hatte Platz genommen. Felix sah etwas bedrückt aus, seine Adlernase ragte hoch auf, als schnuppere sie vergeblich nach Geisterduft. Waldau blickte grimmig wegen der vorherigen Bemerkungen über Oeggering's Hirtenknaben. Josephson war aufmerksam, rechts und links lauernd, ob er nicht eine Gelegenheit erwischen könne, diesem oder jenem Nabob einen Hieb zu versetzen.

Man trug die Bouillon herum. Das halblaute Geflüster verstummte, ein allgemeines Schlürfen, Pusten und Schlucken ließ sich hören. Aber es dauerte nicht lange. Der Magen hatte sein erstes Opfer empfangen, empfand eine angenehme Wärme und erwies sich dadurch dankbar, daß er die Geister zu neuen Gedanken ermuthigte.

»Herrliche Kraft! Ein Pfund auf die Tasse!« sagte Nr. 1.  
»Thut Einem ordentlich wohl nach so vielem Reden!«

»Ja,« erwiederte Josephson, an den dieser Erguß gerichtet war, »ja! und wunderbar genug, daß der schwache Mensch gerade durch die Kraft des Rindviehes unterstützt wird.«

»Da haben Sie in der That Recht, das ist sehr wunderbar! Essen Sie auch Austern?«

»Ich will es Ihnen sogleich beweisen, wenn Sie mir noch einige auf der Schüssel lassen. Ich bin ein Seestädter.«

»Ah! – trinken sie Ungar oder Xeres?«

»Ist mir einerlei! In Beiden brennt die Sonne Gottes.«

»Wohl, wohl, die Sonne Gottes. Vortrefflich bemerkt!«

–  
So ging das Essen fort. Es folgten andere Gerichte ohne Zahl und in der schmackhaftesten Weise bereitet Josephson und Waldau hatten sich eine Flasche köstlichen Rüdeshheimer, ihren Liebling, zum Kampfe ausersehen, und sie wurden seiner bald Herr.

»Ihre Freunde haben meinen Geschmack,« sagte Judith zu Eduard, »sie trinken Rheinwein, wie ich.«

»Das ist auch mein Wein,« erwiderte Dieser und sah die schöne Tochter vom Hause bedeutungsvoll an. Diese verstand den Blick und freute sich inniglich darüber.

Nachdem nun die Geister des Weines die Geister der Gäste Ermeling's aufgeregelt hatten, entfesselten sich auch ihre Zungen, denn das Nothwendigste, der Hunger, war beseitigt und nun kam mit dem Ueberflusse die Unterhaltung.

»Ermeling!« rief Nr. 6, »haben Sie schon die Liste zum Kölner Dom erhalten?«

Auf die bejahende Antwort fragte er weiter: »Auch gezeichnet?«

»Gewiß! Das ist Schuldigkeit für unser ganzes Vaterland.«

»Wie viel denn?«

»Hundert Thaler jährlich!«

»Schämt Euch doch! Hundert Thaler jährlich für solchen Firlefanz. Fressen für die Kölner!«

»Für die Kölner nicht allein, lieber Freund! Für Jeden, der nach Köln kommt, ja auch für Den, der nicht dahin kommt; solch' ein Bau ist eine Zierde für eine ganze Nation, ein ganzes Zeitalter –«

»Was geht mich die Nation und das Zeitalter an; stände der Dom vollständig fertig in Treuenbrietzen, kein Hahn würde darum krähen!«

Waldau, fürchterlich ergrimmt, wollte schon losbrechen; Josephson hielt ihn zurück.

»Haben Sie von dem Dings da,« fragte Nr. 4, über den Tisch herüber, »in oder bei Detmold – Gott weiß wo – schon gehört?«

»Sie meinen das Hermannsdenkmal auf dem Teutoburgerwalde – ah! Das ist auch so eine Nationalangelegenheit. Auch dafür fordert man Beiträge. Der Fürst von Lippe-Detmold will, höre ich, im nächsten Jahre den Grundstein legen lassen. Was vom Menschen Alles gefordert wird! Nun sollen wir schon wieder für die Westphalen zusammen schießen; aber daran sind die Rheinländer schuld, die sind mit ihrem vertrackten Dome vorangegangen.«

Nr. 1, halb zu Josephson, halb zu Waldau gewandt, als wollte er Beiden eine Freude bereiten, sagte halblaut:

»Mein Lager Johannisberger Kabinet ist leer, ich muß mir ein neues Fuder bestellen.«

»Was hat Das mit dem Hermannsdenkmal zu thun?« fragte Waldau und sein Auge blitzte verheerendes Feuer.

»Sie wollen wahrscheinlich,« übernahm Josephson zu antworten, »dem Fürsten von Detmold Ihre Erkenntlichkeit für seine vaterländischen Gefühle darbringen und ihm als Zeichen Ihrer Uebereinstimmung das Fuder Johannisberger Kabinet verehren?«

Nr. 1 sah den Sprecher halb verwundert, halb ärgerlich an.

»Gott bewahre mich davor!« rief er. »Ich trinke meinen Wein allein, der Fürst von Detmold ist reicher als unser König. Na, Das wäre eine Idee! Gott straf mich! Ich meinte nur so, des Gespräches wegen, mein Lager sei leer, und so ein Fuder Kabinet ist theuer. Und da soll man noch zeichnen?«

»Haben Sie schon davon gehört,« fragte Nr. 2, »daß man beabsichtigt, vor dem Fuchsthor ein neues Stadtviertel zu bauen, um Wohnungen für unbemittelte Handwerkerfamilien einzurichten? Man wendet sich von Seiten des Magistrats an den bekannten mildthätigen Sinn der Hauptstädter. Gehen Sie auch mit, und wie hoch? Ich mögte es gern wissen.«

Nr. 1 riß die Augen auf und blickte an die Decke. »Das ist ja abscheulich,« sagte er, »für die Handwerker schon wieder? Wir bezahlen ihnen ja schon ihre Arbeit doppelt und dreifach, sollen wir ihnen nun auch noch Häuser

bauen? – Ich nicht. Mein Pferdestall muß nächstes Frühjahr neu ausgebaut werden, der nimmt alles Flüssige in Anspruch. Das ist ja eine erbärmliche Wirthschaft jetzt mit dem allgemeinen Wohlthun, und immer nur auf Kosten fremder Leute.«

»O Gott! mir wird ganz übel!« sagte Waldau halblaut zu Josephson.

Dennoch hatte Nr. 1 es gehört und spitzte die Ohren. Er drehte sich um und sagte: »Wie? Ihnen ist unwohl geworden? So plötzlich? Es wird doch nicht die Cholera sein? Ich habe eine entsetzliche Angst davor. Die überfällt Manchen bei'm Diner!«

Und er rückte mit sichtbar ängstlicher Miene seinen Stuhl etwas näher an den Nachbar Nr. 2.

»Befürchten Sie gar Nichts,« erwiderte ruhig Josephson und deutete mit dem Auge nach dem Tische, »mein Freund hat sich nur erschrocken über den großen Braten, den man eben da unten hingestellt hat; er ist etwas kurzsichtig und glaubte, es käme ein lebendiger junger Ochse auf den Tisch.«

»Ah!« rief Nr. 1 und sah das in der That sehr große, ganz angerichtete gebratene Kalb an, das zur Schau aufgestellt wurde, ehe es zerfleischt und verzehrt werden sollte.

»Ah! Das wird sehr saftig sein! Aber Das ist wahr, die Kochkunst geht alle Tage weiter, sie hält gleichen Schritt mit den übrigen Künsten. Man kann jetzt erstaunlich schöne Dinge essen. Unter uns gesagt,« und er bückte

sich vertraulich zu Waldau und Josephson herüber, »unter uns gesagt, man darf Das nicht vor Jedermann laut werden lassen, obwohl man seine Beisteuer zahlt, aber so ein Austern-Ragout wie vorher ist mir zehnmal lieber, als der Kölner Dom und der ganze Teutoburger Wald!«

»Ich wünschte,« brummte Waldau vor sich hin, »daß er an dem unverdaulichen Ragout seinen Geist aufgäbe, so ein –«

»Wie?« fragte Nr. 1.

»O, mein Freund sagte nur,« meinte Wolf, »der Kölnische Dom und der Teutoburgerwald, wenn sie auch gebraten wären, würden stets eine unVerdauliche Speise für viele Leute bleiben.«

»Haha! *der* Meinung bin ich auch! Guter Witz das – vortrefflich, junger Mann! Darauf wollen wir anstoßen – vortrefflich!« Und gegen Waldau geneigt, das Glas in der Hand, rief er mit beiden Backen lachend: »Auf Ihren Kölner Dom!«

»Auf *meinen*? Mein Herr! Wenn ich im Stande wäre, ein solches Werk zu erdenken, ich würde nicht hier bei Tische, sondern bei den Göttern im Olymp sitzen.«

»Wo? Auf dem Olymp? O, Sie werden doch nicht auf den Olymp gehen – das ist ja blos für die Kanaille!«

»Mein Herr!«

»Beruhigen Sie sich alle Beide,« erklärte Josephson, und zu Waldau gewandt, sagte er: »der Herr Banquier verstand den Olymp im Theater –« und zu Diesem: »Mein Freund meinte, wenn er im Stande wäre, einen Dom zu braten!«

»O ja, herrlich! Vortrefflich! Wenn er Das könnte, wäre er ein großer Künstler.«

Judith, Eduard und Manowsky, denen dies sonderbare Gespräch nicht entgangen war, hatten ihr Möglichstes zu thun, ihre Lachlust zu bekämpfen, was um so schwieriger war, da Josephson einen unverwüstlichen Ernst behielt, von dem doch alle Drei wußten, daß er Nichts weniger als wirklich war.

Als der Champagner kam, ließ Raphael wiederholt seiner Nachbarin ein frisches Glas vorsetzen, trotzdem sie es abwehrte. »Warum trinken Sie nicht ein Glas? fragte Eduard leise, »Sie sehen doch, wie er mit den Augen bittet, und sein Herz, ich zweifle es nicht, spricht dieselbe Sprache.«

»Sie wissen es ja, ich trinke den weichlichen süßen Wein nicht mehr.« – Raphael zuckte zusammen und Eduard bemerkte es.

»Raphael Manowsky aber wünscht mit Ihnen ein Glas auf Ihre Gesundheit zu trinken,« sagte er laut.

Sie nahm das Glas, lächelte und trank. »Auf Ihre Gesundheit!« flüsterten Beide.

Unterdessen hatte der Wein, das Essen, die Unterhaltung die Gäste etwas munterer werden lassen, sie ergingen sich in leichteten Dingen; die schwere Geschäftssprache fing an allmählig ganz zu verschwinden.

»Ermeling's Wein ist gut,« sagte Nr. 8 oben am Ende der Tafel. »Er versteht Das. Aber seltsame Anordnungen sind bei ihm nichts Seltnes. Sehen Sie da, meine Herren, ich weiß nicht, warum es mir jetzt erst auffällt, da sitzt

seine Tochter mitten unter den jungen Laffen, wie die Taube unter den Geiern, – und wie sie lustig sind!«

»Ich verdenke es der Jugend nicht, daß sie lustig ist,« antwortete Nr. 9. »Wir waren es auch einmal. Ueberdies – aber sagen Sie es nicht weiter – Einer von den jungen Leuten wird hier bald Bräutigam sein!«

»Was? Ist Ermeling ein Thor geworden? Will er seine Hunderttausende zum Fenster hinauswerfen?«

»Das ist seine Sache. Aber offenbar ist das Mädchen verliebt, das sieht man. Die Banquiers sind ihr nur Hausmannskost, sie wirft ihren Appetit auf die langhaarigen Künstler. Und der Alte – der ist Nebensache, er trägt ihr die Schleppe.«

»Das ist ja eine abscheuliche Geschichte! Dieser Narr und diese Närrin! Na! er sollte sicher gehen, ein Künstler ist weiter Nichts als ein Künstler, ein Pinsel! O, ich habe eine wahre Antipathie gegen dieses langhaarige Gethier, sie sind mir ein Gräuel. Arm wie die Fledermäuse, lieben sie wohlbesetzte Tafeln und schmarotzen wie ein Polyp. Sehen Sie doch, wie sie sich im Champagner baden! Und wie sie verliebte Augen dabei machen!«

»Laß sie doch, sie haben Hunger, die Elenden! Die Kunst geht nach Brod.«

»Ich wollte, sie wären Alle zum Teufel, wir reichen Leute brauchen das Diebsvolk nicht.«

Da wurde das Zeichen zum Aufhub der Tafel gegeben; man erhob und beglückwünschte sich, als hätte man einen Sieg erfochten, und doch hatten sie Alle nur ihren eigenen Hunger zum Schweigen gebracht. Waldau

sprang wie eine Springfeder empor. Bald hatte er seinen Hut in der Hand und winkte den Freunden zu, sich zu beeilen. Nach einigen allgemeinen Begrüßungen schritt man die Treppe hinunter.

Die Freunde waren die Ersten, der Erste von Allen war Waldau. Unten auf der Straße angekommen, blickte er sich um und als er nur die Seinigen um sich sah, stellte er sich mitten auf die Straße, streckte die Hände zum Himmel empor und rief, aus tiefster Brust aufseufzend:

»O Gott, o Gott, o Gott! Dieser Kelch ist an uns vorüber, habe Dank, Vorsehung! Ein Ragout ist diesen Menschen lieber als der kölnische Dom! Da soll man seine Fassung behalten – ich wäre beinahe aus der Haut gefahren!« Und mit einer wahren krampfhaften Heftigkeit schlug er ein schallendes ironisches Gelächter in die klare Nachtluft aus, in welches die Freunde aus vollstem Herzen einstimmten. »Ich begleite Euch noch,« rief er dann, »ich muß mich in dieser frischen Lust erst rein baden, ich werde die ganze Nacht von dem gebratenen Teutoburger Walde träumen.«

»So sind diese Menschen,« sagte Eduard, als sie leiser sprechend den Weg nach Hause einschlugen, – »haben Millionen und keine Seele. Gott ist bei der Vertheilung seiner Güter gerecht gewesen; es sind Ausnahmen in der Geschichte der Menschheit, wenn die an Gold Reichen auch reich an Ideen, Kunstsinn und Weisheit sind.«

»Ich möchte ein Rad schlagen, wenn ich daran denke,« rief Waldau, der seinen Grimm gar nicht bemeistern

konnte, »hier auf offener Straße möchte ich als Purzelmännchen tanzen! Die Fünfprocentigen! Louis Philipp ist gesund – Paris ist ruhig! Diese telegraphische Depesche, mit gesperrten Buchstaben gedruckt, ist ihnen lieber, als alle Künste und Wissenschaften zusammengenommen.«

»Die Kochkunst nicht zu vergessen!« wiederholte Josephson. »Und Deinen lebendigen jungen Ochsen, vor dem ich dermaßen erschrak, daß mir unwohl wurde, auch nicht,« schloß Waldau, »denn Das war noch das Schmachhafteste von Allem!«

#### SECHSTES KAPITEL. DIE WERBUNG.

So war denn endlich auch die letzte der medizinischen Prüfungen überstanden und mit ihr Einer der wichtigsten Lebensabschnitte Eduard's erreicht. Die Zeit des Unterrichts, des Lernens im besonderen Sinne des Wortes war vorbei, und das selbstständige Leben begann. Und wie schnell waren diese fünf Jahre in den Strom der Vergangenheit dahin geschwommen! Wie rasch hatten die brausenden Wellen dieses Stromes Freude und Schmerz, Besorgniß und Lust dahin gespült! Aber im Ganzen und Großen, wie gütig und fürsorgend hatte sich die Vorsehung gegen unsern Helden bewiesen! Und er fühlte Das wohl in seinem Herzen und sagte sich oft im stillen Selbstgespräche: Wenn der Himmel mir keine größeren Sorgen schickt, als bisher, werde ich als Einer der Glücklichsten dieser Erde zu preisen sein. – O, er war sehr genügsam, dieser junge Mensch, und es dürften seines

Gleichen nur Wenige unter der heutigen Jugend gefunden werden.

Eine fünfjährige, mit ernsten, wissenschaftlichen Studien erfüllte, nur durch die mitgepflegten Künste sonnig erheiterte Zeit der Arbeit ließ nun aber auch eine kurze Muße zur Erholung und Zerstreuung erwünscht sein. Und so war es auch beschlossen und bereits alle Vorbereitungen zu einer, für die Gegenwart angenehmen, für die Zukunft erspriesslichen Reise getroffen. Nur noch einen Tag hatte der junge Doctor für jetzt in der Hauptstadt zu verbleiben, und dieser eine Tag sollte in einen ernsten und einen heitern Theil geschieden sein. Denn die große, schwierige, ja für Eduard dornenvolle Aufgabe war: beim Banquiers Ermeling und seiner Tochter nicht allein für alles bisher empfangene Gute Dank zu sagen, sondern auch sein Manowsky gegebenes Versprechen endlich auszuführen, wozu sich bisher keine Gelegenheit geboten hatte. Nun war der letzte Tag da, in kurzer Zeit wollte der junge Künstler selbst die Stadt verlassen und vorher mußte über das Schicksal dieses edlen Menschen entschieden sein. War nun diese schwierige Aufgabe gelöst, so kam der heitere Theil des Tages; es galt, den letzten Abend im Kreise der über Alles verehrten und geliebten Freunde, der mitstrebenden Genossen seiner Jugend, zu verleben. Denn wer konnte vorher sagen, ob, wann, wo und wie diese jungen Männer, die sich so zufällig zusammengefunden, auch fernerhin sich wieder finden und mit vereinigten Kräften ihrem Ziele

entgegen arbeiten würden, wie sie ihr erstes in fröhlicher Gemeinschaft erreicht hatten. Denn für jetzt wenigstens trennten sie sich in verschiedenen Richtungen, mit verschiedenen Absichten und Mitteln, und es war kaum anzunehmen, daß sie der Zufall wieder zu Einer Zeit, wenn auch mit gleichgebliebener Gesinnung, und an demselben Orte versammeln würde. Nur Felix, Josephson und Adalbert Lambeck, der Tempera-Maler, blieben in der Hauptstadt zurück. Waldau ging mit Ernst und Karl nach England, wo Ersterer die englische Architektur und die Technik des im großen Maaßstabe entwickelten Maschinenwesens, Letzterer die höhere Gartenkunst kennen lernen wollte. Oeggering hatte, wir wissen es schon, für'ss Erste Kopenhagen zu seinem Studium gewählt, Manowsky jagte mit allem Künstlerfeuer nach Rom, Riepenstahl wollte die Alterthümer Westphalens und der Rheinlande ausbeuten, Eduard selber wußte noch nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte, er dachte an Süddeutschland und Frankreich; ein fester Entschluß aber sollte erst während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts im elterlichen Hause, bis der blüthenreiche Mai selber sein Sommerreisekleid anzog, gefaßt werden. Der Einzige, der noch nicht wußte, was er thun sollte, war Willibald Kannenschmidt, der Semmelmaler. Denn diesen Namen hatte er, und wir müssen es hinzufügen, zu seiner besonderen Auszeichnung und Ehre, im Freundeskreise beibehalten. Er wäre gar zu gern mit Einem der Uebrigen oder auf eigene Hand abgereis't, aber

seine Armuth lähmte seine Wünsche und hinderte die Erfüllung derselben. Unter Waldau's und Manowsky's verständiger Leitung war er ein denkender Künstler geworden, die letzte Hand an seine Ausbildung hatte Lambeck selber gelegt. Dieser, das große in Jenem schlummernde, nach seiner Meinung nur nicht recht angewandte Talent gewahrend, hatte alle Kräfte, alle Belehrung daran gesetzt, den Jüngling zu heben; von einem Portraitmaler war er ein Landschaftsmaler geworden, und von diesem sollte er zu dem großartigsten Zweige des ganzen Malerkunstbaumes, zur Freskomalerei übergehen, denn dahin zog ihn nicht allein seine Neigung, sondern auch eine nur von dem Freskomaler allein heraus gefühlte Fähigkeit. Aber ein äußeres Mißgeschick verfolgte den armen Bäckersohn auf allen seinen Schritten.

Bei Privatleuten wurden in der Hauptstadt keine Freskogemälde ausgeführt, die öffentlichen Kunstdenkmäler dagegen von auswärtigen Künstlern, wie das leider gewöhnlich oder wenigstens sehr oft geschieht, hergestellt, und seine in der Muße vollendeten Oelbilder wollten keinen rechten Abgang finden, weil er nicht die Dreistigkeit seiner Kameraden besaß, sie vor das große Publikum zu bringen. Seine übergroße Bescheidenheit war ihm überall im Wege: an jenem sich selbst ausweisenden Muthe fehlte es ihm, wegwerfen wollte er sich nicht, und so fristete ihm sein kärgliches Leben nicht der heftige, sich selbst bewußte und vertrauende Stolz Lambeck's, sondern eine an Ergebung gränzende, milde, beinahe wehmüthige Hoffnung auf einstiges Besserwerden.

Vergebens war alle Ermunterung, alles Zureden, alles Biten. Eduard selbst hatte zwar an Ermeling einige Bilder verkauft, der billige Preis aber, den der leicht befriedigte Künstler forderte, und seine beinahe feige Zurückhaltung, mehr zu nehmen, als er verlangt hatte, ließen ihn aus dem Meere der Armuth, in welches er einmal gesunken war, nicht wieder auftauchen, wozu noch kam, daß sein bedürftiger Vater ihm zwei seiner Brüder gesandt hatte, für deren Erhaltung und Erziehung er nun auch sorgen mußte.

Was Adalbert Lambeck betrifft, so war er längst einer der ergebensten Freunde Eduard's und ein treuer Genosse der Uebrigen geworden. An sein schroffes Aeußere hatten sich bald Alle gewöhnt. Man hatte das unverfälschte, reine Naturgold in seinem Innern erkannt und gewürdigt, der düstere, unheimliche Glanz des äußeren unedleren Metalles verletzte Keinen mehr. Vielmehr bot gerade diese rauhe Außenseite vielfachen Stoff zu größerer Anstrengung in der Politur dieses edlen Steines dar, und wiederum war es Josephson, der zu allgemeiner Ergötzung fast beständig mit dem eigenwilligen – nicht im Kampfe, wohl aber in unschuldigem Turniere sich tummelte. Den jetzigen Juristen reizte weniger Das, was der Maler sprach, sondern die eigensinnige Bestimmtheit, mit der er es vortrug.

»Er hat oft in der Sache Recht,« sagte Wolf zu Eduard, »aber er muß eine andere Ausdrucksweise annehmen, und diese wollen und müssen wir ihm beibringen, und

ich will sein Schleifstein sein; dann bin ich doch bei Euch zu Etwas nütze.«

Adalbert war jetzt ein so eifriger Besucher des Sonnabendvereins wie die Anderen, er arbeitete aber nicht selbst – wie er nie Abends arbeitete, sondern er saß und sprach oder ging von dem Einen zum Andern, um Dies oder Das zu tadeln, zu modeln, zu bekritteln.

Auf diese Weise war der letzte Sonnabend gekommen, der besonders dadurch verherrlicht werden sollte, daß neben dem Genusse einiger Flaschen guten Weines, von Josephson's Kennerzunge besorgt, Waldau's geheimnißvolle, jetzt endlich vollendete Arbeit den Augen der Freunde enthüllt werden sollte, woran sich schon so lange die höchste Erwartung und Spannung des ganzen Künstlerkreises geknüpft hatte.

Eduard hatte den Mittag mit Waldau bei Holzbrechers zugebracht und von diesen braven, ehrlichen Leuten bereits Abschied genommen. Von dort ging er in das benachbarte Handwerkerhaus und sagte den drei bekannten Familien Lebewohl. Die Kinder weinten, die Alten waren betrübter als je, da er ging. Um drei Uhr Nachmittags wollte er zu Ermelings gehen, als unerwartet Kanenschmidt bei ihm erschien. Er trug sein neuestes Bild, das er in den letzten Tagen zu verkaufen vergeblich bemüht gewesen war, unter dem Arme. Er sah traurig und niedergeschlagen aus, seine ergebene Miene drückte den ewigen Kampf der vergebens nach Oben ringenden Seele gegen die sklavische Kette der Armuth aus.

»Was fehlt Dir?« fragte Eduard theilnehmend, als jener eingetreten war und den Freund begrüßt hatte.

»Ich kann nicht reisen, ich habe mein Bild nicht verkauft.«

»Das ist schlimm. Zeig einmal her. Was hast Du dafür verlangt?«

»Zehn Louisd'or.«

Das Bild zeigte eine winterliche Landschaft im Thüringer Walde, dem Vaterlande des Malers. Es war zwei Füß lang und anderthalb hoch.

»Dies ist zu wenig, Willibald, Du konntest das Doppelte dafür verlangen, und es wäre dennoch nicht nach seinem Werthe bezahlt.«

»Ach, ich wäre mit *meinem* Preise sehr zufrieden gewesen. Mehr will ich nicht. Wenn mein Name erst bekannter wird, werde ich mehr fordern, denn bei uns bezahlt man ja mehr den Namen des Künstlers als seine Arbeit.«

»Das ist leider nur zu wahr. Wohin wolltest Du reisen?«

»Zuerst nach Hause zu meinen armen Eltern; ich wollte sehen, wie es ihnen ergeht. Dann, wo möglich, nach München und zuletzt nach Dresden.«

»Zu dieser Reise gebrauchst Du mehr als zehn Louisd'or.«

»Zehn habe ich bereits gespart.«

»Dann würde es allenfalls bei Deiner Lebensweise gegangen sein!« sagte Eduard und versank in augenblickliches Nachdenken. – Die Zeit war ihm kurz zugemessen, er mußte zu dem Banquier, also dachte er schnell.

»Weißt Du was?« sagte er plötzlich, und ein freundliches Lächeln überflog sein ernstes Gesicht. »Laß mir das

Bild. Vielleicht finde ich noch heute einen Käufer. Wenn Du um sechs Uhr am Abend wiederkommst, hole Dir den Bescheid.«

Der von Neuem erfrischte Künstler ließ das Bild zurück und entfernte sich. Eduard ging einige Mal im Zimmer auf und ab. Der Nothpfennig des Zimmermeisters war noch unangerührt, die Noth hatte ihm selbst ihr bleiches Angesicht noch nicht entgegengestreckt. Schnell entschlossen, wie immer, wenn es der Hülfe eines Andern galt, öffnete er das verborgene Fach des Schreibtisches, worin die grüne Börse lag, nahm sie zum ersten Male, seitdem er sie niedergelegt, in die Hand und öffnete sie. Die auf die Münzen geprägten Königszüge blickten ihn ernst, wie in stiller Beobachtung an. Er nahm die zehn glänzendsten Goldstücke heraus, wickelte sie in ein Papier und steckte sie in seine eigene Börse.

»So!« sagte er zu sich, »das Bild wäre glücklich verkauft!« Dann legte er auch dieses sorgsam mit der grünen Börse in den Tisch zurück, verschloß ihn und trat nun ruhig seinen Weg nach dem Hause des Banquiers an. Je näher er aber der wohlbekanntnen Thür kam, um so stärker pochte sein Herz. Der Gang, den er jetzt that, war einer der schwersten, aber auch der schönsten seines Lebens.

Als der aufmerksam Thürhüter ihn von Weitem kommen sah, öffnete er ihm rasch die Thür, damit der Liebling Aller nicht zu warten brauche.

»Alles zu Hause, Herr Doctor!« sagte er.

»Wo befindet sich Herr Ermeling?« fragte Eduard einen der Diener auf der Treppe

»Sicher in seinem Arbeitszimmer!« lautete die Antwort.

In zwei Minuten stand Eduard vor dem biedern, ehrlichen Kaufmann.

»Sie sind nicht der Erste,« begann Dieser, sobald er den Eintretenden gewahrte, »der mir die gute Nachricht bringt. Waldau ist schon bei Judith gewesen und hat ihr das Resultat Ihrer Prüfung mitgetheilt. So eben hat sie mich verlassen. Nun, mein junger Freund, ich gratulire von ganzem Herzen.«

Und hiermit schüttelte er ihm treuherzig die Hand, während sich seine Linke auf Eduard's Schulter legte. Dieser ging sogleich auf sein Ziel los und erwiderte herzlich:

»Mein bester Herr Ermeling! Ich hätte Viel zu danken, wenn ich Ihnen nicht allein für Ihre guten Wünsche, sondern auch Ihre guten an mir geübten Handlungen danken wollte.«

»Hundert Millionen, Wollzagen! Das braucht's nicht zwischen uns. Sehen Sie, wie rasch die Zeit vergangen ist, seitdem Sie hier zum ersten Male bei mir eintraten. Wie lange ist es her, daß Sie hier sind? – Nun ja, fünf Jahre! Es war nach Ostern, ich weiß es genau, da kamen Sie im Auftrage Ihres Vaters zu mir. Jetzt ist wieder Ostern vorbei, aber wie hat sich Alles verändert. Ich bin grau, Judith ist schön, Sie sind ein Mann geworden, und was für ein Mann! Hundert Millionen! Wie wird sich der Alte freuen! Aber, Mann, was haben Sie? Sie sind nicht so heiter wie gewöhnlich.«

»Ich habe große Verpflichtungen auf mir; sie im wahren Lichte, wie sie in meinem Herzen geschrieben stehen, vor Ihnen darzulegen, erfordert Kraft, mehr vielleicht, als sich besitze. Ich reise morgen auf längere Zeit von hier, von Ihnen fort, wo ich so vieles Gute genossen; das stimmt mich ernst. Bester Herr Ermeling, ich kann nur sagen: für Alles, was Sie mir gethan, danke ich, danke ich Ihnen von Herzen und damit ist leider Alles gesagt!«

»Leider? Warum nicht gar! Wenn es weiter nichts ist, damit lassen Sie sich die gute Laune nicht verderben; Ihr einfaches Wort befriedigt mich mehr, als eine ganze Rede von Anderen. Ich weiß, wie Sie es meinen. Ich dachte schon, Sie hätten etwas Anderes auf dem Herzen.«

»Auch Das habe ich.«

»Dachte ich mir's doch! Nur immer frei heraus – Hundert Millionen! Oder, wenn es Ihnen zu schwer wird, lassen Sie mich zuerst sprechen; das wird Ihnen vielleicht Muth machen. Sehen Sie, ich bin, mit Gottes Beistand, ein reicher Mann geworden. Mein Junge ist, Sie wissen es ja, nach Bonn gegangen, mit siebzehn für die Universität reif. Wenn Das auch Geld kostet, so ist es mir doch lieber, als wenn er mein Geschäft übernommen hätte. Ein Geldmensch ist immer nur ein halber Mensch und steht nie auf geweihtem Boden. Und wozu habe ich erübrigt, als zum Besten meiner Kinder? Wozu ist das Geld überhaupt? Wir können es weder essen, noch mitnehmen. Judith, mein Augapfel, Sie wissen, wohl, ist ein liebes Mädchen geworden, und macht mir viele Freude. Ihnen, Wollzagen, ja Ihnen am meisten verdanke ich, daß

sie so gerathen ist, denn nicht Ihr Unterricht allein in den ersten Jahren, sondern vorzüglich Ihre Leitung, Ihr Umgang in den letzten haben große Wirkung hervorgebracht. Also bin ich Ihnen ebenfalls zum Danke verpflichtet – Hundert Millionen! lassen Sie mich ausreden. Leider behält man die Töchter nicht immer lange im Hause. Wenn Judith mich verläßt, werde ich einsam sein. Und einsam heißt bei mir trostlos. Nun sehen Sie, damit mir nun Das nicht geschieht, habe ich mit ihr einen Plan, und dieser Plan kann vielleicht glücken. Sie wird zwar einst ein reiches Mädchen und erbt die Hälfte meines Vermögens, und ich könnte sie, wenn ich danach trachtete, wie andere Väter meines Schlages, an einen schwer wiegenden Mann bringen. Das fällt mir aber nicht ein. Banquiers sind kühle Eheleute, sie lieben das Metall mehr als ein Weib. Ich werde nie mein Kind zwingen, einen Mann zu nehmen, den es nicht mag. Und nun – und Das ist mein Geheimniß – glaube ich, hat Judith eine Neigung – «

»Das glaube ich auch –«

»Ah, sehen Sie, Das ist prächtig, nun ja, Sie sind ja ihr Vertrauter. Ich kann mir Das denken. Doch, wir wollen die Sache kurz machen – ich bin kein feiner Mann, kein Gelehrter, wie Sie, habe nicht studirt, habe von der Pike an gedient. Leuten meines Schlages sitzt das Herz auf der Zunge. Also – wo wollen Sie sich niederlassen? Wenn ich rathen darf, bleiben Sie hier – ich habe Bekanntschaften, die Praxis kann nicht fehlen. Hier in der Hauptstadt müssen Sie sich aber nothwendig, wenn es in die Augen

fallen soll, auf einem etwas großen Fuß einrichten, müssen Pferde und Wagen schon am ersten Tage haben und sie tüchtig laufen lassen. – Nun gut, – Sie sagen, Sie haben keine Mittel! Lieber Wollzagen, es giebt aber, Leute, die welche haben – wenden Sie sich an sie; Männern wie Ihnen schlägt man Nichts ab. Nun sprechen Sie!«

»Mein lieber Herr Ermeling, Sie irren sich in mir! Ich will nicht Arzt bleiben und von meiner Praxis leben. Meine Absichten und Hoffnungen tragen mich weiter. Ich bin mit meinem Studium noch lange nicht fertig, den kleineren Theil habe ich erst hinter mir, den bei Weitem größeren vor mir. Jetzt überliefere ich mich einer kurzen Ruhe auf einer kleinen Reise; hat mich diese mit frischer Kraft erfüllt, dann kehre ich hierher zurück, um wieder ein Student zu sein, wie vor fünf Jahren.«

»Hundert Millionen!« rief, Herr Ermeling, auf das Aeußerste verwundert aus, »wie lange dauert denn dieses ewige Studium? Wohin soll Das führen? Das ist mir ja ganz neu!«

»Es soll mich, so Gott will, zu einer Professur an irgend einer Universität führen, ich will die Naturwissenschaften in ihrem ganzen Umfange studiren, das war mein Plan vom Anfange an.«

»Aber Das habe ich ja gar nicht gewußt. Weiß das Judith?«

»Gewiß weiß sie Das.«

»Und wie lange kann Das noch dauern – ich meine, bis Sie fertig sind?«

»Leicht noch drei bis vier Jahre. Dann bin ich acht und zwanzig, also immer noch ein junger Mann.«

»Acht und zwanzig! Hm! –« Der Banquier rechnete still vor sich her: »Drei und zwanzig! Ja! Schade, ich dachte mir, Sie wären jetzt schon fertig. Aber – freilich – was diese jungen Leute für eine Weisheit zum Leben nöthig haben – Gott soll mich davor bewahren! Also Das ist immer Ihr Entschluß gewesen?«

»Immer, von Anfang an, auch habe ich es oft in Ihrer Gegenwart ausgesprochen, Sie haben es wahrscheinlich nur überhört –«

»Also Judith weiß Das?« wiederholte der Banquier.

»Ganz gewiß – ich habe es ihr oft mitgetheilt.«

»Und sie billigt es? Wie?«

»Ob sie es billigt? – Ich verstehe nicht recht – Ah! –« und hier ging Eduard, dem Unbefangenen, Unerfahrenen, Vertrauensvollen zuerst ein neues Licht auf. Die helle Flamme dieses Lichtes erwärmte ihn aber nicht, sie brannte ihn, seine tiefe Wunde entstand bis in seine innerste Seele hinein. Sein Geist arbeitete beinahe mit krampfhafter Anstrengung – er hielt seinen Blick in sein Inneres zurückgespannt – einen Augenblick lang sah er Nichts um sich her – aber dieser eine Augenblick ging rasch vorüber – sein Entschluß war schon da – lebendig stand er vor seinen wieder klaren Augen – er ging auf den Banquier zu, schnell, beinahe springend, und faßte seine Hand. «

»Herr Ermeling!« sagte er mit laut athmender Brust.

»Nun, was denn?« lächelte Dieser, der den längst erwarteten Augenblick gekommen wähnte.

»Sie nehmen also mit meinem einfachen Danke in Worten vorlieb?«

»Gewiß, Sie närrischer Mensch, und was nun weiter?«

»Vielleicht kann ich später noch einmal durch eine That danken – jetzt aber habe ich noch *eine* Bitte –«

»Nur zu – ich bin heute bei guter Laune –«

»Ich habe einen Auftrag an Sie –«

»Einen Auftrag? Und der ist?«

»Erfüllen Sie die Bitte, die ich mit allen Gründen meines Geistes und meines Herzens unterstütze – denn sie betrifft das Glück eines meiner besten Freunde –«

»Wessen?« fragte der Banquier, mehr mit seinen weit aufgerissenen Augen, als mit dem kaum hörbaren Laute.

»Etwa des schönen Malers, Raphael Manowsky, genannt Raphael Sanzio?«

»Desselben – er liebt Judith –«

»Er liebt Judith? –«

»Ja! Wie ein edler Mann ein braves Weib lieben kann, innig, fromm, zärtlich, mit dem Herzen und seiner ganzen so reich begabten Seele – ja! er liebt sie! O, Sie sind kein harter Mann – Sie lieben Ihr Kind – geben Sie Ihre Einwilligung –«

»Ah! oh! Will ihn denn Judith? –«

»Ich glaube *ja* sagen zu können.«

Dem Banquier war ein Angstschweiß ausgebrochen; die heiße Stirn mit seinem chinesischen Tuche trocknend, lief er mehr als er ging, im Zimmer auf und nieder.

»Das ist mir neu,« rief er wieder, als wenn er zu sich selbst spräche, »eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet – aber es kam noch zu rechter Zeit, sonst, sonst –«

»Warum?«

»Warum? – O!« und die Kraft des alternden Mannes, des zärtlich liebenden Vaters wich dem Andrängen seiner heiligsten Gefühle – er fing bitterlich an zu weinen, ging auf Eduard zu und fiel ihm um den Hals.

»Beruhigen Sie sich, bester Herr Ermeling,« besänftigte Dieser den Sturm seiner Empfindungen – »machen Sie zwei Menschen glücklich –«

»Herr Wollzagen, haben Sie denn je daran gezweifelt, daß ich mich dem Glücke Kindes entgegen werfen würde? Ja, ja, und hundert Millionen Mal, ja, wenn sie ihn mag, und wenn er Handwerker wäre, nur ein braver Kerl muß er sein – ich schäme mich keines rechtschaffenen Menschen – da – da, gehen Sie, da drinnen ist Judith – gehen Sie und sagen Sie ihr, ihr Vater wolle, was sie wolle – da hinein – hinein!«

Und er schob ihn beinahe mit Gewalt aus dem Zimmer.

Eduard war glücklich im Nebenzimmer, welches das des Vaters von dem der Tochter schied. Also der Weg war so kurz wie die Zeit, die ihm gelassen war. Er wußte, daß er aus dem Winde in den Sturm kam, und deshalb zögerte er einen Augenblick, um sich zu fassen und zu neuer Kraft zu stählen. Da steckte der Alte, der neugierig war, wie das Ende von diesem Anfange werden würde, den Kopf durch die Thür, als wollte er lauschen, ob Eduard

schon bei Judith sei. Dem jungen Manne blieb Nichts übrig, als zu klopfen, und auf den gehörten Ruf rasch in das Zimmer Judith's zu treten. Schon stand er vor ihr, die am Fenster saß und an einer schönen Stickerei mit Perlen arbeitete. Ach! Perlen bedeuten Thränen! sagt das Sprichwort, und hier sollte es wieder seine Bestätigung finden.

Als Eduard die feste Miene und den energischen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens in's Auge faßte, ward er wieder Herr seiner Gefühle, wie er der Herr seiner Gedanken immer geblieben war – nie war er mehr *Mann* gewesen, als in diesem schwierigen Augenblicke – er rief sich Raphael's schöne Gestalt, sein edles Gesicht, sein verklärtes Auge, seine vollendete Kunst vor Augen, und nun sah er getrost der folgenden Unterredung entgegen. –

»Guten Tag, Judith.«

»Guten Tag, Herr Wollzagen!«

Und sie reichte ihm ihre zarte Hand hin, wie sie es jeden Tag that.

»Wissen Sie, weswegen ich heute komme?«

»Ich besorge, es zu wissen. Sie wollen wegen Ihrer Reise Abschied von mir nehmen; wann kommen Sie wieder?«

»Ich denke, drei Monate können leicht vergehen.«

»Das ist eine lange Zeit. Wohin gehen Sie?«

»Zuerst in meine Heimath, dann nach Frankreich.«

»Also zuerst zu Ihrem guten Vater, von dem Sie mir so Viel erzählt. Ich möchte ihn wohl sehen. Sieht er Ihnen ähnlich?«

»Judith – ich habe heute Viel auf meinem Herzen und meine Zeit ist kurz – kommen Sie auf das Sopha, wie sonst, wir wollen einmal recht wie zwei gute Freunde plaudern –« und er ergriff ihre Rechte und führte sie auf ihren gewöhnlichen Platz. Judith's Finger bebten, ihr weiblicher Instinkt ahnte irgend etwas Ungewöhnliches, denn Eduard's Auge blitzte heller als sonst, und eine feine Röthe geistiger Aufregung bedeckte seine Wangen bis gegen die Schläfe hin.

»Judith!« fing er mit fester Stimme an, als er neben ihr saß.

»Ich höre – sprechen Sie.«

»Sie wurden mir vor fünf Jahren eine liebe Schülerin – in den letzten Jahren schon war ich Ihr Lehrer nicht mehr. Wir haben uns gegenseitig belehrt, nicht in der Musik, den Sprachen und dem Zeichnen allein – auch in vielen anderm Dingen gemüthlichen Lebens und höherer Bildung –«

»Aber mein Gott, Sie sind ja so feierlich,« unterbrach sie ihn.

»Ich habe auch eine feierliche Handlung zu begehen, lassen Sie mich aussprechen.«

»Sie machen mich besorgt; Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?«

»Nein! Ich habe Ihnen nur zwei Geheimnisse anzuvertrauen; das Erste ist das meinige, das Zweite das eines

Freundes. Geben Sie mir Ihr Wort und Ihre Hand, daß Sie beide bewahren wollen, wo solche Geheimnisse bewahrt werden müssen, in Ihrem Herzen.«

»Hier ist Wort und Hand. Mein ganzes Herz ist bereit, Ihre Wünsche entgegenzunehmen.«

»Ich bin es zufrieden. Hören Sie mich wohl an. Sie, Ihr Vater, alle Welt, Wenige ausgenommen, hielten mich für dieses Predigers Wollzagen Sohn –«

»Nun?«

»Ich bin es nicht. Ich kenne sogar meine Eltern nicht, nur meine Mutter habe ich in frühester Jugend gesehen – aber, aber sie, wie mein Vater, ist todt. Ich hatte aber einen Vormund – so denke ich mir – der stieß mich von sich, mich, das kleine, schwache, verlassene Kind, – in die weite, große, fremde Welt. Zuerst kam ich in eines Unwürdigen Hände, durch Gottes allmächtige Fürsorge, für die ich ihm täglich auf den Knieen danke, nahm mich der Prediger auf – ihm verdanke ich, was ich kann –«

»O, wie bedauere ich Sie von ganzem Herzen! Aber wozu *mir* Das? Auch als Unbekannter sind Sie mir, sind Sie uns, was Sie sind –«

»Judith, es ist die Aufgabe meines späteren Lebens, meiner männlichen Kraft und Ausdauer: meinen wahren Namen zu suchen und meinen Vormund zu entdecken –«

»Nun, und dann? O der Unglückliche!«

»Ich weiß nicht, wer ich bin, was ich bin – wahrscheinlich ein armes Kind – von zweideutiger Herkunft –«

»Nein, nein, Das sind Sie nicht!«

»Woher wollen *Sie* Das wissen?«

»Mein Herz sagt es mir – aber warum mir dies unselige Geheimniß? –«

»Weil meine Zukunft dunkel ist,« wie meine Entstehung, weil sie mir nicht gehört, und weil – ich das Bedürfniß fühle, ein Band zwischen Ihnen und mir zu haben, das mich an Sie fesselt, mich mit Ihnen auf ewig verbindet. Deshalb theile ich Ihnen dieses Geheimniß mit, um durch Offenheit und Vertrauen mir Ihre *Freundschaft* zu verdienen, für dieses ganze Leben –«

»Die haben Sie schon –«

»Ich wollte ihrer gewiß sein, da ich von Ihnen gehe. Dies war mein Geheimniß, nun das eines *Andern* –«

»Was werde ich hören!« rief Judith, in großer Bewegung und konnte kaum ihre hervorbrechenden Thränen zurückhalten.

»Sie kennen Raphael Manowsky, unter uns wegen seiner Schönheit, seiner idealen Richtung in der Kunst, Raphael Sanzio genannt.«

»Ja! ich kenne ihn durch Sie!«

»Sie wissen also, daß er ein großer Künstler ist, der noch größer werden wird, wenn sein Schicksal es will, – und heute wird dieses Schicksal entschieden. Das aber wissen Sie noch nicht, daß er ebenso edel als Mensch, wie groß an Talent ist –«

»O, doch weiß ich es – Sie würden nicht mit ihm verkehren –«

»Um so besser – er ist einer meiner liebsten Freunde – ich möchte mich nie von ihm trennen; und doch, wenn

es ihm hier, jetzt nicht glückt, werde ich und werden wir Alle ihn auf ewig verlieren –«

»Warum sollte es ihm nicht glücken? Er verdient ja jeden Erfolg –«

»Er verdient ihn gewiß; und doch ist er *sehr* unglücklich –«

»Unglücklich? Warum Das?«

»Er liebt!«

»Und wird er wieder geliebt?«

»Wenn ich Das bestimmt wüßte, heute, jetzt wüßte, wäre dies der glücklichste Tag meines Lebens.«

»Sdreden Sie weiter – weiter –«

»Kaum habe ich den Muth dazu, und doch *muß* ich – die Zeit drängt – ich habe ihm *geschworen*, ihm heute seine Entscheidung zu überbringen – er wartet zu Hause, angsterfüllt, auf meinem Zimmer – ich fühle Das an dem lauten Pochen meines eigenen Herzens – dürfte ich ihn glücklich machen, denn schon in den nächsten Tagen geht er nach Italien –«

»Weiter! –«

»Was weiter? Sie haben mich längst verstanden – Sie wissen – er liebt Sie allein – Muth – o Gott!«

Und das von ihren stürmischen, widerstreitenden Gefühlen überwältigte Mädchen sank auf ihrem Sitze zusammen und schlug laut weinend die Hände vor's Gesicht.

Eduard kniete leise an ihrer Seite nieder und zog schnell ihre Hände davon zurück.

»Judith! Sie sind das Erste Weib, vor dem ich in dieser Stellung verharre – vor Ihnen schäme und erniedrige ich mich nicht. Wollen Sie meine *Freundin* für's Leben sein?«

»O, Eduard – Sie fragen? –«

»So reichen Sie ihm Ihre Hand –«

»Eduard!« rief sie noch einmal, und laut aufschreiend lag sie an seinem Halse. Er drückte sie sanft an sich und berührte mit seinen bebenden Lippen ihre reine Stirn. Die Berührung war nur wie ein Hauch, aber sie wirkte magnetisch auf das starke Mädchen, nie hätte eine höhere allgewaltige Macht sie mit ihrem göttlichen Strahle berührt. Sie fuhr auf.

»Sie wollen es?«

»Ja, ich *will* es! Und wenn dieser Ton, diese Stimme, dieses Wort von dieser Lippe, dieser Wille aus diesem Herzen noch die Gewalt in Ihrem Herzen haben, die sie früher hatten, so sagen Sie: Ja!«

Sie kämpfte noch mit ihren schwächeren Gefühlen, lange und tief sah sie dem Freunde ihrer Jugend in das männlich schöne, von der Erregung des Augenblickes feurig strahlende Gesicht – drückte ihre Hand krampfhaft gegen das pochende Herz und rief, ihr dunkles Auge voll gegen den Mahnenden aufschlagend:

»Ja, ich will es, da *Sie* es wollen! – Aber nun verlassen Sie mich –«

»Leben Sie wohl, Judith, bald sehen wir uns wieder, wir sind Freunde auf *ewig* –«

»Auf *ewig*, Eduard, leben Sie wohl!«

Ein letzter, inniger Händedruck – ein letzter ermahrender Blick, und – er war aus dem Zimmer.

»Und ich bin nicht seine Braut!« schluchzte sie ihm nach. Da richtete sich ihr Herz – wie uns in der zerschmettertesten Lage oft wunderbarer Weise der erhabenste Muth überkommt – plötzlich auf, wie von einer himmlischen Macht emporgehoben.

»Aber seine *Freundin!*« sagte sie leise – »auf ewig! Vielleicht ist es besser so – Gott wollte es nicht! Auf ewig! O! Er lügt nicht – ich auch nicht – ich will es *beweisen*, daß ich es bin.«

Und wie ein sanfter Sonnenschein oft durch den herabträufelnden Regen schimmert und die köstlichen Farben des Regenbogens, des Himmels eigene Farben, wieder spiegelt, so spielte ein rosiges, innerliches Glück verathendes Lächeln – das unantastbare, reine, köstliche Glück eines weiblichen Herzens – durch ihre Thränen hindurch. –

Eduard eilte in seine stille Wohnung, schweißbedeckt, glühend, aber im Innern erhoben, glücklich, ruhig trat er in sein Zimmer. Raphael war wirklich schon darin. Er blickte dem Kommenden fragend in's Gesicht.

»Raphael,« sagte Dieser mit leiser, aber den Künstler mächtig erschütternder Stimme: »Raphael, morgen früh elf Uhr geh' zum Banquier Ermeling – Du bist Judith's Bräutigam!«

»Eduard!«

»Still, da kommen die Freunde!«

Es war Willibald Kannenschmidt, der die Zeit nicht erwarten konnte, zu hören, ob sein Bild verkauft sei. Sein Auge fragte ebenfalls wie Raphael's Auge, und sein Mund schwieg wie Raphael's Mund.

»Nun, Du willst von Deinem Bilde hören?«

»Ist es weg?«

»Ja!«

»Und?«

»Hier sind die zehn Louisd'or!«

Der junge Mann nahm das Gold, betrachtete es bei'm Lichte des Fensters und zeigte dann den beiden Anderen sein freudestrahlendes Antlitz.

»Du bist ein sicherer Unterhändler,« flüsterte er.

»Gewiß bin ich Das!« lautete die gleichgültige Antwort.

## SIEBENTES KAPITEL. ES WIRD LICHT.

Frau Schwarzkopf's unabänderliche Sorgfalt hatte das Zimmer ihres Herrn Doctors heute Abend wie sonst zum Empfang der Freunde hergestellt. Sie war recht traurig, diese gute Frau, daß ihr lieber junger Herr, wie sie oft sagte, schon am nächsten Morgen – und auf so lange Zeit verreisen wollte. Wie würde das Gartenhaus nun so einsam und verlassen dastehen und an Wen würden sich die Nachbarn wenden, wenn Einer von ihnen eines guten Rathes bedürfte. Denn Das war ihre Gewohnheit so. Es wurde Nichts von Bedeutung in den drei Familien beschlossen und verhandelt, wozu nicht Eduard als Rathgeber oder Schiedsrichter hinzugezogen worden wäre; kein

Einkauf wurde besorgt, kein Vertrag abgeschlossen, den er nicht gebilligt oder befördert hätte. – O, wie langweilig würde Allen die Zeit verfließen, bis der liebe, gute Herr wiederkäme! –

Die Freunde fanden sich heute sehr pünktlich ein. Waldau und Riepenstahl schleppten mit Mühe ihre ungeheure Mappe herbei. Als sie Alle versammelt waren und ihre Pläne eingenommen hatten, ergriff Eduard zur Einleitung das Wort und sagte:

»Meine lieben Freunde! »Ihr wisset es, wir feiern heute Abend unser letztes Beisammensein, vielleicht für dieses ganze Jahr. So Gott will, sehen wir uns aber, nach unserer Reise, zu neuer Arbeit erfrischt und ermuntert, fröhlich wieder. Ich für meinen Theil bleibe Euch Allen – Ihr wißt es – unverändert ergeben; und ich hoffe, daß wir Alle, gesund und an Leib und Seele gestärkt, mit neuer Liebe und Lust zu unserm gemeinsamen Streben zurückkehren werden. Ihr entbindet mich wohl heute eines weitem Vortrages, ich habe den ganzen Tag viel gearbeitet und bedarf der Ruhe. Ueberdieß wird uns Waldau's schönes Geschenk, welches in jener Mappe verborgen ist, die Zeit rasch genug wegnehmen – also laßt uns bis um acht Uhr, unsere Speisestunde, in froher Gemüthlichkeit mit einander verkehren!« –

Die Arbeit dieses Abends war keine ernstliche, Niemand hatte die nöthige Lust und Ruhe dazu. Jeder zeichnete auf das erste beste Blatt Papier, wozu ihn die Laune trieb, und meist waren es scherzhafte Skizzen aus dem täglichen Leben. Josephson saß, wie gewöhnlich, neben

Eduard; die Ellbogen auf den Tisch gestützt, sahen seine Augen und Ohren Alles, was vorging: Lambeck's Stuhl stand zwischen Manowsky und Kannenschmidt, die Beide, aus verschiedenen Anlässen freilich, zu freudig bewegt waren, um zu irgend einer Thätigkeit von Belang aufgelegt zu sein. In stilles Brüten verloren, saßen sie beinahe ganz unthätig da, nur von Zeit zu Zeit einen glühenden, dankbaren Blick auf Eduard werfend, der Allen heute Abend sehr eigenthümlich gestimmt erschien. Josephson war wieder der Erste, der seiner Zunge nicht länger Einhalt gebieten konnte.

»Waldau,« sagte er zu diesem gewendet, willst Du Deine kleine Sextanermappe nicht öffnen? Ich brenne vor Verlangen, Deine Ahnungen und Gesichter verkörpert zu sehen.«

»Da wirst Du noch eine Zeit lang warten müssen, Wolf,« lautete die ruhige Antwort, »verkörpert siehst Du sie auch heute noch nicht, nur wie ein vom Geiste erdachtes, von der Hand auf das Papier gefesselttes Nebelbild ihrer einstigen Vollendung wirst Du sie erblicken. Aber damit hat es noch Zeit, laß uns erst etwas plaudern.«

»Nun, was sitzt Ihr da und grübelt!« rief Adalbert Lambeck und stellte sich hinter seine beiden in himmlischen Regionen schwebenden Nachbarn, indem er ihre Köpfe etwas derb mit seinen starken Händen rieb. »Wißt Ihr, wie Ihr ausseht? Wie zwei verliebte Knaben, die von dem Vater ihres Mädchens einen Schlag auf den Mund zum Willkommen erhalten haben.«

Raphael schwieg hartnäckig, Willibald aber entgegnete:

»Diesmal irrst Du sehr, gestrenger Meister; ich bin nie in eine andere Schöne, als die ich mit dieser meiner Hand geschaffen, verliebt gewesen.«

»Das wären nun gerade meine Schönen zum Verlieben nicht, kleiner Mann,« erwiderte Lambeck mit gutmüthigem Lächeln, als man gewöhnlich an ihm sah.

»Warum nicht?« fragte Raphael leise.

»Weil sie mir alle zu weichlich, zu weibisch, das heißt zu äffisch sind. Eure Gestalten, und wenn sie auch schöne Gesichter, das heißt wieder: Larven zur Schau tragen, haben kein Mark in den Knochen, Eure Knochen sind nur Knorpel, Euer Fleisch ist nur kaltes Fischfleisch. Sieh nur, Riepenstahl, das Gesicht da, welches Du eben zeichnest, sieh es an und schäme Dich, wie ein geschickter Künstler, wie Du, so etwas Weichliches zu zeichnen vermag – da, da –« und in ein paar kecken, raschen Strichen mit seinem hastig ergriffenen Bleistifte gab er dem Bilde, dessen er sich bemächtigt, einen Ausdruck voll lebhaften und feurigen Charakter.

»Du bist ein Meister in *dieser* Kunst,« sagte der bescheidene Riepenstahl, und schaute sein von einem Andern vervollkommnetes Werk mit Beifall an.

»Ei was,« rief Lambeck, »Ihr wollt nur Nichts lernen; so viel man Euch auch predigt, Ihr bleibt ewig nur Schüler! – Gebt Euern Bildern mehr Stoff, Charakter, Wahrheit, Natur! Malt nicht allein zimperliche Gestalten, wie die

da war, dann werdet Ihr Künstler werden, wie Ihr sein müßt, um Euch und Anderen zu genügen.«

Da ergriff Manowsky etwas empfindlich das Wort und sagte rasch:

»Du tadelst beständig, Adalbert; Du setzest unsre Auffassungen und Ausführungen herab, und doch entstehen beide aus reiflichem Nachdenken und eisernem Fleiße. Vergissest Du dabei, daß wir Muster vor uns haben, die jeden Künstler begeistern müssen? Denke an Raphael von Urbino selber. Er ist mein Vorbild, das ich freilich nie erreiche, so wenig wie ein Anderer, dem ich aber demungeachtet nachzustreben, für meine höchste Pflicht und meine größte Aufgabe habe.«

»Da kommst Du mir gerade recht,« entgegnete Lambeck eifrig, und seine Augen nahmen jenen stechenden Ausdruck an, den sie hatten, wenn er empfindlich wurde – »Du kommst mir gerade recht! Immer Raphael und wieder Raphael! Das ist es eben, was ich tadelte. Als wenn ich nicht wüßte, daß er ein Halbgott ist und wir nur stümperhafte Menschen sind! Aber immer in seinem Fahrwasser bleiben – das ist kein besonderer Ruhm für einen selbstdenkenden und schaffenden Künstler. Ihm sind seine Ideale geglückt – tausend Anderen entlaufen sie unter dem Pinsel – so wird es auch Euch ergehen! Malt Eure Ideen auf die Leinwand, ja, – aber malt die Natur! die Natur! die *Natur!* Ich kann es Euch nicht oft genug wiederholen.«

»Wie! sind seine Madonnen keine Natur?« rief Manowsky voll Eifer.

»Was Madonnen, immer Madonnen! Immer himmlische Heerschaaren! Engel und Götter! Malt Menschen, meinetwegen Berge, Bäume oder Thiere, wenn Ihr Menschen nicht malen könnte, aber sie müssen etwas Wirkliches, Irdisches an sich haben, Etwas was ich und Andere verstehen. Wie die Engel und die Heiligen im Himmel aussehen – diese Träumereien halb Wahnsinniger – Das wissen wir nicht; das sind Götzenbilder, Ihr freilich nennt es Ideale.«

»Raphael's Ideale sind und bleiben die göttlichsten, die es giebt,« erwiderte Manowsky bestimmt.

»Ja, sie sind es und werden es auch bleiben, lieber Junge. Aber wer ihm in den Himmel *seiner* Gedanken nach will, wird fallen wie Dädalus, der seine Flügel für Aetherschwingen hielt, da sie doch nur von Wachs waren. Raphael hat sich Das so gedacht, das ist wahr, und er hat es uns zu einer schönen, vollendeten Anschauung gebracht, Ihr könnt es Euch nicht so gut – müßt es Euch also schlechter denken, – und was schlechter ist als gut, ist nicht mehr gut. So verstehe ich es.«

»Oho!« rief Willibald gekränkt.

»Du Kleiner da willst auch mitreden! Schweig still mit Deinen halben Menschen.«

»Was willst Du mit den *halben* Menschen sagen?« fragte Josephson lächelnd, der sich jetzt berufen fand, sich in künstlerischer Klopffechtereier offenbar schwächeren Freunde anzunehmen.

»Was ich damit will, Herr Premierminister! *Das* will ich. Malt er nicht Portraits? Sogenannte Brustbilder! Und

sind diese Brustbilder, deren Bauch und Füße man nicht sieht, nicht *halbe* Menschen?«

»Die größten Meister haben zu allen Zeiten Brustbilder hergestellt.«

»Auch die größten Meister können im Geschmacke und in Darstellung der Wahrheit Irrthümer begehen. Es ist Dies eine Sitte, eine Mode geworden. Dagegen eben eifere ich. Die Mode ist oft die unsinnigste Sitte, die es giebt. Zieht nur eine Parallele, vergleicht, so werdet Ihr den schwachen Punkt finden. Denkt Euch zum Beispiel einen Thiermaler, male er nun ein Pferd oder einen Wallfisch – denkt Euch denselben, wie er das Pferd oder den Wallfisch bis zum Bauche malt und die Beine oder die Flossen, kurz den untern Theil seines Thierwesens hinzudenken läßt – werdet Ihr nicht lachen?«

»Wir werden nicht lachen, wie Du, Diabolo! Bei einem Pferde – ich nehme dies Bild auf – sind oft die Beine das Beste, das Charakteristischste. Mit den Beinen arbeitet, läuft, besiegt es den Feind, und Das wird kein Maler weglassen, um uns von der Schönheit, der Kraft, dem Charakter des Thieres ein deutliches Bild zu verschaffen. Freilich! Die Menschen haben nicht alle so schöne Beine wie ein vollblutiges Rennpferd!«

»Oho!« polterte Larnbeck. «Freilich haben die Pferde ihr Genie oft in den Beinen, Wallfische in den Floßfedern und im Schwanze, der Mensch aber im Kopfe, wie er das Herz in der Brust hat. Das weiß ich. Du aber wirst mir den Bauch des Menschen am wenigsten verachten, der Du ein halber Bauchmensch bist, und die Füße auch nicht. Nein,

nein, sagt was Ihr wollt, der Mensch ist nur halb, ohne Bauch und Beine, sie gehören zu seinem Organismus und ein halber Organismus ist ein halber Mensch. Das wollte ich beweisen!«

»Und Das wäre Dir *beinahe* gelungen, Diabolo!« rief Josephson heiter. »Du vergisest aber nur die Hauptsache. Warum eiferst Du gegen Portraits, gegen sogenannte Brustbilder? Weil sie nicht in Dein Fach gehören, – Du kannst sie nicht herstellen, weil Du nicht *treffen* kannst.«

»Was!« rief Lambeck komisch erbittert, »Das sollst Du bereuen! Ich werde Dir beweisen, daß ich Portraits malen – daß ich auch treffen kann.«

Und schnell wie der Blitz, im Stehen, nur mit dem Oberkörper über den Tisch gebeugt, riß er Riepenstahl ein Blatt weißen Papiers und einen Bleistift weg, und mit raschen, festen Zügen entwarf er einen Kopf, ein Gesicht daran, nebst Hals und Brust, welches die unaussprechlichste Aehnlichkeit mit des Juristen Zügen wies, aber zugleich die karrikaturartige Aehnlichkeit eines Wolfes mit raubsüchtig aufgesperrem Rachen zeigte. Er war fertig und warf dem staunenden Kreise das Blatt auf den Tisch. Alles stürzte darüber her. Ausrufe des Staunens, des Jubels, des allgemeinen Beifalls wurden laut, die mit einem gemeinsamen, schallenden Gelächter endigten.

»Wolf, diesmal hat er Dich widerlegt!« sagte Eduard, noch lange im Stillen lachend.

»Wäre ich ein Maler, ich würde ihn auch portraitiren,« rief Josephson mitlachend, »aber ich würde ihn darstellen als den Antichristen, der sogar dem lieben Herrgotte die Zähne weist.«

»Ich bin ein Christ, kämpfe nur mit Menschen und ihren Gebrechen, aber nicht mit dem Allmächtigen!« entgegnete Lambeck sehr ernst, und hiermit war dieser Streit beendet.

Nach einigen Minuten des Stillschwegens und der Erholung nach diesem Lachkampfe, begann Waldau wieder das Gespräch; und sich an den Tempera-Maler wendend, der jetzt ungestört auf seinem Stuhle saß und seinen Gedanken über den eben beregten Gegenstand nachhing, sagte er:

»Lambeck, Du wolltest uns neulich eine Definition von der Schönheit geben, aber Du hast es unterlassen, weil Du mit mir maultest, da ich Deine Meinung: der gothische Baustyl sei aus dem griechischen hervorgegangen – bekämpfte und vielmehr der Meinung war, er sei das Ergebnis, die bildlich architektonische Darstellung des germanischen Volkscharakters. Weißt Du es noch?«

»Wohl weiß ich es noch – und ich gab Dir im Ganzen am Ende Recht. Weißt Du auch Das noch? – Gut! Die Definition der Schönheit aber kann ich auch heute nicht geben, wie ich es niemals können werde. Denn dazu gehört mehr, als ein mittelmäßiger Farbenkleckser zu sein. Meines Wissens überhaupt kann Das kein Mensch mit bestimmten, unwiderleglichen Worten, weil Jedermann – Das wißt Ihr ja an Euch selbst – einen andern Begriff

von der Schönheit in sich trägt. Höchstens ein Philosoph kann es, oder glaubt, es zu können, da er Alles zu können und zu erklären sich einbildet. Haben sie ja auch den Mond definirt! Nun, ich muß gestehen, meine Vorstellungen sind gewiß nicht immer die besten, aber eine bessere Vorstellung vom Monde habe ich doch, als jene gottgleichen Philosophen mit Menschenschädeln. Ich kann nur höchstens von Dem sprechen, was ich verstehe, in Bezug auf die Schönheit also nur Das für schön ausgeben, was ich mit meinen eigenen Augen für schön halte.«

»Das wird auch schon genug sein,« bemerkte Josephson, »wenn Du von der Schönheit verlangst, was Du von der Kunst forderst. Laß einmal hören!«

»Meiner Ansicht nach – wohl verstanden, *meiner* sage ich, denn Andere können eine andere haben giebt es für den Maler vier Arten von Schönheiten, unter welche sich alle übrigen unterordnen lassen. Ich erkenne eine bleiche, die rosige, eine blendende und eine üppige Schönheit an.«

»Ah!« dachte Josephson, »Das ist wahr, ich selbst kenne eine bleiche.«

»Ich kenne eine rosige!« murmelte Raphael.

»Nicht daß eine jede,« fuhr der Tempera-Maler fort, »nur eine bleiche, rosige u. s. w. Schönheit an und für sich wäre, sondern daß, wie auch die vier Temperamente selten rein, vielmehr meist gemischt vorkommen, auch die wirklichen Schönheiten einige dieser Eigenschaften zugleich an sich tragen. Auch will ich nicht das Wort bleich,

rosig, blendend, üppig – einzig und allein auf das Körperliche angewendet wissen, auch das Geistige, Gemüthliche kann den Ausdruck des Bleichen, Rosigen, Blendenden, Ueppigen in sich schließen.«

»Wir verstehen!« rief Waldau. »Wir Alle kennen die besten Bilder der Welt, und es ist wahr, unter diese Rubriken kann man ein jedes vom Maler geschaffene Weib bringen.«

»Nun, seht Ihr! Auch ein Blinder muß sich, meiner Meinung nach, obwohl er nicht sehen kann und die Farben nicht kennt, sich aber in seinen Gedanken doch eine Vorstellung von Blau, Grau u. s. w. macht, auch eine von meinen Schönheiten machen können.«

»Das ist klar – Das kann er!«

»Das ist es, was ich Euch darüber sagen kann, – ich bin fertig.«

»Schon fertig?« rief Josephson verwundert »Wir wissen ja noch nicht mehr von Deinen Schönheiten, als daß Du vier Arten angegeben hast. Die Niederländer malen vorzüglich üppige Schönheiten, Titian bleiche, Correggio rosige; blendende, das heißt, nur das Auge bestechende, malen viele neuerer, nur nach dem äußern Effekte haschende Künstler, wie würdest Du Deine, Dir ursprünglich innewohnende Schönheit darstellen, und welche Art ziehst Du allen übrigen vor? Das wenigstens mußt Du uns erklären.«

»Das ist ja beinahe eine Gewissensfrage,« sagte Waldau, »er hat sich am Ende noch gar keinen Begriff davon gemacht.«

»Ich will und muß es aber wissen, denn ich behaupte von vorn herein, daß seine Schönheit weniger von den vier Arten an sich hat als die meinige.«

»Das ist sehr möglich,« erwiderte Lambeck ernst. »Ich will aber so gut wie Du, ein Gemisch von allen vier Arten haben, so wenig ich mir eine reine Vorstellung von dem Mädchen machen kann, welches ich einst lieben werde.«

–

»Was?« rief Josephson, »eine bleiche und rosige Schönheit zugleich?«

»Wo möglich – ja! Obgleich es wie ein Unsinn und Widerspruch klingt.«

»*Contradictio in adjecto!*« flüsterte Wolf Eduard zu, der, seinen Kopf auf die Hand gestützt, schweigend zuhörte. Lambeck fuhr fort:

»Das Weib, das ich einst liebe, muß nicht allein schön, nicht allein bleich oder rosig oder üppig, oder alles Dreies zugleich sein –«

»Aha! die Blendende läßt er schon fallen.«

»Sondern – es muß auch eine seltene, nie dagewesene Schönheit sein.«

»Oho! das ist Viel!«

»Sie muß außerdem fest, entschlossen, selbständig sein, Nichts vom Kinde, viel lieber Etwas vom Manne haben, das heißt: in geistiger Eigenschaft – sie muß sich nicht auf mich stützen wollen, sondern in der Welt auf ihren eigenen Füßen stehen können.«

»Nun ja!« rief Josephson, »eine Japanesin oder Chinesin wirst Du nicht heirathen wollen.«

»Warum nicht, wenn sie mir gefällt? Sogar eine Grönländerin, eine Eskimo, wenn sie mein Herz stiehlt.«

»Ja, ja, wir verstehen!«

»Also etwa eine Amazone,« bemerkte Riepenstahl.

»Meinetwegen, vorausgesetzt, daß sie nicht verstümmelt ist, wie die wahren Amazonen es gewesen sein sollen –«

»Oh!« rief Josephson, »wir merken schon, was Du willst, Du willst etwas Besonderes für Dich allein haben. Höre, ich will Dir einen guten Rath geben. Male Dir eine nach Deinem Belieben, und dann bitte Gott inbrünstig, wie er es bei Adam gethan, von Dir eine Rippe zu nehmen und nach Deinem Ebenbilde eine Eva zu schaffen.«

Alle lachten, Lambeck aber entgegnete ernst:

»Das kann ich auch nicht einmal, und wenn ich der größte Künstler der Erde wäre. Ich wäre immer nur ein Mensch, und die Natur ist reicher und mannigfaltiger im Erfinden, als ich es je werden könnte. Ich kenne keinen Menschen, der genau zu sagen vermöchte: so oder so muß das Weib aussehen, das ich lieben soll. Ich weiß nur, daß die Natur, nach dem sie es geschaffen, uns anbietet, wie man etwa einem Freunde ein gutes Glas Wein vorsezt, und daß wir dann, wenn wir Appetit darauf haben, sagen: ich danke, und es zu uns nehmen.«

»Du hast Recht,« sagte Eduard ernst, »Das ist die Wahrheit. Wir können nur wünschen, daß es uns vollkommen gefällt, das Andere ist Gottes Sache.«

»Das wußte ich, daß *Du* mit mir übereinstimmen würdest,« entgegnete Lambeck; »ich bemerkte es auch nur,

um jenen Eiferer zur Ruhe zu bringen, und siehe, der Wolf würgt kein Lamm mehr, er ist gesättigt.«

»Nein, im Gegentheile!« rief Dieser, »ich habe Hunger. Laß das Essen bringen, Eduard; auch fühle ich einen Durst, das Meer auszutrinken.«

Und sie aßen ihr einfaches Mal und tranken ihren Wein. –

»Jetzt,« sagte Waldau, als auch Dieses beendet war, »jetzt, Kinder, nachdem wir gegessen und getrunken, kommen unsre Luftschlösser. Riepenstahl, die Mappe!«

Dieser schleppte die Mappe heran und öffnete sie. Aller Augen folgten begierig seinen vor Aufregung und Freude zitternden Händen. Waldau war wie elektrisirt. Er bewegte sich nach allen Seiten, und so schnell und geschmeidig, daß er mehr zu schweben als zu treten schien. Der Augenblick seiner jahrelangen Erwartung, Geduld und Ausdauer war gekommen. Was sein heiterer Geist geschaffen, seine fleißige Hand ausgeführt, das sollte jetzt den prüfenden Augen der kunstverständigen Freunde vorgelegt werden. Sein Herz schlug beinahe hörbar. Er ging zu Eduard, drückte ihm warm die Hand und reichte ihm das erste und Hauptblatt dar.

»Eduard,« sagte er ernst und mit vor Freude glühenden Wangen, »Du hast uns Alle gefördert, nach unserm Werthe geschätzt und geliebt; was wir auch in verschiedenen Bemühungen vollbrachten, Dir sei dieses Blatt meines Fleißes geweiht. Ich wollte, das Schicksal vergönnte es

mir, Dir mit diesen meinen Händen eine solche Ruhestätte zu errichten. Du solltest lieblich und heimisch darin wohnen.«

Und er überreichte ihm das Blatt, welches die Front des schon früher erwähnten, in romantisch-normännischer Style gezeichneten Schlosses blicken ließ.

»Ah!« riefen Alle, die sich hinter Eduard's Stuhl im Kreise drängten. »Das ist gut! Das ist gut!«

»Das ist *sehr* gut, *sehr* schön!« sagte Lambeck, der sich bald des Blattes mit einer Hand bemächtigte, während er die Bescheideneren zur Seite schob. »Hans! Du hast Dich selbst übertroffen.«

Waldau entgegnete Nichts, aber man sah ihm an, wie das lobende Urtheil des Kritischsten Aller ihn erfreute.

»Und hier sind die dazu gehörigen Blätter,« rief Riepenstahl, und gab die andern Bogen in die Hände der Künstler. »Das ist die Kirche, das Pfarrhaus und das Schulhaus. Hier sind die Gartenpavillons, die Gewächshäuser, die Stallungen, die Remisen, die Ateliers für die verschiedenen Künste, hier das Theater, hier die Wohnungen für die Diener, die Gärtner – kurz, Ihr seht es, an Alles hat unser guter Waldau gedacht.«

»Aber Das ist ja vortrefflich! Wie lange habt Ihr daran gearbeitet, denn hier an diesen Skizzirungen erkenne ich Deine feine Hand, David Riepenstahl.«

»Fünf Jahre,« sagte Waldau und schöpfte tief Athem. »Und hier seht Ihr die Möbel, die darin stehen müssen,

die Kleidungen der Menschen, die sich nur darin bewegen dürfen – und Das alles hat Riepenstahl, ja, der fleißige David Riepenstahl gezeichnet.

»Alles in *einem* Sinne, *einem* Geiste, *einem* Geschmacke,« sagte Raphael Sanzio.

»Das ist es eben, was ich bewundere,« nahm Lambeck wieder das Wort. »Nicht die Feinheit, die Korrektheit und Schönheit allein ist es, die mich wahrhaft entzückt, sondern der Gedanke der Einheit, der Das alles in einem Gusse erfunden und dargestellt hat, – sehr, *sehr* schön!«

Und stumm und staunend standen die Freunde, und ein Blatt nach dem andern wanderte ringsum durch alle Hände. Man konnte nicht genug bewundern, sich nicht genug freuen.

»Und hier die Maschinen!« rief Ernst freudig. »Seht, bis in's kleinste Detail sind sie vollendet.«

»Und die Statuen und plastischen Verzierungen in Zimmern und Gärten, o, Das hat Oeggering gemacht!« rief Kannenschmidt.

»Ja, Das hat *er* gemacht!« rief Waldau. »Dank und Preis *ihm*! Wer aber hat diese Gartenanlagen, diesen Park entworfen, he?«

Und sein Auge blitzte verstohlen auf den bescheidenen Karl, der ruhig wartete, bis die Reihe an ihn kam.

»Das ist Karl Michel's Entwurf,« sagte Eduard. »O, was seid Ihr rührig gewesen. Alles, Alles gut und brav. Freunde, hört!« rief er laut, »die Verfasser dieses Kunstwerks sollen leben! Josephson, fülle die Gläser bis an den Rand!«

Die Gläser klingelten lustig an einander und ein donnerndes Hoch erscholl den wackeren Künstlern.

Man wurde ruhiger, beobachtete das Einzelne; man setzte sich, Jeder mit einem Blatte in der Hand. Endlich warf Lambeck das letzte, nachdem er es mit seinem prüfenden Blicke überschaut, auf den Tisch und rief:

»Freunde! Genug der Freude und des Beifalls! Nun sagt mir, wozu Das alles? Was habt Ihr für einen Zweck dabei im Auge?«

Alles wurde still und sah Waldau an, Riepenstahl eröthete, Oeggering wurde blaß, Ernst sehr bedächtigt. Da nahm Waldau das Wort und sprach:

»Nicht nur um unsere Muße zu tödten, haben wir fünf Künstler dieses große Werk unternommen. Wir hatten einen größern Zweck im Auge und im Herzen. Abgesehen von dem äußeren Erfolge, den diese Arbeit uns bieten dürfte, haben wir unsere Hand angelegt, um ein Denkmal unserer innigen Freundschaft zu stiften. Wie wir, innig und treu, durch Gemüth und Geist verbunden, uns gefördert und ermuthigt haben, so gehet mein Wunsch und mein Gebet dahin, daß wir uns einst, in Erfüllung eines größern Werkes, wiederfinden und in Kraft vereinigten mögen, diese unsere langjährige Arbeit in's Leben zu rufen – sie, wie wir sie auf dem Papiere entworfen, künftig in Steinen, Eisen und Holz in die Wirklichkeit hinüberzuführen, damit wir, so Gott will, selber darin wohnen und uns der Frucht der jugendlichen Bestrebungen in der Wahrhaftigkeit des Lebens erfreuen mögen. Gott gebe es. Amen!«

Alle waren von Neuem überrascht und überwältigt von dem feierlichen Ausdrucke des Redners. Man sah einander an. Lambeck war wieder der Erste, der seine Gedanken in Worte kleidete:

»Was soll Das aber heißen?« fragte er. »Ich verstehe es nicht recht. Wollt Ihr Das wirklich bauen, Hans?«

»Warum nicht?«

»Aber wer soll die Kosten bezahlen?«

»Wer das Geld hat.«

»Was soll es denn kosten?«

»Hier sind die Anschläge – Alles genau berechnet, das Innere und Aeußere, die Kunst und das Handwerk, die Meister und die Arbeiter! In Summa Drei und eine halbe Million Thaler.«

Beinahe wäre der Tempera-Maler vor Lachen geplatzt.

»Tollhäusler!« rief er lustig, »Du verlangst Kaiser und Könige!«

»Es wird viel gebaut,« lautete die Antwort, »und es giebt, Gott sei Dank! Kaiser und Könige auf dieser Welt.«

»Aber was soll Das für uns, Hans? Du sprachst ja wir sollten darin wohnen und wirken.«

»Bei Gott ist Alles möglich! Auch sprach ich nur den Wunsch aus.«

»Das ist wahr, damit ist freilich Alles gesagt! Ich bin zufrieden.«

Und er lachte wieder, daß ihm die Augen voll Thränen standen.

Josephson winkte ihm. Er wollte dem Künstler seine Freude nicht verderben.

»Setze und beruhige Dich,« sagte er leise. »Du kennst Hans Waldau nicht. Er hat Gesichter und Ahnungen!«

»Aber Das ist doch zu phantastisch, bester Josephson.«

»Das ist es nicht!« schrie Waldau empört. »Schaffe ich in Wirklichkeit, so kann ich auch in Dichtung schaffen; manche Dichtung schon ist Wahrheit geworden, die man für Fabel und Erscheinung erklärt hat. Die Geschichte der Welt giebt die Lösung der Phantasiegebilde der Menschen. Laß es ein Phantasiegebilde sein – es hat mich, es hat Andere glücklich gemacht. Ich nähre mich einmal von Bildern. Das sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten sein. Jetzt sag' ich kein Wort mehr!«

Und er setzte sich auf seinen Stuhl und trank schweigend seinen Wein aus.

»Glaubt er an Ahnung und Gesichte?« fragte Lambeck leise Josephson.

»Er glaubt daran.«

»Ich nicht.«

»Ich auch nicht, wenigstens nicht so fest wie er.«

»Streitet Euch darüber nicht,« nahm Eduard laut das Wort, der die geflüsterten Worte gehört hatte. »Man muß jeden Menschen nehmen, wie er ist, nicht wie er sein könnte. Ich glaube auch nicht daran und doch hat es zu allen Zeiten Menschen gegeben, die an Ahnungen und Gespenster glaubten und sowohl Gründe wie den Erfolg zu Gunsten ihrer Meinung für sich hatten.«

»Was hältst Du denn davon?« fragte Lambeck in vollem Ernste.

»Was ich davon halte? Das ist sehr einfach, lieber Lambeck. Ich behaupte nicht, daß die Meinung, die ich jetzt aussprechen will, die allein richtige sei, ich will damit nur sagen, was ich darüber fühle und denke. Es handelt sich hier, wie mir scheint, nicht darum: zu erforschen, ob es Gespenster gebe oder nicht. Meines Wissens und Erachtens giebt es allerdings keine. Es handelt sich vielmehr darum: ob es Menschen giebt, die an ihre Existenz *glauben* oder nicht. Im Allgemeinen aber ist für uns Das vorhanden, woran wir glauben. Wir glauben zum Beispiel an Gott, der Tücke an Allah und seinen Propheten, der Israelit an den kommenden Messias, und für uns ist Gott, für den Türken Allah, für den Israeliten der kommende Messias vorhanden. Freilich stützt sich, für uns Christen, dieser unser erhabenster und göttlichster Glaube auf Gründe der Vernunft, der Offenbarung und des Herzens, woraus sich jener, auf einem abseits führenden Wege befindliche Glaube an Gespenster, Gesichter und Ahnungen nicht begründet. Es giebt aber in manchen Menschen eine große, ihnen angeborene und anerzogene Kraft, die bisweilen auf Kosten der Vernunft in's Unglaubliche entwickelt ist. Ihr kennt sie ja Alle, unsre Einbildungskraft, unsre Phantasie, ohne die jeder, selbst von dem reichsten Geiste belebte Mensch nur eine todte Maschine wäre. Ist diese Phantasie nun in jener abseits führenden Richtung entwickelt, so setzt sie sich oft an Stelle unserer Vernunft. Sie schafft ihr eigenthümlich angehörige Gebilde und läßt uns sehen und hören, was ein gewöhnliches Auge und Ohr nicht sieht oder hört. Wer

solche Phantasie mit solchen Gebilden besitzt, der kann nicht anders, als ihren Vorspiegelungen glauben, für ihn sind also jene Gebilde, Ahnungen, Gesichter und selbst Gespenster wirklich da. Also giebt es solche – und es giebt sie nicht.«

»Nun, Das lasse ich mir gefallen,« rief Waldau über den Tisch herüber; »ich wenigstens bin mit Deiner Erklärung zufrieden, für meine Anschauungsweise und Organisation paßt sie. An Gespenster glaube auch ich nicht und habe auch noch nie eins gesehen. An Ahnungen aber glaube ich, und Ihr wißt es, ich habe oft welche.«

»O, theile sie und mit,« riefen Einige.

Das schwärmerische Auge des phantasiereichen Architekten hing sinnend an dem ironisch lächelnden Gesichte des Tempera-Malers. Er schüttelte leise den Kopf.

»Nein,« sagte er fast wehmüthig, »laßt mich. Die Gesichte, die mir erscheinen, erscheinen Euch nicht. Also habt Ihr auch keinen Glauben daran, wie Eduard sagt. Und es wäre nur, da es schon so spät ist, verlorene Mühe, Euch mitzutheilen, was Ihr doch nicht glauben könntet. Also – und hier ist das Ende meiner Rede, die Ihr vorher unterbrochen habt mit Euerm Gewieher – mögen wir uns wiederfinden, gestärkt an Liebe und Kraft – die Zukunft wird entscheiden, wer Luftschlösser baute und wer keine. Ich trinke dieses letzte Glas auf Euer Aller Wohlsein und glückliche Rückkehr!«

Sie stießen noch einmal mit den Gläsern an, und während sie an einander vorbeigingen, brummte Lambeck

Josephson zu: »Was nicht der Verstand des Verständigen sieht –«

»Das siehe in Einfalt ein kindlich' Gemüth!« ergänzte Josephson, und Beide warfen sich einen bedeutsamen Blick zu. –

Eine halbe Stunde später waren die fröhlichen Künstler unter den herzlichsten Glückwünschen für eine gesegnete Reise und ein frohes Wiedersehen geschieden. Die Wände des Gartensaales, die seit fünf Jahren so manches Wort lauterer Jugendfreude vernommen und mit theilnehmendem Schweigen dem ernstesten Studium eines edlen Schülers erhabener Wissenschaft und erheiternder Künste zugeschaut hatten, hallten nicht mehr das beredete Gelächter fröhlichen Jugendmuthes wieder, und still war es drinnen wie draußen in der sternenklaren Nacht.

Den nächsten Morgen um acht Uhr war auch der Bewohner des Gartenhäuschens selber auf dem Wege nach seiner friedlichen Heimath, und jenes stand wieder, wie so manches vergangene Jahr, einsam und verlassen unter den knospenden Sträuchern und den blühenden Bäumen des Gartens, denn in dieser Nacht war es Frühling geworden und mancher, gestern noch verschlossene Keim hatte sich vor der wachsenden Wärme des jungen Sonnenstrahls von Neuem zur Blüthe entfaltet. –

Sehen wir, welche unerwartete Scene etwa eine Stunde später, um neun Uhr, in dem einsamen Saale sich entwickelte.

Frau Schwarzkopf war die Erste gewesen, die die Wohnung des jungen Doctors nach seinem Weggehen betreten hatte.

Sie hatte die Fenster geöffnet, um der frischen Morgenluft ungehindert Zutritt zu verschaffen, und stäubte nun mit großen und kleinen Besen Alles und Jedes behutsam ab. Nachdem dieses Geschäft beendet war und der Staub sich verflogen hatte, begab sie sich rüstig an's Scheuern. Auch Das hatte die immer noch lebhaft und rasch arbeitende Frau bald hinter sich. Tische und Stühle standen wieder an ihrem Platze. Sie blickte sich um, ob sie nicht noch etwas Wichtiges vergessen hätte. Da fiel ihr spähes Auge auf das Portrait des abwesenden Bewohners.

»Ja,« sagte sie zu sich, »da hängt er, er selber aber ist auf dem Wege nach Frankreich. Wie das Bild doch ähnlich ist! – Ich denke immer, er will mit mir sprechen, und gerade heute, da er fort ist, kommt es mir vor, als hätte er vergessen, mir Etwas zu sagen. – Du guter Mensch! reise glücklich und kehre eben so froh wieder, wie Du gegangen bist. – Diese Augen,« fuhr sie nach einer Weile fort, als könnte sie sich von ihrem Anblicke nicht losreißen, »wir sprechend sie sein gutes Herz verrathen! Wo giebt es noch solche vortreffliche Menschen! Ja, selten sind sie, Das ist gewiß. Und diese Stirn, diese dunkelblonden glänzenden Haare, wie sie so schön auf die breite Schulter fallen – ich wundre mich gar nicht, wenn Anna ihn nicht genug ansehen kann. – Nun, was wollt ihr denn?«

wandte sie sich an den Wachtelhund Bello und den Kater Murr der Frau Holzbrecher, die soeben, von der halb offenen Gartenthür angelockt, in's Zimmer gesprungen kamen und sich nach ihrer alten Gewohnheit sogleich zu balgen anfangen. »Was wollt ihr hier? Seht ihr nicht, daß hier gescheuert und abgestäubt ist? Marsch hinaus in den Garten!«

Sie wollte die Thür eben wieder öffnen, um die Thiere hinauszujagen, als eine Gestalt in derselben sichtbar wurde und neugierig in's Zimmer schaute. Es war ein Diener aus einem vornehmen Hause, das sah man an seiner Livrée mit vergoldeten Knöpfen, seiner rothen Weste und seinen dunkelbraunen Kamaschen, die bis über die Kniee gingen, wo sie ein schwarzsamntenes Beinkleid begränzten.

»Guten Morgen, Madame!« sagte der Diener. »Wohnt hier der Doctor Wollzagen!«

»Der wohnt hier, aber er ist verreis't, was soll er?«

»O, Nichts soll er selber, ich habe nur eine Bestellung an seinen Freund, den Referendar Josephson, dessen Wirthin mich hierher geschickt hat, da sie ihn hier vermuthete.«

»Der ist auch nicht da, gestern Abend war er hier.«

»Das kann mir Nichts helfen. Guten Morgen!«

»Warten Sie doch! Er könnte ja noch herkommen oder ich ihn irgendwo sehen – wollen Sie mir nicht die Bestellung anvertrauen?«

Der Diener besann sich.

»O ja,« sagte er langsam, »Das könnte nicht schaden. Er muß aber gleich wieder antworten, der Herr Präsident wartet darauf.«

»Das mag er wohl thun, wenn ich ihn finde. Was ist es denn?«

»Ich soll eine Bestellung und einen Gruß ausrichten vom Herrn Kammergerichtspräsidenten Ramkau,« berichtete in seiner breiten Weise der gut abgerichtete Bote, »und der Herr Referendar möchte ihm die Ehre erweisen, heute Abend bei ihm zu speisen.«

Der Diener war schon weg. Mit weitaufgerissenen Augen, wie am Boden angewurzelt, stand Frau Schwarzkopf da und starrte ihm nach. In ihrem Herzen hatte eine lange nicht angeschlagene Saite wieder einen Ton gefunden. Seit vielen Jahren hatte sie an ihren frühern Herrn nicht mehr gedacht, ja, ihn seit seiner Verheirathung nicht einmal wiedergesehen. Eine andere Wohnung, andere Bekannte, andere Sorgen hatten jene Jahre aus ihrer Erinnerung beinahe verwischt. Jetzt wurde plötzlich dieser nie vergessene Name vor ihr genannt, und er rief ihr die ganze Vergangenheit mit allen Einzelheiten wieder in das Gedächtniß zurück.

»Wie ist mir denn?« sagte sie sich selber, »was ist denn Das? – Hinaus, ihr Bestien, ihr stört Einen im ruhigen Denken!« und sie jagte Hund und Katze zum Zimmer hinaus und schloß die Thür. Plötzlich fiel ihr Auge unwillkürlich auf das Bild. Da ging ein seltsames Licht in ihrer erwachenden Seele auf. Wie ein zuckender Blitzstrahl, der in dunkler Nacht unseren umflorten Augen eine ganze

Gegend mit Häusern, Bäumen und sonstigen Gegenständen mit einem Male zeigt und tageshell erleuchtet, so fuhr ein Gedanke hellleuchtend und bedeutsam, durch ihr ganzes Wesen. Dieser Gedanke und dieses hellleuchtende Licht verschwand aber nicht so schnell wie der nächtliche Blitz dem Auge des Wanderers entschwindet, sondern er haftete, heller und heller sich ausbreitend, vor dem Auge ihres Geistes.

»Mein Gott!« rief sie und faltete wie im Gebet die Hände, »sollte es möglich sein! Und habe ich daran nicht längst gedacht? Jener Knabe – dieses Bild – der Doctor Wollzagen – ist Das Aehnlichkeit oder ist es keine? – Ja, es ist, es ist so! Die Augen ganz dieselben, das Lächeln um den Mund eben so freundlich – die Wangen freilich voller und lebhafter – ja, ja, er ist's, er sieht mich bejahend an – es ruft, es ruft das Bild – ich bin's!«

Und einen tiefen, tiefen Seufzer ausstoßend, von dem man nicht sagen konnte, ob er ein Hauch der überfüllten, plötzlich erleichterten Brust oder ein unterdrückter Ausruf längst vergessener Schmerzen war, fiel sie vor dem Bilde auf die Kniee, faltete und erhob die Hände und sah es lange, lange, in tiefe Gedanken versunken, von Neuem an. Dann sprang sie auf, schnell, elastisch, als wenn sie zwanzig Jahre jünger geworden wäre und lief, so rasch ihre Füße sie tragen konnten, in die Holzbrecher'sche Wohnung hinauf. »Das muß ich wissen, da werd' ich's erfahren,« sagte sie sich zehnmal unterwegs, und schon stand sie vor Frau Holzbrecher, die, durch das hastige

Läuten der Treppenglocke herbeigerufen, schon die offene Flurthür in der Hand hielt.

»Frau Holzbrecher! Geschwind! Sie müssen es ja wissen, ist der Doctor Wollzagen der Sohn, der wirkliche Sohn des Pastors in Bilsingen?«

»Warum denn? Wozu denn? Was giebt's denn, Frau Schwarzkopf, Sie erschrecken mich!«

»Geschwind, geschwind, ist er sein Sohn?«

»Nein, beste Frau, er ist nur sein Pflegekind.«

»Es ist gut, es ist gut, ich danke Ihnen!«

Und herunter war sie wieder die Treppe gesprungen und ließ die erschrockene Frau des akademischen Künstlers voller Erstaunen und Verwunderung zurück. Schon war sie wieder im Gartenzimmer und stand abermals vor dem Bilde. »Er ist es! Er ist es! Er heißt ja auch Eduard!« schluchzte sie, denn nun erst waren ihr wie sonst so rasch fließenden Thränen zu Hülfe gekommen. »Und nun ist er fort! Nach Frankreich sogar! Wenn er nur wiederkommt – o, er kommt gewiß, ganz gewiß wieder – ich habe ja, ich habe ja das *rothe Kästchen* für ihn!«

Und die Frau warf sich in beinahe tobendem Gefühle, halb vom Schmerze, halb von der Freude ihr ausgepreßt, auf das Sopha, das sie mit den heißesten Zähnen, die sie je in ihrem Leben vergessen, benetzte.

## FÜNFTES BUCH. REISE UND RÜCKKEHR.

## ERSTES KAPITEL. DIE BEGEGNUNG IM NEBEL.

Eduard war bereits drei Wochen im Pfarrhause zu Bilsingen, und es näherte sich der erste Tag des holden Maimonats, der zu seiner Abreise nach dem Rheine festgesetzt war. Welch' selige Zeit war dies für ihn und die Eltern und Geschwister gewesen, und wie schnell war sie dem traulichen Familienkreise dahingeschwunden. Kaum hatte er alle seine Begegnisse erzählen können, war doch sein inneres wie äußeres Leben unnennbar reich an Genüssen für die Gegenwart und an Sammlungen für die Zukunft gewesen. Und mit welcher Aufmerksamkeit hörten die vier Schwestern diesen Mittheilungen zu, denen das Leben in der großen Haupt- und Königsstadt, im Vergleiche zu ihrem Dörfchen, wie das berauschende Dasein im Paradiese erschien. Selbst der erfahrenere Vater war ganz Ohr und schwieg jetzt mehr denn gewöhnlich, nicht als ob er Nichts zu sagen gewußt, sondern weil ernstere Gedanken seine Seele erfüllten, und er sich selbst eingestehen mußte, daß sein Pflegesohn bei Weitem die Schranken des Wissens übersprungen habe, die er ihm und sich selbst als äußersten Zielpunkt aufgestellt. Jetzt schon hatte ihn sein früherer Schüler, nicht allein leiblich zum vollkommenen Manne gereift, sondern auch an Geist und Herz nach allen Richtungen entwickelt, in Vielem überflügelt, und er sah zum ersten Male ein, was so viele gebildete und kluge Menschen leider oft erst viel zu spät begreifen, daß ein jüngerer Nachschuß, vom innern

Keimsaft getrieben, von Luft und Licht begünstigt, dem älteren Stamme nicht nur bald gewachsen werden, sondern ihn sogar in kurzer Zeit übergipfeln könne. Für viele Menschen hat diese Erfahrung etwas Niederdrückendes. Die wir als Kinder gekannt, erzogen und vielleicht gestraft, sollen plötzlich, wie aus einem trüben Nebelreiche auftauchend, unsre Gebieter an Wissen und Können werden. Das vermögen nur Wenige in diesem Erdenleben zu ertragen. Aber es ist einmal so und wir können es nicht ändern. So groß der Ocean des Lebens auch ist, und so viele Fische darin Raum zum Schwimmen haben – der ältere schwächere wird von dem jüngeren stärkeren aus seinem Schlupfwinkel oder Tummelplatze getrieben, verdrängt, ja nicht selten sogar vernichtet. Das ist so gewesen, solange die Welt steht, und wird so sein, bis sie sich wieder, wie die Gelehrten sagen, in ihre einzelnen Uratome auflösen wird.

Der edle Geistliche in Bilsingen fühlte sich indessen durch diese Betrachtung, die sich ihm oftmals aufdrang, wenn er Eduard sprechen hörte, nicht gedemüthigt, vielmehr erhoben. Er sah in dem jungen Arzte, der ihm ja fast so nahe wie sein eigener Sohn stand, nur die Pflanze, die er selbst gepflegt und gezogen hatte, und wenn sie jetzt so viele Blüthen und Früchte trieb, waren das nicht immer seine früheren Hoffnungen und Wünsche gewesen, hatte er darum nicht oft in seinem Abendgebete, worin er alle seine Lieben väterlich umfaßte, zum Schöpfer und Leiter aller Dinge gesteht? Nun hatte dieser Schöpfer ihm

gegeben, um was er gebeten, also Dank, Dank ihm allein mußte er sagen, und das that er aus innerster Seele. –

Der Tag vor dem ersten Mai war gekommen. Alles zur längeren Reise Nothwendige war von den Schwestern besorgt. Ernst und Karl hatten schon aus England geschrieben, wo sie bereits glücklich mit Waldau angekommen waren, und konnten nicht genug von den Wundern sprechen, die ihnen in neuer und großartiger Fülle auf der betriebsamen Insel überall begegneten.

»Ich muß fort!« sagte Eduard zu sich, als er diesen Brief gelesen hatte. »Sie sind mir wieder weit vor, und ich muß nachholen, was mich die Muße in Bilsingen verabsäumen ließ.«

Denn schon fühlte er wieder in seinem rastlosen Geiste die Kraft und den Drang nach neuen Erfahrungen, nach unbekanntem größerem Wissen schäumen und treiben, die das stete Arbeiten in *einer* Richtung in den letzten Jahren in seinem Innern leise hatte entschlummern lassen.

Bei'm Mittagstische sagte der Pfarrer: »Wie wäre es, wenn wir den letzten und so schönen Tag benutzten, Deinen Lieblingsort, den Rabenstein zu besuchen, Eduard?«

Einstimmig und freudig wurde der Vorschlag angenommen; die Mädchen holten ihre Tücher und Hüte, und bald waren sie Alle, die Mutter und der Kantor Michel mit eingeschlossen, auf dem Wege nach den Bergen.

Als sie ihr Ziel erreicht hatten, lagerten sie sich in das duftige Moos des Bergrückens unter der Eiche, die vor fünf Jahren jenen Segensspruch des Vaters vernommen,

und hinter deren dickem Stamme der lauschende Kantor sich verborgen hatte. Dieser ging mit der Mutter abseits im leisen Gespräche unter den Bäumen auf und nieder; die drei jüngeren Schwestern hatten sich tiefer in den Wald entfernt, um Blumen zu einem Erinnerungskranze für die Abwesenden zu suchen, und es blieben nur der Pfarrer, Louise und Eduard zurück.

Letzterer saß zwischen Beiden, und alle Drei schauten in die blaue Ferne, über die Wipfel der tiefer stehenden Bäume, den stillen See, die unzähligen Dörfer und Höfe hin, bis ihr Auge die weite Ebene erreichte, an deren äußerstem Horizonte die Hauptstadt lag, aus deren Bereiche Eduard vor Kurzem geschieden war.

»Sieh,« sagte der Pfarrer in seinem gewöhnlichen, sanften Tone und zeigte in die Ferne, »da liegt sie nun, die Stadt, die Du vor vier Wochen verlassen hast; vor fünf Jahren lag sie als dunkler Zielpunkt mit allen ihren unbekanntem Schätzen vor Deinen Augen, jetzt liegt sie schon wieder hinter Dir, nachdem sie Dir Alles gegeben, wonach Dein sehndes Herz verlangte, und Du richtest Deine Blicke abermals in weitere, reichere Ferne. So ist der Mensch! Wonach er gestern strebte, das hat er heute – sobald er es erreicht – vergessen, und morgen wird er neue Wünsche hegen.«

»Ich habe Nichts vergessen mein Vater was mir dort lieb werth und theuer geworden, und nie werde ich es vergessen, wenn ich auch künftig noch Größeres erreiche.«

Es erfolgte ein kurzes Stillschweigen, das nur von einem tiefen Seufzer Louisens unterbrochen wurde.

»Was seufzest Du?« fragte Eduard, und wandte sich leise nach der Schwester um, die, einen Schritt von ihm entfernt, im weichen Moose saß und in träumerische Gedanken versunken schien.

»Warum ich seufze, Eduard? Das will ich Dir sagen, und Vater kann es hören. Er kennt ja Deine und unsre Geheimnisse. Du sprachst vom Vergessen Dessen, was Du in der Stadt erlebt hast. Das wäre auch unrecht von Dir. Sage einmal aufrichtig, – es drängt mich wahrhaft, Deine innerste Meinung zu hören – war Dein Schritt in dem Hause des Banquiers – ich meine mit seiner Tochter Judith – euch von allen Seiten reiflich überlegt? Fühltest Du wirklich keine Neigung für dieses, mir so lieblich und ächt weiblich erscheinende Mädchen?«

»Wie kannst Du so fragen, Louise! Wohl habe ich nach reiflicher Ueberlegung gehandelt, und eine Neigung fühlte ich gewiß zu Judith, aber was ist wohl eine reine, freundliche, brüderliche Neigung gegen den Strom, den Drang, die Leidenschaft einer tiefgefühlten Liebe, wie Raphael für sie empfand, und wie ich sie empfinden muß, wenn ich einst mein Herz für alle Ewigkeit verschenken will!«

»Aber welches Mädchen verlangst Du? Ein schöneres, klügeres, besseres, reicheres noch als dieses?«

Eduard sann einen Augenblick nach, dann versetzte er mit steigender Wärme:

»Was ich für ein Mädchen verlange, fragst Du? O, ich verlange noch gar keins. Sollte mir aber der Wunsch einst entstehen, ein Weib an meiner Seite zu haben, so wollte ich lieber aus diesem See, aus diesem Walde ein Kind der lauterer Natur emportauchen sehen, als mein Schicksal mit dem eines künstlich gebildeten Wesens aus einer großen Residenz verbinden.«

»War denn Judith so künstlich gebildet?«

»Nein, das war sie nicht; sie war noch eine seltene Erscheinung für eine Tochter ihres Standes, sie war aber für mich nicht bestimmt, und ich nicht für sie. Man fühlt das wohl. Und ich habe es auf das Lebhafteste gefühlt!«

»Also Du willst eine Nixe aus dem See da unten, oder eine Nymphe des Waldes?« lächelte die Schwester.

»Beinahe – oder vielleicht ganz, wie Du sagst. Nixen und Nymphen sind reine Kinder der Natur, und ich bin ja auch eins.«

Hier wandte sich sein lebendiges Auge gegen das ruhige Gesicht des schweigsamen Geistlichen. Dieser verstand ihn und fragte:

»Also Du hast nichts gar nichts gehört und erfahren, was Dich selbst so nahe anging?«

»Nichts, mein Vater. Aber ich habe auch nicht geforscht. Das gehört einer späteren Zeit an. Laß mich erst fertig sein mit mir selber, dann wollen wir zu Anderen übergehen.«

»Fertig!« griff Louise das Wort auf. »Du konntest schon fertig sein. Wenn ich mir Das denke! So großen Reichtum! So viele Hingebung! So unverkennbare Neigung!

Du könntest heute schon in Deinem köstlichen Hause, in Deinem bequemen Wagen sitzen und Deine Patienten wie ein vornehmer Arzt besuchen.«

»Laß das, Louise,« sagte der Vater. »Du hörst, daß er sich nicht dazu berufen fühlte, und damit ist Alles gesagt.«

Alle Drei schwiegen. Die Anderen kamen herbei und das Gespräch wurde allgemein und bezog sich auf gewöhnliche Dinge. Beim Nachhausegehen sagte Louise zu Eduard:

»Mein Bruder!«

»Was willst Du?«

»Thue mir einen Gefallen!«

»Nun?«

»Bleibt morgen noch bei uns, ich habe noch etwas mit Dir zu sprechen.«

Eduard bedachte sich. Da sagte der Pfarrer, der halb und halb die leise gesprochenen Worte gehört hatte, »Louise, man muß nie ohne triftigen Grund eine auf einen bestimmten Tag festgesetzte Reise verschieben. Wenigstens ich habe das stets so gehalten und mich gut dabei befunden.«

Eduard, der schon hatte einwilligen wollen, schwieg nun. Wäre er noch den einen Tag geblieben, wie er beinahe der Schwester zu Liebe gethan, so hätte wahrscheinlich sein ganzes Leben eine bedeutend veränderte Richtung genommen, und Waldemar's Ahnungen und Luftschlösser wären – eben nur Ahnungen und Luftschlösser geblieben. Schon einfachere, geringere Ursachen haben

eine gleich große Folge gehabt, wie die, welche aus der Wahl des ersten Mai's zum Reisetag für Eduard entstehen sollte.

---

Wir finden ihn einige Tage später in Köln am Rheine wieder, wo er an der Brücke, die Köln und Deutz verbindet, im wohlbekanntem Marienbildchen abgestiegen war. Zwei Tage war er schon hier, denn so lange hatte ihn fast allein der Dom beschäftigt, dessen Studium Waldau's mündliche und bildliche Darstellungen ihm bedeutend erleichtert und vorbereitet hatten. Am sechsten Mai Morgens halb fünf Uhr fand er sich an der Anlegestelle der Dampfboote ein, um rheinaufwärts zunächst nach Bonn, der schönen Musenstadt zu gelangen. Das Land, die Stadt, der heftig rollende Strom aber war mit einem so dicken Nebel bedeckt, daß die Schiffsführer Anstand nahmen, sich in Bewegung zu setzen. Um fünf Uhr endlich schien der Nebel sich etwas zu lichten. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Eduard betrat, der neuen Eindrücke des früher nie Gesehenen voll das Deck des neugebauten Dampfbootes ›Schiller‹, welches er zu seiner ersten größeren Wasserreise, Waldau's Glaubens an ein gutes Omen gedenkend, erwählt hatte. Es befanden sich nur wenige Passagiere auf dem Schiffe. Eduard belebte und erfreute das Werk des Steuermanns, eines kleinen, schnellgewandten Mannes, dessen dunkle, rollende Augen, unter dichtem, krausem Haare hervorblickend,

den Nebel durchdringen zu wollen schienen, um das ihm anvertraute Schiff sicher führen zu können. Schon war man vom Lande einige hundert Schritte entfernt und befand sich nun in jener dichten, undurchdringlichen Nebelschicht, wie sie häufig im Frühjahre den Niederrhein bedeckt, und die weiter nichts als die nächste Umgebung auf dem Decke und das an die Seiten des Schiffes anschlagende, gelbgrünliche Wasser des mächtigen Stromes erkennen läßt. Der Steuermann schüttelte bedenklich den Kopf; er wandte seine Blicke rechts, links, vorwärts, rückwärts, um sich zu orientiren und sein Fahrwasser und die bekannten Gegenstände des Ufers mit scharfem Auge zu erfassen. Aber Nichts war zu sehen. Er mußte sich seinem Muthe und seinem Glücke überlassen, und rüstig handhabte er, wie mit einem durch lange Gewohnheit sicher gewordenen Spiele beschäftigt, sein bewegliches Rad. Eduard sah ihm sein Bedenken und das Bewußtsein der übernommenen Verantwortlichkeit an dem krampfhaften Arbeiten seiner Gesichtsmuskeln an; er nahm den wärmsten Antheil an seiner schweren Pflichterfüllung, aber er störte ihn nicht. Zwei Schritte vom Rade entfernt stehend blickte er bald in den immer dichter werdenden Nebelwall hinaus, bald verfolgte er das kräftige Spiel der eisernen Finger des über ihm stehenden Mannes. Da traf sein Auge eine neue, unerwartete, niegesehene Erscheinung. Vom Vordertheile des Schiffes her, die dichte weiße Luft kräftig zertheilend, mit gewaltigen Lungen tiefaufathmend, trat eine

Gestalt heran, wie sie in allen Verhältnissen gleich kolossal, Eduard noch nie vor Augen gekommen. Zudem war er der Sohn einer anderen, heißeren Zone, denn es war ein äthiopischer Neger. Gekleidet in eine feintuchene blaue Seemannstracht, deren Jacke fest über der breiten Brust zugeknöpft war, ließ er aus sauberem Hemdkragen heraus einen muskulösen nackten Hals sehen; auf dem Kopfe trug er einen gelben Strohhut mit schwarzem Bande; als Schutz gegen den ungewohnten feuchten Nebel hatte er einen grün und grau gewürfelten schottischen Plaid umgeworfen, in welchen er sich dicht und fest eingewickelt hielt. Als der junge Reisende diese riesige Gestalt und dieses dem Deutschen damals ungewohnte Reisekleid betrachtet hatte, ging er auf eine nähere Erörterung dieser schönen Glieder ein, denn schön war der schwarze Mensch, wie man selten einen solchen zu sehen bekommt. Als er in die Nähe des Steuerrades kam, schaute er aufmerksam dem Schiffer zu, der es drehte, und nun ließ er den Plaid los und zeigte das wundervoll richtige Ebenmaaß seines schlanken und doch so kräftigen Körpers. Er maß wenigstens sechs Fuß an Höhe. Seine Schenkel hatten nicht die gekrümmte Form gewöhnlicher Negerbeine, sondern standen gerade, schlank und fest auf zwei mäßig großen Füßen. In den Hüften war er schmal und geschmeidig, in Brust und Schultern, wie in den muskelreichen Armen, lag seine größte, zumeist in die Augen springende Kraft; sein Gesicht und sein Kopf aber hätte einen Jugurtha zieren können. An Farbe

war er rein schwarz, aber ein bronzener Grund schimmerte unter ihr hervor, als ob dieser die wahre Hautdecke, und das glänzende Schwarz darüber nur ein Ueberzug von halbdurchsichtigem Pigment gewesen wäre. Seine Lippen waren kräftig, schwellend, aber bei Weitem nicht so entwickelt, wie die vieler seiner Landsleute; blendend weiße Zähne traten bei jeder Mienenveränderung sprechend hervor, ihnen konnte man schon aus der Ferne seinen Gruß ansehen, denn wenn er lächeln wollte, ließ er die perlenartigen Zahnreihen glänzen. Die Nase war zwar klein, aber nicht in die gewöhnliche Breite gezogen, kaum konnte man seine Nasenlöcher wahrnehmen, die er jedoch in der Aufregung oder bei körperlicher Arbeit sich blähen ließ, wie ein Spürhund, wenn er auf der Fährte des Wildes ist. Seine großen, kreisrunden Augen waren kohlschwarz, in einen dunkelrothen Glühschein spielend, und schwammen beweglich in einem Meere von glänzendsten Perlmutter. Die Stirn war fest und ernst, die Haare dicht, kraus, aber nicht allzu wollig. Was jedoch seinem ganzen Gesichte einen angenehmen Attstrich gab, war eine heitere Gutmüthigkeit, die unverkennbar sich in allen seinen Zügen und Mienen kund that.

Wir haben eine so umständliche Beschreibung dieses Mohren geliefert, weil derselbe im Verlaufe unserer Erzählung, die sich jetzt mehr und mehr ihrer Entwicklung nähert, eine bedeutendere Rolle übernehmen wird, als wozu der verachtete, in allen seinen Beziehungen zu uns so häufig verkannte, arme Sohn der Wüste, der auf

ewig aus seinem Vaterlande verbannte Slave in der Regel verurtheilt ist.

Als Eduard diesen schönen, dunklen Menschen in seiner stolzen und doch so leichten Haltung sah, wurde seine Aufmerksamkeit von dem Steuerer abgelenkt. Dieser selbst aber wandte sich an den Neger, zuerst mit fragenden Blicken, dann mit einem freundlichen Kopfnicken, welches jener sogleich ermuthigend erwiderte.

»Soll ich helfen?« fragte er in ziemlich reiner deutscher Sprache, die nur in Etwas dem englischen Accente sich näherte.

»Ich kann's wohl halten!« erwiderte der Steuermann – »mir scheint aber das Wasser unruhiger zu werden.«

»Kommt Wind!« sagte der Neger, und wickelte sich wieder fester in sein Tuch.

»O, dann wird gut Wetter! In der ersten Stunde aber noch nicht.«

»Wissen Sie, wo wir sind?« fragte jetzt Eduard den Steuermann.

»Gewiß weiß ich das – es wäre schlimm, wenn ich es nicht wüßte. Muß jede Elle weit kennen.«

»Sie sehen ja aber nichts.«

»Still – ich rechne im Kopfe.«

»Das ist ein sehr dichter Nebel,« sagte Eduard halblaut zu dem Neger. »Wenn uns nun ein Schiff rheinabwärts fahrend begegnet – was dann?«

Der Neger legte den rechten Zeigefinger an den Mund und auf den Steuerer deutend, bemerkte er flüsternd:

»Nicht sagen – irre machen!«

»O, das macht mich nicht irre,« rief der Steuermann, der außer seinen guten Augen auch gute Ohren hatte; »wenn aber ein Schiff auf uns zukommt und wir sehen uns nicht vor dem Stoße, dann bleibt der Stärkere von Beiden auf dem Wasser der Schwächere geht – trinken.«

»Oho!« rief der Neger bedeutsam. »Wenn es so ist, will ich gehen und Massa retten!«

Und schnell wie er gekommen, war er im Dunkel des immer dichter werdenden Nebels verschwunden.

Jetzt schlug Eduard's Herz etwas schneller. Er blickte auf das schäumende Wasser und suchte mit seinen kräftigen Augen das Hinderniß zu durchdringen, welches Land und Luft zu schauen verbot. Sich wieder zu dem Rade umdrehend fragte er:

»Ist wirklich Gefahr vorhanden?«

»Ich stehe für Nichts,« – stotterte der Gefragte. »Die Glocke! die Glocke!« rief er plötzlich, so laut er konnte. Einige Augenblicke darauf ließ sich vom Vorderschiffe her das dumpfe Läuten einer Glocke vernehmen, deren sonst hellere Töne das feuchte Element der dicken Luft verschlang.

»Nun ist's gut, – wenigstens besser,« rief der Mann am Rade.

»Wo ist das Ufer am nächsten?« fragte Eduard.

»Hier – links.«

»Und wie weit etwa?«

»Hundert bis zweihundert Ellen.«

»Das geht noch,« dachte der junge Arzt. »Wir können ja schwimmen, im Nothfalle.«

»Wollen Sie schwimmen?« fragte der Steuermann, den Grund seiner Frage errathend.

»Im Nothfalle gewiß, ja!«

»Dann sind Sie erst recht verloren. Im Nebel verlieren Sie die Richtung, und dann nimmt Sie der Strom mit. Sie scheinen den Vater Rhein nicht zu kennen.«

»Man muß auf sein gutes Glück rechnen.«

»Das ist etwas Anderes. Darauf habe ich heute auch gerechnet.«

In diesem Augenblicke erschien der Neger wieder auf dem Hinterdeck. Sobald man ihn erkennen konnte, sah man auch sein Gebiß glänzen. Er hatte also etwas Gutes zu sagen. Als er in den Bereich des Steuermanns gekommen war, deutete er mit einem Arme, den er aus dem Plaid herausgezogen, nach der linken Seite und rief:

»Zwanzig Schritte leewärts – Kohlenschiff vorbei! Sogleich Nebel fallen – Sonne kommt durch.«

»Davon sehe ich noch keine Spur,« erwiderte der kleine Mann am Rade, und strengte sein scharfes Auge mit aller Macht an, irgend eine Veränderung in der Nebelschicht wahrzunehmen. Sein Auge aber, so scharf es war, hatte nicht die Vollkommenheit des Schwarzen.

»Ich sehe keine Veränderung – kaum weiß ich, wo ich bin,« setzte er hinzu.

»Aber ich – kleiner Thurm – hier –« und er deutete wieder nach der linken Seite.

Der Steuermann sah nach der Uhr. »Ja!« rief er, »das ist möglich. Nun weiß ich Bescheid. Der versteht's.«

Und rasch flog das Steuerrad herum und das Schiff wich rechts ab in die Mitte des Stromes hinein.

Eduard hatte Alles genau beobachtet. »Aber die Sonne?« fragte er den Schwarzen, »wo ist sie?«

»Sie kommt! Viertelstunde noch! Ithyssa riecht es.«

»Was, er riecht die Sonne?« fragte lachend der Steuer-  
mann.

»Er will damit wahrscheinlich sagen, daß er mittelst des Zusammenwirkens seiner Sinne, also durch seinen Instinkt, den nahenden Sonnenstrahl fühlt, und das nennt er riechen, weil sein Geruchsorgan wahrscheinlich das schärfste von allen ist.«

»Diese schwarzen Waldsöhne,« sagte der Steuer-  
mann, »sind begabter als wir, und doch sind sie so schwarz. Ich glaube aber wahrhaftig, er hat Recht, – der Nebel wird, dünkt mich, lichter.«

Eduard schien es auch so. Er schied von dem Steuer-  
manne und folgte dem Schwarzen, der wieder an der Maschine vorbei auf das Vordertheil des Schiffes zurück-  
gekehrt war. Hier fand er ihn in demüthvoller Stellung unfern eines alten Herrn stehen, der, auf das Bugspriet gelehnt, beständig selber mit der Glocke läutete.

»Massa läuten tüchtig!« lachte der Mohr, und zeigte dem jungen Fremden lachend sein weißes Gebiß. Dieser stellte sich dem alten Herrn gegenüber auf und schaute unverwandt gleich ihm in das graue Nebelmeer, welches in dichten, flockigen Wellen vor dem Schiffe herwirbelte.

»Er bewegt sich schon!« sagte der alte Mann, während der Neger wie triumphirend seinen rechten Arm nach Osten richtete.

»Da war der erste Sonnenstrahl!« rief Eduard freudig, »ich habe ihn blitzen gesehen.«

Bei dieser Stimme ließ der alte Mann den Glockenriemen fahren und wandte sich um, *den* zu sehen, *der* so gesprochen hatte. Eduard blickte dem sich Umwendenden in's Gesicht. Es war ein würdevolles, einen wehmüthigen Zug um den Mund tragendes Antlitz; der Kopf war mit schneeweißen Haaren bedeckt, um den Oberkörper trug er, wie der Neger, einen Plaid geschlungen, der seine übrige Gestalt verbarg.

Sein Auge ruhte beinahe erschrocken auf dem jungen Manne, der eben gesprochen hatte, es schien noch mehr verwundert als sein Ohr, nachdem es die Bemerkung über den ersten Sonnenstrahl vernommen hatte. Wie am Boden angewurzelt stand er da, und sein festes, braunes Auge, in dem sich das mildeste Wohlwollen und der klarste Verstand aussprechen, senkte sich in die dunkelblanen Augen des ihm nahe stehenden jungen Mannes.

Eduard zog ehrerbietig sein Reisekäppchen. Das weiße Haar, die freundliche Miene, das ganze milde Wesen des alten Mannes flößte ihm auf den ersten Blick eine tiefe Ehrfurcht ein, denn Eduard war einer der jungen Männer, für welche das Alter etwas Gebietendes und Ehrwürdiges hat.

Der Nebel sank rascher und rascher – einzelne Sonnenstrahlen tanzten wie spielende Luftgeister in der bleichen Höhe, und plötzlich sah man zur Linken das grüne Ufer aus dem Dunstschleier hervortreten. Der Sieg der Königin des Tages über die verkörperte Feuchtigkeit der anderen Elemente war ein vollkommener.

Von diesen Vorgängen in der Luft gewahrte der alte Mann aber Nichts. In tiefes Nachsinnen vergraben, den Kopf etwas nach vorn gebeugt, die rechte Hand auf die Brust gedrückt, starrte er den Fleck an, wo Eduard gestanden hatte, denn dieser war nicht mehr da, sondern einem der Matrosen in den Mittelraum gefolgt, wo die große Maschine ihren regelmäßig keuchenden Athemzug vernehmen ließ. Der Schwarze aber stand neben seinem Herrn und beobachtete genau seine Miene und seine eigenthümliche Stellung, als wolle er errathen, was ihn so tief bewege.

»Ithyssa!« sagte der alte Mann leise und ernst. Der Schwarze trat dicht an ihn heran und machte eine Geberde, stummen Gehorsams.

»Wer ist der junge Mann, der eben hier stand?«

»Massa, ich weiß nicht.«

»Erkundige Dich nach ihm, sogleich –!«

Und er wies den Schwarzen gebieterisch von sich. Dieser ging eilig in die Kammer des Schiffsführers, den er schreibend fand. Nach einigen Minuten kaut er wieder zum Vorschein und traf seinen Herrn schon auf dem Wege nach dem Hintertheile des Schiffes. Er trug einen

Streifen Papier in der Hand, den er dem Greise entgegenreichte. Dieser las: »Doctor Wollzagen.«

»Wollzagen!« murmelte er – »Doctor! – Unbekannt!«

Und er schüttelte traurig den Kopf und ging weiter.

Von dem Augenblicke an, wo Ithyssa gesehen, daß der junge Fremde ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seines Herrn geworden war, ließ er ihn, obwohl er den Grund derselben nicht kannte, nicht wieder aus den Augen. Es war eine seiner Haupteigenschaften, still, unbemerkt und treu in dem Interesse Dessen zu handeln, dem er gehörte mit Leib und Seele. Eduard selbst aber bemerkte von dieser doppelten Aufmerksamkeit Nichts.

Eine Stunde später sah man die Thürme und Häuser Bonn's auftauchen, denn der Nebel hatte sich beinahe ganz gesenkt und das Schiff fuhr mit schnellerem Schaufelschlage seine nasse Bahn dahin. Ein Beamter trat an Eduard heran und fragte: »Ob er in Bonn aussteigen wolle?« Es erfolgte eine bejahende Antwort, die der nicht fern stehende Neger hörte. Gleich darauf trat er angerufen zu seinem Herrn und sagte: »Massa, Doctor steigt in Bonn aus!«

»Wir auch!« lautete die augenblickliche Antwort

»Wir auch? Massa fahren nicht die Nacht durch?«

»Ich habe mich anders entschlossen, Ithyssa, Sorge für den Koffer.«

Der Neger wies die Zähne und ging bei Seite. In einigen Minuten legte das Schiff an der Brücke bei Bonn an. Eduard war einer der Ersten, die das Schiff verließen.

Unmittelbar hinter ihm folgte der Neger, einen kleinen schwarzen Koffer auf seiner breiten Schulter tragend. Langsam schritt der schneehaarige Greis hinter ihm her. Mehrere Wagen aus den Gasthöfen der Stadt standen wie gewöhnlich an der Uferstraße. Eduard las die Inschriften und wußte nicht, welchen er wählen sollte.

»Massa, hier!« rief der Neger, – »ist der größte und schönste!«

Gleichgültig nahm der junge Reisende den Fingerzeig an; einige Augenblicke darauf saß er im Wagen und der alte Herr neben ihm, während der Mohr beim Kutscher aufstieg. Nach einigen Minuten nahm sie der Kellner in dem neuerbauten schönen Gasthofs »Bellevue« in Empfang, führte sie auf ihre Zimmer, die nebeneinander lagen, und fragte: Ob die Herren frühstücken wollten; auch im Garten, dem Siebengebirge gegenüber, sei gedeckt, fügte er hinzu.

## ZWEITES KAPITEL. DER REISEGEFÄHRTE.

Einige Minuten später befand sich Eduard schon im Garten. Der Kellner brachte das Frühstück. Es war eine sehr warme Luft, man konnte behaglich im Freien weilen. Die Gipfel des schönen Gebirges vor sich, von einer nie empfundenen Freude das Herz geschwellt, saß Eduard und verzehrte seinen Morgenimbiß, als er den alten Herrn, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam durch den Garten daher schreiten sah. Dicht hinter ihm folgte der Neger. Eduard stand auf und verbeugte sich vor

dem Fremden, der, eben so wie sein Diener, den Plaid abgelegt hatte und in einer bequemen Reisetracht erschien. Es war eine stattliche Gestalt, fest und etwas beleibt, die sich dem jungen Manne jetzt zeigte. Der Fremde betrachtete die Gegend flüchtig und setzte sich dann, beständig seinen Nachbar im Auge behaltend, mit einem Blicke, der traurig und froh zugleich war, neben ihm nieder.

»Werden Sie lange hier verweilen?« fragte er leise.

»Ich will mir nur die Universität und das Merkwürdigste in Bonn ansehen.«

»Es giebt in Bonn nicht viel außer der Universität zu sehen. Das können Sie bis heute Nachmittag abgemacht haben. Wohin gehen Sie dann?«

»Nach dem Drachenfels, denke ich.«

»So denke ich auch – dann können wir zusammen fahren.«

»Sie sind sehr gütig, ich nehme das Anerbieten dankbar an.« –

Nachmittag um vier Uhr war Alles besichtigt, und beide Reisende bestiegen ein neuangekommenes Boot und fuhren nach Königswinter hinüber. Eduard betrachtete mit einem Woneschauer die Klippe des Drachenfels. Sein Auge glühte vor innerem Behagen. Der Fremde wandte keinen Blick von ihm ab.

»Wir können dort oben die Nacht zubringen,« sagte er, »es ist das schönstgelegene Wirthshaus, das ich kenne.«

»Ich bin hier unbekannt und folge Ihrem Rathe gern.«

Anderthalb Stunden später saßen sie auf dem Drachenfels in dem kleinen Häuschen mit den beiden Inseln Nonnenwörth und Grafenwörth unter sich, Rolandseck vor sich jenseits des Rheins. Eduard kletterte auf der Ruine herum und sog mit allen Sinnen die Wonne des herrlichen Anblicks ein. Dann begaben sie sich über den Steinbruch, der Fremde einen Pony reitend, Eduard und der Neger zu Fuße nebenher schreitend, nach den einzelnen schönen Punkten des malerischen Gebirges, von den sieben emporragenden Felsspitzen das Siebengebirge genannt. Später am Abende saßen sie vor der Thür des Häuschens, einen kalten Imbiß und eine Flasche Wein vor sich, und labten sich wieder an dem herrlichen Anblicke der reichen Gegend, die Eduard nicht genug betrachten konnte, während es einem weniger mit Außen- dingen beschäftigten Beobachter, als er in diesem Augenblicke war, deutlich gewesen wäre, daß der ältere Mann seine Blicke mehr nach Innen als Außen gewandt hatte. Hier, während ihres Abendbrodes entspann sich folgendes Gespräch:

»Ich habe mir die Welt nie so schön gedacht, wie ich sie hier vor mir sehe,« sagte Eduard freudestrahlend.

»Sie ist auch schön, obwohl es herrlichere Punkte auf derselben giebt, als diesen hier, so reizend er ist. Namentlich das Alter sieht gern von einem Berge hinab auf die da unten schwimmende Welt, die in weiter Ferne so ruhig und friedlich scheint, was sie doch nicht ist, während die Jugend, die den beschwerlichsten Berg noch nicht erstiegen, lieber im Thale steht und die entfernteren Spitzen

künftiger Zeiten sähe. Doch zurück kann weder das eine, noch vorwärts, im Sturmschritte die andere, so gern sie auch wollten, beide müssen langsam vorrücken, wohin sie ihr Schicksal ruft.«

»Sie beziehen meine Begeisterung auf das Leben, ich sprach von dieser irdischen reizenden Welt.«

»Ich verstehe Sie wohl. Ach ja! Denn ich bin auch jung, glücklich und hoffnungsvoll gewesen wie Sie. – Hole mir das Tuch, Ithyssa!« Der Neger brachte das Verlangte augenblicklich und wickelte seinen Herrn ein.

»Wenn es Ihnen zu kühl wird,« bemerkte Eduard, »so können wir hineingehen und vom Fenster aus hinunterschauen.«

»Nein, nein, mir ist warm genug, innerlich wenigstens, und diese Wärme muß der äußeren Kühle das Gleichgewicht halten. Sie haben natürlich diese Gegend früher noch nicht besucht?«

»Ich bin das Erste Mal aus meinem Dorfe und meiner Universität in die Welt gewandert – dies ist meine *erste* Reise.« –

»Da haben Sie noch Vieles vor sich. Ich möchte an Ihrer Stelle sein! Wo haben Sie studirt?«

»In \* \* \*.«

»Freilich, *die* Gegend ist nicht schön. Sie sprachen von Ihrem Dorfe. Sind Sie auf einem Dorfe groß geworden?«

»Von meinem fünften bis zum neunzehnten Jahre habe ich auf dem Lande, einem stillen und, wie ich damals träumte, schönen Flecke der Erde gewohnt. Jetzt sehe ich freilich, daß es schönere giebt.«

»Die Heimath ist uns immer das schönste Stück dieser Welt. Ach ja!«

»Meine Heimath war es eigentlich nicht,« bemerkte Eduard sorglos.

»Wo ist Ihre Heimath denn?«

Eduard erröthete tief – er kannte sie ja nicht.

»Man braucht sich seiner Heimath nicht zu schämen,« entgegnete der Greis, der das Erröthen seines Reisegefährten wohl bemerkt hatte, »auch eine Hütte kann uns heilig und werth sein. Entschuldigen Sie meine scheinbare Neugierde; sie ist aber mehr als das, ich nehme Antheil an Allem, was mir die Vorsehung in meinen Weg führt, also auch an Ihnen.«

Eduard faßte sich schnell und mit seiner gewöhnlichen Offenheit erwiederte er: »Auch Ihre Theilnahme, für die ich dankbar bin, kann ich leider nicht befriedigen – ich kenne meine Heimath nicht.«

»Sie kennen Ihre Heimath nicht? Das klingt wunderbar. Hat kein Mensch Ihnen den Ort genannt, wo Sie geboren wurden?«

Und das braune Auge des Greises heftete sich lebhafter auf den verlegener werdenden jungen Mann.

»Allerdings,« fuhr er fort – »ich bitte um Entschuldigung – ich sehe, daß mich auch mein Antheil an Ihnen zu weit führt; ich hatte aber vergessen, daß wir uns erst einen Tag kennen.«

»Sie bedürfen der Entschuldigung nicht, mein Herr; einem Manne mit weißen Haaren, wie Sie sie auf dem Haupte tragen, erzählt man ohne Zwang, was uns drückt.

Sie können es ja nicht mißbrauchen. Nein, mir hat Niemand den Ort genannt, wo ich geboren wurde.«

Der Fremde schwieg. Er hätte gern mehr gefragt und gehört; aber offenbar hielt er es für unschicklich, tiefer in das Geheimniß eines Fremden zu bringen, obgleich er ein weißes Haupt hatte.

Nach einer Weile tiefen und ernsten, ja beinahe wehmüthigen Nachsinnens fragte er unbefangen: »Das Ziel Ihrer ersten Reise darf ich wohl wissen?«

»Meine Absicht ist, über Straßburg nach Paris zu gehen, um dort, außer den Anstalten, die meine Wissenschaft betreffen, die Hauptstadt einer Nation kennen zu lernen, die in der neueren Zeit das Aufsehen der ganzen Welt auf sich gezogen hat.«

»England und London würde Ihnen, glaube ich, mehr zusagen,« bemerkte unbefangen der Aeltere.

»Das glaube ich auch; einige meiner Freunde sind deshalb auch dahin zu ihrer Belehrung gegangen. Meine Mittel aber reichen nur für Paris aus.«

»So!« sagte der Fremde mit heraufgezogenen Augenbrauen, um so zu sagen, einen größeren Blick auf seinen Gefährten zu werfen. »Das ist schade! England müssen Sie sehen – ein großes Land mit großen Menschen – größer sogar als die *großen* Franzosen!«

Offenbar war die letzte Betonung etwas ironisch gemeint, es lag aber nichts Herabsetzendes darin, höchstens eine höhere Schätzung der brittischen Nation.

»Ich *will* es auch sehen, künftig!« erwiderte Eduard, dem die Ironie entgangen war, »erst will ich meine Studien beendigen.«

»Sind denn die noch nicht beendet?«

»Kaum zur Hälfte. Mit den medicinischen Wissenschaften bin ich freilich zu Ende, ich habe aber einen Lehrstuhl in den Naturwissenschaften im Auge.«

»Naturwissenschaften –? O! Ein schönes Studium. Hat Ihr Vater oder Ihr eigener Trieb Sie darauf gebracht?«

»Mein eigener Trieb, denn mein Vater – ist Pfarrer!«

»Pfarrer! Das wußte ich nicht. Und Sie sind Arzt? So!«

Hier entstand abermals eine Pause, offenbar weil die Fragen, die der Fremde nur ungern zu unterdrücken schienen, wieder auf den Anfangspunkt ihres Gespräches zurückführten.

»Darf ich um Ihren Namen bitten?« fragte plötzlich mit einer sichtbaren Kraftanstrengung der alte Herr.

»Wollzagen! Eduard Wollzagen!«

»Eduard! So! Ich heiße auch Eduard, da ich aber in einem mit brittischer Zunge redenden Theile Amerika's wohne, so nenne ich mich Edward – Edward – Brown –«

»Edward Brown!« wiederholte Eduard und verneigte sich in der gewöhnlichen Form näherer Begrüßung.

Nach einer längeren Pause fing der Fremde wieder an: »Ja, ich wohne in Amerika, bin aber ein Deutscher, wie Sie wohl an meiner Sprache vernehmen werden, und schon vor langen Jahren übersiedelt.«

»Da haben Sie in einem hohen Alter noch eine weite Reise gemacht.«

»Weit ist sie, aber so alt bin ich nicht, wie ich scheine. Vielfache Sorgen und Kümmernisse haben mein Haar früh gebleicht, ich zähle erst vierundsechzig Jahre. Auch habe ich meine Reise unter so bequemen Umständen unternommen, wie sie nur möglich sind. Ich wollte aber – Sie sehen, ich bin eben so offen wie Sie – ehe ich mein müdes Haupt zur Ruhe lege, meine Heimath sehen und nach – Freunden forschen, die ich aber erst – dort oben wiederfinden werde, denn Alles aus meiner Jugend ist – vor mir schlafen gegangen. Ach ja!«

Eduard antwortete nicht und sah den wehmüthig blickenden Mann jetzt so theilnehmend an, wie dieser ihn vorher angesehen hatte.

Unterdessen war es dunkel geworden. Die Luft, vorher so milde und still, wurde etwas bewegter, und der Fremde nahm seinen Plaid fester zusammen. Da kam der Neger und sagte:

»Massa wird sich erkälten – es ist dunkel.«

»Ja, ja – *dunkel* ist es!« murmelte sein Herr. »Gehen wir hinein. Aber noch Eins. Ich hoffe, wir werden uns morgen nicht sogleich wieder trennen,« wandte er sich an Eduard, »wie das hier alle Tage auf diesem breiten Lebenswege geschieht. Also Sie gehen nach Straßburg? Ich wollte nach Baden, ehe ich nach Schweden gehe, wo ich Geschäfte habe; wenn es Ihnen recht ist, machen wir die Reise zusammen. Ich will Sie, den jungen lebhaften Mann, freilich nicht belästigen. Gehen Sie Ihre Wege, ich

werde die meinigen suchen, aber Abends treffen wir zusammen und scheiden ohne Abrede nicht von einander. Sind Sie mit meinem Vorschlage zufrieden?«

»Ich bin es, und dankbar zugleich; einen verständigen Reisegefährten habe ich mir sehnlichst gewünscht, und das Glück hat mir wohlgewollt.«

»So wollen wir es Beide nehmen. Schlagen Sie denn ein!«

Und er hielt Eduard seine Rechte hin, der, als er sie ergriff, eine äußerst zarte, fast weiblich gebildete Hand fühlte. Einen Augenblick hielt der Fremde die Eduard's fest umschlossen und sah ihm tief in die Augen. »Gute Nacht!« sagte er dann rasch und winkte dem Neger.

Als er mit Diesem in seinem Zimmer verschwunden war, sagte er in einem ungemein warmen, ja liebevollen Tone:

»Ithyssa! Wir haben einen Reisegefährten gefunden.«

»Hab' es gesehen, Massa, – schöner, junger Mann – sehr schön als Weißer – sehr schön –«

»Du siehst nur die Schönheit, Ithyssa, ich sehe nach etwas Anderes –«

»Weiß nicht, was Massa sehen – bin nicht klug genug –«

»Du bist klug genug. Doch will ich es Dir sagen. Dieser *schöne* junge Mann ist auch ein *guter* junger Mann!«

»Ah, Massa, *sehr* gut, *sehr* gut!«

»Also er reis't mit uns; erweise ihm alle Aufmerksamkeit, – und ich selber heiße von heute an wieder Brown,

wie vor vier Wochen, da wir nach den Verstorbenen in meiner Heimath suchten – verstehst Du?»

»Ihtyssa versteht ganz genau, was Massa will.«

Und er kleidete seinen Herrn, wie er alle Abende that, mit so zarter, sorgältiger Hand aus, wie es kaum die zärtlichere eines Weibes vermocht hätte. Als er aber fertig war und seinem Herrn gute Ruhe gewünscht und das Zimmer verlassen hatte, ging dieser, die Hände auf dem Rücken zusammengeslagen, mit gebeugtem Kopfe langsam auf und nieder.

»Wollzagen!« murmelte er, »Eduard Wollzagen! *Eduard!* Also *Eduard!* Das ist *Eins!* Ein *Wichtiges!* Ich wollte schwören, ich bin auf einer richtigen Spur. Aber wie wunderbar, großer Gott! wie wunderbar wäre Das!« – Dann etwas rascher gehend, fuhr er fort: »O, ich lasse ihn nicht. Wenn wir erst näher bekannt sind, muß er mir wieder von seinem Vater erzählen. Wollzagen! Wollzagen! ist mir denn der Name gar nicht bekannt?«

---

Eduard, dem gesundesten und festesten Schläfe nach einem Tage voller Bewegung sonst verfallen, schlief in dieser Nacht noch lange nicht. Er hatte sein kleines Fenster geöffnet, als er den Fremden verlassen, und sich an dem köstlichen Anblick geweidet, den ihm der sternenklare Himmel und die halbe Mondsichel, langsam über die reine Wölbung dahinschwebend, in der stillen Nacht vergönnte. Der tief unten rollende Strom murmelte sein

ewiges Nachtlied zu ihm empor, die Ruinen, fast nur noch Schutthaufen und zerbröckelndes Gemäuer zeigend, belebten sich in seiner Phantasie, in der Nähe und Ferne, in Zeit und Raum wurden die alten Zeiten wieder vor ihm lebendig, und er durchschritt in seinem Geiste Jahrhunderte, die alle nach einander derselbe Strom mit seinem blinkenden Glanze geschaut und denen er wie jetzt sein Gemurmel und sein Rauschen in's Ohr gesungen hatte. Mehr grübelnd als denkend saß er da, die glänzende Wasserschlange verfolgend, die sich vor seinen Augen von Süden nach Norden ringelte und erst weit oben in den Dünsten der Nacht und dem Schatten der Berge sich verlor. »Da geht er hin,« flüsterte er bei sich, »oder nein, da kommt er her vom Berge zum Meere, sein eigenes Grab suchend, seinen ruhmlosen Untergang, nachdem er Völker und Länder mit seinen mächtigen Wogen bezwungen – ein Bild des Vergänglichen alles Dessen, was einst mächtig, groß und edel war. Möchte ich nicht so im Sande des Gewöhnlichen, im Meere des Alltäglichen langsam verenden, möchte ich lieber vom großen, niedriggelegenen Meere den Höhen entgegenrauschen und in freier himmlischer Luft, ein Denkmal längst verschwundener Zeit, meinen Nachkommen vorleuchten, wie jener blinkende Stern da oben unseren menschlichen Augen vorleuchtet und sie mit seinem Glanze wie mit einer überirdischen Hoffnung belebt.« –

Und er schloß das Fenster und legte sich zur Ruhe. Aber diese Ruhe war nicht so, wie sie ihn gewöhnlich zu beschleichen pflegte. Er träumte bald, bald wachte

er wieder auf, und immer wieder verfiel er in denselben Traum. Dieser Traum aber war lieblich und entzückend, belebend und sogar berauschend; und doch wußte er nicht, was er geträumt hatte. Er fühlte nur in den Pausen, wenn er erwachte, ein wonnigliches, beseligendes Gefühl, für das er keinen Namen, keinen Grund hatte, er schwamm, so zu sagen, leicht rudern, wie ein Vogel mit breiten Schwingen sicher und stolz in der Luft schwimmt, einem ihm winkenden Ziele entgegen, und wie von ferne sah er es, das lange gewünschte, erstrebte langsam, aber sicher ihm entgegengekommen. Oder vielmehr, er sah es nicht, er fühlte es nur, und seine Brust erweiterte sich so kräftig dabei, sein Herz schlug in so ruhigen Schlägen, sein Geist konnte so gemüthlich und klar dabei denken, daß es ihm erschien, als athme er reinere Luft, als nähre er sich von besseren Stoffen, als handele er nach ursprünglicheren göttlichen und unabänderlichen Gesetzen.

Und so wachte er auf, als die frühe, helle Morgensonne sein Fenster erleuchtete, und siehe, das innerliche glückliche Gefühl des langen, oft wiederkehrenden Traumes war ihm geblieben, während der Traum selber entschwunden war.

»Mein Gott!« sagte er zu sich, und noch im Bette sitzend, stützte er den Kopf auf seine Hände, – »könnte ich mich doch besinnen, ich habe schon einmal in meinem Leben etwas Aehnliches geträumt. Wann war das?« – Und er ging sein ganzes Leben durch. – »Ich war so glücklich damals! Nun, wann war ich denn am glücklichsten? Ach,

ich hab's! Das ist's! Es war in der ersten Nacht, als ich in Bilsingen im Pfarrhause schlief, nachdem ich die Hütte des Elends und der Noth verlassen hatte – ja, ja, ich weiß es genau, ich habe damals lange Jahre jenen Traum mir bewahrt, und heute ist er mir nur von Neuem, aber stärker, lebendiger vor die Seele getreten.«

Da klopfte es leise an seine Thür. »Herein!« rief er.

Der schwarze Kopf, das bronzene, freundliche Gesicht und die blendenden Zahnreihen des Negers wurden sichtbar.

»Massa Doctor noch nicht fertig?« fragte er. »Massa trinkt schon Kaffee und wartet, Pony ist auch vor der Thür.«

»Ich komme, ich komme!« rief der Langschläfer und kleidete sich so schnell an, als es ging. In einer halben Stunde schon war er auf dem Wege nach dem alten Kloster Heisterbach und entschuldigte bei dem heute freundlicher blickenden Mr. Brown seine Versäumniß, indem er ihm seine unruhige Nacht und seinen köstlichen Traum erzählte.

Dieser Tag und noch andere vergingen den beiden Reisenden selbst wie ein angenehmer Traum. Sie durchwanderten und sahen gemeinschaftlich, was unser schöner Rhein dem Wanderer an Schätzen, Alterthümern und Werken der Kunst und Natur zu bieten hat. In Koblenz, St. Goar, Bingen, Rüdesheim, auf dem Johannisberg, in Mainz, Wiesbaden und und Frankfurt, überall waren sie gewesen und hatten Auge und Herz an dem Vorgefundenen gelabt, wie so manches andere Auge und Herz

sich vor ihnen daran gelobt hat und noch nach ihnen laben wird. Es war natürlich, daß ihr Verkehr ein innigerer geworden war, als dies im gewöhnlichen Leben in so kurzer Zeit zu geschehen pflegt, denn eine gemeinschaftliche Reise, die Betrachtung einer schönen Natur, der eng abgeschlossene Kreis der Unterhaltung und des gemeinsamen Vergnügens nähert die sich fremdesten Gemüther, wie viel mehr mußte dies nicht bei zwei Menschen geschehen, die, an innerem Werthe gleich groß, noch viel mehr Berührungspunkte fanden, als andere, weniger Begabte. Von Eduard kennen wir diesen inneren Werth, diese höhere Begabung, und von Mr. Brown müssen wir sie annehmen, da Eduard selbst von dessen ganzem Gebahren entzückt war. Er war so sinnig, so freundlich, so hingebend, dieser gute Alte, so theilnehmend, so beredt in seinen kurzen tief empfundenen Bemerkungen, daß sein jugendlicher Gefährte an seinem älteren Herzen vertrauensvoll emporstieg, während er selbst in Gedanken in längst verschwundene Tage zu der jugendlichen Anschauung Jenes hinabglitt. Und wenn der junge Arzt, der unter Künstlern groß gewordene Musensohn, von seiner umfassenden Wissenschaft, von den großen Schöpfungen der verschiedenen Künste so Vieles zu sprechen wußte, welch' ein ungeheurer Stoff stand dem viel erfahrenen, weit gereis'ten Bürger der neuen Welt zu Gebote, den er in seinem ganzen Umfange innerlich verarbeitet und in langen betriebsamen Jahren aus allen Welttheilen aufgespeichert hatte und nun sicher bewahrte. So hatten

sie Beide ihr reiches Innere einander aufgedeckt, ihre Gedanken ausgetauscht, und wie zwei große Kaufleute, mit verschiedenen Erzeugnissen handelnd, sich gegenseitig mit ihren Schätzen bereichern, so zogen Beide einen bedeutenden Gewinn aus ihrem Tauschhandel und konnten mit dem Erfolge ihres Unternehmens zufrieden sein.

Auf Eduard's Herkunft war das Gespräch bisher nicht wieder gekommen, ja der ältere Reisende schien diesen Gegenstand besonnen zu vermeiden; er prüfte, er forschte, er ergründete erst seinen jungen Gesellschafter, um, wenn er sein ganzes Innere durchdrungen, vielleicht später mit *einem* kühnen Schlage auch die Pforte seines äußeren Geheimnisses zu sprengen. Eduard bemerkte diese mit großer Umsicht fortgesetzte Prüfung nicht, denn er war glücklich und blieb stets mehr eben neu anströmenden Außendingen zugewandt; dagegen vertraute er innig, denn das Vertrauen war ein Hauptbestandtheil seines reinen Gemüthes, und er gab sich wie er war, stets ganz, ohne alle Zurückhaltung, ohne alles Bedenken. Und was hatte er auch zurückzuhalten, was hatte er zu verschweigen? Er sah, wie gütig und zuvorkommend sein Gefährte war, konnte er selbst anders sein? Ach, in jenen schönen unwiederbringlichen Tagen der frischen, Alles erfassenden Jugend ist der gute Mensch offen für alle Strahlen eines fremden erwärmenden Lichtes, er saugt es ein mit allen Poren, er empfängt es mit aller – nur dem unverdorbenen Charakter angehörenden Dankbarkeit. Es ist dies der angeborene, instinktartige Enthusiasmus eines unverfälschten Herzens, der das Schöne ergreift, wo

er es findet, und das Gute übt, wo er es zu üben Gelegenheit erhält.

### DRITTES KAPITEL. DER VERÄNDERTE REISEPLAN.

In den ersten Tagen der gemeinschaftlichen Reise seit jenem Abende vor dem Häuschen auf der Spitze des Drachenfels', würde Eduard, wenn er ein aufmerksamer Beobachter gewesen wäre, eine heiterere Laune und eine ruhigere Selbstzufriedenheit an Mr. Brown gefunden haben, als dies in den Tagen der Fall war, wo sie sich mehr und mehr dem Endpunkte ihres Beisammenseins, dem schönen Lande Baden näherten. Nach jener ersten Nacht ihres näheren Verkehrs befand sich der alte Herr leiblich wohler, frischer, munterer, und über sein Gemüth hatte sich jene sanfte, hingebende Ruhe gebreitet, welche wir an denjenigen alten Leuten finden, die ihre irdischen Angelegenheiten geordnet wissen und ihrer nächsten unbekanntem Zukunft mit Ergebung entgegengehen. Er war gesprächig, oft sogar launig und stets heiterer Lebensanschauung. Eine gewisse innere Behaglichkeit spiegelte sich in seinem ungetrübten Auge wieder, und auf seiner Stirn lag jene lichte Wolkenlosigkeit, die uns wahrnehmen läßt, das die Stürme der Leidenschaft ausgelebt und eine selbstzufriedene Genügsamkeit die Schläge des Herzens zu gleichmäßigerem Schritte gemildert hat. In solchen glücklichen Stunden schlürfte er sichtbar in langen Zügen an dem Kelche des Genusses, den ihm die Regsamkeit, die allgemeine Hingebung seines jungen Genossen an Alles, was Natur und Kunst betraf, verschafften.

Er sah oft, behaglich neben Eduard auf einem Trümmersteine sitzend, den Fortschritten zu, die dessen gewandte Bleifeder auf dem Papiere zu Wege brachte; er betrachtete freundlich und lebend die von ihm aufgenommenen Skizzen der Orte, die sie besucht und an denen sie sich heimisch gefühlt hatten. Freudig überrascht war er sogar, als ihm Eduard einige Blätter zur Erinnerung an diese Reise überreichte, die er in der Stille des Abends oder am frühen Morgen mit seiner gewohnten raschen Entschiedenheit kopirt hatte. Er verpackte diese Blätter sorgfältig in seinen Koffer und nur in längeren Ruhestunden nahm er sie wieder hervor, um sie immer von Neuem zu betrachten und sich an dem Eindrucke, den sie auf ihn machten, zu erfreuen.

»Sie müßten den Mississippi sehen,« hatte er dann oft gesagt; »freilich, zum Zeichnen würden Sie weniger finden, denn ein Urwald, ein meerartiges Gewässer, eine ferne Oede lassen sich schwer wiedergeben auf dem Papiere; Ihr Gemüth aber, das schon in hiesigen Naturscenen schwelgt, würde dort bedeutendere, dauerhaftere Eindrücke empfangen; denn während dem Kenner und erfahrenen Reisenden dies Alles hier ein artiger Scherz, ein Spielzeug, eine Unterhaltung der gabenreichen Natur erscheint, treten ihm dort der Ernst, die Tiefe und die reichen Wunder des großen Naturlebens vor das betrachtende Auge. Schon Schweden und Norwegen haben bedeutendere Anziehungspunkte für ein ernstes Gemüth, abgesehen davon, daß das Meer seine riesigen Glieder in die Busen des Landes legt und in gigantischer Umarntung

die geliebte Erde in seinen unergründeten Schooß reißen möchte.«

»Norwegen muß schön und großartig zugleich sein,« hatte dann Eduard erwiedert, »ich weiß es von einem meiner Freunde, einem Künstler, der dort gewesen ist und der nicht genug des Wunderbaren, Erregenden und Bedeutenden davon zu erzählen weiß. Norwegen und Schweden werde ich wohl noch einmal sehen, der Mississippi freilich liegt mir zu weit, und dahin würde weder mein Fuß noch mein Auge reichen.«

»Warum nicht?« sagte sich dann Mr. Brown in aller Stille und fiel in sein wehmüthiges Schweigen zurück.

»Sie können noch weit kommen,« fügte er laut hinzu, »die Grenzen Ihres Daseins sind noch nicht abgesteckt, Sie sind jung, kräftig und entschlossen – ach! als ich so jung war wie Sie, habe ich auch nicht gedacht, daß eine leichte Barke mich über alle Oceane, die die Welt umgürten, tragen würde. Doch lassen wir das – wenn man glücklich sein will, muß man weder rückwärts in die Vergangenheit, noch vorwärts in die Zukunft blicken – und ich habe es mir vorgesetzt, ich will mit Ihnen wieder glücklich sein und mein sinkendes Leben an der frischen Flamme des Ihrigen von Neuem beleben. Ithyssa – eine Flasche vom besten Wein, den es hier giebt!«

Und sie tranken den edlen Wein, der flüssiges Gold zu sein scheint, der die alten Herzen anfeuert und die jungen berauscht, und sie tauschten ihre Meinungen aus, als wenn sie zusammen in die Schule gegangen wären und

sich um den Preis ihres Fleißes gegenseitig bekämpfen wollten.

Eduard hatte am ersten Tage, als eine solche Scene vorfiel, seinen Theil an der Flasche Weines bezahlen wollen, aber ein ernstes Lächeln in den wohlwollenden Zügen des Fremden hatte ihn schnell von seinem Verlangen abgeschreckt und er hatte es nie wieder erneuert. Ja, für manche Ausflüge, zu denen Jener ihn beredet und die er sogleich bereitwillig unternommen, hatte Ithyssa, der überall gegenwärtige, thätige, vermittelnde Diener das Ganze zahlen müssen. Es war dies nicht ganz nach Eduard's Wunsch, allein die Art und Weise, wie es geschah, hatte etwas sich von selbst Verstehendes an sich und wurde mit so gleichmüthiger Miene vollzogen, daß er auch hieran sich gewöhnte und es zuletzt sehr natürlich fand, da Mr. Brown offenbar ein reicherer Mann war als er selber.

»Ist Ithyssa als Slave nach Amerika verkauft?« fragte eines Abends Eduard, als der Neger, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, eine zweite Flasche perlenden Johannisberger auf den Tisch gestellt, dafür aber ein wohlgefälliges Nicken seines Herrn in Empfang genommen hatte.

»Nein, Herr Wollzagen, nein! Ich habe keine Slaven um mich, in meiner Nähe darf die natürliche Freiheit keines Wesens, auch nicht einmal eines Thieres, beschränkt werden. Meine besten Pferde von der edelsten Race Amerika's, meine schönen Hunde, Alles läuft frei, wohin und wie es will, auf meinem Landgute umher, und sollte es

Ithyssa nicht, der nicht nur ein Mensch, sondern auch ein braver und treuer Mensch ist? Sein Vater ist freilich als Slave nach Amerika gekommen; als er sich aber aus freier Wahl mit einer Negerin eines anderen Stammes verband, erhielt er von seinem früheren Herrn, als Dank für seine Dienste, seine Freiheit. Sein Sohn, dieser Ithyssa, ist jetzt ungefähr so alt wie Sie, denn er zählt vierundzwanzig Jahre und so lange ist er in meinem Hause, das redlichste und mir ergebenste Geschöpf, das ich besitze. Ich habe ihm Land, Vermögen, Haus und Hof angeboten, er hat es ausgeschlagen, um sich nicht von mir trennen zu müssen, und nun, glaube ich, wird er mich nicht eher wieder verlassen, als bis ich ihn selbst verlasse, das heißt, bis ich dem ewigen Osten mich nähere.«

Diese Unterhaltungen fielen diesseits der badischen Gränze vor. Als man diese überschritten hatte, verfiel Mr. Brown öfter und länger als früher in ein stilles Brüten. Er saß oft bei Tische oder unter einem Baume mit seinem Gefährten, drehte das Glas, aus dem er zuweilen einige Tropfen genoß, mechanisch zwischen seinen Fingern und dachte über Dinge nach, von denen sein Mund niemals etwas verlauten ließ. Zuweilen geschah es, daß ein rascher Seufzer dieses Nachdenken beendigte, und er sich mit irgend einer vom Zaune gebrochenen Frage an Eduard wandte; zuweilen aber auch stand er schnell auf, und ohne etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen, begab er sich in sein Zimmer, aus dem er erst mehrere Stunden später wieder zum Vorschein kam. Es lag also irgend eine Last aus der sonst so heiteren Seele dieses

Mannes, das merkte Eduard zuletzt wohl, aber weit entfernt, zu ahnen, daß er selber der Gegenstand dieses Brütens sein könne, schob er die Schuld auf das Alter, eine augenblickliche Schmerzempfindung oder eine charakteristische Sonderbarkeit des Amerikaners.

So hatten sie Heidelberg erreicht, in dessen Bibliothek und Naturschönheiten Beide längere Zeit verweilten als wohl Anfangs in ihrem Plane gelegen hatte. Endlich aber hatten sie die Blüthe aller dortigen Herrlichkeiten genossen und der letzte Abend für diese Stadt war gekommen, da am nächsten Morgen die Reise über Karlsruhe nach Freiburg beschlossen war.

Es war ein lieblicher, warmer Maiabend, den sie auf den Ruinen des alten Schlosses verbrachten. Der Neckar rieselte still seine Fluthen dahin und über den jenseitigen Berghöhen hatte sich ein nebelgleicher, tiefblauer Duft gelagert. Die Blüten der Bäume waren längst ausgebrochen, ein saftiges Grün bedeckte ringsum Gesträuche und Bäume, und das junge Moos zeigte seine frische, hellglänzende Farbe, die dem Auge so wohlthuend ist, wie seine Weichheit zum behaglichen Lager einladet. Da saßen sie denn und betrachteten schweigend eine der schönsten Gegenden Deutschland's, gesegnet mit so mannigfachen Reichthümern der verschwenderischen Natur.

»Wie glücklich bin ich, daß ich diesen Anblick erlebt habe!« sagte Eduard, als sie so da saßen. »Man verliert beinahe die Lust zum Zeichnen über das Anschauen dessen, was man vor Augen hat. O Raphael! wärest Du hier!«

»Wer ist Raphael?« fragte Mr. Brown.

»Ein Maler, mein Freund, und ein sanfter, liebenswürdiger Mensch.«

»Sie haben viel mit Künstlern verkehrt?«

»Ich habe mir meine ernste Wissenschaft, so viel ich vermöchte, durch die heiteren Künste erleichtert. Wenn ich nicht mehr arbeitete, zeichnete ich; und wenn ich nicht mehr zeichnete oder Musik treiben mochte, fing ich wieder an zu arbeiten.«

»Haben Sie nie geschrieben oder gedichtet!«

»Gedichtet nicht, aber geschrieben wohl. Ich schreibe noch jetzt alle Tage, sobald ich eine ruhige Stunde habe, denn ich bin daran gewöhnt.«

»Was schreiben Sie?«

»Gedanken oder Ideen über eine Verbesserung, oder vielmehr Besserstellung der bildenden Künste und ihrer Jünger, der Handwerker, überhaupt aller Derer, die durch den Fleiß ihres Kopfes oder ihrer Hände der Welt so großen Nutzen, so viele Genüsse, so hohe Freuden bringen, ohne den Antheil des Lohnes dafür zu empfangen, der ihnen meinem Gefühle nach gebührt.«

Der Fremde sah den Sprecher mit großen Augen an.

»Das thun Sie schon?« fragte er verwundert. »In Ihrem Alter? Sie fangen früh an, an dem Wohle Anderer zu arbeiten, wo Ihr eigenes noch nicht begründet ist.«

»Es ist dies eine Lieblingsidee meiner Jugend gewesen und wird wahrscheinlich die meines ganzen Lebens sein, die ich in die Wirklichkeit hinüberführen möchte, wenn ich die Mittel dazu in Händen hätte. Da dies nicht der Fall

ist, so arbeite ich freilich an einem großen, aber nichts desto weniger erhabenen Luftschlosse.«

»Gutes, was man für Andere auch nur denkt und schreibt, ist nie eine Beschäftigung mit Luftschlössern. Ehe man eine That verrichtete kann, muß man den Gedanken dazu gefaßt haben. Schon dieser ist die erste Stufe einer Treppe, die leicht in den Himmel führen kann. Haben Sie schon Jemandem Ihre geschriebenen Ideen mitgetheilt?«

»Im Einzelnen meinen Freunden, im Ganzen nur meinem vertrautesten Freunde, meinem Vater. Er hat Nachsicht mit mir.«

»Hm! Hätten Sie wohl das Vertrauen zu mir, der ich nicht Ihr Vater bin, mir Einiges davon mitzutheilen?«

»Mit Freuden! Warum nicht? Sie können höchstens Einzelnes tadeln, das Allgemeine dürfte Ihren Beifall finden, denn was ich von Ihnen bisher kennen gelernt, bewies, daß auch Sie ein Menschenfreund sind.«

Der alte Mann schwieg und wandte das Gesicht ab, den Bergen zu. Nach einer Weile drehte er sich wieder um und fragte: »Kann ich Ihre Schrift, da Sie auch auf der Reise daran arbeiten, noch heute Abend zum Theil erhalten?«

»Seht gern! Der erste Theil ist fertig und bereits in der Reinschrift vorhanden. Am zweiten bessere ich noch. Sobald wir nach Hause kommen, werde ich es Ihnen bringen. Wollen Sie vielleicht gehen? Die Luft scheint mir kühler zu werden.«

»Noch nicht. Ithyssa hat auch mein Tuch. Ich habe noch *eine* Frage auf dem Herzen. Sie werden sie meinem Alter verzeihen. Sie wissen ja, man wird mit der Zeit so neugierig. Ich will Sie nun einmal ganz nach allen Richtungen hin kennen lernen, da uns das Schicksal so unerwartet zusammen geführt hat. Glauben Sie an ein Schicksal?«

»Nicht an das Fatum der Alten, wohl aber an die Vorsehung, deren unbegreifliches Walten ich, wie jeder denkende und dankbare Mensch, tief in meiner Brust fühle. Wenn Sie diese Vorsehung Schicksal nennen, so glaube ich daran.«

»Ich auch!« war die kurze Antwort

»Sie wollten mir eine Frage darlegen, Mr. Brown?«

»Ja! – Haben Sie schon – geliebt?«

Eduard dachte augenblicklich an Judith und erröthete. Mr. Brown sah ihn nicht an, sondern schaute über den Fluß weg in die blauen Berge hinein.

»Nein!« erwiderte Eduard fest. »Ich habe *nie* geliebt, daß heißt, wie ein Mann ein Weib lieben muß, um mit ihm eine ewige Vereinigung zu wünschen. Ich habe wohl mit weiblichen Wesen verkehrt, bin auch mit Schwestern aufgewachsen, aber mein bedeutendster Umgang beschränkte sich mehr auf Männer und Jünglinge meines Alters.

»Also Sie haben Schwestern?« fragte Mr. Brown etwas gedehnt.

»Sogar vier.«

»Aeltere oder jüngere?«

»Alle jünger als ich.«

Dies sagte Eduard ebenfalls etwas langsamer, weil ihm in diesem Augenblicke erst einfiel, daß es seine Schwestern ja eigentlich nicht wären. –

Mr. Brown ward still. Er schien etwas zu überlegen. Doch bezwang er sich und fuhr im vorigen Gespräche fort.

»Also Sie haben nie eine Verbindung mit einem Mädchen gehabt, die Ihre Zukunft hätte beunruhigen können?«

»Nie, Mr. Brown! Dieses herrliche Gefühl, ein edles Weib zu lieben, bewahre ich mir für spätere Zeiten auf. Ach! ich habe noch andere Aufgaben und Pflichten vorher zu erfüllen.«

»So? Sie haben Aufgaben und Pflichten!«

»Große, wichtige, ernste und auch schwere Pflichten, Mr. Brown.«

»Wir sprechen wohl ein andermal davon. Ich bin sehr, *sehr* neugierig, was Sie betrifft, wie Sie sehen. Doch ich weiß, Sie verzeihen mir. Indeß sprachen wir von der Liebe. Haben Sie nie ein Mädchen kennen gelernt, das Ihre Liebe verdiente?«

»Doch, gewiß! Aber ich habe sie nicht geliebt, mit meinem Herzen, Mr. Brown. Auch liebte sie ein Freund, jener Raphael, und dieser hat sie sich erworben.«

»Sie waren wohl sein Beistand und Siegelbewahrer?«

»So etwas!«

Und Eduard mußte wirklich über die Fragen des alten Mannes lächeln.

»Würden Sie sie geliebt haben, wenn jener Freund Ihr Vertrauen nicht besessen hätte?«

»Nie, Mr. Brown. Sie war meine Schülerin und ihr Vater ein reicher Mann. Wenn ich je heirathe, werde ich es nur aus innerster Ueberzeugung thun, daß mein Gefühl reines Gefühl – nicht aus Berechnung oder einem Vernunftgrunde entstanden – ist. In diesem Punkte habe ich meine eigenen Ansichten.«

»Aha! – Aber das Gold hat Sie doch nicht von jenem Mädchen verscheucht?«

»Ach nein! ich hasse das Gold nicht. Das wäre ja gerade ein Mittel, meine Ideen in's Leben zu führen.«

»Ich verstehe. Wohl Ihnen! Sie lieben am liebsten mit dem Herzen und dem Verstande zugleich?«

»Wenn das je möglich wäre und wirklich sein könnte, gewiß! Aber Herz und Verstand sind hierbei selten im Bunde.«

»Sehr selten. Auch glückt es nicht immer. Ich bin ein sichtbares Beispiel davon. Die Liebe hat mich sehr unglücklich gemacht, Herr Doctor!«

Eduard äußerte sanft seine Theilnahme.

»Es ist lange her,« sagte der alte Mann mit etwas bebender Stimme, als wenn er zu sich selbst spräche, »und doch kann ich auch heute noch nicht ohne die qualvollsten Schmerzen daran denken. Ich liebte in meiner Jugend – freilich es war nicht mehr die erste Jugend – ich war etwa zweiunddreißig Jahre alt – ich liebte ein achtzehnjähriges Mädchen, heiß und innig – es war meine erste wahrhafte Liebe.«

»Und doch waren Sie unglücklich?«

»Sehr! Gerade die aufrichtigste Liebe ist in der Regel die unglücklichste. Sie liebte mich wieder, wir verbanden uns für alle Zukunft – in Gedanken. Aber ach! solche Gedanken sind auch Luftschlösser! Das Mädchen hatte einiges Vermögen, und da mir, einem Kaufmanne, dies von Vortheil zu sein versprach, so nahm man an, der Grund meiner Neigung sei dieses Vermögen allein. Ich war damals Nichts, das Mädchen aber, ein armes Stiefkind, mußte ihren gelehrten oder beamtenstolzen Verwandten ein Opfer bringen. Wir Beide waren das Opfer und unser Glück dazu. Tausend Versuche, tausend Bitten, den Beifall der Eltern zu gewinnen, waren vergeblich. Man riß uns auseinander, man entfernte, da man mich nicht von ihr entfernen konnte, das Mädchen von mir. Mit Mühe erfuhr ich, wo man sie fesselte. Wir fanden Mittel, uns zu schreiben. Bald darauf starben ihre Eltern. Auf dem Sterbebette der Mutter hatte man die Barbarei, ihr einen Eid abzunöthigen, einen älteren Mann aus der Verwandtschaft zu ehelichen. Halb gebrochenen Herzens heirathete sie jenen Mann. Ich war damals schon in Amerika. Etwa sechs oder sieben Jahre dauerte diese Verbindung. Da starb zuerst der Mann, nach einigen Jahren auch die Frau, das Mädchen meiner unvergeßlichen Liebe. Erst nach sechsjähriger Ehe war eine Frucht aus dieser Verbindung hervorgegangen, kurz vor dem Tode des Vaters geboren. Während meines Besuchs in der Heimath vor einigen Wochen begab ich mich unerkannt zu dem

einzigem noch lebenden Verwandten meiner Jugendliebten, dem Vormunde ihres Sohnes, um nach diesem zu forschen, ein Hauptgrund, warum ich in meinem Alter noch einmal den Ocean durchsegelt – aber –«

»Nun?«

»Der Knabe war todt. Meine Reise ist vergebens gewesen.«

Und der alte Mann legte sein wehmüthiges Gesicht in seine Hände und zerdrückte eine Thräne in seinem schönen Auge.

»Und nun?« fragte Eduard weiter.

»Was nun noch? Nun segle ich noch einmal über den Ocean und lege mich schlafen.«

»Traurig!« dachte Eduard, »der arme alte Mann! Solche andauernde Liebe! Solche lebhaftige Erinnerung! Wie stark muß sein Herz für jenes Weib geschlagen haben!«

»Massa! es wird kühl!« erinnerte der sorgsame Neger.

–

»Ja, ja, Ithyssa, wir gehen! Kommen Sie. Das Meer haben Sie wohl noch nicht gesehen? Ach! es ist so schön, und ich schwimme so gern darauf. Mir ist immer zu Muth, als könnte ich in seinen angemessenen Grund Alles versenken, was mich traurig macht. Ich weiß nicht, ich bekomme so plötzlich eine Sehnsucht danach. Hier in Baden, diesem mit Recht sogenannten Garten Deutschlands, so schön es ist, behagt es mir nicht mehr. Die Menschen kommen mir vor, als wären sie aus ihrem ruhigen Gleichgewichte gerückt. Sie murren, sind unzufrieden, man sieht ihnen eine innere Aufregung an – das liebe

ich nicht, ich habe am liebsten ruhige, zufriedene, immer gleich gestimmte Menschen. Darum gefielen Sie mir so. Sie sind so gleichmäßig heiter, in sich selbst beruhigt. Sie setzen der drängenden Außenwelt die drängendere innere entgegen. Das muß der Mensch, der Genuß am Leben haben will. Sie sollten mich nach Schweden und Dänemark begleiten, eine kleine Seefahrt versuchen. Frankreich können Sie immer noch sehen.«

Eduard hielt diesen plötzlichen Ausbruch, der gar keinen tieferen Grund zu haben schien, Anfangs für einen Scherz. Als er aber schweigend den alten Mann betrachtete, begegnete er einem ernsteren Blicke als gewöhnlich.

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll. Freilich wollte ich nach Paris, aber das Meer – das Meer hat schon meine Jugend in Flammen gesetzt. Ich hatte anfangs die Absicht, Seemann zu werden, aber meine Verhältnisse sprachen dagegen.«

»Nun, sehen Sie wohl! Besinnen Sie sich nicht lange. Eine bessere Gelegenheit findet sich für Sie nicht wieder. Wir gehen nach Rotterdam, da erwartet mich ein Schiff. Dann segeln wir durch den Sund nach Stockholm – auch ein Stück von Norwegen sollen Sie sehen. Dann nach Kopenhagen und endlich nach Jütland, wo ich einen alten Freund habe, den ich noch einmal sprechen muß. Ueber Hamburg kehren Sie zurück in Ihre Heimath und erzählen Ihrem Vater und Ihren Freunden: Seht, das habe ich gethan, um einen alten Mann, der einsam in der Welt stand, zu begleiten und ihm noch einige Tage sein Leben zu versüßen. Schlagen Sie ein!«

»Wie lange dauert die Reise?«

»Im November muß ich wieder zu Hause sein, also können Sie schon im October zurückkehren.«

»Das stimmte,« sagte Eduard nachdenkend. »Anfang November beginnen meine Vorlesungen.«

»Nun, also!«

»Gedulden Sie sich ein paar Stunden, Mr. Brown, ich will es mir überlegen, meine Antwort soll nicht auf sich warten lassen.«

»Vorausgesetzt, daß Sie es gern thun, und daß Sie Ihrem Vater damit kein Mißfallen erregen.«

»Das ist das Wenigste! Ich bin mein freier Herr in diesen Dingen. Wohin ich gehe, gehe ich meinem Vater recht. Er hat stets nur eine billigende, nie eine befehlende Autorität über mich ausgeübt.«

»Glücklicher Vater!«

»Nein, glücklicher Sohn!«

»Auch das, auch das!« – Mit diesen Worten waren sie an ihr Gasthaus gekommen, in welches sie eintreten. »Also noch heute Abend?« fragte Mr. Brown.

»Bei Tische sollen Sie meine Antwort haben.«

»So sage ich Ihnen bis dahin Lebewohl. Ithyssa, besorge mir geschwind ein Schreibzeug und einige gut geschnittene Federn.«

Als Eduard auf seinem Zimmer angelangt war, setzte er sich nieder und dachte in aller Ruhe über das neue

Ereigniß nach, welches wieder so unerwartet seinen Lebensgang durchkreuzen wollte. Wie er es aber auch überlegte, er fand keinen Grund, den Bitten des alten Mannes, die etwas Dringendes, wenn nicht Flehendes an sich hatten, entgegen zu handeln. Er setzte sich nieder, theilte dem Pflegevater schriftlich seine neue Bekanntschaft mit, erzählte, wie Mr. Brown bisher sein Reisegefährte geworden und solchen Geschmack an ihm gefunden, daß er ihm eine Reise in das nördliche statt in das südliche Europa vorgeschlagen habe. Er halte es für rathsam, diesmal den unvorbereiteten Schritt dem vorbereiteten vorzuziehen, zumal Verschiedene Annehmlichkeiten, namentlich das längst ersehnte Seeleben, den ersteren in günstigeren Lichte erscheinen ließen. Frankreich sei ihm allerdings näher, aber es sei vielleicht gerathener, wenn seine zweite Reise in einigen Jahren mit diesem schönen Lande auch zugleich die Schweiz und Italien umfasse, die ja doch eigentlich wegen ihres inneren und äußeren Zusammenhanges zugleich gesehen werden müßten.

Als dieser Brief geschrieben, aber noch nicht abgesandt war, weil Eduard von Mr. Brown sich erst den Ort wollte bestimmen lassen, wohin sein Pflegevater die Antwort senden könne, begab er sich auf Mr. Brown's Zimmer, wo diesmal, wie ihm Ithyssa gemeldet, das Abendessen aufgetragen war. Er fand den alten Mann beim Schreibtische, heiteren Angesichts, eine köstlich duftende Cigarre rauchend. Ithyssa stand vor ihm und schaute aufmerksam den guten, heute so ungewöhnlich lebhaften Massa an.

»Setzen Sie sich, mein junger Freund, ich stehe so gleich zu Diensten – eine Cigarre, Ithyssa!« Dieser nahm aus einem schönen Reise-Etui behutsam eine Cigarre, legte sie auf einen Teller und brachte sie Eduard mit einem brennenden Fidibus, wobei er lachend seine schönen Zähne zeigte und halblaut flüsterte:

»Fein, sehr fein, Massa Doctor!«

»Wie schmeckt die Cigarre?« fragte Mr. Brown, ohne von seinem Schreiben aufzustehen.

Eduard sog den herrlichen Duft ein, und obgleich an Josephson's schöne Gaben der Liebe gewöhnt, erschien ihm der jetzige Genuß doch bei Weitem dem früheren überlegen.

»Ich habe nie etwas Schöneres geraucht,« sagte er.

»Das will ich glauben,« war die kurze Antwort.

»Sind aber bald zu Ende, Massa!« bemerkte Ithyssa.

»Leider, leider, ja! Nun, wir kommen bald auf's Schiff, mein Junge, da ist Vorrath genug.«

»Also auf's Schiff!« rief der Mohr freudig, und einen Freudensprung machend, schlug er sich mit beiden Händen dabei auf die Schenkel.

»Ja, auf's Schiff; und ich hoffe, unser junger Freund hier wird uns begleiten.« Der Mohr warf einen verwunderungsvollen Blick auf Eduard und seine Augen nahmen die funkelnde Farbe eines Glühwurms im Abenddunkel an.

»Laß uns das Essen besorgen, mein Junge – zwei Flaschen, Du weißt schon!«

Ithyssa war zum Zimmer hinaus und Mr. Brown erhob sich. Sein braunes, strahlendes Auge richtete sich fragend auf seinen jungen Gefährten.

»Nun,« sagte er, »habe ich dem Neger zu viel gesagt oder nicht?«

»Ich bin entschlossen, Ihre Einladung anzunehmen. An meinen Vater habe ich geschrieben; wo kann ich seine Antwort erwarten?«

»Nun, das wußte ich wohl. Hier zuvor meinen Dank.«

Und er hielt ihm die zarte Hand hin. –

»Da sehen Sie,« fuhr er fort, »da steht's schon auf dem Papiere, daß ich Sie mitbringe, ich schreibe an meinen Agenten in Rotterdam und lasse uns Quartier besorgen. Natürlich, nach Rotterdam lassen Sie Ihre Briefe kommen. Wir halten uns doch einige Tage dort auf und machen einen kleinen Abstecher nach Amsterdam. Das müssen Sie sehen; und während ich Geschäfte habe, laufen Sie mit dem Mohren umher. Also Sie gehen mit? Ei, das ist vortrefflich. Wann gehen wir ab?«

»Wir wollten ja erst nach Freiburg!«

»Ja, ja, das wollten wir. Unter uns gesagt, ich wünschte, wir wären erst auf dem Schiffe. Mir behagt es auf dem Festlande nicht mehr. Ich glaube, ich habe das Heimweh und weiß nicht, wie das so plötzlich gekommen ist. Und zwar von dem Augenblicke an, wo ich Ihnen den Vorschlag machte, mit mir zu gehen.«

»Ich kann mir den Grund wohl denken,« erwiderte Eduard unbefangen.

»O, junger Freund, denken kann ich mir ihn auch, man kann aber nicht Alles sagen, was man denkt, Das ist es. Wissen Sie was – beendigen Sie Ihren Brief sogleich und senden Sie ihn noch heute ab, um so eher erreicht er sein Ziel.«

Eduard ging sogleich und schloß sein Schreiben. Sodann wurde es auf die Post geschickt. Als sie eine Stunde später beim Glase Wein saßen, trug es der eilende Dampfwagen schon der Heimath zu. Bis elf Uhr plauderten sie, und Eduard hatte Ursache, die Heiterkeit des Greises zu bewundern, die so plötzlich gekommen war und seinen periodischen Trübsinn gänzlich verscheucht zu haben schien. Als Eduard auf sein Zimmer gehen wollte, ergriff Mr. Brown seine Hand und sie warm drückend, sagte er:

»Ich habe noch Eins zu sagen und diesmal dulde ich keinen Widerspruch. Von dem Augenblicke an, wo ich Ihre Reisepläne durchschnitten, und Sie meinen Vorschlag angenommen haben, sind Sie natürlich mein Gast. In Allem, lieber Doctor! ohne Widerrede. Und nun gute Nacht! – Ithyssa, leuchte!«

Eduard wollte etwas entgegnen, aber freundlich schob ihn der alte Mann zur Thür und zwei Augenblicke darauf folgte er dem mit einer Kerze voranschreitenden schwarzen Diener. –

Am nächsten Morgen bei Zeiten waren die Reisenden auf dem Wege nach Karlsruhe, wo Mr. Brown einige Geschäfte hatte. Am nächsten Tage ging es nach Freiburg

und in die benachbarte herrliche Berggegend. Der Amerikaner wurde von einer sichtbaren Unruhe geplagt, so daß Eduard wegen des zu kurzen Aufenthalts an den schönsten Punkten Baden's keinen Einspruch wagte. Endlich war der Wendepunkt ihrer südlichen Reise erreicht: Basel und die Umgegend war besichtigt und sie standen der dem Rheinfall bei Schaffhausen.

»So,« sagte Mr. Brown, als Eduard nach einer mehrstündigen Sitzung die Skizze desselben entworfen, und sie in ihr Gasthaus traten, »so! jetzt haben wir den Süden hinter uns, jetzt geht es nach dem Norden. Lebe wohl, Du schönes badisches Land – wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder!«

Und nördlich ging es in eilfertigster Reise. Was mit Dampfbooten, Dampfwagen oder Extraposten nur zu erreichen war, wurde schleunigst erreicht, Mr. Brown's Hast wuchs von Tage zu Tage, er hatte keine Ruhe mehr auf dem festen Boden. Sein Auge glühte von innerer Aufregung und seine Hand zitterte, wenn er das Glas an den Mund setzte. Dabei sprach er wenig, nur in abgerissenen Sätzen, und nur wenn er Abends im Bette Eduard's Werkchen las, welches dieser ihm freimüthig überliefert hatte, kam eine süße Ruhe über ihn, und seine langsam brennende Cigarre behaglich weiter rauchend sagte er leise zu sich: »Alles, Alles, wie ich es mir einst geträumt und wie ich es nicht ausführen konnte, denn ich war nicht mein eigener Herr. Dem Schicksale war ich verfallen, ich mußte meine eigene wunderbare Bahn durchlaufen und bald – bald wird sie vollendet sein. Wir müssen eilen. Ich

habe zu Hause Viel zu thun. Jetzt weiß ich, was ich thun muß. Hätte ich nur eine Gewißheit, wo ich jetzt bloß die Hoffnung habe! Aber – Geduld, ich werde, ich muß es erfahren. Sein Auge, seine Stirn, seine Stimme täuscht mich nicht – hier in meinem warmen Herzen stehen die Züge geschrieben, die ich auch bei ihm gefunden habe. Das muß er ererbt haben, wie er meine Gedanken geerbt hat. Nun, und wer die Gedanken eines Menschen erbt, der – kann – hm! wir wollen sehen, wir wollen sehen! Habe ich ihn nur erst auf dem Schiffe! – Ithyssa, noch eine Cigarre!«

Und der Neger, der nicht von dem Bette seines Herrn wich, als bis er entschlafen war, brachte die Cigarre und bemerkte: »Massa! Es sind nur noch zwölf in dem Kästchen.«

»Thut nichts, immer her damit, wir finden bald mehr!«

#### VIERTES KAPITEL. DIE HÖLZERNE BEATA.

Es war am Abend eines der letzten Maitage, als unsere drei Reisende in Rotterdam anlangten und in einem der größten Gasthöfe, unweit der ›de Boompjes‹ am Kai an der Maas abstiegen, wo sie von einem jungen Manne empfangen wurden, der sich mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht Mr. Brown näherte und mit freundlichem Händeschütteln begrüßt wurde.

»Alles fertig, Mr. Treaden?« war Mr. Brown's erste Frage: »Beata klar? Mein Brief ist doch gekommen? Mich auch verstanden?«

»Er ist gekommen, und Alles *verstanden*, Mr. Brown!«  
erwiederte der junge Mann, einen besondern Nachdruck  
auf den eben ausgesprochenen Namen legend. »Die Beata  
ist in einigen Tagen segelfertig – klar ist sie seit drei  
Tagen. Hier ist das Zimmer, Mr. Brown!«

»Gut! Und wo wohnt mein junger Freund?«

»Hier gegenüber, wenn's gefällig ist.«

Und damit zeigte er auf eine Thür, die ein Kellner  
schon geöffnet hielt. –

Eduard war also in Holland, an das er in seinem ganzen  
Leben wenig gedacht. Bald hatte er sich in seiner  
neuen Wohnung behaglich eingerichtet und stand nun  
am Fenster, aus dem er, mit einem Gefühle nie gehegter  
Verwunderung auf das Treiben des belebten Kai's hernieder-  
schaute. Die Spaziergänger strömten, die Geschäfts-  
leute liefen im Sturmschritt einher, und in den Fahrzeu-  
gen, Jachten und Booten auf der Maas herrschte ein Ge-  
wirr und Gelärme, wie man es nur in einer großen See-  
stadt zu finden Gelegenheit hat. Auf dem Flur vor sei-  
nem Zimmer wurde ebenfalls hin- und hertreibende Be-  
wegung laut. Menschen kamen und gingen zu seinem  
Reisegefährten, und Alle in einer Geschäftigkeit, die ihn  
in Mr. Brown ohne Zweifel einen bedeutenden Handels-  
herrn erkennen ließ. Es dauerte nicht lange, so trat Ithysa  
mit blendendem Lächeln auf dem glänzenden Gesichte  
ein.

»Massa Doctor!« begann er in seiner tiefen, abgebro-  
chenen Redeweise. »Massa drüben um Entschuldigung

bitten – hat für den Augenblick Viel zu thun – aber bald fertig sein.«

»Kann-neu die Leute alle zu Ihrem Herrn, Ithyssa?«

»Nicht Ihrem sagen, Massa Doctor! Ithyssa das nicht gern hört und nicht gewohnt. Du – Du, hört Ithyssa viel lieber.«

»Nun, wenn Du es so willst, das kann ich auch. Gehören die Leute alle zu den Dienern Mr. Brown's?«

»Nein, nicht alle! Viele vornehme Leute aus der Stadt Besuch machen – auch Geschäfte! Massa hat viel Geschäfte!«

»Das sehe ich. Hast Du Zeit? Wollen wir nicht an das Wasser gehen?«

»Darum Ithyssa gekommen. Massa Doctor begleiten!«

Und sie gingen hinunter, den Kai entlang, der Eduard's ganze Aufmerksamkeit mit seinen verschieden gestalteten Schiffen in Anspruch nahm, und wo der Neger dem seefremden Festländer die Namen der Schiffe und ihre verschiedenen Bezeichnungen nannte.

»Nur holländische, schwedische, spanische Schiffe!« sagte er, »aber keine Engländer dabei. Amerikaner gar nicht!«

»Wo liegen denn die amerikanischen Schiffe, die hier so häufig anlegen sollen? Ich bin begierig, eins zu sehen.«

»Heute noch nicht, Massa Doctor! Ithyssa darf nicht! – Massa selber Massa Doctor führen!«

»Aha! Das ist also der Hafen?«

»Ithyssa denkt nicht daran! Hafen da herum – viel größer, ganzer Wald von Raan und Masten. Da, da – das ist schöner Schooner – englisches Schiff – sehr schön!«

Langsam herein bugsirt, schwebte der zweimastige schöne rabenschwarze Schooner mit gerefften Segeln den Kai entlang. Endlich hielt er. Die Ankerkette rasselte polternd herunter und der Anker hielt das herrliche ebenmäßig gebaute Schiff fest. Noch wehte die englische Flagge von seinem Maste, die der leise Abendwind langsam entfaltete und schwerfällig in den Lüften umrollen ließ.

Nach einigen Minuten aber ward sie heruntergehißt.

»Schooner will schlafen gehen!« sagte der Mohr. »Sicheres Bette!«

Als sie wieder in den Gasthof zurückgekehrt waren, zeigte sich Mr. Brown immer noch nicht. Dafür aber brachte der nach der Post gesandte Lohndiener ein ganzes Paket Briefe. Auch für Eduard war einer dabei. An des Vaters Handschrift erkannte Eduard den Absender. Freudig und neugierig zugleich erbrach er ihn. Mit Befriedigung hatte er ihn eben zu Ende gelesen, als Mr. Brown in's Zimmer trat. Noch schwebte die geschäftliche Miene auf seiner ruhigen Stirn. Als er aber seinen jungen Gast mit dem Briefe in der Hand sah, nahm sein Gesicht einen gemüthlicheren Ausdruck an.

Er stellte ein Cigarrenkästchen, das er in der Hand hielt, auf den Tisch, blickte sich im Zimmer um und trat auf den jungen Mann zu, dem er die Hand schüttelte, ihn in Rotterdam willkommen heißend.

»Hier sind die längst ersehnten spanischen Tabaksröllchen,« sagte er, »nun gehen sie uns nicht wieder aus. Schon einen Brief, mein junger Freund?«

»Und sogar von Hause!« entgegnete Eduard freudig.

Der Amerikaner schaute ihn fragend an. Eduard verstand seinen sprechenden Blick.

»Sie können ihn lesen!« sagte er, und reichte den Brief hin.

»Ich bin so neugierig, diesen Vater kennen zu lernen,« erwiderte der Amerikaner, »und zu hören, wie er Ihren neuen Reiseplan aufgenommen hat, daß ich Ihre Erlaubniß dankbar annehme.«

Und schon hielt er den Brief in der Hand, setzte sich nieder und las ihn, nachdem ein Kellner zwei brennende Wachskerzen auf den Tisch gestellt hatte. Eduard beobachtete den lesenden alten Mann, der seine Brille aufgesetzt hatte, und konnte sich den Grund nicht entziffern, warum Mr. Brown diesen Brief mit so wichtiger Miene und so hingebendem Interesses las. Unter vielen anderen Dingen, die die Bekannten in Bilsingen und das elterliche Haus betrafen, schrieb der Pastor am Schlusse seines Briefes Folgendes:

»Und was nun Deinen veränderten Reiseplan betrifft, mein lieber Eduard, so freuen wir uns Alle über die glücklichen Umstände, die denselben veranlaßt haben. Ich grüße im Stillen den unbekanntem, ehrenwerthen und freundlichen Mann, den Dir die gütige Vorsehung wieder in den Weg geführt hat. Leider kann ich ihm nicht persönlich meinen Dank sagen, allein, da ich Dich kenne, weiß

ich, daß Du ihm unsere Gefühle mittheilen und ihm auch Deine eigene Dankbarkeit durch Dein gewohntes liebevolles Wesen an den Tag legen wirst. Seine unerwartete Bekanntschaft sei Dir, wie sie es mir ist, wieder ein Beweis der göttlichen Fürsorge, die Deine Angelegenheiten, in Ermangelung eines irdischen Erzeugers, in ihre gnädige Obhut genommen zu haben scheint. Du kannst Dich eigentlich über Dein Geschick nicht beklagen, so dunkel und trübe es uns bisweilen erscheinen will, denn, die geringen Beweise meiner Liebe und Sorgfalt abgerechnet, hast Du, wo Du auch bis jetzt gewesen bist, stets Menschen gefunden, die Dich freudiger förderten und besser unterrichteten, als es vielleicht kaum Deinem wirklichen Vater möglich gewesen wäre. Gedenke also in Deinem Herzen der Güte des Schöpfers und vergiß seiner nicht auf allen Wegen, die Du jetzt und künftig wandeln wirst. Er behüte Dich auf dem Meere, wie er Dich auf dem Lande behütet hat! Ich habe ein gläubiges Vertrauen auf seine schützende Hand, möge es Dir auch nicht daran fehlen, nie und nimmer! Die Mutter und die Schwestern, wie auch unsere befreundeten Nachbarn, grüßen auf das Herzlichste; von Louise liegen einige Zeilen bei.

\*2cm»Dein treuer Vater

\*4cm »*Heinrich Wollzagen.*«

Der Fremde hatte langsam, Wort für Wort, den Brief zu Ende gelesen. Eine feine Röthe beschlich sein gewöhnlich etwas bleiches Gesicht. Sein braunes Auge wandte sich betroffen und fragend auf den jungen Mann, der hochaufgerichtet vor ihm stand und ruhig wartend ihn

betrachtete. Was ist das?« sagte er leise und wie mit sich selbst redend. »Ist das denn nicht Ihr leiblicher Vater?«

Eduard wurde betroffen und senkte den Blick zur Erde. Er hatte vergessen, daß er vorher niemals gegen Mr. Brown des Umstandes Erwähnung gethan, daß er nur das Pflegekind des Pastors Wollzagen sei.

»Ich habe vergessen, Mr. Brown,« sagte er freimüthig, »Ihnen in unseren Gesprächen über meine Familie zu sagen, daß der Pastor Wollzagen nur mein Pflegevater ist.«

»So! Das war mir neu! Darf ich dann nach Ihrem wahren Namen fragen?«

Eduard zuckte die Achseln. »Ich weiß ihn noch nicht!« erwiderte er mit leisem Beben der Stimme.

»Sie wissen ihn nicht? So!«

Und Mr. Brown erhob sich. Er griff mit der Hand nach seinem Herzen. Vor seinen Augen wurde es dunkel. Er schien zu schwanken.

»Ihnen ist doch nicht unwohl?« fragte Eduard besorgt, und faßte mit beiden Armen den alten Mann an.

»Bitte! Nein! Es kommt von der schnellen Reise. Ich muß etwas frische Luft schöpfen. Auch habe ich noch ein Geschäft. Zum Abendessen sehen wir uns wieder. Adieu bis dahin!«

Und er ging festen Schrittes aus dem Zimmer. Nach einigen Augenblicken sah ihn Eduard bei dem Schimmer der hellen Laternen aus der Thür des Gasthofes treten und, die Hände, wie es seine Gewohnheit war, auf dem Rücken gefaltet, den Kai hinunterwandeln. Der Neger ging, wie immer, einige Schritte hinter ihm. –

Als zwei Stunden später das Abendessen, das wie gewöhnlich im Zimmer Mr. Brown's eingenommen wurde, vorüber und die zweite Flasche Lafitte, des Amerikaners Lieblingswein, entkorkt war, glaubte dieser das Stillschweigen brechen zu müssen, welches er beinahe ununterbrochen während des Essens beobachtet hatte.

»Ich bin heute Abend sehr still, Herr Wollzagen,« bemerkte er, »und bitte um Verzeihung. Die in meiner Abwesenheit aufgehäuften Geschäfte nehmen für den Augenblick alle meine Gedanken in Anspruch. Ich hatte Rotterdam zu einem längeren Aufenthalte auf dem alten Festlande gewählt, weil ich die übervolle Gastfreundlichkeit der Amsterdamer fürchtete. Nun bin ich, wie ich besorge, aus dem Regen in die Traufe gekommen. Die guten Rotterdamer, da sie mich einmal haben, wollen mich auch festhalten, und ich habe schon heute Abend alle Beredungskunst angewendet, einem Dutzend Mittag- und Abendessen aus dem Wege zu gehen.«

»Ich hoffe doch nicht, daß meine Anwesenheit Sie im Geringsten beengen wird?« entgegnete Eduard.

»Ich lasse mich von Niemandem beengen, selbst von Ihnen nicht. So lange man noch Geschäfte macht, gehen sie immer dem Vergnügen voran, selbst dem Vergnügen, Ihre Unterhaltung zu genießen, mein junger Freund. Der Besuch zahlreicher Gesellschaften aber, übermäßiges Essen und Trinken, sind nie ein Vergnügen für mich gewesen, und jetzt bin ich sogar ein Feind davon. Mit einem Worte, ich habe Alles abgelehnt. Nur um Eins muß ich

bitten, und Sie müssen meine Entschuldigung gelten lassen. Ich habe Ihnen einen kleinen Abstecher nach Amsterdam versprochen. Diese Stadt sollen Sie auch sehen, aber Sie müssen sich mit der Begleitung meines Secretairs, Mr. Treaden's, begnügen. Ich reise nicht mehr zu Lande, es ist mir zu beschwerlich. Ein altes Brustübel hat mich von Neuem befallen, und ich muß noch gesund und kräftigen Geistes nach Hause kommen. Reisen Sie also meinetwegen morgen mit Mr. Treaden nach Amsterdam, betrachten Sie alle seine wunderbaren Kunstschatze und Alterthümer; wenn Sie aber in einigen Tagen wieder hier sind, bin ich selbst mit meinen Geschäften fertig, und wir stechen in See. Nur die Seeluft und die sanfte Bewegung eines guten Schiffes behagt mir noch. Für alles Uebrige bin ich zu alt. Weiß es Gott! meine Jahre sind noch nicht bis an des Menschen Maaß gelangt, aber sehen Sie mein Haar, so war es schon, als ich noch nicht fünfzig zählte. Und doch habe ich unschuldig gelebt und die Gaben der Natur mäßig, ja sparsam genossen.«

»Manche Menschen werden durch gehäuftes Arbeiten alt, oder durch Kummer.«

»Arbeit habe ich genug gehabt. Ach ja! Was hätte ich angefangen, wenn mich die Arbeit nicht hinreichend beschäftigt hätte! Für mich war das eifrige Denken die süßeste Ruhe, denn wenn der Geist thätig ist, schlummert das Herz. O ja! – Sagen Sie, wer ist diese Louise, deren Ihr Vater in seinem Briefe gedenkt?«

»Sie ist meine älteste Schwester!«

»Da sie Ihre Pflegeschwester ist – nicht wahr, sie ist es doch? Nun ja, da sie es ist, so kann sie möglicher Weise noch Ihre Gattin werden?«

Diese wieder so plötzlich ausgestoßene Frage, wobei sich das Auge Mr. Brown's etwas verschleierte, erregte bei Eduard ein ablehnendes Lächeln.

»Nein, Mr. Brown,« sagte er, »Louise ist ein vortreffliches und sanftes Mädchen, sie wird aber weder mich noch einen Andern heirathen. Ihr ernstes, scheues Wesen eignet sich nicht zu dem allgemeinen Berufe des Weibes. Sie wird lieber ihre anderen drei Schwestern glücklich im ehelichen Bunde sehen, als sich selbst. Ich weiß es.«

»Aber Sie – Sie, mein Freund, hätten vielleicht gern ein sanftes Wesen an Ihrer Seite?«

»Ich habe keine anderen Gefühle für Louise, als für eine wirkliche Schwester, und werde nie andere für sie haben.«

»Hm!« brummte der Amerikaner und trank sein Glas des edelsten Weines von Frankreich aus. Bald darauf gähnte er. Eduard erhob sich.

»Ich will Ihnen gute Nacht sagen, Mr. Brown; auf morgen also!«

»Auf morgen denn! Gut! – Aber da fällt mir ein: sind Sie nicht neugierig, unser Schiffchen zu sehen, auf dem wir unsere Reise vollbringen werden?«

»Ich sehne mich von ganzem Herzen danach.«

»So wollen wir morgen früh um zehn Uhr an Bord gehen und das Frühstück daselbst einnehmen. Nachmittag

können Sie nach Amsterdam reisen. Jetzt nehme ich wieder mein Buch vor – gute Nacht denn!«

Eduard erwiderte den Wunsch und begab sich auf sein Zimmer, wo er noch eine der köstlichen Cigarren verdampfte, mit denen der darin so leckere Handelsherr ihn freigebig beschenkt hatte. –

Am nächsten Morgen zehn Uhr begaben sich Mr. Brown, Eduard, der Secretair und Ithyssa an den Kai, wo schon ein mit zwei Matrosen bemanntes Boot ihrer harrte. Ithyssa ergriff das Steuer, und als Alle saßen, schlugen die Ruder in's Wasser und das Boot flog dahin. Anfangs ging die Fahrt trotz der vielen größeren und kleineren Schiffe ziemlich rasch; als sie sich aber dem Blaak näherten, wo in diesem Frühjahre die meisten Schiffe lagen, wurde das Gewimmel der hin- und herfahrenden Boote so groß, daß die Ruderer nur mit größter Behendigkeit und Geschicklichkeit sich hindurchwinden konnten. Endlich kam man an die großen Schiffe heran. Eduard's ganze Geistesthätigkeit war heute in seinen Augen vereinigt – endlich sah er die Schiffe, die den Ocean, welcher die alte und neue Welt verbindet, durchsegeln. Er sah die hohen Borde, die schwarzen und bunten Rumpfe, wie ungeheure Riesen auf dem feuchten Elemente schlafend, sich von ihrem langen Laufe ausruhend; er sah einen Wald von himmelanstrebenden Masten mit ihren riesigen Aesten, den Raaen, und ein scheinbar unentwirrbar durcheinandergeflochtenes Netzwerk von Tauen, die, wenn man sie mit prüfenden und kundigen Augen betrachtete, doch eben so regelmäßig ihren kühnen Weg

emporstiegen, wie ein jedes von ihnen, auch das kleinste, seinen besonderen Zweck zu erfüllen hatte.

»Welch kühnes, großartiges Werk ist solch ein Schiff!« rief Eduard, der Neuling auf dem Wasser, entzückt aus. »Und das hat des Menschen mächtiger Geist erfunden und seine geschickte Hand vollendet! Wie groß ist und kann doch der Mensch sein!«

»Und nun sollten Sie erst diesen Seeriesen seine Schwingen ausbreiten und auf dem Schaume haushoher Wogen, vom brüllenden Winde gejagt, dahinfliegen sehen!« sagte Mr. Brown, der sich an dem Entzücken seines Gastes weidete. »Wo liegt die Beata, Treaden?«

»Dort, Mr. Brown, hinter dem schwarzen Engländer. Sie können sie noch nicht sehen!«

»Das ist ein Ostindienfahrer!« bemerkte der Amerikaner lächelnd gegen den jungen Mann, der die Augen nicht weit genug aufreißen konnte.

»Hoho!« schrie plötzlich der Mohr, der im Boote aufstand und mit beiden Armen grüßte und winkte.

In demselben Augenblicke erreichte ein heiseres, gebrüllartiges Bellen die Ohren der im Boote Fahrenden, das immer lauter wurde, je mehr sie sich von dem Ostindienfahrer entfernten.

»Boxer erkennt Ithyssa!« schrie vor Freuden der Schwarze. »Boxer begrüßt ihn zuerst.«

»Wer ist Boxer?« fragte Eduard, auf den eine Neuigkeit nach der andern einströmte.

»Der wachthabende Schiffshund, Herr Doctor! Da – da ist die Beata!«

In diesem Augenblicke fuhren sie durch zwei dunkel-farbige Spanier hindurch, und fanden sich plötzlich einem Schiffe gegenüber, welches den angenehmsten Eindruck auch auf ein seekundiges Auge gemacht hätte. Die Beata war ein Schiff von ungefähr 6–700 Tonnen, also ein Schiff von nicht geringer Größe. Es war hellgrün von Farbe mit weißen Streifen über und unter den Luken, und hatte einen schlanken, leicht geschweiften Bug nebst einem in architektonischer Hinsicht geschmackvoll sich darstellenden Spiegel. Seine etwas nach hinten liegenden Masten, seine in richtiger Perspective gelegten Raaen, an denen die weißen Segel festonartig gerefft herabhingen, das wie mit dem Zirkel gemessene, zierlich auf- und ablaufende Tafelwerk, welches Alles entweder neu oder auf das Reinlichste hergestellt war, ließen das kundige Auge des Mr. Brown freudig das Ganze und Einzelne überschauen. Kaum aber hatten sie es erblickt, so legte das Boot schon an. Die Staatstreppe war heruntergelassen. Ithyssa sprang zuerst hinauf und reichte seinem Massa die Hand, dann kam Eduard, dann der Secretair, der sich aber schon selbst zu helfen wußte. Oben an der Treppe standen der Capitain und der erste und zweite Steuermann, die Bootsleute, der Zimmermann, die Matrosen, die Jungen, und was sonst noch an Dienstbarem auf dem Schiffe war, Alle die Hüte ziehend und ihren Herrn und seinen Gast begrüßend. Mr. Brown reichte den Offizieren die Hand, dann stellte er Eduard dem Capitaine vor, und redete zuletzt freundlich mit Jedermann.

Ithyssa begrüßte seinen Boten, einen Hund von riesiger Größe, grauer, seidenweicher Haut, breitem Schädel, blutrothem Maul, gespaltener Nase und doppelter Zahnreihe, fast wie einen Freund. Eduard wußte nicht, was er zuerst betrachten sollte, denn Alles war ihm neu, er befand sich endlich auf einem Schiffe, das die Meere der Welt durchsegelt.

Mr. Brown führte ihn selbst umher, zeigte und erklärte, was zu erklären war.

»Ist denn das ein Kriegsschiff?« fragte der Gast, und zeigte auf die zwölf eisernen Kanonen, die auf ihren Rollen vor den Luken standen.

»Ach nein! nur ein bescheidener Kauffahrer. Da er aber auch nach den chinesischen Meeren segelt, wo es Piraten giebt, so muß er sich schon seiner Haut wehren können, und daher dürfen diese schwarzen Böller nicht fehlen.«

Alles auf dem Deck wurde besehen, sogar die Küche, in der ein Kochsmaat wohlriechende Beefsteaks bereitete. Als sie die Runde gemacht hatten, kehrten sie nach dem Hinterdeck zurück, auf dem sich, wie an Bord der meisten neugebauten Schiffe, eine Oberdeckkajüte befand.

»Nun wollen wir sehen, ob unsere Wohnung reisefertig ist, mein junger Freund,« sagte Mr. Brown und ließ die Kajütenthür öffnen, die ein Diener in der Hand hielt. War aber Eduard schon erstaunt gewesen, auf dem Deck alle Kleinigkeiten geordnet, blank polirt und gefällig zu senden, so war er beinahe von der Pracht geblendet, die im Innern der Gemächer herrschte, die sich jetzt, eins nach dem andern, vor ihm aufthaten.

Das erste Zimmer war das größte; es lag am meisten nach vorn und in der Mitte des ganzen Kajütenraums. Die Wände bestanden aus schönem, polirtem Holze, reichlich mit Spiegeln und Goldverzierungen geschmückt, und mit den bequemsten Sitzen versehen. In der Mitte stand ein kleines Billard, auf welches das Licht von oben und von vorn fiel. Das Billard war so eingerichtet, daß es einer größeren Gesellschaft zum Speisetische dienen konnte, sobald große Holzplatten darüber gedeckt wurden. Rechts und links neben diesem größeren befanden sich zwei kleinere Zimmer, die ihr Licht von den Seiten und oben empfangen. Sie waren mit allen Bequemlichkeiten eines gemächlichen Lebens versehen, denn es fehlte weder an weichen Lagerstellen, noch an Büchern und was man sonst in den Wohnungen gebildeter Reichen findet. Von diesen kleinen Zimmern führten eiserne Wendeltreppen in die Unterdeckkajüten, wo an jeder Seite ein reizend eingerichtetes Schlafzimmerchen sich befand, an welche nach der Mitte des Schiffes zu die Kajüten des Capitains, des Secretairs und der Schiffsoffiziere sich reiheten. In dem Mittelraume unter dem Billardzimmer war das gemeinsame Speisezimmer der Mannschaft, an dessen Wänden blank polirte Waffen aller Art hingen.

»Wie gefällt Ihnen unsere Wohnung?« fragte lächelnd Mr. Brown seinen immer mehr verwunderten Gast. »Das dort ist Ihr Zimmer und dies hier das meinige – das Billardzimmer aber, denke ich, benutzen wir gemeinschaftlich.«

Eduard bezeugte seine Freude; daß aber ein Billard sogar auf einem Schiffe war, konnte er nicht begreifen.

»Sie sehen,« erwiderte der Amerikaner, »jeder Mensch hat seine Liebhabereien und seine Schwächen. Ich kann nun einmal ohne meine Partie Billard nicht leben. Es ist das einzige Spiel, welches ich beinahe mit Leidenschaft treibe. Wenn wir nur ruhiges Wetter, Windstille oder einen Ruhetag haben, so ergehe ich mich an dieser grünen Tafel. Sie werden bald empfinden, wie angenehm das ist. Sie spielen es doch auch, Herr Doctor!«

»Bis jetzt kann ich es nicht.«

»O, das thut Nichts. Mr. Treaden, ich übergebe Ihnen hier diesen Herrn; in acht Tagen müssen Sie ihn so weit haben, daß er mir gegenüberstehen kann.«

»Dazu bin ich ein zu schlechter Lehrmeister!« bemerkte der junge Mann, verbeugte sich aber willfährig.

»Nun aber das Frühstück, meine Herren! Ithyssa, schnell! Herr Capitain, ich bitte um Ihre Gegenwart.«

Augenblicklich wurde von zwei jungen Kellnern in der Kajüte des Mr. Brown eine kleine Tafel gedeckt und mit den auserlesenen Schmausereien beladen, die ein reicher Schiffsherr auf seinem Schiffe vorrätig zu haben pflegt. Der Wein wurde in geschliffenen Karaffen aufgetragen. Bald saßen sie um den Tisch, und Eduard machte die Bemerkung, daß sein Appetit auf dem Wasser eher erhöht als verringert erschien.

»Also Beata heißt dies schöne Schiff?« fragte er, während sie es sich wohlschmecken ließen, bemerkte aber

nicht, wie sein Wirth augenblicklich die Gabel niederlegte.

»So heißt es!« antwortete er mit dumpfem Tone.

»Das wäre also die Selige!«

»Ja wohl, die Selige!«

»Nun, was mich betrifft, so fängt sie schon an, ihren Einfluß auf mich zu üben,« scherzte Eduard, »denn ich fühle mich hier wirklich so behaglich, wie man sich nur im Schooße der Seligen fühlen kann.«

»Das freut mich!« entgegnete Mr. Brown und nahm sein Glas zur Hand. »Trinken wir, meine Herren,« sagte er laut, »auf das Wohl unserer Beata zuerst, und dann auf die Fortsetzung der Seligkeit unsers jungen Mitschiffers.«

Und sie stießen kräftig mit den Gläsern an einander, wie man es bei einem Trinkspruche auf der See zu thun pflegt. –

Am Nachmittage desselben Tages begab sich Eduard, von Mr. Treaden geführt, der kurz vor seiner Abreise noch einmal seine Verhaltensmaßregeln von Mr. Brown empfangen hatte, auf die kurze Reise nach Amsterdam. Er fand in dem jungen Secretair einen für sein Fach unterrichteten Mann mit gewecktem Geiste, der schon in beinahe allen Welttheilen gewesen war und viele Sprachen verstand. Natürlich drehte sich ihre Unterhaltung um Dinge, von denen nur Mr. Treaden zu erzählen wußte, die auch zugleich für den Arzt und Naturforscher von größtem Interesse waren, und so fügten sie sich bald in einander und verbrachten vier bis fünf Tage in

dem großen, schönen Amsterdam auf die heiterste Weise. Gern freilich hätte Eduard die Verhältnisse, das Leben, überhaupt das Nähere über seinen älteren Reisegefährten, den ohne Zweifel sehr begüterten Handelsherrn, kennen gelernt, das Gewünschte aber von einem seiner Untergebenen in der Stille zu erforschen, lag eben so wenig in seiner Absicht, wie in seinem Charakter, und er that wohl daran. So drehte sich das Gespräch nur einmal ganz im Allgemeinen um die Handelsgeschäfte des Herrn Mr. Treaden's, und dieser antwortete so, wie Eduard sich die Verhältnisse ungefähr vorgestellt hatte. Am sechsten Tage kehrten sie wieder nach Rotterdam zurück und begaben sich sofort in ihre Wohnung Eduard's dessen Ankunft Mr. Brown gemeldet ward, wurde ersucht, erst nach einer Stunde zu diesem zu kommen, während Mr. Treaden sogleich in sein Zimmer beschieden ward.

Mr. Brown, der so eben einige Besuche entlassen hatte, schrieb an seinem Tische; das Manuskript Eduard's lag aufgeschlagen vor ihm, ein Beweis, wie eifrig er demselben seine Aufmerksamkeit schenkte, als der Secretair eintrat. Nach einer Weile legte er seine Feder hin, setzte sich auf seinem Sitze zurecht und sah und redete seinen Untergebenen mit einer Entschiedenheit an, die Eduard an ihm wahrzunehmen noch nie Gelegenheit gehabt, die aber doch jene freundliche Milde nicht ausschloß, von der sein ganzes Wesen durchdrungen war.

»Setzen Sie sich, Mr. Treaden!« begann der Kaufherr.

Der also Angeredete blieb demungeachtet stehen und verbeugte sich ehrerbietig. »Wie ist Ihre Reise abgelaufen? Ist der Doctor munter zurückgekehrt? – Hat es ihm gefallen in Amsterdam!«

»Die Reise ist gut abgelaufen, Mr. – Mr. *Brown* – der Herr Doctor ist munter zurückgekehrt, und nach seinen Worten und seinem Benehmen zu urtheilen, hat ihm Amsterdam außerordentlich gefallen.«

»Das freut mich zu hören. Was haben Sie zumeist dort gethan und gesehen?«

»Wir haben Alles gesehen, Mr. *Brown*, Alles, Manches sogar doppelt und dreifach. Der Herr Doctor war bezaubert von den alterthümlichem großartigen Gebäuden, den Kunstschatzen älterer und neuerer Zeit, und namentlich von den Museen, Gemäldegallerien und Bibliotheken, die wir Tagelang besucht haben und in denen mein Reisegefährte sich Vieles ausgezeichnet hat.«

»Das dacht' ich wohl! Also er war befriedigt?«

»Vollständig befriedigt, Mr. – *Brown*!«

Hier entstand eine kurze Pause. Mr. *Brown* schien etwas in Ueberlegung zu ziehen. Endlich sagte er fest:

»Hat der Doctor nach *mir* gefragt? Ich meine, ob er sich nach meinen Verhältnissen näher erkundigt oder Sie in irgend Etwas ausgeforscht hat?«

»Kein Wort hat er darüber gesprochen. Nur einmal, ich glaube, es war in der Börse, fragte er im Allgemeinen, ob wir große Geschäfte machten?«

»Und Sie antworteten?«

»Die Wahrheit, Mr. Brown, und auch ganz allgemein, daß unser Handel sich auf alle Welttheile erstrecke.«

»Das war gut geantwortet, Treaden, ich bin mit Ihrer *Allgemeinheit* zufrieden. Also nichts Persönliches wurde verhandelt – besinnen Sie sich wohl.«

»Ich weiß es gewiß – er hat kein Wort geäußert, nur die Künste und Wissenschaften zogen ihn an.«

»Es ist gut. Wie viel hat Ihnen der Abstecher gekostet?«

»Hundert Gulden – Mr. Brown.«

»Das ist zu wenig – Sie haben doch nicht geknausert?«

»Ich habe Ihre Weisung befolgt, Mr. Brown! Wir haben genossen, was zu genießen war, und ich habe hübsche Trinkgelder vertheilt, wie Sie es befahlen.«

»Dann ist es gut!«

Und aus einer Briefftasche eine Note nehmend, legte er sie auf den Tisch und fuhr fort:

»Hier ist das Reisegeld. Und für Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Bereitwilligkeit, auch außer Ihrem eigentlichen Berufe mir zu dienen, können Sie sich, wenn wir nach Hause kommen, von Mr. Wharton dreihundert Dollars zahlen lassen – ich bitte! keinen Dank!«

Mr. Treaden verbeugte sich bloß.

»Und auf dem Schiffe sind alle Vorkehrungen getroffen, daß mich Niemand anders nennt – nicht wahr?«

»Ich habe mit Mr. Schröder, dem Capitain, Alles genau verabredet, Mr. . . . «

»Mr. *Brown* – gewöhnen Sie sich daran, bis ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mich anders zu nennen.«

»Ich werde gehorchen, Mr. *Brown*!«

»Und nun packen Sie ein. Morgen mit Tagesanbruch segeln wir ab, wenn der Wind so bleibt. Guten Abend!«

---

Es giebt für einen Neuling im Schiffs- und Seewesen nicht viel interessantere Augenblicke, als den, wann ein Schiff, welches segelfertig ist und in einem vollgepfropften Hafen unter hundert andern Schiffen liegt, klar gemacht und in's freie Fahrwasser hinausbugsirt wird. Dieses Schauspiel ward Eduard am nächsten Morgen um sechs Uhr zu Theil. Schon eine Stunde früher waren die Reisenden mit allem Gepäck hinausgerudert und an Bord gegangen. Gleich nach ihnen kam der Hafenmeister mit seinen Gesellen und dem Lootsen in seinem kleinen Boote. Die Staatstreppe war gleich nach ihrer Ankunft eingezogen, Jene kletterten daher an Tauern über den Schiffsbord. Von dem Augenblicke an, wo jene Treppe aufgewunden war, herrschte ein neues und reges Leben an Bord, das sich sogar auf den Schiffshund erstreckte, welcher, an derartige Scenen gewöhnt, überall aufmerksam zuschaute, wo Menschenhände thätig waren, und freudig knurrend von diesem zu jenem lief, weil er wußte, daß es jetzt in See ging. Die Anker waren nun aufgewunden, die Taue in Ordnung gebracht, die Segel loser gerefft. Ein dickes Tau, am Schiffsschnabel befestigt, wurde von hundert Händen, die auf andere Schiffe vertheilt waren, angezogen; das Schiff bewegte sich, erst langsam, kaum merklich, bis es vorsichtig an den vielen Raaen und dem

Tauwerke seiner Nachbarn vorbei in klarere Fahrt kam. Das dauerte aber wenigstens eine halbe Stunde. Vorn auf dem Bugsprit stand der Hafenmeister, ein scharfes Beil in der Hand schwingend, denn er hatte das uralte Hafenmeister-Recht, jedes Tau eines fremden Schiffes, welches dem Absegelnden im Wege war und von seinem Eigener nicht beseitigt wurde, augenblicklich zu kappen. Alles beeilte sich daher, den glücklichen Ablauf des scheidenden Gefährten in allen Punkten zu unterstützen. Bald auch war die Beata frei von allen Hindernissen und wiegte sich stolz auf den kleinen Wellen des Flusses. Da kam ein Bugsir-Dampfboot hereingerauscht und legte sich vor das Fregattschiff, denn zu dieser Kategorie zählte die Beata. In diesem Augenblicke erscholl vom Ufer her und von allen zunächstliegenden Schiffen ein Lebewohl der Matrosen und aller Derer, die an dem Schicksale des auslaufenden Schiffes Antheil nahmen. Rechts und links wurden Böller zum Abschiedsgruße gelös't, den die Beata aus einer ihrer Hinterdeckkanonen gebührend beantwortete. Es war ein feierlicher Augenblick. Das Schiff verließ den sichern Hafen und ging in das wogende, unsichere Weltmeer hinaus. Als Eduard, neben Mr. Brown stehend, den auf den Raaen arbeitenden Matrosen zusah, die das laut und deutlich gesprochene Wort des Lootsen an ihre Arbeit rief, hörte er plötzlich über seinem Kopfe ein mächtiges Rauschen, als wenn ein riesiger Vogel dicht über ihm seine Schwingen in der bewegteren Luft entfaltete. Er blickte auf und gewahrte über sich am hintersten

Maste zum ersten Male in seinem Leben die schöne Flagge der vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, die dreizehn silbernen Sterne im azurblauen Felde, im leichten Morgenwinde ihre schweren Falten entwickeln. Alle Zuschauer nahmen den Hut ab und grüßten das Symbol eines mächtigen Volkes; ihm auch hatte der begrüßende Kanonendonner gegolten.

Eine Viertelstunde etwa zog das Dampfboot das Fregattschiff nach sich, worauf es anhielt, das Tau von der Beata löste und sich zur Rückkehr umwandte; der Hafenmeister und der Lootse stiegen in ihr kleines Boot und empfahlen sich, dem Dampfboote zurudernd. Jetzt erst begann das Regiment des Capitains. In wenigen Minuten rief seine schallende Stimme die Matrosen an ihre Arbeit. Wie die Katzen, schnell, hurtig, gelenkig, bewegten sie sich im Tauwerke, und in kürzerer Zeit, als man erzählen kann, fielen einzelne Segel herab und hüllten die Masten und Raaen in ihre weißen Kleider. Ein frischer Wind erfaßte und blähte sie auf. Die Beata hob sich mit dem Vordertheile wie tief aufathmend in die Höhe und bewegte sich dann mit ruhiger Schwellung den Wogen der Nordsee entgegen. Das Land verschwand allmähig. Es war etwa Mittag, als dem zurückschauenden jungen Reisenden die niederländische Küste bis auf eine graue Nebelwand entzogen war.

»Jetzt sind wir auf offener See, mein Freund!« sagte Mr. Brown freudig zu ihm, »gehen wir hinein und sehen wir, was man uns zum ersten Mittagsessen vorsetzen wird.« Zu dem Capitain sich wendend, der neben

ihm stand, sagte er leise: »Jetzt erst fühle ich mich wohl, Schröder; ich fürchtete immer, es würde so ein Hans Naseweis: Glück auf den Weg, Mr. –«

»Mr. *Brown*,« bemerkte der Capitain mit dem Auge winkend.

»Ja, Sie haben Recht – Mr. – *Brown*! rufen.«

Beide lächelten sich an und gingen in die Kajüte hinein.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE HEITERE GESCHICHTE.

Es ist nicht unsere Absicht, dem Laufe des amerikanischen Schiffes bis zu allen seinen nordischen Zielen durch das Meer, welches die skandinavische Halbinsel bespült, zu folgen. Es genügt, zu erwähnen, daß seine Fahrt eine verhältnißmäßig schnelle und in allen verschiedenen Beziehungen günstige war. An der Südwestküste Schweden's, in Gothenburg, warf es Anker und löschte die mitgebrachten Waaren, um neue einzutauschen und später damit nach Amerika zu fahren. Von diesem Hafen aus trat Mr. Brown mit seinem Gaste, seinem Secretaire und seinem schwarzen Diener die Reise bald zu Wasser, bald zu Lande durch den schönen, seereichen Theil des südlichen Schweden's an. In Stockholm hielten sie sich längere Zeit auf, gingen von dort nach Christiania und dem nördlicheren Theil Norwegen's, welchen beschwerlichen Weg Mr. Brown die jungen Leute theilweise allein machen ließ, während er selbst, durch sein Alter und seine schwankende Gesundheit dazu genöthigt, ihre Rückkehr in bequemer gelegenen Orten abwartete. Alles, was

Eduard auf dieser langen Reise sah und lernte, bestätigte seines älteren Freundes Ausspruch, daß der Besuch dieses nördlichen Landes wohl den des mildern Frankreich's aufwiege; wenigstens war sein Gemüth voll der erhabensten Eindrücke einer in ihrer Art unermeßlich reichen, wenn auch rauhen und theilweise wilden Natur.

Eine Veränderung der gegenseitigen Stellung bei der Reisenden war nur in so fern vorhanden, als sie sich geistig näher gerückt waren und eine Art hingebender Freundschaft sich unbemerkt zwischen ihnen entwickelt hatte, wie man sie selten bei an Jahren so verschiedenen Männern zu finden pflegt. Allein ihre beiderseitige Bildung und der gegenseitige Wunsch, sich einander Alles zu sein, was der Mensch dem Menschen auf einem, Meere um Meere durchsegelnden Schiffe sein kann, die Befriedigung, die sie in ihren sich nähernden, oft sogar ganz gleichen Lebensanschauungen fanden, hatten ein Band zwischen ihnen geknüpft, welches bei der im Ganzen kurzen Dauer ihrer Verbindung ein möglichst inniges und vertrauliches war. Eduard wenigstens gab sich ganz wie er war, offen, ehrlich, dankbar und glücklich, und was sein Inneres an geheimen Gedanken barg, war bis auf einige Einzelheiten dem älteren Freunde dargelegt worden. Mr. Brown war nicht allein ein Menschenfreund, sondern auch ein Menschenkenner.

So lieb er den ihm fremden jungen Arzt gewonnen hatte, und so günstig der erste Eindruck gewesen war, den sein Aeußeres auf ihn gemacht hatte, so wußte er

doch, daß ein einnehmendes Aeußere oft eine trügerische, blendende Eigenschaft ist, und daß es einer, längere Zeit fortgesetzten Beobachtung bedürfe, auch den innern Werth eines sich vortheilhaft darstellenden Menschen gründlich zu erkennen. Wie streng und unausgesetzt aber auch seine Beobachtungen fortgesetzt wurden, er fühlte sich in keinem Punkte seiner Wünsche getäuscht. Aber Das ließ er weniger sichtbar werden, als es Eduard vielleicht oft lieb gewesen wäre. Im Ganzen blieb er sich in allen Aeußerlichkeiten seines Benehmens gegen den jungen Mann gleich, sein Inneres freilich wurde von Tag zu Tag wärmer, zufriedener, glücklicher; er hatte seine Entschließungen, mochten sie nun sein, welcher Art sie wollten, bereits gefaßt, und er legte nur noch den letzten Prüfstein an ein Herz und einen Geist, der ihm vom ersten Augenblicke an als eine seltene Erscheinung unter so vielen oberflächlichen, äußerlich warm erscheinenden, innerlich kalten Menschen vorgekommen war. Und Eduard, unbewußt Gegenstand dieser Prüfung, ging unbefangen seinen geraden Weg fort. Wie sein lebendiger Geist einmal war, alles Neue auf der langen Reise und dem Schiffe zunächst zu erfassen, seinen Grund sich wo möglich zu erklären, seinen vollen Gebrauch sich in allen Richtungen zu eigen zu machen, so entwickelte sich manche neue Blüthe der Erfahrung in seinem Innern. In den ersten Tagen war er mehr ein Beobachter des äußern technischen Seewesens, welchem er sich plötzlich so nahe gerückt sah. Wie er mit allen Personen, mit denen er

im Leben verkehrte, schnell bekannt und ihnen Das abzulernen bemüht war, was sie besser als er verstanden, so hatte er auch bald mit dem Capitaine des Schiffes sich auf einen guten Fuß gesetzt. Dieser lehrte, was er lehren konnte, und unter seiner Leitung hatte Eduard das Schiff bald vom Kiele bis zur Mastspitze in allen seinen Einzelheiten kennen gelernt. Er verstand schon die Berechnung des Schiffslaufes nach dem Kompaß und den Sternbildern; mit Hülfe der ihm wohlbekannten mathematischen Gelehrsamkeit lernte er den täglichen Standpunkt des Schiffes nach Breiten- und Längengraden bestimmen; das Segelwerk vortheilhaft zu stellen, jedes Lüftchen zu seinem Nutzen zu verwenden, hatte er sehr bald erfaßt. Und da er sich um alle mechanischen Fertigkeiten auch des gemeinsten Matrosen bekümmerte, mitunter selbst Hand anlegte, so hatte er sehr schnell die Neigung des an sich schon vertraulichen Seemannes gewonnen. Ruhig ließ ihn Mr. Brown gewähren und hörte oft mit Wohlgefallen zu, wenn sein Gast das Erlernte in gelehrterer Anwendung bei Tische vertrug und zu anderweitigen Benutzungen ausbeutete. Ein wie angenehmer Reisegesellschafter er daher diesem ehrenwerthen Manne war, bedarf kaum einer weitem Erwähnung. Auch hatte er bald das Spiel der Kugeln auf dem grünen Tische gelernt, welchem der geistreiche Erfinder seinen Namen für alle Ewigkeit gegeben hat. Sein sicheres Auge, seine körperliche Gewandtheit half ihm hierbei die ersten Schwierigkeiten schnell überwinden, und ein so guter Billardspieler Mr. Brown auch war, so mußte er sich gestehen, daß

in einigen Jahren fortgesetzter Uebung der junge Mann mit dem schärfern Auge ihn dennoch überflügeln würde.

»Sie haben meinen Wunsch zu genau ausgeführt,« pflegte er dann oft heiter zu Mr. Treaden zu sagen, »unser Doctor gewinnt mir von drei Partieen schon immer eine ab, ich weiß jetzt, daß ich in meinen Aufträgen an Sie behutsam zu Werke gehen muß.«

Wie aber eine jede Reise, auch die angenehmste und längste, zu Ende geht, so näherte sich auch diese allmählig ihrem Ziele. Von Norwegen nach Gothenburg zurückgekehrt, hatten sich unsere Reisenden wieder eingeschifft und waren durch das etwas stürmische Kattegat in die Ostsee gelangt. An mehreren auf den verschiedenen Inseln gelegenen Plätzen hatte Mr. Brown entweder, wie in Gothenburg und Stockholm, Geschäfte zu besorgen, oder, wie in Aarhus und Veile, Freunde zu besuchen, so daß sie noch immer die stillen westlichen Buchten des baltischen Meeres durchkreuzten.

Schon in der Höhe von Viborg wurde das Meer, während es in den nördlichen Theilen oft stürmisch, rauh und unfreundlich gewesen war, ruhig, wie das stille Gewässer eines langsam dahin strömenden Flusses. Der Himmel war rein, die Luft warm, die See spiegelklar und azurblau, so daß man an manchen Stellen wohl dreißig Fuß in die Tiefe hinabschauen konnte. Die Beata näherte sich der jütischen Küste, um, nach Umschiffung der Hellgæser Landzunge, in den schönen, rings von bewaldeten Höhen bekränzten Aarhuser Hafen einzulaufen.

Es war am Ende des Augustmonats. Man hielt sich meist auf dem Verdeck auf. Eine Windstille war eingetreten, welche das Schiff fast auf einen Punkt fesselte, denn die großen Segel hingen schlaff an den Raaen herab und nur einige kleinere bläheten sich von Zeit zu Zeit, bis endlich die geringste Spur des Windes verstrich und die Beata ruhig auf dem Wasser lag, als wäre sie im sichersten Hafen an ihre Grundanker gebunden gewesen.

–

»Da haben wir die erste vollständige Windstille,« sagte Mr. Brown, der mit Eduard am Gangspill stand und die schlaff herabhängenden Segel betrachtete. »So angenehm das für eine ungestörte Partie Billard ist, so will ich doch nicht wünschen, daß sie Wochenlang dauert, denn hier liegen zu bleiben, beinahe im Angesichte des Landes, und es nicht erreichen können, ist eben so langweilig wie störend.«

Aber die Windstille dauerte fort und fort und schon waren einige Tage vergangen, ohne daß sie, außer mittels der Strömung allein, einige hundert Klafter weiter gekommen wären. Mr. Brown war schon, seitdem sie die nördlicheren Gegenden verlassen, sich also dem immer näher rückenden Ende ihrer Reise näherten, wieder einsylbiger, stiller, nachdenkender geworden. Mit dem Capitain und seinem Secretaire sprach er nur das Nothwendigste, mit Eduard, selbst bei Tische, sehr wenig. Dieser maß den vielseitigen Geschäften die Schuld davon bei, denn er bemerkte wohl, wie fleißig der Schiffsherr an seinem Arbeitstische saß. Als er aber immer stiller

und stiller wurde und zuletzt das Aussehen einer trüben Kränklichkeit annahm, wurde Eduard beunruhigt und nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit eine theilnehmende Frage laut werden zu lassen. Heute endlich war die Laune Mr. Brown's, wahrscheinlich in Folge der tiefen Windstille, in eine melancholische Färbung übergegangen. Er hatte mehrere Male schon von seinem wahrscheinlich bald erfolgenden Tode gesprochen und höchst wehmüthige Aeußerungen fallen lassen, nicht seinetwegen, hatte er dabei bemerkt, sondern anderer Leute wegen. Eduard beschloß einzuschreiten.

»Wollen wir spielen, Mr. Brown?« fragte er freundlich.

»Nein, mein Freund, nein! Wir wollen, wir *müssen* reden. Kommen Sie – es wird ein warmer Abend, lassen Sie uns auf dem Verdecke spazieren gehen.«

Als der Capitain die Absicht seines Rheders bemerkte, ließ er durch einige Matrosen die im Wege liegenden Hindernisse beseitigen. Jetzt war Raum genug da und Mr. Brown und sein Gast schritten langsam neben den Kanonen auf dem Verdecke hin und her.

»Sie sind nicht ganz zufrieden?« begann Letzterer das Gespräch.

»Da haben Sie Recht. Ich bin es gar nicht, sollten Sie sagen. Ich weiß nicht, was mir ist. Hören Sie – müssen Sie bestimmt zu Hause sein?«

»Ganz bestimmt, Mr. Brown. Das ist ja aber noch lange hin. Wir fahren ja, denke ich, mit dem Dampfboote von Aarhus erst nach Kopenhagen?«

»Ah! Das will nicht viel sagen. Die ganze Kopenhagener Reise, mit Allem was dazu gehört, ist in einigen Wochen abgemacht. Hier in Aarhus und in dem schönen Veile, die Reisezeit mitgerechnet, haben wir auch nur noch höchstens vierzehn Tage uns umzusehen, dann gehen Sie nach Süden und ich nach Westen. Dann ist die Freude vorbei. Wissen Sie was? Entschließen Sie sich kurz. Sie haben schon meinen ersten Vorschlag angenommen, nehmen Sie auch meinen zweiten an: Kommen Sie mit nach Neuyork, und dann nach meinem Landhause am Hudson! So haben Sie noch mehr gesehen als Sie Anfangs sehen wollten.«

»Mr. Brown! So gern und dankbar ich Ihrer ersten gütigen Einladung gefolgt bin – dieser zweiten muß ich entsagen. Ich *darf* nicht.«

»Sie dürfen nicht? Wer zwingt Sie? Ihr Vater gewiß nicht. Ich will selbst an ihn schreiben, seine Genehmigung wird nicht ausbleiben. Ich stehe dafür.«

»Daran zweifle ich keinen Augenblick. Wenn Ihr Vorschlag in einigen Jahren käme, dann sollte ihn Niemand lieber annehmen als ich – jetzt, ich bedaure es, *muß* ich es ablehnen, mein ganzes Studium wird mir entrückt und also meine Zukunft.«

»Ihr Studium? Ihre Zukunft? Hm! Sie sollten nicht an Ihre Zukunft denken! Die kommt von selbst. Und in einigen Jahren, sagen Sie? Wer weiß wo ich dann bin, hm! Aber freilich, wenn Sie nicht *können* – zwingen will ich Sie nicht. – Vielleicht ist es so besser!« dachte er sogleich bei sich.

»Sie sind mir nicht böse, Mr. Brown?«

»Wer denkt daran! Ich nicht! Lassen wir es fallen! Es war so eine melancholische Idee von mir. Ich hätte Sie freilich gern bei mir gesehen, auch hätte es Ihnen *vielleicht* bei mir gefallen.«

»Es hätte mir *gewiß* bei Ihnen gefallen, sagen Sie, denn es gefällt mir immer bei Ihnen.«

»Herr Wollzagen!«

»Herr Brown!«

»Geben Sie mir Ihre Hand. So! – Aber ein Versprechen können Sie mir geben.«

»Welches?«

»Besuchen Sie mich in Neuyork. In einigen Jahren – vielleicht lebe ich noch, wenn Ihre Studien beendet sind – wie?«

»Das wäre eher möglich.«

»Sie sollen nicht in Amerika bleiben – ich will Sie nicht Ihrer Heimath abwendig machen – bewahre mich Gott davor! Es soll ein einfacher Besuch sein – wir wollen vollenden was wir jetzt erst begonnen haben – wir wollen mit einander glücklich sein, recht glücklich – das verspreche ich Ihnen.«

»Ich glaube es gern. Versprechen will ich es, wenn die Verhältnisse es gestatten.«

»Gut – weiter verlange ich nichts.« –

Es war Abend geworden; das Meer war still, die Luft milde.

»Wir wollen im Freien unser Abendbrod verzehren,« sagte Mr. Brown und befahl die Anstalten dazu zu treffen.

Es war Mondschein. Die halbe Mondsichel tanzte leuchtend auf den durchsichtigen Wellen, die glänzenden Seethierchen funkelten wie Millionen Sterne darin. Es war ein köstlicher Abend. Man war schon bei der dritten Flasche Lafitte, als der Capitain und der Secretair sich vom Tische entfernten. Mr. Brown und Eduard waren wieder allein.

»Lassen Sie uns doch auf Ihre Schrift noch einmal zurückkommen,« begann Mr. Brown mit sehr ernster Miene, »wir haben sehr lange nicht darüber gesprochen.«

»Wie? Beschäftigen Sie sich noch immer damit? Ich dachte, Sie hätten sie längst zu Ende gelesen.«

»Das habe ich auch, ich lese sie aber schon zum dritten Male. Es ist mehr für mich darin, als Sie vielleicht denken mögen.«

»Das freut mich. Nun aber, Sie wollen gewiß einige Punkte darin anfechten. Lassen Sie hören.«

»Das Gegentheil gerade will ich. Ich stimme nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen mit Ihren Ansichten überein. Namentlich freut es mich, daß Sie in Ihrem Urtheile über die Handlungen mancher Regierungen in Bezug auf die Unterstützung der schönen Künste, der Wissenschaften und Gewerbe ein mildes und versöhnendes Wort sprechen. Man ist leider jetzt nur zu sehr geneigt, von allen Seiten her Das bitter zu tadeln was dieser oder jener König, diese oder jene Regierung thut oder nicht thut. Man vergißt dabei, Dasjenige lebend zu erwähnen, was wirklich zur Beförderung des Guten und Schönen zur Erhebung des Sinkenden, zur Linderung der

Noth des Armen geschieht. Und das ist doch sehr viel, wenn wir die ganze Summe zusammenrechnen. Und was soll denn auch eine Regierung Alles beschaffen? Freilich, sie hat große Mittel. Aber wie viele Ansprüche werden daran gemacht! Tausenden soll geholfen sein, Tausende wollen mehr haben als sie erhalten. Da muß die gefüllteste Kasse leer und der beste Wille gelähmt werden. Es sind ja viele Nebendinge im Leben zu Hauptdingen geworden. Ich verkenne die Nothwendigkeit großer militärischer Kräfte am wenigsten, ich weiß, was sie im Nothfalle zu leisten im Stande sind, denn ich habe es selbst erlebt, aber ein weises Maaß müßte nicht überschritten werden. Nun rüstet aber Der und Jener, und also müssen sie Alle rüsten. Das ist nun einmal leider so, und unsere besten Wünsche werden es nicht ändern. Und dazu kommt die leidige Politik und was dazu gehört, welche Summen verschlingt sie! Sie, die niederreißt, oft mit einem Geflüster niederreißt, was jahrelange Bestrebungen der geistreichsten gediegensten bewährtesten Köpfe zusammengetragen haben. Diese sogenannte Politik, die nur verwirrt, wo sie erläutern, nur belastet, wo sie erleichtern will, sollte man zuerst aus der Welt schaffen. Wenn's nämlich möglich wäre! Aber es ist nicht möglich. – Da tadelt man auch den Luxus der Höfe, der Reichen der Vornehmen. Welche Thorheit! Als wenn der Luxus der Begüterten nicht das Brod bereitete, welches die Arbeitenden essen! – Nein, nein, man sei aufrichtig, man sei gerecht. Eine andere Klasse sollte man anklagen, als die

Inhaber der Kronen und Throne. Ich meine jene begüterte Klasse Beglückter, die in eisernen Truhen ihre Schätze sammeln und vergraben und sie so dem allgemeinen Verkehre entziehen. Sehen Sie unsre Associationen, unsre Aktiengesellschaften an – was machen sie möglich! Man wird nächstens die ganze Welt in vier Wochen durchfliegen können, wozu man früher eben so viele Jahre gebrauchte. Und wer thut, wer vollbringt das? – Das Geld, ganz allein das Geld, und zwar das Geld Vieler. Legt Eure kleinen Häufchen zusammen und Ihr werdet schon sehen, daß ein großer Haufe daraus wird. Aber was thun diese Begüterten, diese Reichen? – Die Einen sind geizig und gönnen sich selbst nicht das liebe Brod, während sie von Silber speisen könnten; die Andern vergeuden die beste Gottesgabe – was lachen Sie?«

»Ich lache nicht, Mr. Brown, ich lächle nur, denn mir fällt so eben ein, wie ich vor Jahren von einem Engländer las, der neun Millionen Pfund Sterling im Vermögen hatte und der –«

»Nun was that er?«

»Der doch ein armer Mann war. Er reis'te in der Welt umher und verspielte an einem Tage Hunderttausende, während er zu Hause seine Pächter auspfänden ließ.«

»Nun ja, da haben wir's. Ich kenne Das. Neun Millionen Pfund! Das ist nicht der Reichste, den ich kenne. Sind nun solche erbärmliche Menschen nicht schlimmer und verachtenswerther, als die am ärgsten verschrieenen Könige und Regierungen, die dem Handelsstande oder dem

Ackerbau, oder dieser oder jener gewünschten Einrichtung nicht gleich eine Million an den Hals werfen wollen oder können? Diese reichen Nabobs zapfe man an; das heißt, verstehen Sie mich recht, ich will sie nicht berauben, man lege ihnen außer ihrer Steuer, die für solche Menschen nur eine kleine Abgabe ist, die Pflicht auf, ihre Güter zum Besten der Menschheit zu verwenden; die Regierungen aber bewerfe man nicht mit Koth, den man oft in seiner eigenen Trägheit und Engherzigkeit in Mitte aller Civilisation und Menschenliebe sich aufhäufen läßt. Habe ich Recht oder Unrecht?«

»Sie kennen meine Antwort,« ohne daß ich sie ausspreche. Sie haben ja das kleine Werk gelesen, welches Sie vorher zu erwähnen so freundlich waren.«

»Das ist nur ein geschriebenes Werk,« bemerkte Mr. Brown etwas empfindlich. »Ich glaube, wenn Sie die Macht hätten, in eigenen Händen hätten, zu thun wie Sie hier anempfehlen, Sie würden sich lange besinnen, sie auszuüben. Vielleicht spielten Sie auch!«

»Mr. Brown!« rief Eduard in edler Entrüstung, und die Flamme, die jetzt in seinem blühenden Gesichte aufstieg, war dem ihm Gegenübersitzenden selbst beim matten Scheine des Mondes sichtbar.

Mr. Brown lächelte heiter. Er reichte dem jungen Manne die Hand, die er warm drückte, und sagte in einem unaussprechlich liebevollen Tone, den Eduard noch nie von ihm gehört hatte und der ihn augenblicklich besänftigte:

»Wir verstehen uns! Ich weiß, was Sie fühlen, und Sie werden einsehen, daß ich nicht im Ernste so geredet habe.«

»Es ist die heiligste Aufgabe meines ganzen Lebens, für meine, Ihnen bekannten Ideen zu denken und zu wirken,« rief Eduard in warmer Begeisterung und hob die rechte Hand gegen den klaren Sternenhimmel, der sich in heiterer Bläue über dem Meeresspiegel wölbte, empor, »um dieser Aufgabe würdiger, gewachsener zu sein, für sie mit meinen schwachen Kräften einzustehen – darum habe ich beschlossen, meinen Studien weiter obzuliegen und *nicht* mit Ihnen wie es mein Herz wohl gewünscht hätte, in die neue, für mich so sehenswerthe Welt zu segeln!«

Er schwieg und sah mit seinem glühendsten Blicke fest und mannhaft in die Augen des immer bleicher werdenden Amerikaners, der seinerseits die seinigen eben so fest in die des Jünglings versenkte. So schauten sie sich einander in die innerste Seele hinein; und sie fanden was sie suchten: gegenseitige Befriedigung! –

»Mr. Brown, es springt eine leichte Kühle auf!« rief der Capitain von der Campanje herunter, wo er gerade stand. Der Greis hörte nicht, er war in ein tiefes Sinnen versunken. Der Capitain wollte noch einmal rufen, allein Eduard winkte ihm zu schweigen. Erst als einige leichtere Taue, von der Leinwand rasch angezogen, in die sich der Wind setzte, zu knarren anfangen, richtete er leise das ehrwürdige Haupt auf und fragte:

»Was giebt es?«

»Wir haben Wind bekommen, Mr. Brown,« rief der Capitain herunter.

»Es ist gut – ich will in die Kajüte gehen. Gute Nacht, meine Herren!«

Der Wind blieb stetig und wurde sogar während der Nacht noch frischer. Gegen Morgen umschifften sie das kleine Vorgebirge Helgenäs, und als es hell wurde, sahen die Reisenden sich in der schönen großen Bucht vor Aarhus, und hatten in nebliger Ferne die lange alte Stadt mit dem prächtigen Dome, der größten Kirche Dänemark's, und den sichersten Hafen vor sich, den ein Schiff sich nur wünschen mag. Da der Wind aus Südost kam, so trieb er die Beata gerade dem Hafen zu, und um elf Uhr Vormittags fuhren sie in das Hafenthor ein, das seine gastliche Pforte bei diesem Winde stets geöffnet hält.

Schon auf dem äußeren Hafen war das wachthabende Lootsenboot mit einem Beamten, auf dessen Steuerstange der schöne Danebrog in der Morgenluft wirbelte, der Beata entgegengefahren. Die Papiere wurden in Ordnung befunden und dem amerikanischen Schiffe die Erlaubniß zur Einfahrt gegeben.

Um zwölf Uhr Mittags betrat Eduard an der Seite Mr. Brown's die Hafenbrücke und wanderte mit seinem Freunde sogleich den Kai entlang in die Hafenstraße, dem berühmten Dome zu, wo so viele alte dänische Könige ihre Grabesruhe halten. Aber die Pforten des Grabes hatten auch Diejenigen ausgenommen die der alte Mr. Brown hier zu begrüßen gekommen war. Der Letzte seiner Freunde war, wie er zu seinem Schmerze bald erfuhr,

vor einem halben Jahre der tödtlichsten Krankheit: dem Alter, erlegen. Nachdem sich Beide in der, sonst nicht viel Merkwürdiges bietenden Stadt umgesehen, kehrten sie traurig zur Beata zurück, denn der junge Mann empfand mit innigster Theilnahme den Kummer des alten Mannes wie seinen eigenen.

»Alles todt, Alles todt, was ich kannte und liebte!« sagte dieser auf dem Wege zum Hafen. »Und Alles ohne Nachkommen dahin gegangen! Nicht einmal ihnen kann man noch eine Freude bereiten!«

Außer vielen anderen, schwedischen, dänischen und holsteinischen Schiffen lag auch das dänische Dampfpacketboot im Hafen vor Aarhus, welches die Verbindung Jütland's mit Seeland, namentlich Kopenhagen vermittelte. –

»Was wollen wir lange hier verweilen?« sagte der Amerikaner zu Eduard. »Der Tod hat uns hier nichts übrig gelassen. Ich rieche den Moder schon – so eng ist mir um's Herz. Kommen Sie, gehen wir lieber nach Kopenhagen, da wohnen wenigstens noch lebendige Freunde.«

Und er trat an das Häuschen am Strande, in dem sich das Bureau des Dampfschiffes befand, und miethete für sich und seine drei Begleiter die passenden Räume. Ihr Gepäck wurde sogleich auf das Boot gebracht und vom Capitain Schröder Abschied genommen, denn um sieben Uhr sollte es von Neuem in See gehen. Eduard's Herz schlug mit frischer Hoffnung. Kopenhagen! die schönste der nordischen Städte – Thorwaldsen! Das Arsenal! Was

war da Alles zu sehen, und vielleicht war auch Oeggering noch zu treffen!

Still mit sich selbst beschäftigt, ging er neben seinem Gefährten die Hafestraße auf und nieder, als dieser vor einem Hause stehen blieb und an einem Fenster desselben Etwas in Augenschein nahm.

»Sehen Sie!« rief er Eduard zu, »diese Typen sind gut.«

Eduard sah, daß ein reisender Künstler hier sein wanderndes Atelier aufgeschlagen hatte. Er war aus Bremen.

Seine Lichtbilder waren wirklich vortrefflich. Nichts von dem mürrischen Ernste, den man so gewöhnlich bei den mittelmäßigen Abspiegelungen findet, nichts von dem alternden Ausdrucke – die Gesichter heiter, wahr, die Lebensfarbe kaum bemerkbar, aber doch fühlbar in den markigen Gesichtern angedeutet.

»Das gefällt mir,« sagte der Amerikaner. »Wenn der Mann alle Bilder so gut herstellt, so wollen wir uns und ihm eine Freude bereiten.«

Man ging in das Haus, fragte nach dem Künstler und wurde in den Garten gewiesen. In einigen Minuten waren beide Bilder fertig, die ein Gehülfe sogleich in den erforderlichen Rahmen faßte. Beide waren sprechend ähnlich und ließen Nichts zu wünschen übrig.

»Aber was hilft *ein* Bild!« rief Mr. Brown, erfreut über die gelungenen Portraits, »machen Sie gleich noch zwei andere.« Und so geschah es. Als auch diese fertig waren, bemerkte er lächelnd gegen Eduard: »Nun haben wir gleich eine Erinnerung an einander und noch unser eigenes hübsches Gesicht daneben. Da haben Sie meines und

ich behalte das Ihrige. Jetzt vergessen wir nicht, wie wir aussehen.«

»Das Ihrige hätte ich nie vergessen, Mr. Brown.«

»Nun, das will ich doch nicht sagen; man vergißt so Vieles in der Welt.«

»Ich nicht.«

»Nun ja – ich auch nicht, aber Andere.«

Um sieben Uhr bestiegen sie das Boot und anderen Abends um zehn legten sie in der Nähe des Arsenal's am Christianshafen vor Kopenhagen an, wo Eduard beim Scheine zahlloser Laternen sechs große dänische Kriegsschiffe ruhig vor Anker liegen sah.



Erst gegen Ende Septembers kehrten die Reisenden von Kopenhagen nach Aarhus zurück, denn jene schöne Hauptstadt mit ihren vielen Kunstdenkmälern nicht allein, sondern auch mehrere Punkte der malerischen Küste Seeland's hatte sie aufgehalten. Und Mr. Brown war keine Triebfeder zur Eile mehr, wie damals in Baden; je länger sein junger Freund sich in seiner Nähe hielt, um so lieber war es ihm, denn ihm hatte bereits wieder die bevorstehende Trennungsstunde Kummer und Sorge bereitet.

Eduard hatte Oeggering nicht mehr in der dänischen Hauptstadt getroffen, der Künstler war schon nach Italien abgegangen, Briefe hatte er ebenfalls nirgends vorgefunden und auch wohl nicht eigentlich erwartet, denn

wie konnte man bei ihrem kreuzfahrenden Umherstreifen nur mit einiger Wahrscheinlichkeit Zeit und Ort ihres Aufenthalts bestimmen, da sie eben so vom Winde des Himmels, wie dem ihrer Lust und Laune abhingen.

Im Aarhuuser Hafen fanden sie auf der Beata Alles im besten Zustande. Der Capitain hatte die Ruhezeit benutzt, um das Schiff mit frischem Fleische und Wasser auf lange Zeit zu versehen. Sie hielten sich nicht lange am Lande auf; bald waren sie wieder auf ihrem bequemen Schiffe umgeben von Menschen und Gegenständen, die sie durch längere Gewohnheit lieb gewonnen hatten; und sogleich nach ihrer Ankunft ging die Beata aus dem Hafen und ein leiser West blähte ihre Segel dem Süden entgegen. Sie nahm ihren Lauf jetzt an der Westküste der Insel Samsöe entlang nach dem Veiler Fjord, einem der schönsten Orte der skandinavischen Reiche. Am zweiten Tage lief sie in den Hafen zu Veile ein, und Eduard war überrascht von der romantischen Lage dieser reizenden Stadt, die, von hohen, mit gewaltigen Buchenwäldern geschmückten Bergen umgeben, so zierlich zwischen dem spielenden Meere und den bewachsenen Höhen liegt, als wollten sich Beide den Rang streitig machen um ihren Besitz. –

Aber auch hier war das Suchen Mr. Brown's von keinem glücklichen Erfolge gekrönt; der Freund, den er in Veile zu finden gehofft, war ebenfalls den Anforderungen der Zeit erlegen und es gab für ihn Niemanden mehr, dessen Hand er hätte drücken mögen. Der alte Mann wurde

vom tiefsten Kummer gebeugt, als er diese Nachricht erfuhr. Als nun aber auch Eduard kam und ihn bat, ihn hier am Lande zu lassen und seine Fahrt nach Amerika geraden Weges zu beginnen, wurde er so heftig erschüttert, daß ihm zum ersten Male Thränen in die Augen traten.

»Nein,« sagte er, »nein, mein Freund, hier scheiden wir noch nicht. Das Wetter ist schön, der Wind günstig und die Reise durch die hundert Inseln im schönen großen Belt eine Vergnügungsfahrt. Stören Sie mir nicht meine Freude! – Ihr Ziel, ich weiß es, ist Kiel und dahin bringe ich Sie.«

»Weiter auch nicht einen Schritt, Mr. Brown,« bat Eduard, »denn es bekümmert mich, Sie im Beginne der stürmischeren Jahreszeit zwischen den gefährlichen Inseln zu wissen.«

»Fürchten Sie Nichts – schon vor Mitte Octobers bin ich um die Nordspitze Jütland's herum und vier oder fünf Wochen später zu Hause, also vor der Zeit der Stürme – ich bin öfter zur See gewesen, als Sie denken, und in ihren Tiefen ist mein Ende mir nicht beschieden.«

So segelten sie bald wieder von Veile fort, um die Nordküste des bewaldeten Fünen's herum, in den großen Belt hinein, dessen malerische Küsten, fast nur Buchenwälder auf reizend geschnittenen Höhen zeigend, von dem ruhigsten Wasser bespült zu werden schienen, welches aus dem atlantischen Oceane in das umschlossene baltische Meer abfließen. Wie friedlich lagen die wohlhabenden Städte, die freundlichen Dörfer an den Küsten

entlang, oft ihre Häuserchen bis in das blaue Meer hinabtauchend. Hätte man bei diesem heitern Anblicke ahnen können, daß in wenigen Jahren nur donnernde Kriegsschiffe, mit dem Tode geweihten Menschen bedeckt, hier hin- und herjagen würden, um Verderben und Elend von Stelle zu Stelle zu tragen und den brüderlichen Feind bis zur endlichen Erschöpfung zu bekämpfen?

So kam die Beata, ruhig ihren Strich fortsetzend, zwischen Langeland und Laaland hindurch, und es war eines Morgens beim freundlichsten Sonnenscheine, als man vom Verdecke auch das größere Wasserbecken in's Auge bekam, welches im Osten die Insel Fehmern, im Westen die schleswig'sche und im Süden die holsteinischen Küsten bespült.

Die Beata nahm ihren Lauf südlich nach Kiel, das eben genannte Wasserbecken quer durchschneidend, aber ein frischer Südwind nöthigte sie bald das Bugspriet mehr nach Osten zu wenden.

Mr. Brown, geistig und körperlich angegriffen, verließ jetzt seltener seine Kajüte. Er schlief nicht mehr recht, sein Appetit ließ nach und an sein Lieblingsspiel war schon lange nicht mehr zu denken gewesen. Es war am letzten Abende, ehe man das Land zu erreichen hoffte, als der Capitain, Mr. Schröder, bei ihm eintrat und bei dem Anblicke seines verehrten Rheders, der bleich und angegriffen in seinem Lehnstuhle saß, beinahe erschrak.

»Sind Sie krank, Mr. Brown?«

»Nein, Schröder, nein, nur etwas sorgenvoll. Was bringen Sie?«

»Wir haben einen steifen Südost, Mr. Brown, Kiel wird schwer zu erreichen sein; wir laviren schon stundenlang, ohne merklich vorwärts zu kommen.«

»Wo werden wir besser einlaufen können?«

»Im Eckernförder Hafen.«

»Das ist einerlei, steuern Sie nach Eckernförde.«

Der Capitain ging und traf auf dem Verdecke seine Anordnungen. In wenigen Minuten steuerte die Beata auf den mehr westlich gelegenen Hafen zu.

Einige Stunden später, es war tief dunkel und das Abendessen längst vorüber, befand sich Eduard auf dem Verdeck neben Mr. Schröder, dessen Befehle er eben so kräftig geben als energisch hatte vollstrecken sehen; er lehnte an einer Kanone und schaute dem noch unsichtbaren Lande entgegen, an welches er nächsten Tages den Fuß setzen sollte, um von dort aus seine Rückkehr allein in die Heimath einzutreten. Seine Gedanken flogen in die nächste Vergangenheit zurück. Er befragte sich über so Manches, konnte aber die rechte Antwort nicht finden. Da trat Ithyssa, der Mohr, traurigen Angesichts, aus der Kajüte seines Herrn an die Seite des jungen Mannes.

»Massa Doctor,« sagte er mit leiser, dumpfer Stimme, »Massa schickt mich her, er ist nicht recht gesund, will Massa Doctor sprechen.«

Augenblicklich begab sich Eduard zu Mr. Brown. Er fand den alten Mann schon im Bette in seiner Nachtkajüte, einem kleinen Raume, dessen Schiffswand das hinter Vorhängen verborgene Bett, dessen gegenüberstehende Seite ein in die Wand eingelassener Schrank und dessen

Rückwand ein großer Lehnstuhl mit einem Spiegel darüber einnahm. Von der Decke herab hing eine bronzene Schiffslampe am beweglichen Ringe, so daß sie nach Bedürfniß hin- und hergeschoben werden konnte. Vor dem Bette stand ein Stuhl. Mr. Brown hatte ein Buch auf seiner seidenen Decke liegen, hatte aber mehr zu lesen versucht, als wirklich gelesen. – Eduard war über den krankhaften Gesichtsausdruck des verehrten Mannes beinahe erschrocken. Er näherte sich ihm rasch und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden.

»Guten Abend, Mr. Brown,« sagte er sanft. »Ich höre zu meinem Leidwesen, daß Sie nicht wohl sind, und meine Augen bestätigen mir diese traurige Nachricht.«

»Besorgen Sie Nichts, mein Freund,« war die langsam gesprochene Antwort. »Mich haben verschiedene Uebel mit *einem* Schlage gepackt. Geistige und leibliche Schmerzen überfallen mich. Es wird Zeit, daß ich nach Hause komme, und da Sie nicht mit mir gehen, wird mir die Zeit lang werden, bis ich meine Heimath erreiche. Sie haben mich verwöhnt.«

»O, wären Sie doch meinem Rathe gefolgt und eher zurückgekehrt!«

»Das hätte mir keine Erleichterung gebracht. Sprechen wir nicht mehr davon. Plaudern wir lieber, oder, da es wahrscheinlich der letzte Abend ist, den wir zusammen verbringen, erzählen Sie mir Etwas, damit mir die Zeit vergeht und ich mein altes Uebel vergesse – aber es muß etwas Angenehmes sein – eine heitere Geschichte.«

»Mr. Brown, wir kommen morgen an's Land, wo unsere Trennung bevorsteht, soll ich da heiter sein?«

»Freilich, wenn Sie mir von unserer Trennung sprechen, so ist das nicht heiter. Kein Wort also davon – machen Sie mich nicht noch kränker. Morgen ist erst der Scheidetag – jedem Tage das Seinige.«

»Ich spreche nicht davon, Mr. Brown, um Sie an unsern Abschied zu erinnern, sondern um Ihnen meine Gefühle darzulegen und meine schwache Dankbarkeit –«

»Still! Davon keine Sylbe mehr – ich verlange keinen Dank! Quälen Sie mich nicht. Ich habe Ihnen mehr zu danken, als Sie mir. Was ich *Ihnen* gegeben, läßt sich berechnen, mit einigem Gelde aufwiegen. Was Sie mir gethan, ist unbezahlbar, denn Sie haben Ihre frohe Jugend meinem grämlichen Alter geopfert und sind mir obendrein ein lieber Freund geworden. Doch Das versteht sich von selbst. Ich will mich heute nicht noch mehr aufregen, als ich es schon bin. Ich bedarf der Ruhe; geben Sie mir diese. Mein altes Brustübel hämmert in meinem morschen Herzen, als wollte es die Wohnung, in der es so lange gehaust, sprengen und eine neue, widerstandsfähigere beziehen. Ich kenne Das – es geht wieder vorüber, wenn ich mich erheitere, aber für den Augenblick macht es traurig; und traurig bin ich, wie Sie merken. Also helfen Sie mir. Sie erzählen so hübsche Dinge; suchen Sie, wie gesagt, eine heitere Geschichte aus. Ihre Künstlerabende haben Sie mir schon vorgetragen, Ihr Stübchen kenne ich – die guten Leute, die es Ihnen verschafft – Gott segne sie! – auch. Der Banquier Ermeling mit seiner

Tochter Judith, wie ihr Liebhaber, sind auch schon meine Bekannte geworden. Ich kenne Ihre Liebhabereien, ja, auch den prächtigen lustigen Kerl, den Josephson habe ich lieb gewonnen. Ich weiß also, daß Sie in guter Gesellschaft sind. Wissen Sie aber, was Sie mir noch nicht erzählt haben?«

»Nun?«

»Wie Sie zu Ihrem Vater, ich meine den Prediger, gekommen sind. Das erzählen Sie mir.«

»Ach! das ist keine heitre, sondern eine sehr traurige Geschichte.«

»Das schadet nicht, ich bin einmal neugierig darauf. Erzählen Sie mir, aber *Alles*, was Sie wissen und wenn es auch noch so wenig ist. Es interessirt mich, weil es Sie, Sie – meinen lieben guten Freund betrifft. Aber ich bitte noch einmal – so genau wie möglich.«

Eduard besann sich und strich sich mit der Hand die Locken aus der Stirn.

»Fangen Sie an – geschwind – wo wurden Sie – geboren? Halt! das grelle Licht der Lampe blendet mich – bewegen Sie sie etwas dorthin – so – noch mehr – und schrauben Sie sie tiefer, meine alten Augen vertragen das nicht mehr.«

Eduard that, wie ihm geheißen – es herrschte jetzt ein sanftes Dämmerlicht in dem kleinen Gemache, so daß die neben einander Sitzenden kaum ihre Züge erkennen konnten. Eduard begann:

»Wo ich geboren wurde? – Ja, das weiß ich eben nicht. Jedenfalls war es nicht viel weiter als ein paar Tagereisen von . . . wo ich, wie Sie wissen, studirt habe.«

»Weiter! Ihren Vater kannten Sie nicht, das haben Sie mir schon gesagt – aber Ihre Mutter?«

»Mein Vater starb, glaube ich, als ich etwa ein halbes Jahr alt war. Meine Mutter aber habe ich gekannt, und es ist mir bisweilen, als ob ich noch einen Schatten ihres lieblichen, engelgleichen Gesichtes wie ein Traumbild vor meinen Augen hätte.«

»Also sie war schön?«

»So hat man mir später gesagt. So viel ich mich erinnern kann – denn das Alles ist nur sehr dunkel in meinem Gedächtnisse – soll meine Mutter sehr leidend und unglücklich gewesen sein – Ihnen ist doch nicht unwohler geworden, Mr. Brown, Sie athmen so bang?«

»Nein, nein, fahren Sie fort.«

»Warum, weiß ich nicht. Mein Vater aber soll dies Unglück nicht verschuldet haben –«

»Nein, ganz gewiß nicht –«

»Wie? kannten Sie ihn denn?«

»Wie können Sie das denken! Ich glaube das nur von Ihrem Vater nicht, da er einen Sohn haben konnte, wie Sie es sind – Sie sehen ihm gewiß in allen Dingen ähnlich!«

»Das nicht; eine alte Verwandte hat in meiner Kindheit oft das Gegentheil versichert, ich soll gerade meiner Mutter sehr ähnlich gesehen haben –«

Hier seufzte Mr. Brown laut auf und legte sich bequemer in seinen Kissen zurecht.

»Genug, sie war unglücklich und leidend; sie sah, so viel ich mich erinnern kann, nur bleich und traurig aus, so liebeich sie gegen mich war und langsam erlosch sie, wie ein allmählig abbrennendes Licht erlischt. Gleich nach ihrem Tode kam ich zu einer alten Freundin derselben, die stets in unserm Hause gewesen war; und als auch diese starb, oder wenigstens dem Tode nahe war, wurde ich – das ist mir schon erinnerlicher – durch einen Boten in eine große Stadt geschickt, um – ich glaube, zu meinem Vormunde gebracht zu werden.«

»Aha! Wie hieß der?«

»Das weiß ich nicht – leider nicht.«

»Auch nicht die Stadt?«

»Auch diese nicht. Ich wurde gerade an dem Reisetage fünf Jahre alt.«

»Freilich noch sehr jung! Weiter!«

»Ich kam zur Stadt.« – Hier hielt Eduard inne, es war ihm, als wenn ein ihm bekanntes Gesicht vor der tastenden Erinnerung seines zurückblickenden Geistes auffliege, aber es verschwand eben so schnell wieder, wie es gekommen war und er konnte abermals nicht finden, was er suchte. Er fuhr langsam fort: »In der Stadt mußte ich in einem Hause auf meinen Vormund warten. Er kam.«

»Wie sah *der* aus?«

»O, auch darüber habe ich kaum noch eine trübe Erinnerung. Nur so viel weiß ich, er gefiel mir nicht und ich fürchtete mich etwas vor ihm.«

»Aha! Weiter!«

»Hier wurde ich einem unbekanntem Landmanne übergeben, denn ich sollte, so war es schon vorher beschlossen, auf das Land, weil ich kränklich war. Dieser Landmann nahm mich mit sich. Es war eine entsetzliche, kalte, windige Winternacht – das weiß ich noch ganz genau – man hatte mich zwar eingehüllt, doch fror mich schmerzlich. Aber ich dachte, es müsse so sein, und ich folgte, wohin mich der Mann führte. Zuerst fuhren wir, glaube ich, eine Nacht durch, oder nein – nur *bis* zur Nacht – dann in einem Schneegestöber, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte, schleppte er mich zu Fuße weiter – noch dazu war er, wie ich jetzt weiß, betrunken, denn er schwankte hin und her und trank beständig aus einer großen Flasche.« –

»Das ist ja aber barbarisch!«

»Wohl war es das; aber hören Sie weiter. So schleppte er mich durch Schnee und Wind – mir kam es eine Ewigkeit weit vor, und doch war es nur eine Meile, wie ich später erfuhr. Es ging durch eine weite Ebene, dann folgte ein dicker, finstrer Wald, und endlich, als ich kaum noch zu gehen vermochte –«

»Aber mein Gott, das ist ja teuflisch!«

»– traten wir in eine Hütte, in der ich mich noch eines großen Feuers einer guten Frau und eines bellenden Hundes erinnere. In dieser Hütte erwachte ich am nächsten Morgen, und von nun an ist mein Bewußtsein klar. Hier blieb ich, hier genas ich, hier erquickte ich mich an den Erzählungen der guten Susanne, die jetzt im Hause

des Pfarrers wohnt, und die selbst Kummer genug hatte, denn der Mann, der mich zu ihr gebracht, ihr Ehemann war ein Trunkenbold und Taugenichts. Ein ganzes Jahr blieb ich bei diesen Leuten.«

»Und ließ sich der Vormund nicht wieder sehen?«

»Nein! Denn, wie wir später erfuhren, hatte dieser unglückselige Trunkenbold meinen Vormund betrogen und, wahrscheinlich, um sich das Geld für meine Pension zu verschaffen, demselben einen falschen Namen, Stand und Wohnort angegeben. Am Ende dieses Jahres, nach langen Leiden, starb er. Der Pfarrer Wollzagen ward an das Sterbebett gerufen. Und ihm beichtete Susanne den Frevel ihres Mannes, der nicht wieder zur Besinnung kam und, ohne ein Wort über mich aussagen zu können, starb.«

»Aber forschte denn der Pfarrer nicht nach Ihrer Herkunft?«

»Das hat ihm freilich viele Sorgen gemacht. Im Stillen forschte er gewiß, obwohl vergeblich. Oeffentlich aber, wie er mir in späteren Jahren öfter erzählt hat, unterließ er es, in der mir auch gerecht scheinenden Besorgniß, der Vormund möchte, wenn er wieder Gewalt über mich erhielt, zum zweiten Male nicht besser mit mir verfahren, als das erste Mal.«

»Dafür hätte es Gesetze gegeben – aber ich verstehe die Handlung des Pfarrers zu beurtheilen. Er war ein Menschenfreund und kein Jurist, er gewann Sie lieb und behielt Sie für sich, um Sie zu einem wackern Manne zu

erziehen. Das ist die Erklärung seiner Handlungsweise, und sie ist ihm geglückt.«

»Ja, er erzog mich wie seinen Sohn. Erst später sagte er mir: wenn ich selbstständig geworden, um meine Rechte nachdrücklich vertreten zu kennen, sollten wir das Verborgenes suchen.«

»Also wissen Sie nicht einmal den Namen Ihrer Eltern – oder wußten Sie ihn?«

»Nicht mit Bestimmtheit, und doch glauben wir einen Anhalt zu haben. Denn als jener Trunkenbold auf dem Sterbebette lag, hatte er die Absicht, dem Pfarrer die Wahrheit zu sagen. Er ließ sich ein Gesangbuch reichen und nahm einen Zettel daraus. Diesen aber umschloß er krampfhaft mit seiner Hand, als ihn der Tod erfaßte. Erst nach dem Tode, entwand der Arzt den starren Händen des Todten das jetzt unnütze Geheimniß, da wir keinen Schlüssel dazu haben. Es war ein zerknittertes Papier, auf dem ein Name stand und noch dazu ein sonderbarer Name, der selten oder gar nicht vorzukommen pflegt. Aus diesen doppelten Gründen nahm ich ihn auch nicht an und wurde bis diesen Augenblick bei dem Namen meines braven Pflegevaters genannt.«

»Bitte – nehmen Sie das Licht noch etwas zurück – es blendet mich immer wieder – nun, welcher Name stand denn darauf?«

»Der Name Eduard Hutten Stolling.«

Eduard schwieg und sah nach dem Bette, aus dem keine Antwort kam. Das Gesicht Mr. Brown's war nach der

Wand gekehrt. Er blickte genauer hin, und da der alte Mann noch immer kein Zeichen des Lebens dort sich gab, so erschrak der junge Arzt, indem er glaubte, den Kranken habe der Schlag gerührt. Schnell sprang er hinzu und fühlte nach dem Pulse. Er schlug aber ziemlich regelmäßig, nur etwas schneller. Das Gesicht, welches er jetzt herumdrehte, war bleich, die Augen geschlossen.

»Mr. Brown! Mr. Brown!« rief er, »Sie sind doch nicht stärker erkrankt?«

Mr. Brown schlug die Augen auf. Aber nicht ein Krampf oder ein Todeszucken war darin zu schauen, vielmehr ein Ausdruck himmlischer Befriedigung und Verklärung.

»Was ist Ihnen, mein theurer Herr Brown? Ich bitte, sprechen Sie.«

Der so Angeredete stöhnte laut – dann sagte er mit leiser Stimme:

»Weiter nichts ist es, als eine angenehme Ohnmacht, wie sie mich öfter befällt und rasch vorübergeht. Sie sehen, – es ist schon vorbei. Gönnen Sie mir nur noch einen Augenblick Ruhe – gehen Sie hinaus und kommen Sie in zehn Minuten wieder.«

Eduard ging auf das Verdeck, wo er im frischen Abendwinde auf- und niederschritt. Nach einer Viertelstunde kehrte er in die Kajüte zurück. Mr. Brown lag ruhig, aber bleich im Bette – er streckte die Arme nach Eduard aus, zog ihn an sein Bett, schlang sie um seinen Hals und drückte ihn innig und lange an sein Herz. –

»Und wir sollen uns trennen?« schluchzte er. »Kommen Sie mit mir – ich bitte noch einmal.«

»Es geht nicht,« sagte Eduard fest.

»Gut, ich bitte Sie schon nicht mehr. Ich sehe es ein, es ist entschieden! Was ist die Uhr?«

»Es ist elf vorbei.«

»So gehen Sie, auch ich will zu schlafen versuchen. Nur Eins will ich Ihnen sagen. An Ihrer Stelle würde ich nicht nach dem verbrecherischen Vormunde forschen. Es kann Ihnen keine Freude machen, einen solchen kennen zu lernen, und rächen werden Sie sich nie wollen, so weit ich Sie kenne. Es könnte eine solche Erklärung unangenehme Scenen im Gefolge haben, die man gern vermeidet. Ueberlassen Sie Gott allein das Rächeramt, vielleicht giebt er Ihnen für das Genommene etwas wieder, was Ihren Verlust weniger empfindlich macht, denn ich glaube an eine Vergeltung schon auf Erden. Fragen Sie Ihr Gewissen. Und nun gehen Sie!«

Eduard drückte noch einmal die ihm dargebotene Hand und bot ihm eine gute Nacht.

Kaum war er zur Thür hinaus, so erhob sich Mr. Brown in seinem Bett. Schnell richtete er sich auf und kniete auf dem Lager nieder.

»Großer allmächtiger Gott!« sprach er feurig mit emporgehobenen und gefalteten Händen. »Nicht umsonst hast Du Deinen göttlichen Stempel auf die Gesichter der armen Menschen gedrückt! Es liegt mehr darin ausgesprochen, als wir zu wissen wännen – nur die Sinne fehlen uns, die Züge Deiner himmlischen, unvergänglichen Schrift zu entziffern. Ich danke Dir – Du hast mich lesen

gelehrt – ich danke Dir, daß Du mir auch Das noch gegeben, nachdem Deine Hand schon so reichlich ihre Gaben über mich ausgegossen. Diese aber war die schönste von allen – ich danke Dir.«

Und aufstehend und sich ankleidend, begab er sich in sein Zimmer und ging lange in demselben auf und nieder.

–

»Er darf Nichts wissen,« sagte er endlich – »die schöne Ruhe seiner Seele darf jetzt durch Nichts gestört werden. Ja, ich, ich muß nach Amerika, seinetwegen schon, denn meine Aufgabe ist größer, ernster, folgenreicher geworden, als ich mir vorgenommen hatte, da ich über das Meer ging. Ich hoffe aber zu Gott, daß ich ihn noch wiedersehe!«

Am andern Morgen war die Beata dem Hafen näher gerückt. Der Wind hatte sich zwar verringert, aber war stark genug, eine Landung bis Mittag hoffen zu lassen. Das Land war sichtbar zu beiden Seiten. Es waren die bewaldeten Hügelketten, die den trichterförmigen Eckernförder Hafen bilden und sich gegen die Stadt zu niedriger abflachen. Hier begann das Schiff mit aufgezogener amerikanischer Flagge vor dem Winde zu kreuzen.

Eduard war bei Mr. Brown in der Kajüte. Letzterer hatte vorher geweint, jetzt war er gefaßt. Eduard war tief ergriffen, hatte aber seine Geistesklarheit bewahrt. –

»Der Augenblick der Trennung, mein lieber Freund,« begann der Erstere, »ist gekommen. Verlieren wir Beide keine Worte mehr – es läßt sich Nichts mehr ändern. Wir haben uns Alles gesagt, was wir uns zu sagen hatten. Das

Uebrige ruht in Gottes Hand. Leben Sie wohl und der Himmel geleite Sie auf allen Ihren Wegen. Ich hoffe, sie werden für Sie nicht zu dunkel bestimmt sein. – Wie ist es mit Ihrem Reisegelde? Sind Sie versehen?«

»Ich habe hinreichend, da ich ja nichts ausgehen konnte.«

»Dan ist es gut; sonst sprechen Sie ein Wort, und Sie wissen, meine Börse ist Ihnen geöffnet. Nun, Sie schütteln mit dem Kopfe, ich bin zufrieden, Sie müssen es wissen. Hier ist aber noch Eins.«

Und er zog eine Briefftasche von braunem Leder aus seiner Brusttasche.

»Für alle Fälle – Mögen sie heißen, wie sie wollen – will ich Ihnen eine Aushilfe geben. – Sie finden in dieser Tasche einen Blanko-Wechsel, lautend auf Ihre Person, unterzeichnet von dem Hause, welchem ich meine Geschäfte gewidmet habe. Der Name des Banquiers in Ihrer Stadt, welchen Sie das Papier vorzeigen können, ist auf der Rückseite angegeben. Sind Sie einmal in Verlegenheit – man kann es nicht wissen – so gehen Sie *persönlich* zu einem der bezeichneten Männer und zeigen meinen Wechsel vor. Sie werden benachrichtigt sein. – Wie hoch die Summe ist, über die Sie verfügen können, wird Ihnen jeder der Herren selber sagen. Verlieren Sie die Tasche aber nicht – ich verlasse mich auf Ihre Umsicht. Das ist Alles, was ich jetzt für Sie thun kann. Das sei mein Dank für Ihre freundschaftliche Hingebung. Und nun gehen Sie mit Gott und rasch.«

Er öffnete seine Arme. Eduard fiel hinein und fühlte sich innig, zärtlich umschlossen. Sie küßten sich einmal, zweimal, dreimal. Dann deutete Mr. Brown mit seiner Hand, er solle gehen. Der Scheidende sprang auf das Deck. Der Capitain, die Steuerleute, die in der Nähe beschäftigten Matrosen, Alle drückten ihm die Hände. Das Boot, mit vier Ruderern bemannt, Mr. Treaden schon darin, Ithyssa am Steuer, wartete bereits auf ihn. In zwei Minuten saß er neben ihnen, die Augen auf die schwebende Beata gerichtet, die mit verkürzten Segeln hin und her lavirte.

Die Ruderer arbeiteten schnell. Im Boote wurde kein Wort gesprochen. Ithyssa sah wie gebrochen aus und wandte sein blitzendes Auge von dem jungen Manne keinen Augenblick ab. Man kam dem Ufer näher und näher. Bald war es erreicht. Die Landung geschah beinahe an demselben Punkte der Brücke, wo einige Jahre später die durchschossene, zersplitterte, mit Leichen und Blut gefüllte königliche Gefion von dem siegestrunkenen Feinde an ihre Ankerketten gelegt wurde.

Eduard's Gepäck wurde an's Land geschafft. Mr. Treaden wurde mit einem Händedrucke verabschiedet. Ithyssa faßte mit beiden Händen die Rechte des jungen Arztes, drückte sie gewaltsam und sagte mit gebrochener Stimme:

»Ithyssa – sehr traurig!« und dabei schüttelte er wehmüthig sein schwarzes Haupt. –

Bald waren die Beiden wieder im Boote, dieses wendete sich und schoß dann pfeilschnell zum Hafen hinaus. Eduard blieb auf der Brücke stehen und folgte ihm mit seinen Augen. Noch glaubte er, mit Anstrengung seiner ganzen Sehkraft, auf dem Hinterdeck der kreuzenden Beata das weiße Haupt des Mr. Brown zu erkennen. Vielleicht, ja wahrscheinlich war es eine Täuschung. – Endlich erreichte das Boot das Schiff. In einigen Minuten war es hinaufgewunden. Die großen Segel fielen herab und der frische Südwind erfaßte sie augenblicklich. Da stieg eine weiße Rauchwolke aus dem Rumpfe des Schiffes auf. Ein dumpfer Kanonendonner rollte friedlich an den Bergen entlang. Ein zweiter folgte und noch ein dritter. Es war das letzte Lebewohl der rasch sich entfernenden Beata und ihrer Bewohner. – Jetzt erst standen dem nachblickenden Eduard Thränen in den Augen, und wohl konnte er weinen, denn er hatte zum letzten Male einen der edelsten und bravsten Männer geschaut, die diesseits und jenseits des weiten Meeres, welches die alte Welt von der neuen scheidet, jemals gelebt und gewirkt haben. – –

Die Beata war hinter den Höhen, nach Norden umlegend, bald verschwunden. Ein Hafearbeiter belud sich mit dem Gepäck des jungen Reisenden. Dieser selbst wankte wie ein Träumender dem rüstig Voranschreitenden in das erste beste Gasthaus nach. – Der schönste und wichtigste Theil seiner ersten Reise war hiermit beendet.

SECHSTES KAPITEL. EIN VOM FLAMMENTODE  
GERETTETER SCHATZ.

Der eben angekommene Fremde war den guten Leuten in der goldenen Sonne zu Eckernförde eine etwas sonderbare Erscheinung. Von dem Boote eines amerikanischen Schiffes mit allen seemännischen Ehren an's Land gesetzt, war er in ihre kleine Stadt wie hineingeschneit. Noch dazu befriedigte er ihre Neugierde nicht im Geringsten. Kaum angelangt, hatte er sich, ohne Speise oder Trank zu fordern, in sein Stübchen eingeschlossen, wo er, wie man deutlich im unteren Zimmer hören konnte, starken Schrittes auf und nieder ging. Wohl hatte das kleine blauäugige Hausmädchen durch das Schlüsselloch gelugt, aber sie konnte nichts weiter wahrnehmen, als dann und wann seine rasch vorüberrauschende große Gestalt. Und in Wahrheit, Eduard fühlte in diesem Augenblicke kein anderes Bedürfnis, als allein und ungestört zu sein. Die eben vollendete Reise war zu schön, zu unterhaltend gewesen, als daß er sich sogleich in seine neue, einsame Lage hätte zurecht finden können. Beinahe war er versucht, anzunehmen, die letzten fünf Monate seien weiter nichts als ein reizender Traum gewesen, dem jetzt jählings ein sehr kühles Erwachen gefolgt sei. Das Erlebte nahm in seiner Erinnerung, je mehr er es von allen Seiten betrachtete, ein etwas wunderbares Ansehen an. Und doch war es wirklich geschehen und erlebt. Hier

war das Bild des alten guten Mr. Brown sprechend ähnlich, als wollte es ihm jeden Augenblick etwas Neues erzählen, und da war die lederne Briefftasche, die er ihm kurz vor'm Scheiden eingehändigt hatte. Rasch öffnete er sie. Er fand nur Das, was der Amerikaner ihm gesagt: die Namen zweier Handlungshäuser in der Hauptstadt und einen Wechsel, dessen Bedeutung er nicht recht verstand, denn in der Wechselkunde war er durchaus nicht bewandert. Nur so viel sah er, daß er auf Sicht ausgestellt war und die Summe des zu zahlenden Geldes *nicht* enthielt. Unterzeichnet war er – hier stutzte Eduard wirklich in einer heftigen Bewegung zusammen – mit dem deutlich und schön verschlungenen Namen: Hutten, Brown und Moore.

Brown! Ja freilich, sein Freund und Reisegefährte war dabei. Aber Hutten! Wer war das? Er betrachtete das Blatt von allen Seiten, kehrte die Briefftasche um und um, aber weiter war Nichts darin vorhanden, was irgend einen erwarteten Aufschluß hätte geben können. Er wurde immer betroffenen je länger er nachsann; dieser, für ihn so merkwürdige Name, wie kam er unter dieses Papier, und war eine Verbindung zwischen jenem und ihm vielleicht selbst? Nein, das konnte nicht sein, denn wenn es gewesen wäre, hätte Mr. Brown ihm gewiß irgend eine Andeutung gegeben. Genug, zu erklären war es für den Augenblick nicht, und was unser Freund nicht ergründen konnte, das pflegte seinen Geist in der Regel nicht lange zu beschäftigen. Warum also auch hier vergeblich nach

einer Erklärung suchen, die immer doch nur eine Möglichkeit, keineswegs aber eine Gewißheit geboten hätte. Er beschloß auch jetzt, was er gleich beim Empfange dieses Papiere beschlossen hatte: es auf sich beruhen zu lassen und nicht zum Geldmarkte zu tragen. Sein ganzer Charakter, sein Herz, sein Gemüth sträubte sich dagegen, ein Geldgeschenk anzunehmen, für dessen Erlangung er sich kein Verdienst zuschrieb. Einstweilen sollte es mit der Briefftasche sorgfältig aufgehoben werden, die Zukunft würde schon den Gebrauch desselben gebieten oder unnöthig machen. Für jetzt sei es ihm weiter nichts als eine Erinnerung an seinen neuerworbenen Freund, und das sei schon an und für sich ein hinreichend hoher Werth!

Ach! Bei diesem Raisonement ahnte Eduard nicht im Entferntesten, wie reich er im Besitze dieses Wechsels sei. Er hatte den erhabenen, edeln, hülfskräftigen Geist des alten Mr. Brown noch nicht im kleinsten Theile richtig erkannt und gewürdigt; er sah in ihm allein einen zwar liebenswürdigen und guten, aber nicht einen Mann, der auf der Höhe seines Zeitalters, seines Geschlechtes und der vollkommensten Menschenliebe stand. Und doch war er das Alles und noch viel mehr, denn er hatte außer allen obigen Eigenschaften noch eine höhere Begabung von der Natur erhalten, er war nicht nur klug, einsichtsvoll, speculativ – sondern auch weise, ein Forscher im Herzen des Menschen, ein Wohlthäter nicht allein im Geben und Gewähren, sondern ein Philosoph und Philanthrop im weitesten und gediegensten Sinne des Worts.

Zwei Stunden hatte Eduard, in Einsamkeit, Nachdenken und Grübeleien versunken, hingebracht, als er durch die Töne eines Posthorns aus seinen Träumen erweckt und aus der Erinnerung an die Vergangenheit zum Bewußtsein der Gegenwart versetzt wurde. Er öffnete die Thür und sah das Mädchen, welches wieder gelauscht hatte, eilig davon laufen. »Komm einmal her!« rief er. Sie lief aber nur um so schneller die Treppe hinunter, schickte jedoch alsbald einen Kellner herauf.

»Wie kann man am schnellsten nach Kiel kommen?« fragte er diesen.

»Ja einer Stunde wird die Post abgehen. Wollen Sie mit?«

»Gewiß will ich das – wollen Sie es besorgen?«

»Ja – allerdings – aber ohne Paß –?«

»Wer sagt Ihnen, daß ich keinen habe – hier ist er, für's ganze Ausland – da!«

Der Kellner nahm den Paß und verbeugte sich.

»Werden Sie vor der Abfahrt nicht speisen?«

»Meinetwegen – ja!«

»So will ich es bestellen!« Eduard winkte mit der Hand, und der den Gesetzen gehorsame Kellner verschwand.

Eine Stunde darauf fuhr er in einem für seine jetzige üppige Gewohnheit sehr unbequemen Postwagen nach Kiel, wo er gegen Abend anlangte. Jetzt befand er sich in der Stadt, wo Josephson studirt hatte – er war also seinen Freunden und daher seinem eigenen Ich schon

wieder näher gerückt. Zwei Tage blieb er in dieser nordischen Musenstadt, von deren schönen Hafenspaziergängen er sehnsuchtsvolle Blicke nach einem gewissen Schiffe auswarf, aber – die schnelle Beata war bei dem fortwährend günstigen Südwinde schon eine weite Strecke nördlich getrieben, und wie er sein Auge auch anstrengte, er konnte sie nur mit seinem Herzen erreichen.

Von Kiel aus schrieb er an Josephson, der alle vier Wochen einen getreuen Reisebericht erhalten hatte, und meldete ihm seine bevorstehende Rückkehr. Nach Bilsingen schrieb er aber nicht, denn er wollte die gute Pfarrersfamilie, wie er es so gern that, wieder mit seiner plötzlichen Erscheinung überraschen.

Als er nun in Kiel Alles, was ihm wichtig und neu schien, betrachtet, fuhr er auf der Eisenbahn, die zum Theil schon fertig war, nach Hamburg. Hier verweilte er mehrere Tage. Allen seinen Lieben kaufte er eine Kleinigkeit zur Erinnerung an seine nordische Reise, und verpackte jedes Einzelne sehr sorgfältig. Es war in der ersten Hälfte Octobers, als er in der Sommerresidenz wieder eintraf und sogleich seinen Weg zu Fuße nach Bilsingen antrat.

Es ging schon gegen Abend, als er den Pfarrhof erreichte. Die Familie saß um den großen Speisetisch im Wohnzimmer beisammen, der Pfarrer und der Kantor gingen, ihr Pfeifchen rauchend, im Zimmer leise plaudernd spazieren. Da ging die Thür auf.

»Guten Abend, Alle zusammen!« rief der Zurückgekehrte freudig.

Sie sprangen erschrocken auf – dann aber mit weit aufgerissenen Augen dem allgemeinen Liebling entgegen. Das war eine Freude, ein Umhalsen, ein Küssen!

»O, wie er kräftig und braun geworden ist!« rief die Mutter

»Und wie ihm der Bart gewachsen ist!« die Schwestern.

»Daß Ihr auch gleich den Bart sehen müßt!« entgegnete er scherzend – »Ihr fürchtet Euch gewiß davor, sonst würdet Ihr nicht so verwunderte Gesichter machen!«

Und es ward den ganzen Abend Nichts gethan, als erzählt und dem Erzähler zugehört. So viel Eduard aber auch von Mr. Brown sprach, so viele Grüße er ausrichtete und alle seine herrlichen Eigenschaften entwickelte, von dem Wechsel sagte er Nichts, sogar auch später, als er mit dem Pfarrer allein war, verschwieg er dieses Geschenk. Sei es, daß er nicht mehr daran dachte oder zu wenig Wichtigkeit darauf legte, oder, daß er gar eine Absicht mit diesem, seinem ersten unerschlossenen Geheimnisse verband, denn auch Josephson erfuhr später davon nicht das Geringste. Die für Bilsingen und das Vaterhaus bestimmten Tage waren bald in der Fülle mitzutheilender Erlebnisse von Seiten des Sohnes und in der ungetheiltesten Aufmerksamkeit von Seiten der Familie des Pfarrers verschwunden, und der Tag war da, welcher Josephson als der der Rückkehr bezeichnet war.

Eduard's Bücher und Gepäck waren schon einen Tag vor ihm nach der Hauptstadt gewandert, wohin ihnen

am nächsten Morgen ihr Besitzer selbst, wie gewöhnlich die Fußreise vorziehend, folgen sollte. Der Pfarrer und der Kantor begleiteten ihn wieder eine Strecke, und als die beiden treuen Freunde zurückgekehrt waren, bemerkte der Vater zu seinen Töchtern: sie hätten Eduard nun rasch genug hintereinander gesehen, zu Weihnachten werde er diesmal nicht nach Hause kommen, sondern erst zum Feste des nächsten Jahres; so wie er müßten sich daher in die längere Trennung mit Geduld fügen, und die Studien nun einmal rasch beendigt werden.

Wie erstaunte aber die ganze Pfarrersfamilie, wie erschrocken aber zeigte sich der Vater, als kaum vierundzwanzig Stunden nach der Abreise des Sohnes ein besonders gedungener Bote von demselben eintraf und den Geistlichen sobald als möglich in einer wichtigen Angelegenheit nach der Hauptstadt berief. Zitternd, wie nie in seinem Leben, rüstete sich Wollzagen augenblicklich zur unvorhergesehenen Reise, und die bereitwillig gelieferten Pferde des Zimmermeisters brachten ihn bald an Ort und Stelle.

Doch, verfolgen wir langsam den Weg des einsamen Fußgängers, wir werden bald die Ursache jener plötzlichen Botschaft erfahren, wenn wir sie uns selbst noch nicht gedacht haben sollten.

Eduard schritt munter seinen Weg dahin. Die erste brachte er in süßen Rückerinnerungen schwelgend hin, während der zweiten Hälfte des Weges aber wandte sich sein Geist allmählig wieder der nächsten Zukunft zu, und als er sich zuletzt sein behagliches Stübchen vorstellte,

das ihn gewiß mit der alten Gastlichkeit wieder empfangen würde, da war er ganz und gar in die unmittelbare Gegenwart seines Lebens versetzt, ein Umstand, der sich bei vorwärts strebenden Jünglingen selten findet, indem die Einen, weichlich und träge, in einer angenehmen Vergangenheit träumend sich ergehen, die Anderen, von einem rastlosen Ehrgeize ergriffen, Nichts als eine hoffnungsvolle Zukunft vor Augen haben.

Eduard war ungefähr noch eine Meile von der Hauptstadt entfernt, und schritt rüstig den ebenen Weg einher, als sein scharfer Blick auf einen Wanderer gelenkt wurde, der, ebenfalls ohne Begleitung von der anderen Seite herankommend, in seinem Gange, seiner Haltung lebhaft an Josephson erinnerte. Er ging mitten auf dem Fahrwege und bewegte einen Stock fechterartig in seiner Rechten. »Wenn das nicht Josephson selber ist,« dachte Eduard, »so habe ich kein scharfes Auge mehr.« Sie kamen sich rasch näher – und wirklich, der Freund war, auf sein gutes Glück bauend, dem Freunde entgegengegangen. Josephson, als er Eduard erkannte, stieß einen Jubelruf aus und eilte dem freudig Bewegten mit offenen Armen entgegen.

»Sieh!« sprach Eduard, als die ersten Begrüßungen vorüber waren, »Das ist freundlich von Dir, Du hast es getroffen.«

»Ich treffe immer, mein Freund, wo ich den rechten Fleck nicht verfehlen kann. Du hast es geschrieben und ich habe es gelesen, und da Du eben so pünktlich bist, wie ich schnell bereit, Deine Wünsche zu erfüllen, wenn

sie zumal die meinigen sind, so siehst Du mich bei Dir. Du weißt ja, ich liebe das *Veni, Vidi, Vici* des großen Römers, und trage es gern in alle meine Handlungen über. O, wie freue ich mich, daß ich Dich wieder habe – sieh! wie sonnenverbrannt Du aussiehst, und wie kräftig Du geworden bist – das ist herrliche Speise für die Büchergelehrsamkeit, die Dich wieder erwartet – und was sehe ich – einen Bart? Beim Himmel! Du siehst beinahe aus wie der junge Thor selber – ich meine den nordischen Donnergott, nimm es nicht übel, man muß aber jetzt scandinavisch mit Dir sprechen! Bei Odin! Ich habe eine wahre Angst ausgestanden: wir würden Dich in den ersten paar Jahren nicht wieder sehen, und Du würdest auf Deiner glückseligen Beata mit nach Amerika fliegen –«

»Wahrhaftig! beinahe hätte ich es gethan, geschwankt – habe ich schon.«

»Dachte ich mir's doch! Nun, ich bin glücklich, daß Du es nicht gethan hast und wieder hier bist. Du glaubst nicht, wie langweilig es ohne Dich war. Und nun gar die lieben Sonnabende, ich habe nicht gewußt, wo sie hinzubringen wären. Darum habe ich mich der Zerstreung der Welt überlassen – ich muß nur gleich beichten – ich bin ein Bruder Lüderjahn geworden, und habe mich dem Billardspiele ergeben.« –

»Du auch? Das ist ja vortrefflich. Da wollen wir bisweilen ein Stündchen zusammen spielen, denn auch ich habe die Beschäftigung lieb gewonnen.«

»Was? Das nennst Du eine Beschäftigung? Nun bin ich zufrieden, ich sehe, Du kultivirst Dich auch; ich habe mir schon Vorwürfe über meinen Leichtsinn gemacht, jetzt aber sind sie zu Ende.«

»Was machen aber die Freunde, Wolf? Geschwind, berichte!«

»Nun, was machen sie! Ernst und Karl – das weißt Du aber schon, denn Du kommst von Hause – sind also in Paris, Raphael und Oeggering in Rom – das sind die Abwesenden. Waldau ist hier und hat den Sommer hindurch gebaut, jetzt malt er wieder. Felix geigt vor wie nach und componirt herrliche Sachen. Außerdem aber hat er ein kleines Orchester und einen Männergesangverein gestiftet, den er mit seinem kleinen Dirigentenstabe wie Apollo selber bearbeitet. Kannenschmidt ist längst wieder da und zeichnet an großartigen Kartons für seine Sommerfresken, die er, Gott weiß wo? malen soll. Riepenstahl aber hat aus Westphalen und vom Rheine herrliche Skizzen mitgebracht, Du wirst nicht den Preis gegen ihn gewinnen, das sage ich Dir vorher.«

»Ich bin auch nicht lüstern darauf. Du sprichst ja gar nicht von Adalbert Lambeck – wo ist Der?«

»O, Der! Beinahe hätte ich ihn vergessen. Nun! er vergißt sich selber nicht. Er hat, glaube ich, den besten Wurf von uns gethan.«

»Was ist denn mit ihm?«

»Der Tausend, Eduard. Der Lambeck ist doch ein tüchtiger Kerl. Der ist hier geblieben, das ganze Jahr, und hat gemalt und gemalt, als wollte er ein Museum füllen. Ein

Bild aber, ein einziges, das er ausgestellt, ist so vortrefflich gelungen, daß man ihn zerreißen möchte, wenn er nicht so ungeheuer zähe wäre. Die ganze Stadt schwärmt für sein großes Talent.«

»Was ist es denn für ein Bild? Du machst mich neugierig.«

»Wilde Natur, romantische Felsparthie bei Mondenschein, auf einer Höhe ein Schloß mit erleuchteten Fenstern, unten in einer Schlucht auf kaltem, erbarmungslosem Gesteine die beiden einzigen Gestalten. Es soll mich wundern, ob Du diese erkennen wirst.«

»Welche Handlung liegt in dem Bilde, und wie groß ist es?«

»Ich denke mir, daß es etwa zehn Fuß in die Breite hat.«

»Also mit lebensgroßen Figuren?«

»Gewiß, und mit sehr vielem Leben darin. Man denkt sich oder sieht ein vertriebenes und enterbtes Geschwisterpaar. Es ist Bruder und Schwester. Sie sind Königskinder. Ihr Vater, ein grausamer Slovakenfürst, hat sich mit einer seiner Geliebten ehelich verbunden, deren Sohn zum Thronfolger eingesetzt, die erstgeborenen, rechtmäßigen Eigenthümer aber verjagt und enterbt. Auf dem Bergschlosse feiert man jubelnd und tobend das Hochzeitsfest, man hört beinahe die Paukenschläge und die schmetternde Trompete. Bruder und Schwester aber sitzen in der tiefen Stille der Nacht, rachebrütend, lauschend, die Stunde der Vergeltung beschwörend, da. Die

Schwester, schön, das kannst Du Dir denken, hält die Linke des grollenden Bruders, dessen Rechte den Griff eines Dolches im Gürtel umfaßt, und dessen in sich versunkenes Auge die Hülfe in seinem arbeitenden Innern sucht, da er sie außerhalb nicht zu finden vermag. Die Schwester wirft sehnsuchtsvoll einen Blick nach den hellen Zinnen des Vaterschlosses empor, während sie sich liebevoll an ihre letzte Stütze, den starken Bruder, anlehnt.«

»Du schilderst es ganz gut, Wolf; von Adalbert's Pinsel dargestellt, muß es ein Bild voll tiefer Wahrheit, großartiger Schönheit, also von bedeutendem Effekte sein. Wo hat er den Stoff her? Ich kenne ihn nicht.«

»Da kommst Du bei Lambeck schlecht weg, wenn Du bei ihm nach einem entlehnten Stoffe fragst. Stoff von Außen giebt es bei ihm nicht, als höchstens in der Natur; er sagte mir, als ich ihn fragte, mit einem gefährlichen Blicke: Dummes Zeug das! Ich bin und habe selbst Stoff genug.«

»Also eigene Composition.«

»Aber köstlich! Er hätte es schon theuer verkaufen können, aber er will nicht. Er ist eigensinnig wie immer. Ich würde meine eigene Freude verkaufen, sagt er, das thun nur Thoren oder Krämer.«

»Das sieht ihm ähnlich. Aber um auf einen anderen Stoff zu kommen – wie stehen Deine Angelegenheiten mit der Tochter Deines Gönners?«

»Nun – so, so! Du weißt ja, wie ich's treibe. Langsam aber sicher. *Festina lente*, sagt der Lateiner.«

»Und die Acten – gefallen sie Dir noch?«

»Vortrefflich! insofern ich darin nicht zu meinem Vergnügen, sondern für meine Zukunft arbeite. Aber noch Eins. Beinahe hätt' ich's vergessen. Raphael ist richtig als Bräutigam abgereis't, nachdem er noch drei Wochen hier gefaullenz't hat.«

Eduard lächelte trübe. »So!« sagte er – »und wie trägt sich Judith als Braut?«

»O, wie alle Mädchen – äußerlich sehr verschämt, sehr zimperlich, innerlich ungeheuer froh und glücklich.«

»So? Weißt Du das bestimmt?«

»Ich denke es mir – mich hat sie nicht hineinblicken lassen. Raphael aber war ein Erzengel im paradiesischen Himmel, das weiß ich gewiß; er wollte uns Alle küssen.«

»Der Kuß eines Erzengels im Paradiese macht selig.«

»Nun! auf mich hätte er nicht *die* Wirkung gehabt. Aber daß ich es nicht vergesse! Du kannst mir wieder, wie gewöhnlich, sehr nützlich werden, Eduard.«

»Wie das?«

»Judith ist eine Busenfreundin von Fräulein Ramkau geworden. Du wirst sie oft bei ihr treffen.«

»Ich denke nicht zu häufig dahin zu gehen.«

»Aber doch bisweilen. Wenn Du sie siehst, bedenke, daß ich Dein Freund bin, und alle Tage verliebter werde – Du verstehst mich.«

»Wie ist denn das aber gekommen?«

»Wenn Du so fragst, muß ich Dir doch zur Hälfte mittheilen, was ich Dir erst ganz verschweigen wollte. Lambeck hat den Eigensinn gehabt, seiner vertriebenen Königstochter das Gesicht der Tochter des Banquiers zu geben. Das Bild war öffentlich ausgestellt und hat auf den Kammergerichtspräsidenten einen solchen Eindruck gemacht, daß seine Tochter begierig wurde, das schöne Mädchen in Wirklichkeit zu sehen, denn es hatte sich sehr bald das Gerücht verbreitet, das Bild sei ein Portrait.«

»Hat sie ihm denn gegessen?«

»Bewahre! Er hat ihr Bild bei Raphael gesehen, welches Dieser in tausend verschiedenen Copien vervielfältigt. Da hat es in seiner charakteristischen Schönheit ihm gefallen, er hat es erfaßt und nach seiner Weise glücklich verarbeitet!«

»Ist es denn sehr ähnlich?«

»Wie man es nehmen will. Judith ist es – und ist es nicht. Genug, der Maler hat sie nach seinem Geschmacke zugestutzt, und wahrhaftig, er hat an der Natur nichts verdorben, eben so wenig wie an Deinem Portrait.«

»An *meinem* Portrait! Hat er mich denn gemalt?«

»O, nun hab' ich es doch gesagt. Wolf ist ein Papagei geworden, er kann Nichts mehr verschweigen. Aber da Du es einmal halb weißt, wisse es ganz: der enterbte Königssohn Lambeck's zeigt Dein Portrait. Auch ähnlich und wieder nicht ähnlich – jetzt, nachdem ich Dich mit einem Schnurr- und Zwickelbart wieder sehe, erscheint es mir

allerdings noch ähnlicher, denn Adalbert hat mir rundweg erklärt, die Natur ließe den Bart entstehen, damit der Mensch ihn wachsen lasse, nicht aber verschneide. Und darum trägt er auch jetzt selbst ein Gesicht, beinahe so reich an Haar, wie das eines Bären, und darum hat er auch Deinem Bilde wenigstens einigen Bart zugesetzt, gerade, wie Du ihn selbst trägst.«

»Diese Geschichte gefällt mir nicht recht. Das hätte er unterlassen sollen.«

»Warum denn? Jedermann weiß ja, daß Ihr dem Maler nicht gesessen. Meinetwegen sagt es laut, daß er Euch gestohlen. Verklagt ihn. Dann wird der Vortheil auf seiner Seite sein. Alle Welt kommt, um das Bild zu sehen und es desto trefflicher zu finden.«

»Ich werde mich hüten. Ich werde kein Wort sagen. Man muß Niemanden darauf aufmerksam machen. Wie hat Judith diesen Scherz aufgenommen?«

»Sie hat sich darein ergeben müssen, wie Du. Erst hat ihr Vater das Bild kaufen wollen – das hat sie aber selbst nicht gewollt. Doch ich kam von meinem Thema ab. Fräulein Rarnkau also ist zu ihr gefahren und hat ihr einen Besuch gemacht. Nun sind sie Freundinnen geworden und sehen sich sehr oft. Du wirst mich also empfehlen, hoffe ich, und sie von vornherein als meine Zukünftige behandeln.«

»Referendarius!«

»Ja, ja, das bin ich noch – den Premierminister aber habe ich noch nicht aufgegeben. Aber was plaudere ich für Unsinn! Und Du, der Du so viel zu erzählen hast, bist

dreimal Ohr und kaum einmal Mund. Nun, wie sehen denn die Wallkyrien aus, erzähle doch!«

»Die Wallkyrien habe ich nicht gesehen.«

»Aber die Elfen und Nornen! Haben sie Dir keine Perlen gebracht und keine Prophezeiung gesprochen?«

»Daß ich nicht wüßte!«

»Höre mal, Du bist mir sehr kleinlaut geworden. – Aber den nordischen Sturmwind hast Du doch pfeifen gehört, und ein Stück vom Nordpol gesehen – he? Aber halt, da sind wir schon in der Stadt. Du mußt Dich recht freuen und überrascht aussehen. Die Schwarzkopfs haben Deine Stube mit Mooskränzen und Eichenblättern geschmückt, gerade als wenn Du von einer Hochzeit heim kämest. Nun, heim kommst Du freilich, aber die Braut fehlt.«

So hätte der heute plaudersüchtige Referendarius noch lange fortgeschwätzt, wären sie nicht an das wohlbekannte Haus in der Neuenstraße gekommen. –

Treten wir erst eine halbe Stunde später ein, nachdem die mit kurzen Worten erfolgte Begrüßung von Seiten der Frau Schwarzkopf vorüber war, denn als sie ihren Herrn Doctor in Begleitung des Mannes zurückkehren sah, der, wie sie jetzt wußte, bei Ramkaus ein- und ausging, schob sie ihren längst gefaßten Plan bis auf eine günstigere Stunde auf und zog sich zurück. Auf diese günstigere Stunde aber mußte sie etwas lange warten, denn die von Josephson vorher schon benachrichtigten

Freunde fanden sich im Laufe des Abends fast sämmtlich nach einander ein, um den zurückgekehrten Seefahrer herzlich willkommen zu heißen. Eduard ließ die Versammelten nur ein paar Augenblicke allein, um, rasch zu Holzbrechers hinauf zu springen und ihnen einen guten Abend zu bieten. Da diese guten Leute wußten, daß er Besuch hatte, so hielten sie ihn nicht lange auf und versparten sich seine Mittheilungen auf einen ersten besten Abend. Von Holzbrechers ging Eduard, der seine nachbarlichen Pflichten gern abgethan haben wollte, in das Handwerkerhaus und begrüßte den Schneider, der noch wie früher Röcke nähte, und den Schuhmacher, der ein Paar Stiefel besohlte; bei Schwarzkopfs verweilte er einen Augenblick länger und betrachtete mit Wohlgefallen die jetzt vollkommen ausgebildete Anna, deren Schönheit sogar einen höheren Punkt erreicht, als sie Anfangs versprochen hatte.

»Ja,« sagte der ehrliche Tischler, »da sehen Sie die Anna! Aus Kindern werden Leute. So ein Mädchen! Kaum hat es die Schule verlassen, so denkt es schon an's Heirathen.«

»Vater!« bat das schöne Mädchen.

»Nun, was denn? Nur nicht gleich roth werden, nicht davon laufen – dummes Ding das – nicht wahr, Herr Doctor, kann man denn dafür, daß man groß und hübsch wird?«

Aber der Doctor antwortete Nichts. Er stand da und sah der rasch entspringenden Anna nach, deren Gesicht

heute einen noch mächtigeren Eindruck auf ihn hervor-  
gebracht hatte, als im Frühling dieses Jahres.

»Was ist denn, wonach sehen Sie denn, Herr Doctor?«  
fragte der verwunderte Meister.

»Wonach ich sehe – ich – nach gar Nichts. Ich denke  
nur daran, daß ich von jetzt an Ihre Tochter nicht mehr  
dutzen darf, sie ist doch zu groß geworden.«

»Ei warum nicht gar! Aber wo bleibt denn meine Alte?  
Sie läßt doch sonst nicht auf sich warten, wenn Sie uns  
besuchen – Frau! Minchen! Wo steckst Du?«

Aber Frau Minna Schwarzkopf wollte nicht erschei-  
nen. Sie hielt sich absichtlich in der nebenan gelegenen  
Kirche, denn sie wollte vor dem entscheidenden Augen-  
blicke, den sie nur noch mit dem lautesten Herzklopfen  
erwarten konnte, den jungen Mann nicht wieder spre-  
chen, ihn, den sie, nachdem sie ihn noch einmal recht  
genau angesehen, unzweifelhaft für jenen kleinen verlo-  
renen Knaben hielt, und vor dem sie dennoch mit einem  
Male eine so große Scheu empfand, daß sie ihn, trotz  
ihrer langen Freude vorher, jetzt, da der Augenblick der  
Entscheidung unausbleiblich war, beinahe fürchtete, in  
der reinen Besorgniß: er könne am Ende doch noch ein  
Anderer sein und ihre ganze Hoffnung dürfe sich in ei-  
ne winzige Einbildung auflösen. Sie kam also nicht zum  
Vorschein, und erst als Eduard durch die Gartenthür ging  
und schon in sein Hans eintreten wollte, schickte sie An-  
na nach, welche getreulich die ihr übergebene Bestellung  
ausrichtete: »Der Herr Doctor möchte heute Abend nicht  
gleich zu Bette gehen, wenn die Herren fortgegangen

wären, sondern die Mutter erwarten, die mit ihm etwas Wichtiges zu sprechen hätte.«

»Mit mir, Anna? Deine Mutter?« fragte Eduard.

»Ja, Herr Doctor, so hat sie mir aufgetragen.«

»Es ist gut, Anna, ich werde nicht zu Bette geben.

Adieu!« –

Felix war heute Abend zuerst aufgebrochen, nach ihm gingen die Anderen, gegen zehn Uhr verließ auch Josephson, der Letzte, das Gartenhaus.

Eduard war eigentlich müde, er hätte sich gern zur Ruhe begeben, aber die eigenthümliche Aufforderung Anna's erhielt ihn munter. Demnach wünschte er den Augenblick herbei, wo Frau Schwarzkopf kommen sollte. In demselben Augenblicke hörte er Jemanden durch den Garten schlüpfen. Man stand vor der Thür still. Gleich darauf trat Frau Schwarzkopf, mit einem verhüllten Gegenstande in der Hand, ein; ihren Tritten folgte schüchtern Anna, die nicht wußte, welche Rolle ihr am späten Abend noch zu spielen vorbehalten sei.

»Guten Abend, Herr Doctor,« begann Frau Schwarzkopf mit bebender Stimme. »Ich bitte um Verzeihung, daß ich so spät störe, aber, was ich vorhabe, darf nicht aufgeschoben werden.«

Und sie legte den verhüllten Gegenstand auf einen Stuhl und stellte sich, ihn fest anschauend, vor Eduard hin, der nicht im Mindesten ahnte, was die ganze Scene zu bedeuten habe, und bald die Mutter, bald die Tochter verwunderungsvoll anblickte.

In diesem Augenblicke ertönte vom Garten her, von der stillen Abendluft geisterhaft fortgetragen, ein leiser Gesang, einer jener vierstimmigen überirdischen Ausflüsse menschlichen Genie's, die jedes gefühlvolle Herz mit der Wonne göttlicher Ahnung erfüllen. Rührend, wehmüthig, ergreifend war der Gesang. Fugenartig wiederholten sich die Worte, die, wie Eduard später erfuhr, die Umschreibung, die modulirte Durchführung des Wortes ›Willkommen‹ waren

»Das ist Felix und sein Verein!« flüsterte Eduard, und schlich auf den Zehen an's Fenster, aber Niemand war zu sehen. Die noch mit Laub bedeckten Gebüsche verbargen die Sänger. Auch war die Dauer der Ausführung nur kurz, die dadurch herbeigeführte Wirkung aber um so ergreifender. Die leicht gerührte Frau Schwarzkopf, die schon in großer Bewegung war, fing gleich nach den ersten Tönen leise zu weinen an, und schon war der Gesang zu Ende, als sie noch ihre Thränen zu trocknen fortfuhr. Eduard öffnete das Fenster und hörte die Sänger leise durch das Nachbarhaus sich entfernen. Er trat von dem wieder geschlossenen Fenster zurück, und in weicher Stimmung, mit bewegtem, dankbarem Herzen für den Liebeweis seiner treuen Freunde ging er einige Male im Zimmer mit gesenktem Kopfe auf und nieder. Endlich blieb er vor der Tischlersfrau stehen, blickte sie an und fragte mit sanfter Stimme: »Was haben Sie mir zu sagen, Frau Schwarzkopf?«

Da brachen die lange gedämmten Schleusen der guten Frau aber erst recht auf, sie fing laut zu schluchzen

an und war nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzu-  
bringen. Endlich aber, als sie das ernste Auge des jungen  
Mannes sah, faßte sie sich rasch, trocknete ihre Thränen  
und sagte: »Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Doctor  
– diese Heulerei paßt allerdings nicht hierher, aber wer  
kann für sein Herz stehen! Ich habe Ihnen wichtige Dinge  
mitzuteilen.«

»Mir? – Sie?« fragte der immer ernster blickende  
Mann. »Was haben Sie? Sprechen Sie schnell.«

»Gestatten Sie mir zuerst eine Frage. Herr Josephson  
ist Ihr Freund, nicht wahr?«

»Nun – und –?«

»Er besucht das Haus des Kammergerichts-Präsidenten  
Ramkau. Nicht wahr?«

Eduard nickte.

»Kennen *Sie* diesen Präsidenten?«

»Ob ich ihn kenne? Nein, persönlich kenne ich ihn  
nicht, ich habe ihn sogar noch nicht einmal gesehen. Nur  
erzählt hat mir mein Freund von ihm. Was ist mit ihm?«

»Was hat Ihr Freund von ihm erzählt? Ich muß das  
wissen.«

»Daß er Präsident und ein kluger Mann ist, und sein  
Gönner obendrein, Frau Schwarzkopf, weiter Nichts!«

»Dann bin ich zufrieden. O ja, ein kluger Mann ist er.  
Ich kenne ihn.«

»Sie kennen ihn?«

»Ich war vor zwanzig und mehr Jahren seine Aufwär-  
terin, wie ich jetzt die Ihrige bin. Ich war damals nur we-  
nige Jahre älter, als dieses Mädchen hier, meine Tochter.

Ich habe sie mitgebracht, damit Sie sie sich einmal recht genau ansehen mögen.«

Eduard wußte nicht, was er sagen sollte. Er war überrascht, und doch hatte die feierliche Miene der Frau etwas an sich, was seiner innersten Stimmung zusagte. Er blickte Anna an und sagte:

»Ich habe sie mir schon oft und sehr genau angesehen, Frau Schwarzkopf.«

»Das weiß ich, und ich habe es mit Ihnen eben so gemacht. Kommt Ihnen meiner Tochter Gesicht nicht bekannt vor.«

Eduard ward betroffen. »Was ist Das?« fragte er sich. »Was will die Frau? Ja, ja, ja,« sagte er laut – »es war mir immer so, wenn ich sie ansah, als ob ich sie schon früher gesehen hätte.«

»So sah *ich* aus, Herr Doctor, *vor zwanzig Jahren!*« betonte scharf die Tischlerin.

»Das glaube ich – ja, ich glaube es!«

»Gehen Sie einmal auf Ihre frühesten Erinnerungen zurück, Herr Doctor! Sie sind diesen kommenden 24. December 25 Jahre alt, ich weiß es. Wissen Sie vielleicht noch, wo Sie vor zwanzig Jahren an diesem Tage waren?«

Eduard war wie vom Donner gerührt. Er schlug seine Hand vor die Stirn, daß man den Schlag hörte. Dann öffnete er weit die Augen und starrte Anna an, die demüthig vor ihm stand.

»Ich fange an – zu ahnen!« stammelte er.

»Anna, Du kannst jetzt gehen,« sagte die Mutter zur Tochter.

Diese ging sogleich aus dem Zimmer, und die Mutter schloß hinter ihr die Thür ab. Jetzt wurde die Frau fest, sie erhielt ihren starken Geist wieder. Langsam, ernst, bedächtig schritt sie zurück, nahm einen Stuhl, setzte ihn vor das Sopha und sagte zu Eduard: »Setzen wir uns – wir haben jetzt allein zu sprechen.«

»Reden Sie – ich höre mit hundert Ohren!«

»Vor zwanzig Jahren,« begann die Frau, »waren Sie also ein Kind, ein schwächliches Kind, aber mit diesen Augen ausgerüstet, die noch jetzt so heiter blicken, wie damals, und die mir zum Leitstern gedient haben. Erinnern Sie sich, oder wissen Sie vielleicht, wo Sie damals an Ihrem Geburtstage sich befanden? Es war ein kalter, windiger Wintertag, der Schnee schlug dem Wanderer in's Gesicht – wissen Sie nichts?«

»Ich weiß – ich weiß – ich ahne Alles – fahren Sie fort.«

»Nun, wenn Sie Das wissen, so wird das Uebrige bald mitgetheilt sein. Kamen Sie nicht mit einem Manne hier angereis't?«

»Ja! War das *diese* Stadt? Das wußte ich nicht.«

»Und kehrten in einem Hause ein, wo Ihr Vormund wohnte?«

»Ja, ja! Weiter!«

»In diesem Hause war eine Frau –«

»Ja! Also Sie kennen meinen Vormund?«

»Still! Ruhig! Langsam! Kennen Sie jene Frau nicht mehr?«

»Nein – ich kenne sie nicht mehr, aber wenn Sie wissen, daß ich der Knabe war – so wissen Sie auch die Frau –«

»Die Frau war ich –«

»Sie?«

»Ja – ich – in meinen Armen schliefen Sie ein – ich erwärmte Sie, ich stillte Ihren Hunger.« –

»Frau Schwarzkopf –«

»Still! Wir haben noch mehr zu verhandeln. Das ist erst die Einleitung. Sie wurden von einem Manne hinweg geführt. Wo ist *der* Mann?«

»Er ist bei Gott.«

»Also todt – gut, das war richtig. Wo führte er Sie aber hin? Wie kamen Sie zum Prediger Wollzagen?«

Eduard erzählte rasch, was er wußte.

»Und wissen Sie, was Ihr Vormund that, als Sie fort waren?«

»Nun – ich bin gespannt, bei Gott!«

»Er wollte *Dieses* verbrennen – Gott aber wollte es *nicht!*«

Und sie schlug rasch das verhüllende Tuch von dem angerauchten, von der Zeit verblichenen, ehemaligen rothen Kästchen, und erzählte, so gut sie es wußte, wie es in ihre Hand gekommen war.

»Erkennen Sie Gottes Finger!« schloß sie. »Das Geheimniß ist nur mir allein bekannt – und kein Lebendiger außer Ihnen soll es erfahren. In diesem Kästchen ist vielleicht Viel enthalten, was Sie zu wissen wünschen

möchten, denn daß Sie Ihren eigenen Namen nicht kennen, läßt mich der Umstand errathen, daß Sie den Ihres Pflegevaters führen.« –

Eduard ergriff das Kästchen und besah es. »Wer aber war mein Vormund?« fragte er bebend.

»Sie fragen? Gut! Habe ich so Viel gesagt, will ich auch Alles sagen. Gott helfe mir und ihm! Es war der Justizrath Ramkau – der jetzige Kammergerichtspräsident – der Gönner Ihres Freundes.« –

Eduard war wie vom Blitze getroffen. Er fiel in das Sopha zurück und starrte vor sich hin. Es dauerte lange, ehe er sich erholte. »Frau Schwarzkopf,« sagte er endlich leise, »uns verbindet ein großes Geheimniß. Sie sagen, Keiner weiß es. Ich glaube Ihnen. Lassen Sie es Niemanden wissen, auch Ihre Tochter nicht. Es *muß* unter uns bleiben. Die Hand darauf!«

»O, beide, beide, theuerster Herr Eduard! O großer, allmächtiger Gott – wie leicht ist mir! Morgen mehr, morgen mehr – gute Nacht!«

Und Beide drückten sich innig die Hände und trennten sich. –

Eduard war allein. Verschwunden war seine Müdigkeit. Er hätte um die Welt laufen können, so groß schien ihm seine innere Kraft.

»Also endlich!« dachte er. »Was zwanzig Jahre lang der Entwicklung bedurft, hat sich urplötzlich unerwartet gezeigt, wie ein Blitz sich am Ende einer langen Gewitterschwüle entladet, nachdem das elektrische Fluidum bis zur Zerstörung sich angesammelt hat. Und gerade jetzt,

nach einer so langen Abwesenheit, nach vollendeter Reise – warum hat diese Frau nicht eher ihr Wissen aufgedeckt? Das muß sie mir sagen!«

Und am nächsten Morgen, während einer stundenlangen Unterredung, worin sie Aufschluß gab über Alles, was sie von ihrem früheren Herrn, dem jetzigen Präsidenten, wußte, sagte sie es ihm; und er erfuhr, wie auch bei ihr, gleich nach seiner Abreise, durch die unverhoffte Nennung eines beinahe vergessenen Namens, die blitzähnliche Lösung des dunkeln Geheimnisses nach dem ihr unbekanntem Gesetze der Ideenverbindung vor sich gegangen war.

In dieser Nacht aber schloß Eduard kein Auge. Er setzte sich nieder und las in dem Inhalte des rothen Kästchens. Und mit welchen Gefühlen durchforschte er die alten, von der Zeit angegriffenen Blätter, wie manche Thräne weinte der edle Sohn über den jahrelangen schmerzlichen Kummer einer vortrefflichen, liebenswürdigen Mutter, die er jetzt im Stillen und in dankbarer Erinnerung anbetete, wie er sie angebetet haben würde, wenn sie gelebt, jetzt mit ihm dies Dasein getheilt und in dem herangewachsenen Sohne ein zweites Leben genossen hätte.

Die in dem Kästchen enthaltenen Blätter waren meist Briefe, von der Mutter, dem Vater und einem Fremden, dessen Namen und merkwürdiges Einwirken auf seiner Mutter Leben und seine eigene ganze Zukunft wir hier noch verschweigen wollen. Außer diesen vielen durcheinander geworfenen Briefen war auch eine Sammlung einzelner Thatsachen in einer Handschrift enthalten, die

von Eduard's Mutter periodisch, nach Bedürfniß und Umständen, verfaßt war, und woraus er selbst den meisten Aufschluß über seine Eltern, deren Verwandte und Freunde und sein eigenes kleines Vermögen erfuhr. Ohne diese Aufzeichnungen, die einen Zeitraum von beinahe zwanzig Jahren umfaßten, wäre das volle Verständniß der verschiedenen Briefschaften eine sehr schwierige Aufgabe gewesen, denn seine Familienverhältnisse, seine verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Vormunde, die daraus deutlich hervorging, waren in der That sehr verwickelter Natur. Erst als Eduard, nach der Lesung alles Geschriebenen, die Briefe nach dem Datum zu ordnen anfang und dann noch einmal überblickte, kam Ordnung und Licht in das ganze Verhältniß. Zu seiner vollsten Befriedigung aber sah er daraus, daß der in der Hand des Todten gefundene Zettel seinen richtigen Namen enthielt, daß also der Vormund wenigstens diese Wahrheit dem vermeintlichen Pächter Grünwald mitgetheilt hatte. Eduard hieß also wirklich Eduard Hutten Stolling. Stolling, der Vater, war ein namhafter Arzt in einer größeren Provinzialstadt gewesen, hatte aber zu seiner eigenen geistigen Erholung und Befriedigung das Studium der Naturwissenschaften bis zu einer anerkannt hohen Stufe ausgebildet und sich einen ehrenhaften Namen in der Geschichte dieser Wissenschaft für alle Zeit erworben. Woher der seltsame Beiname Hutten rührte, erfuhr er ebenfalls; er war die Folge einer Handlung der Pietät, die seine Mutter ebenso in seinen Augen erhob, wie seinen

Vater ehren ließ, und mit diesem Namen, das war ausdrücklich in den Verzeichnissen der Mutter ausgesprochen, sollte ihr Sohn in der Folge genannt werden, wenn ihr oder ihren Verwandten das Leben erhalten blieb. Und diese Vermächtnisse, die einzigen Erinnerungsfäden an seine Abstammung, seine theueren Eltern, hatte der Vormund mit dreister Hand der Vernichtung überliefern wollen! Das war in Eduard's Augen ein bei Weitem größeres Verbrechen, als daß er ihn selbst, das hilflose Kind, in das kalte fremde Leben leichtsinnig und liebeleer, hinaus stieß. Nur der Vorsehung, die sich der Hand dieser verständigen, sinnigen Frau bedient, war es zu danken, daß diese Papiere nicht verloren gegangen waren, denn ohne diese Papiere und ohne ihre Entdeckung von Seiten der Schwarzkopf, wäre Eduard, nach aller menschlichen Berechnung wahrscheinlich nie von seinem Ursprunge, seinen Familienverhältnissen und seiner Verbindung mit Ramkau unterrichtet worden. Um ein Uhr ging der Lampe des eifrig Lesenden das Oel aus. Glücklicher Weise war er mit einer Wachskerze versehen; diese reichte bis zum anbrechenden Tage, um welche Zeit er endlich mit seiner nächtlichen Arbeit zu Ende war. Um sechs Uhr Morgens hörte er den Tischlermeister in seiner Werkstatt rasseln. Er ging zu ihm und bat ihn um einen zuverlässigen Gesellen, den er als Boten an seinen Vater absenden könnte. Gern gewährte der Meister diese Bitte, und um halb acht Uhr war der Bote schon unterwegs.

Jetzt, von einem inneren Feuer durchglüht, aber seine Kraft erlahmen fühlend, schloß Eduard seine Thür und

legte sich zu Bette. Er wollte keinen Menschen sehen, ehe er mit sich zu Rathe gegangen war, und diesen Rath wollte er sich geben, nachdem er einige Stunden geruht hätte. Holzbrechers, die ihn zum Mittagessen einluden, ließ er sagen: er fühle sich etwas unwohl; und als der Akademiker nun selber kam, um ihn zu besuchen, hatte die Schwarzkopf die Vorsicht, zu sagen: der Doctor schliefe und hätte gebeten, ihn den Tag über nicht zu stören. Von dieser Frau auch erhielt er die wenige Speise, deren er bedurfte; sie war es auch, die allein alle Stunden zu ihm kam und fremde Besuche abwies, denn sie störte ihn mit ihrem leisen Schritte nicht, und war so vernünftig, zu schweigen, da sie wohl fühlen mochte, wie der junge Mann nach einer solchen Erkenntniß, der innersten Sammlung und des ungestörtesten Nachdenkens bedurfte. Aber er fühlte sich auf seinem Lager nicht wohl. Von einer geistigen Unruhe gepeinigt, warf er sich schlaflos herum, bis er endlich einsah, daß dies nicht der Weg sei, den seine Natur, sein nach Entschluß ringender Geist verlangte.

»Entschluß, Entschluß, dann Ruhe!« sagte er zu sich, und stand wieder auf.

Und siehe! der Entschluß kam wie von selbst. Nach einer Stunde ruhigen Nachdenkens war er fertig. Er war ihm nicht schwer geworden, denn er sah keinen andern, besseren. Nur darin war er ungewiß, ob der Pfarrer, wenn er käme, wie er gewiß hoffte, diesen Entschluß billigen würde. Aber auch darüber beruhigte er sich, und als

er sein einfaches Mittagsmahl zu sich genommen, fühlte er, daß er würde schlafen können. Seine starke Natur unterstützte ihn hierin. Es war schon Abend, und er schlief fest und ruhig. Es schlug neun, und er schlief immer noch. Um zehn Uhr fuhr ein Wagen vor die Thür. Es war der Pfarrer. Da sein Klopfen ihm nichts half, ging er zum Nachbarshause und traf Frau Schwarzkopf. Sie war es zuerst, die den geängstigsten Vater beruhigte und mit leisem Schritte an das Bette des Sohnes führte, denn ihr allein war der öffnende Schlüssel anvertraut. Um halb elf Uhr erwachte Eduard und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen und zu seiner Freude den braven Geistlichen an seinem Bette sitzen. Die Erklärung war bald gegeben. Nach einer halben Stunde saß der Pfarrer am Tische, wo Eduard die vorige Nacht gesessen, und las; und da die Papiere geordnet waren und Eduard ihm über die dunkeln Stellen fort half, war er schon um zwölf Uhr mit Allem zu Ende. Als die Mitternachtsglocke ihre vollen Schläge hören ließ, erhob er sich und stand dem ruhig blickenden Pflegesohne gegenüber.

»Also so ist es!« begann er. »Ich hoffe, Du wirst mein Sohn bleiben, wie Du es bisher gewesen!«

»Das nicht allein, mein Vater! Wenn Du nichts dagegen hast, werde ich sogar Deinen Namen noch länger führen, da er mir bisher so vieles Gute gebracht hat, bis eine passendere Zeit für meine Enthüllungen gekommen sein wird.«

»Du hast also diesen Entschluß gefaßt?« fragte der Pfarrer.

»Ich habe ihn nicht allein gefaßt, sondern ich werde ihn auch mit Gottes, Deiner und jener Frau Hilfe ausführen. Wir Drei allein kennen das Geheimniß. Laß es uns bewahren. Auch zu Hause werde Niemand davon unterrichtet. Einen Grund Deiner Reise werden wir schon finden. Laß mich erst vollkommen Mann sein – mit ganzer Kraft in die Rennbahn – zum Kampfe – zum Siege!«

»Wie? Willst Du kämpfen, mein Sohn? Willst Du den Mann, den Du mir selbst jetzt noch nicht genannt hast, und der Dich in das Verderben hätte stürzen können, von welchem Dich allein Gott gerettet hat – willst Du *den* besiegen?«

Eduard senkte das Haupt. »Ich verstehe Dich,« flüster-te er, »und ich glaube, Du verstehest mich besser als ich selber Nein! mag er sein Glück genießen – ich will mir selbst eine Zukunft gründen und einen Namen verschaffen – und habe ich diese gefunden, dann will ich – ja, das will ich bei Gott, und Du wirst es mir wohl gestatten – zu ihm treten und einfach sagen: Du gewaltiger Mann, der Du bist – siehe den kleinen Knaben, den Du vor so und so viel Jahren in das kalte Leben hinaus gestoßen, dem Du seinen Namen, seinen Vater, seine Mutter geraubt hast – siehe, hier ist er, und er kommt –«

»Mein Sohn! mein Sohn!« rief der Pfarrer, in Thränen ausbrechend und seine Arme öffnend. – »Ich wußte es wohl – Du bist ja mein Schüler, mein dankbarer Schüler

gewesen – Du wandelst die Wege des Gerechten und Mäßigen, darum segnet Dich auch der Herr der Heerschaaren, der große Baumeister aller Welten – o, er segne Dich mit seiner Liebe – mit seiner Gnade!«

Und lange hielten sich Vater und Sohn in inniger Umarmung umschlossen.

SECHSTES BUCH. STURMESNACHT UND MORGENROTH.

ERSTES KAPITEL. EIN ALTER BEKANNTER.

Wie der wilde Seeschwan, der ein von Menschen bewohntes Ufer besucht und von seinem Geschicke, in Gestalt eines böswilligen Knaben, mit Steinwürfen begrüßt wird, und nun im Bewußtsein seiner ihm innewohnenden Naturkraft mit mächtigen Ruderschlägen von dem unwirthbaren Gestade sich abwendend, sein natürliches Element: das offene Meer und seine Gefahren, aufsucht, so warf sich Eduard, von seinem Geschicke, in Gestalt eines sich so erhaben dünkenden Menschen, verfolgt, vertrauend auf die auch ihm innewohnende Naturkraft, auf das interessante und den menschlichen Geist am meisten anregende Studium, welches die gesammte Natur umfaßt, das Leben in ihr ergründet, den Tod in ihr durchforscht, um endlich von Allem, was da ist und wirkt, sagen zu können: das ist seine Ursache, das seine Wirkung, das seine Bestimmung! Wahrlich, dieses große, erhabene Studium, welches uns die kleine Welt in der großen Welt erschließt, ist Allein würdig, den ewig vorwärts drängenden Menscheng Geist auf eine Ewigkeit hin zu beschäftigen; denn je tiefer dieser Geist dringt, um so deutlicher geht ihm das Licht, die Einsicht auf: es lebt und webt, ungesehen und unerforscht, eine gewaltigere, göttlichere Kraft in allem Erschaffenen, und wer sie leugnet, sie nicht begreift, ihr sogar widersteht, Der beweis't eben hierdurch, wie wenig würdig er selbst ist, mit in den Kreis des vorzugsweise Begabten gezogen zu werden. –

Eduard war wieder ein Student im wahren Sinne des Wortes geworden, und er vergaß in diesem, seinem neuen Bestreben einen Theil der sein Herz bedrückenden Gefühle – nur einen Theil, sagen wir, denn nie mehr schwand in ihm ganz die Erinnerung an jene nächtliche Enthüllung, die ihm so plötzlich und in so unerwarteter Gestalt vor Augen gerückt war. *Eine* Wirkung aber hatte diese Enthüllung auf ihn geübt, die wir vielleicht am wenigsten an ihm bedauern, die aber den Augen seines täglichen Umgangs sehr bedeutend auffiel und um so wunderbarer erschien, weil ihnen der Schlüssel zu diesem Räthsel verborgen blieb. Ueber die heitere jugendliche Stirn unsers Freundes hatte sich eine ernstere, feierlichere Wolkenschicht gezogen; er war zum Manne gereift, ohne daß man die Brücke sah, über welche er zu dieser höheren Stufe des Lebens geschritten war. Der lichte Schmerz, den die Handlungsweise seines Vormundes, das Andenken an seine vortreffliche Mutter und die sich ihm jetzt von selbst darbietende Aufgabe seinem Geiste verursachte, verlieh seinem ganzen Wesen, seiner Sprache, seinem Gedankengange eine bedeutsamere Unterlage; er arbeitete innerlich, ohne Resultat, und man sah es ihm mehr als früher an, daß diese innere Arbeit seine Ruhe, seine Kraft, seine Nächte in Anspruch nahm. –

Eines Tages, mehrere Wochen nach dem Schlusse des vorigen Kapitels, trat Josephson bei ihm ein, und da er den sonst immer thätigen Freund scheinbar Nichts thugend, seinem gewöhnlichen Spaziergange im Zimmer

obliegen sah, und zugleich seine ernstere Stirn, sein gedankenvolleres Auge mit seinem klaren Blicke überflog, so sagte er in seinem alten scherzhaften Tone:

»Guten Tag, Eduard! Höre, Freund, Du kommst mir seit Deiner Reise seltsam vor, wenigstens bist Du nicht mehr der Alte. Entweder hast Du im nordischen Meere die Seeschlange gesehen und sie hat Dich bezaubert, oder die dicke Zimmerluft und der gelehrte Staub Deiner Bücher behagt Dir nicht mehr. Im ersten Falle weiß ich keine Rettung, im zweiten halte ich es für meine Schuldigkeit, Dich auf Dich selbst aufmerksam zu machen und Dich von Deinem eigenen Mißgeschick auf anderer Menschen Leiden überzuführen.«

»Hast Du Leiden, Josephson?«

»Gewiß habe ich deren, ich spreche aber zuerst von den deinigen, denn auch Du scheinst mir von einem Alp gedrückt zu werden.«

»Mich drückt kein Alp, Wolf. Nur sieh', das Leben, wie ernst ich es auch nahm, ist viel ernster, als ich je gedacht. Das ist das ganze Räthsel, welches mich umhüllt, der ganze Zauber, der mich bestrickt.«

»Wenn es weiter nichts ist – mit *diesem* Räthsel, *diesem* Zauber wollen wir schon fertig werden. Ich habe ein Mittel dagegen, höre mich an – es enthält einen Zauberstab für Dich und auch vielleicht für mich. Nimm Du ihn in Deine Hand und entzaubere uns Beide.«

»Was willst Du?«

»Ich bringe Dir einen Gruß von einer Dame. Diese Dame heißt Judith. Sie ist mir heute Morgen begegnet. Du

bist noch nicht im Hause ihres Vaters gewesen. Hast Du *damit* den Zoll der Dankbarkeit abtragen wollen, den Du ihm schuldig bist, Eduard?»

Der so Angeredete blickte dem Freunde betroffen in's Gesicht.

»Es ist wahr,« sagte er, »ich hätte es thun können, thun müssen, aber ich weiß nicht, was mich abgehalten hat, und je länger ich diesen Besuch aufschiebe, um so schwerer wird er mir, das fühle ich. Undankbar aber bin ich deshalb nicht, darin verkennst Du mich.«

»Das meine ich auch so eigentlich nicht, ich wollte Dich nur stacheln, und wie mir scheint, ist es gelungen. Thu' mir einen Gefallen Eduard. Geh' heute Abend zum Banquier. Du findest eine gewisse Dame daselbst, ich weiß es, Judith hat es mir selbst gesagt. Betrachte sie Dir – sage mir Deine Meinung, und wenn Du willst, laß auch bei ihr ein vortheilhaftes Wörtchen über Deinen Freund, den Wolfgang Josephson fallen.«

Eduard antwortete nicht sogleich; er trat seinen Spaziergang wieder an und schien zu überlegen. Josephson betrachtete ihn mit Verwunderung, denn ein solches Schweigen lag sonst gar nicht in seiner Art. Endlich blieb er vor dem Freunde stehen und sagte ernst:

»Wolf, sprich aufrichtig zu mir. Ist es ein fester, ernster Wille, eine männliche, unwiderrufliche Absicht, was Dich an dieses Mädchen fesselt?«

»Glaubst Du, daß ich mit meinem eigenen Herzen spiele?«

»Dein Blick sagt mir mehr als Deine Worte. Ich bin zufrieden. Ich werde es mir überlegen.«

»Erst überlegen? Du? Warum nicht gleich handeln, wie sonst?«

»Wolf! Das Handeln wird oft sehr schwer.«

»Ich verstehe Dich nicht recht. Kennst Du die Tochter des Präsidenten?«

Bei diesen Worten zuckte es elektrisch in Eduard's Herzen.

»Ich kenne sie gar nicht,« antwortete er rasch, »durchaus nicht, ich weiß nicht einmal, wie sie aussieht, viel weniger, wie ihr Charakter und ihr Gemüth ist.«

»Ich will Dir nichts beschreiben – geh' hin und sieh' und Du selber sollst mir sagen, ob ich recht gesehen und recht gewählt habe.«

»Wenn Du es wünschest – gut, ich werde gehen. Also Du hast Judith gesprochen? Was sagte sie?«

»Das heißt: was sie von *Dir* sagte? Höre es an. Sie sagte: bringen Sie Herrn Wollzagen meinen Gruß und sagen Sie ihm, daß ich seiner Freundschaft würdig zu sein glaube, so bald er mich auch vergessen zu haben scheint.«

»Was? Das sagte Judith? Warum hast Du mir das nicht gleich mitgetheilt?«

»Deine feierliche Miene hat mich allein abgehalten.«

»Hier hast Du meine Hand darauf, Wolf, ich gehe – heute Abend noch.«

»Und Du wirst meiner gedenken?«

»Ja, gewiß, Du sollst noch *vor* mir selbst kommen.«

»Bravo! Nun bist Du wieder der Alte!«

Und Josephson ging ganz fröhlich nach Hause; er hatte erreicht, was er zu erreichen beabsichtigt hatte.

---

Doch es wird Zeit, in unserer Erzählung zu einem alten Bekannten zurückzukehren, den wir schon seit langer Zeit nicht mehr persönlich besucht haben. Wir verließen den Justizrath Waldemar Ramkau vor beinahe neunzehn Jahren, als er den für ihn so wichtigen Lebensschritt that und sich eine Gattin erkor, welche, als Tochter des Justizministers, dem ehrgeizigen, nach den höchsten Auszeichnungen jagenden Manne den bequemsten Weg zur Erlangung persönlichen Ansehens zu bahnen versprach und auch wirklich bahnte. Die äußerlichen, sichtbaren, von der Welt oft allein in's Auge gefaßten Verhältnisse des glücklich erscheinenden Juristen werden hier sehr leicht erkannt und berichtet sein. Denn von einer Stufe seiner beamtlichen Lebensbahn zur anderen, höheren, ward er eben so schnell von der Gunst mächtigen Einflusses, wie von seinem eigenen erfolgreichen Bestreben getragen. Wir wissen es schon, Waldemar Ramkau war nicht allein ein kluger, sondern auch ein fähiger Kopf. Er wußte seine glücklichen Außenverhältnisse nicht nur geschickt zu benutzen, sondern auch, unangetastet von den neidischen Blicken seiner Nebenbuhler, dem Auge der krittlichen Welt zu entziehen. Seine persönliche Begabung, so hieß es allgemein, würde ihn, wenn auch langsameren Schrittes, dennoch zu dem glänzenden Ziele geführt

haben, welches er mit Hülfe jenes mächtigen Beistandes so schnell zu erreichen so glücklich war. Verschiedene diplomatische Sendungen in patriotischen Rechtsangelegenheiten waren von ihm mit dem besten Erfolge ausgeführt worden, und obgleich ein jeder Andere diese eben so geschickt ausgeführt haben würde, wurden sie von der oberflächlich urtheilenden Menge doch seinen Kenntnissen, seinem glatten Benehmen und seiner Klugheit allein zugeschrieben. In weniger Jahren daher, als viele Andere zur Erlangung einer nur mittelmäßigen Stellung bedürfen, hatte er eine der höchsten Richterstellen des Staates erklimmen und er war fein und umsichtig genug, sich in dieser Stellung anerkannt und würdig zu behaupten. In seinem fünfzigsten Jahre war er Präsident des Kammergerichts und man hätte glauben sollen, nun sei der gränzenlose Ehrgeiz des bereits gealterten Mannes gesättigt gewesen und endlich werde er die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes in behaglicher Ruhe verzehren wollen. Dem war aber nicht so. Die höchste Stufe juristischer Größe lag noch über ihm, und so lange sein begehrendes Auge diese vor sich sah, war sein Herz noch nicht befriedigt. Dieses Begehren aber sprach sich bei ihm nie in lauten Wünschen, in sicht- oder fühlbaren Bewerbungen aus. Im Gegentheile, er lehnte immer, wie Cäsar die von Antonius angebotene Kaiserkrone, bescheiden, beschwichtigend, langsam weichend, die allzugroße Begünstigung ab, um späterhin vielleicht, im

rechten Zeitpunkte, mit einem kühnen Griffe sich des beharrlich Erstrebten unwiderstehlich zu bemächtigen. Dabei war er so sanft, so wohlwollend gegen seine Untergebenen, so ruhig und fest gegen Höhergestellte, so bestimmt und unterwürfig gegen das geschriebene Gesetz selbst, daß Jedermann ihn für Denjenigen hielt, welcher der einstigen höchsten Auszeichnung würdig war.

So war sein äußerliches Leben im Amte beschaffen. In seinem Hause sah es schon weniger befriedigend aus. Er hatte das für ihn unersetzliche Unglück gehabt, seine Gattin in den ersten Jahren seiner Ehe zu verlieren, er war also früh in seiner Familie verwais't, eines Theils seines Lebensglanzes, also seines Glückes beraubt. Er konnte wenigstens in den ersten Jahren seiner Vereinzelung kein sogenanntes gemüthliches Haus machen, denn es fehlte an Dem, was nichts in der Welt zu ersetzen vermag: an einer Ordnung und Herkommen bewahrenden Frau vom Hause. Seine Tochter, sein einziges Kind, war ja noch so jung, sie konnte diese Lücke noch nicht ausfüllen, und bis sie herangewachsen und selbst im Stande war, seinen Kreisen als Leitstern und Mittelpunkt zu dienen, war er, das Familienhaupt, schon im Abnehmen der Kraft männlichen Lebensgenusses, vielleicht ein vergrämelter, von seinem trockenen Berufe frühzeitig abgenutzter alter Herr geworden, dem die Schätze dieses Daseins nicht mehr in dem Glanze erschienen, wie sie ein jüngeres, lebendigeres Herz gewünscht und werthgeschätzt hätte. Aber die Jahre blieben auch bei dieser,

seiner einzigen Tochter nicht aus. Emma Ramkau entwickelte sich sichtbar, und allmählig war sie in den Augen des Vaters und der Welt eine Blume geworden, deren Betrachtung schon der Aufmerksamkeit aller Berechtigten werth schien. Außerdem war sie dem, in seinem Ehrgeize und seinem Berufe ergrauten Manne die einzige sprudelnde Quelle innerlicher Glückseligkeit; sie war seine Stütze, wenn sein Herz unter so vielen und mannigfachen Erschütterungen, wie wir sogleich sehen werden, wanken wollte; sie war sein Trost, wenn er dem Vorwurfe eines nie ruhenden Gewissens erliegen zu wollen schien. Je mehr sie wuchs, an Körper und Seele, um so inniger verwuchs sie mit seinem früh erstorbenen Herzen, und zuletzt, da Alles ihm unter den Füßen wich und seine Hände vergeblich nach einer Stütze griffen, war ihr Busen der einzige Ort der Welt, an dem er, wie an einem geweihten Altare, seine Schmerzen, seinen Kummer, seine Befürchtungen niederlegen konnte.

Denn in diesem, seinem müden und todtkranken Herzen, – wir haben schon einen ahnenden Blick in dasselbe geworfen – sah es noch öder und trauriger aus, als in seinem Hause. Ein einziger unbedachter, mehr leichtsinniger als schurkischer Entschluß, nur einen Augenblick in's Dasein gerufen, hatte sein ganzes zukünftiges Leben vergiftet, hatte ihm die Ruhe dieses Lebens, dessen vollen Genuß und die Belohnung für so viele Mühen geraubt. Bald nach jener vergeblichen Aufsuchung des seiner Obhut anvertrauten Kindes hatte er sich zwar mit der selbst geflüsterten Beruhigung getröstet: er habe in

nun seine Pflicht in vollem Maaße erfüllt, ein einmal Verlorenes sei, wie die Vergangenheit, nicht wieder aufzufinden, nicht wieder zu ersetzen. Die neue ungewohnte Belebung durch seine Verheirathung hatte ihm zwar Anfangs neue Quellen fröhlichen Erdendaseins geöffnet und jene innere drängende Stimme betäubt – aber, kaum war sein Haus ein Leichenhaus seiner jugendlichen, liebenswürdigen Gattin geworden, du brachen, wie aus tausend verborgenen Ritzen und Sprüngen, die Lavaströme eines inneren Gemüthsvulkans aus; der qualmende Dampf erstickender Gewissensqualen erfaßte seine düstere Phantasie und er sah und hörte bei Tage und bei Nacht den wohlbekanntem Ruf einer trauernden, verstorbenen Mutter wie aus dem Grabe herauftönen: »Mann, wo hast Du meinen Sohn gelassen?«

Wie ein innerer Krebschaden, von Außen ungesehen, in seiner trostlosen, stillen Arbeit aber das edelste Organ des menschlichen Körpers langsam und still zernagt, bis der verborgene Schaden plötzlich zu einem offenen wird und die Zerstörung des ganzen Organismus fürchten läßt, so nagte an seinem innersten Herzen, um so qualvoller, da kein menschliches Auge ihn errathen, keine menschliche Hülfe ihn erleichtern konnte, der beißende Vorwurf, die laute Selbstanklage, und ein- für allemal war die duftige Blüthe seines Lebens zerfressen. Wie sehr sich auch sein Gewissen nach Erleichterung sehnte, wie oft er es versuchte, öffentlich vor alle Welt mit der Erklärung hervorzutreten: jetzt, jetzt, da es noch Zeit ist,

muß ich bekennen, was mir widerfahren ist, ich habe genug im Stillen gesucht, suchet Ihr jetzt, Schergen des öffentlichen Rechts, nach einem verlorenen Menschen – er wagte es nicht, er hielt es zurück, bis es endlich zu spät war und diese Appellation für immer aufgegeben werden mußte. Und wie drückte ihn nun das im Stillen aufgespeicherte kleine Vermögen des verwaisten Kindes! Jedes Vierteljahr, wenn die Zinsen für das günstig ausgeliehene Kapital eingingen, das sich im Laufe der Zeiten beinahe schon verdoppelt hatte, wurde das große Thor des Schmerzes von Neuem weit geöffnet, es war ein ewiges Ebben und Fluthen in seinem qualvollen Leben eingetreten, und keine, keine Schleuse der Ablenkung war dem erfinderischen Geiste denkbar. Das Anfangs von ihm entnommene Geld, ein paar hundert Thaler, zu persönlichen Zwecken angewandt, hatte er längst wieder mit Zins und Zins ersetzt – da lag es nun, todt, unangerührt, eine ewig wachsende Quelle neuen steigenden Kummers. O, welche Wonne hätte seine öde, verkümmerte Seele erfaßt, wenn eines Tages Jemand gekommen wäre und gesagt hätte: hier ist das Kind – gieb her das Geld! Wie gern würde er es gegeben, ja noch von dem Seinigen dankbar dazu gelegt haben, wenn es verlangt worden wäre. Aber es kam Niemand, der es haben wollte, denn Niemand wußte davon. Und nun gar noch das Letzte, das Schlimmste, das Unerwartetste! Im letzten Frühjahre erschien plötzlich ein junger Mann in seinem Hause, der den Herrn Präsidenten in geheimer Angelegenheit zu sprechen verlangt hatte. Was wird das sein? fragte er sich. Und er ließ ihn in

sein Sprechzimmer führen. Es erschien der uns bekannte Mr. Treaden, der Secretair Mr. Brown's, und fragte im Auftrage eines Ungenannten, ob er, der Präsident Ramkau, jener Ramkau wäre, dessen Vater das und das Amt bekleidet, dort und dort gewohnt habe? Schon hier bei'm Eingang dieser schrecklichen Unterredung war der Kammergerichtspräsident mächtig erschüttert worden, und doch war es nur erst der bittere Anfang eines bitterern Endes. Auf seine einfache Bejahung fuhr der Fragende fort, ob er nicht wisse, wo das Kind der Beata Stolling sich aufhalte?

Hier wäre der Jurist beinahe in Ohnmacht gefallen. Er sollte eine Antwort, und noch dazu eine sich selbst verurtheilende Antwort geben. Er wußte nicht, was er sagen sollte und so nahm er seine Ausflucht zur Lüge, der ersten offenbaren seines Lebens, denn er war ja nicht vollkommen überzeugt von der Wahrheit Dessen, was er sagte, obwohl er es glaubte, wünschte und mit dem letzten ihm übrig gebliebenen Hoffnungsschimmer sich selber vorspiegelte.

»Er ist todt!« sagte er.

»Schon lange?«

Wieder eine Lüge: »Seit zwanzig Jahren.«

»Können Sie mir Das bezeugen?«

»Ich, der Kammergerichtspräsident Ramkau, bezeuge Ihnen Dies!«

»So habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!«

Und er ging.

Es war aber auch Zeit, daß er ging. Denn lautlos, wie von dem Urtheilsspruche einer höheren Macht zu Boden geschmettert, sank Ramkau auf seinen Teppich hin. Seine Tochter kam zufällig in diesem Augenblicke in sein Zimmer. Angsterfüllt stürzte sie auf ihn zu. »Mein Gott! Mein Vater!« Er schlug die Augen auf. –

»Ein kleiner Anfall,« lispelte er – »Du weißt ja!«

Ach! sie wußte es freilich, daß ihr Vater, der Abgott ihres Lebens, ähnlichen Anfällen seit langer Zeit unterworfen und nur zu bemüht war, ihr den Anblick derselben zu verbergen. In der Regel erfuhr sie von diesen Unfällen nur dann oder muthmaßte sie, wenn sie den Vater einer hypochondrischen Verstimmung ausgesetzt wußte, denn so nannte der kluge Mann die traurigen Augenblicke seines Lebens, wo seine kämpfende Seele den Gewissensbissen nicht mehr widerstehen konnte und in vollkommener geistiger Erschlaffung sich unter das traurige Geschick, das sie betroffen hatte, beugte. Wenn es dem Präsidenten irgend möglich war, schloß er sich zu solchen Zeiten, – in der Regel geschah es vierteljährlich, – in sein Zimmer ein und ließ sich von Niemandem sehen und sprechen. Nur wenn die Krisis vorüber war und die belästigte Seele sich durch einen, mit zunehmendem Alter leichter fließenden Thränenguß erleichtert hatte, fühlte er das Bedürfniß, sein müdes Haupt an den Busen seiner Tochter zu legen und von ihrem tröstenden Zuspruche Linderung und Vergessen hinzu nehmen.

So finden wir also den einst so starken, trotzigem, lebensfrischen Waldemar Ramkau wieder; und seinem inneren gebrochenen Wesen entsprach sein Aeußeres vollkommen. Sein braunes Haar war stark gebleicht, obwohl noch in seiner früheren Fülle und wohlgepflegt erhalten; seine grauen Augen, nur noch von einem längst erloschenen Feuer zuweilen glühend, lagen noch tiefer im Kopfe, sein spitziges, eckiges Gesicht war noch hagerer geworden und hatte jene aschgraue Färbung angenommen, die man bei verlebten Aktenmenschen so häufig findet. Seine Gestalt trug er noch ziemlich aufrecht, aber seine Haltung war eine gezwungene, erkünstelte; an Fleisch hatte er auch noch verloren, und da er in seinen besten Jahren schon mager gewesen war, so hätte man ihn jetzt mit vollem Rechte dürr und vertrocknet nennen können. Was seiner ganzen Erscheinung aber noch immer einen Anstrich jugendlicher Frische gab, das war eine mit großer Sorgfalt ausgewählte feine Toilette, denn sein Schneider konnte seine Fracks – und nur solche trug er – nicht genug der neuesten Mode gemäß anfertigen, und an der beinahe durchsichtigen Leinwand, die allein seinen zartgewohnten Körper berühren durfte, wurde das kleinste Fleckchen, die verborgenste ungehörige Falte mit Kenneraugen erforscht und beseitigt.

Seine Tochter, um sie dem Leser hier gleich mit vorzuführen, jetzt beinahe neunzehn Jahre alt, war eine von den Schönheiten, die Adalbert Lambeck eine bleiche zu nennen pflegte. Doch war auch für sie diese Bezeichnung nicht in allen Punkten passend, ihr Lächeln,

ihre Freundlichkeit, ihr sanftes, hellblaues Auge wenigstens waren rosig genug, und ihre Formen gehörten sogar mehr einer üppigen als einer mageren Schönheit an. Im Ganzen war sie das Ebenbild ihrer einst sehr schönen Mutter. Nicht allzugroß, hatte sie eine feine Taille bei sonst, wie gesagt, etwas vollen Verhältnissen. Lange blonde Locken fielen über ein blasses, aber außerordentlich zartgeschnittenes, wohlgefälliges Antlitz, das dem Beschauer ein überaus feines Hautsystem mit zarten, bläulich durchschimmernden Blutgefäßen zeigte, also einen Teint darbot, der dem Kenner weiblicher Schönheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ihr Hals und Nacken waren reizend geformt, ihre Arme, Hände, Füße von der Art, daß sie sogar einen Künstler hätten begeistern können, ihre Bewegungen und ihre Sprache endlich, als das eigentlich Belebende ihres ganzen Wesens, von außergewöhnlicher Anmuth und Lieblichkeit. So war sie das Gegenstück zu der kräftigeren, energischeren Schönheit Judith's, und eben deshalb vielleicht liebten sich die beiden Mädchen, wie die entgegengesetzten Pole an einem und demselben Magnete haften, um so inniger, indem ihre beiderseitigen Reize, an sich so vollkommen, an Ausdruck und Wirkung himmelweit verschieden waren. –

An dem Nachmittage desselben Tages, der Eingangs dieses Kapitels erwähnt wurde, besuchte Emma ihre Freundin Judith. Beide waren einander so nahe gerückt, daß sie keine großen Geheimnisse mehr zu verschleiern hatten, mit Ausnahme dessen, was Judith's tiefste Seele in Bezug auf Eduard, und Emma's Herz in Bezug auf

ihren Vater betraf. Sie hatten sich daher Mancherlei zu erzählen gehabt, ehe sie sich vollständig einander angeschlossen; jetzt aber war das Verhältniß ein derartiges geworden, daß die Eine die Erfahrungen und Gedanken der Anderen beinahe in ihrem vollen Besitze hatte.

Da das Wetter trotz der vorgerückten herbstlichen Jahreszeit sonnig und leidlich warm war, hatten die Freundinnen eine Spazierfahrt unternommen, von der sie so eben heimzukehren im Begriffe standen, als sich Dasjenige zutrug, was uns jetzt in unsere Erzählung zurückführen soll. Eduard hatte sich, seinem Versprechen gemäß, vorgenommen, heute Abend das Ermeling'sche Haus zu besuchen. Mit welchen Gefühlen dies geschah, da er in demselben die Tochter des einzigen Mannes, der ihm im Leben gleichzeitig am nächsten und am fernsten stand, finden sollte, wollen wir uns nicht weiter auszumalen bemühen. Genug, er hatte den widerstreitenden Empfindungen seines Herzens widerstanden und durch Unterhaltung mit Judith den Eindruck, den die Tochter des Präsidenten auf ihn hervorbringen würde, zu schwächen beschlossen. Bevor er jedoch diesen Besuch ausführte, machte er einen lebhaften Spaziergang in's Freie. In der nächsten grünen Umgebung der Stadt war nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er mochte es nicht leiden, sich von den vielen Vorübergehenden angaffen zu lassen oder sich selbst den Anschein des Angaffens zu geben. Heute aber war er, um nicht zu lange aufgehalten zu werden, dem allgemeinen Lieblingstreiben gefolgt und eben stand er im Begriffe, sich den Stadtthoren wieder zu nähern,

als er den wohlbekannten Wagen des Banquiers hinter sich her kommen und, an seine Seite gelangt, sogleich anhalten sah. Zwei Damen saßen darin, von denen die Eine seinen Gruß zurückhaltend, die Andere lebhaft erwiderte. Ohne zu wissen, wie rasch es geschah, war er am Schlage und nach ein paar Wechselworten stieg er sogar ein. Die Vorstellung erfolgte augenblicklich, Herr Doctor Wollzagen saß Fräulein Ramkau gegenüber.

»Ich war auf dem Wege zu Ihnen, Fräulein Ermeling,« begann er die Unterhaltung.

»Sie können dreist Judith sagen, wie sonst,« erwiderte diese lächelnd, »Emma kennt unser Verhältniß und weiß, daß ich vor wie nach Ihre dankbare Schülerin bin.«

»Ich spreche meinen ergebensten Dank aus; mir wurde dagegen heute der Vorwurf gemacht, ich sei ein undankbarer Lehrer.«

»O, ich kenne den unberufenen Zeitungsträger,« entgegnete Judith mit einem Blicke auf ihre Freundin. »Was hat er sonst gesagt, der scherzhafte Herr Josephson?«

»Er hat mich an die Pflicht der Freundschaft erinnert, Judith, obwohl es nicht nöthig war. Diese fühlt Niemand so tief wie ich.«

»Niemand aber übt sie so spät aus wie Sie.«

»Ich könnte mich entschuldigen, Judith – aber Sie kennen mich – ich bin offen und ehrlich. Ich habe ein bewegtes Leben geführt, seitdem wir uns nicht gesehen, und nebenbei – habe ich Kummer gehabt, der mich meiner gewöhnlichen Heiterkeit und sogar meinen Freunden entzog.«

»Kummer? Sie? Davon wollen wir später hören, jetzt zuerst mein Willkommen bei Ihrer glücklichen Rückkehr. Sie sind lange weg gewesen, sind zur See gegangen, man sprach sogar davon: nach Amerika – doch habe ich das nie geglaubt.«

»Beinahe hätten Sie nicht die Wahrheit geglaubt – denn ich war nahe daran.«

»Sie scherzen! So ohne Weiteres reis't man nicht nach Amerika.«

»Wenn Sie das denken, will ich nicht widersprechen. Was macht der gute Vater?«

»Gesund, mein Freund, vortrefflich bei Laune, wie immer. Sie werden ihn sogleich sehen; denn da sind wir ja schon am Hause.«

Der Wagen fuhr in den Thorweg. Man stieg aus und begab sich in Judith's Zimmer. Die Mädchen beseitigten im Nebengemache Shawls und Hüte, und Judith benutzte die Gelegenheit, ihre Freundin leise zu fragen:

»Nun, habe ich recht geschildert?«

»Meisterhaft, Judith! Er ist aber viel männlicher, als Du mir ihn beschrieben hast, und ich finde sein Bild fast ähnlicher als das Deine. Wir wollen bestimmt über unsre Angelegenheit mit ihm sprechen, Du wirst den rechten Augenblick ergreifen, nicht wahr?«

»Laß mich nur machen; noch heute erhalten wir seine Zusage.«

Nach diesen Worten begaben sie sich in das Zimmer, wo Eduard bereits ihrer wartete, und eine lebhaftere Unterhaltung begann sogleich und bezog sich zunächst auf

Eduard's Reise, von der man auf Manowsky auf die Maler überhaupt und endlich auf Josephson kam. Eduard gedachte seines Freundes und mit stiller Herzensfreude leitete er das Gespräch.

»Sie kennen, mein Fräulein,« wandte er sich an Emma, »meinen Freund, wie ich höre.«

»Mein Vater schätzt ihn sehr.«

»Das ist das Wenigste, was man thun kann, man muß ihn lieben.«

»Dazu gehört eine nähere Bekanntschaft,« sagte Judith fest.

»Diese setze ich voraus. Er ist einer von den Menschen, die man fest halten muß, wenn man sie in seine Hände bekommt – ich spreche natürlich nur von mir – denn er ist nicht allein ein edler Mensch, sondern auch ein lebenswürdiger Freund. Ich habe ihn erprobt, und so Gott will, wollen wir uns in diesem traurigen Leben nicht wieder verlieren.«

»Warum traurig?« fragte Judith. »Das klingt in Ihrem Munde eben nicht heiter. Man ist nicht gewohnt, Sie über das Leben klagen zu hören. Ihnen hat es doch nicht wehe gethan?«

Eduard schwieg und setzte sich an den Flügel, um, wenn nicht mit Worten, doch mit Tönen zu antworten. Er spielte, als wenn er allein gewesen wäre, leise, klar, verständlich. Seine Töne gingen an's Herz. Und sein Herz war voll, und da es seinen Ueberfluß abgab, nahmen ihn andre Herzen auf und verarbeiteten ihn. Judith winkte ihrer Freundin und diese nickte Beifall. Gleich darauf

kam der Banquier. Seine Begrüßung Eduard's war, wie man von ihm erwarten konnte, freundlich und herzlich wie immer. Er blieb nicht lange, sondern begab sich in eine Abendgesellschaft. Die drei jungen Leute waren wieder allein.

»Sie haben nun Ihre Last vom Herzen abgeschüttelt,« setzte Judith das Gespräch fort. »Sie haben sie weg musicirt; wir haben auch eine darauf und können sie nur fortplaudern. Hören Sie, mein Herr? Wo haben Sie Ihre Gedanken?«

»Ich höre, ich höre, Judith, mit hundert Ohren.«

»Nur mit zweien, wenn ich bitten darf. Das genügt. Haben Sie das Bild Ihres Freundes gesehen?«

»Welches Bild, und welches Freundes? Alle haben so viel gemalt.«

»Ich meine das, wovon alle Welt spricht. Das vertriebene Königsgeschwisterpaar von Lambeck.«

»Ah Das! Ja, ich habe es gesehen. Es ist sehr gut. Aber es ist mir lieb, daß Sie mich daran erinnern. Es ist ein Diebstahl darin.«

»Ja, man hat einen Thron gestohlen!«

»Den meine ich nicht. Man hat uns selbst gestohlen.«

»Ach, uns meinen Sie! Freilich, das ist auch ein Diebstahl. Der hat aber wenig zu bedeuten.«

»So? Man wird in Gesellschaften mit Fingern auf uns zeigen. Das sind die Enterbten, wird man sagen.«

»Wenn man Gefallen daran findet, warum nicht? Es sind die königlichen Geschwister, kann man auch sagen.«

»Wenn Sie es so nehmen, bin ich zufrieden!« erwiderte Eduard und lächelte wieder so heiter, wie er früher gelächelt hatte. »Ich war nicht meinetwegen deshalb unwillig.«

»Aber meinetwegen, wollen Sie sagen, nicht wahr? Verzeihen wir dem Spitzbuben diesmal, wir wären vielleicht nicht auf die Nachwelt gekommen ohne ihn.«

»Das ist sehr möglich, und wir sollten ihm wohl eigentlich noch Dank sagen.«

»Das wollen wir auch und nun hören Sie. Aber es handelt sich um ein Geheimniß – können Sie schweigen?«

»Ein Geheimniß!« murmelte Eduard, und unwillkürlich blickte er Emma an.

»Ja, ja, sehen Sie sie nur an – Emma betrifft es oder vielmehr ihren Vater. Sie blicken ja ganz verwundert! Mit Einem Worte, wollen Sie uns unterstützen oder nicht?«

»Ehe ich Ja sage, muß ich wissen, um was es sich handelt.«

»O, die Männer! Immer diese Bedächtigkeit – diese Sicherheit – Ihr seid Alle gleich – sämtlich Buchstabenmenschen!«

Und Judith schlug mit ihrem Tuche scherzend auf die Hand des jungen Arztes, der mit einem ihrer Fingerhüte spielte.

»Nun, sprich, Judith,« fing Emma wieder an, »sonst bitte ich Herrn Wollzagen.«

»Nein, laß mich – ich habe mehr Gewalt über ihn als Du« – und beide Mädchen lachten in froher Laune herzlich über das komische Ansehen, das sich Judith gab.

»Nun spitze ich schon lange zwei vortreffliche Ohren,« sagte Eduard, »aber ich höre gar Nichts.«

»Da haben wir's. Jetzt aber kommt es. Emma's Vater, der Präsident, feiert am Sylvestertage dieses Jahres seinen zweiundfünfzigsten Geburtstag. Seine Freunde haben dem ewig arbeitenden armen Manne ein erheiternendes Fest zgedacht. Musikalische Aufführungen aller Art, vielleicht ein kleines Schauspiel, und zuletzt lebende Bilder, von denen aber nur wir und unsere nächsten Bekannten wissen, sollen in fortlaufender Reihe dargestellt werden. Unter Andern ist auch Ihnen eine Stelle dabei zgedacht.«

»Mir?« fragte Eduard betroffen und sein Herzblut erstarrte.

»Nun ja! Ihnen, als ob Sie nicht ein eben so guter Schauspieler wären, als alle übrigen Männer –«

»Mich kennt der Herr Präsident nicht.«

»Eben. Das ist das Ueberraschendste dabei, und darum haben wir Beide diesen herrlichen Gedanken ausgebrütet.«

»Sie Beide?« und Eduard warf einen melancholischen Blick auf die Tochter seines einstigen Vormundes.

»Ja, wir Beide,« wiederholte Emma. »Uebrigens kennt Sie mein Vater doch schon –«

»Mich? Sie irren oder ich – ich träume.«

»Träumen Sie heute Nacht, wovon Sie wollen,« scherzte Judith – »heute Abend aber verbitten wir uns Träume und Schläfrigkeit – Sie scheinen in der That noch auf dem Meere zu schwimmen –«

»Gedanken sind oft Meere, Judith –«

»Um Gotteswillen, schweigen Sie! Emma bekommt einen ganz falschen Begriff von Ihnen – hören Sie lieber, was sie jetzt sagt –«

»Ja,« sprach Diese, »mein Vater hat Sie in jenem Bilde gesehen. Und die Schönheit, die Wahrheit jenes Bildes, wie er sagt, hat einen so wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht, daß er nachher im Stillen, wie ich weiß, Thränen darüber vergossen hat.«

»Thränen, mein Fräulein?«

»So ist es! Mein armer Vater leidet seit einiger Zeit an Nervenschwäche. An jenem Tage war das Uebel gerade sehr arg. Da ihm das Bild nun gefallen hat –«

»Aber wissen Sie das so bestimmt, mein Fräulein?«

»Gewiß weiß ich das – so, so wollen wir es ihm zu seinem Geburtstage heimlich mit lebenden Personen verführen.«

»Kein Mensch aber darf davon ein Wort wissen,« unterbrach Judith – »nur wir und der Maler des Bildes dürfen es wissen. Er besorgt die Dekoration und stellt uns auf.«

Eduard war in der That in ein Meer von Gedanken verloren. Seine Seele litt in diesem Augenblicke tausendfach mehr, als die beiden munteren Mädchen ahnen konnten.

»Nun – rasch Ihre Antwort!« rief Judith

»Ich bitte um einen Tag Bedenkzeit.«

»Nicht angenommen! Heut' oder gar nicht! –«

Eduard kämpfte nach einem Entschlusse. Plötzlich leuchtete er ihm auf.

»Ich nehme es an!« sagte er rasch, und über sein edles Gesicht goß sich ein warmer Strahl, geraden Weges aus dem Herzen kommenden Blutes.

»Das wußte ich vorher!« entgegnete Judith, und reichte ihm die Hand. »Ich wußte ja – Sie schlagen mir eine solche kleine Bitte nicht ab!«

»Es ist das keine kleine Bitte – Judith! Bewahre! Sie müssen alle Verantwortlichkeit des Ausfalles auf sich nehmen, meine Damen – *ich* habe das *nicht* veranstaltet.«

»Versteht sich von selbst,« rief Emma unbedenklich.

»Welcher Vorbehalt! Aecht männlich wieder!« jubelte Judith. »Schade, daß Sie kein Jurist sind!«

»Wahrscheinlich *sehr* gut, daß ich *keiner* bin.«

»Sie würden nicht aus Liebe zu einem Mädchen Arzt, nicht wahr, Eduard?« scherzte das lose Mädchen und blinzelte Emma von der Seite an.

»Judith, Judith, welche Thorheit!«

»Wie? Glaubst Du, daß Herr Wollzagen das nicht –«

Emma ließ sie nicht aussprechen, sondern hielt der Schwätzerin den Mund zu. Eduard aber ersah, daß Josephson kaum noch seiner Empfehlung bedürfe, ein dreisterer Mund hatte für ihn geöffnet.

Das Gespräch war zu Ende. Das Abendessen wurde aufgetragen und gleich darauf ging Emma nach Hause, von einem Diener ihres Vaters geleitet. Auf der Treppe, bis wohin Judith die Freundin führte, fragte sie leise:

»Nun, wie gefällt er Dir?«

»Er ist so, wie Du ihn geschildert. Nur scheint er mir weniger heiter, als Du ihn gezeichnet. Er hat vielleicht traurige Erfahrungen gemacht.«

»Kleine Närrin! Verliebt ist er nicht – und in Dich am wenigsten.«

»Dann tröste *Du* ihn, Judith – gute Nacht!«

Und sie sprang lustig die Treppe hinunter. –

»Was ist Ihnen nur heute, Eduard?« fragte Judith in viel ernsterem Tone als vorher, nachdem sie in's Zimmer zurückgekehrt war. »Haben Sie wirklich Kummer?«

»Ja, Judith, und dazu sehr großen. Der Vorschlag mit dem Bilde gefällt mir nicht.«

»Warum nicht? Mir gefällt er sehr.«

»Was wird Manowsky denken?«

Judith blickte sehr ernst. »Was er denken wird? Das will ich Ihnen sagen.«

Und sie ging an ihren Nähtisch und nahm ein feines, auf rothes Papier geschriebenes Briefchen heraus, dessen Aufschrift die schöne Handschrift des idealen Künstlers zeigte.

»Lesen Sie!« sagte sie und reichte den Brief hin. Eduard schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich bin nicht gern unberufen ein Dieb.«

»Bitte!« sprach das Mädchen, senkte den schönen Kopf anmuthig auf ihre linke Schulter und sah den Freund so herzlich bittend an, daß Dieser den Brief nahm und rasch las.

Judith hatte den Plan des darzustellenden Bildes, der lange vor Eduard's Rückkehr geschmiedet war, dem abwesenden Bräutigam mitgeteilt und Dieser ihn nicht nur gebilligt, sondern Judith in allen schwierigen Fällen ihres Lebens während seiner Abwesenheit, auf den zuverlässigsten ihrer Freunde, auf Eduard verwiesen. »Ihm verdanke ich mein Glück,« schrieb er am Ende des Briefes, »und ihm schenke ich alles Vertrauen, das er so sehr verdient. Vergiß auch Du das niemals.«

»Ich sollte das vergessen, Eduard!« sagte Judith leise, indem sie ihm über die Schulter in den Brief blickte – »ich sollte das vergessen – a mein Gott! Für wie undankbar und leichtfertig halten uns die Männer?«

## ZWEITES KAPITEL. DIE LEBENDEN BILDER.

Josephson schwamm während der letzten Monate des laufenden Jahres in einem Meere von Wonne. Alles ging nach Wunsch und übertraf sogar seine kühnsten Erwartungen. Eduard hatte ihm eine getreue Schilderung des bei Ermelings verlebten Abends entworfen und alle Gespräche bis in's Kleinste übertragen. Zwar hatte der hoffnungsvolle Referendarius noch nicht das geringste Wort über den Zustand seines Herzens gegen die schöne Tochter seines erhabenen Gönners fallen lassen, allein er nahm an, seine nach allen Seiten gerichtete Aufmerksamkeit und seine gränzenlose Hingebung an Alles, was das präsidentliche Haus betraf, würde eine hinreichend verständliche Sprache seiner geheimsten Wünsche sein. Und doch irrte er sich in diesem Punkte gewaltig. Was

die Tochter anbelangt, so hegte er freilich eine richtige Hoffnung. Diese fühlte mit der instinktartigen Schärfe ihres Geschlechts, daß die Ergebenheit ihres Anbeters gegen den Vater eine Folge seiner Verehrung der Tochter sei, und in diesem Gefühle hatte sie die von Allem unterrichtete Judith nach Art der vertrauten Freundinnen geleitet. Dennoch aber that sie nicht mehr und nicht weniger, als daß sie schweigend und abwartend den Bewerbungen des jungen Mannes gegenüberstand, ohne im Geringsten ihre eigenen Empfindungen zu verrathen; noch viel weniger aber ließ sie durch irgend eine hervorstechende Freundlichkeit den Absichten Josephson's eine Ermunterung angedeihen, die, so weit sie ihren Vater kannte, von Diesem wahrscheinlich füris Erste nicht gebilligt worden wäre. Und was diesen Vater betraf, so hatte Josephson, wenn er glaubte, er befinde sich schon in dem Bereiche eines Schatzes, nach dem er blos seine Hand auszustrecken brauche, um ihn in Besitz zu nehmen, dem allerluftigsten Wahne sich ergeben, denn der Kammergerichtspräsident dachte nicht im Entferntesten daran, seine einzige Tochter einem armen Referendarius zu überlassen. Er sah freilich den ihm mit allen Sinnen ergebenen, tüchtigen Arbeiter in Josephson gern, schätzte in ihm, wie Emma sich ausdrückte, den werdenden Kopf, fühlte sich aber durch seine Aufmerksamkeit nicht besonders geschmeichelt, denn es schien ziemlich natürlich zu sein, daß ihm, dem Präsidenten des Gerichts, alle Beamten desselben ihre Huldigungen darbrachten. Daß

Josephson aber seiner Tochter wegen, zum Theile wenigstens, seinen Beruf gewechselt, war ihm ganz und gar unbekannt, und er hätte diesen Umstand, wenn er ihn auch gewußt, nur als eine Chimäre oder höchstens als den allerersten Anfang eines nur zu unbestimmten Endes angesehen.

Also über die glückliche und vorgerückte Gestaltung seiner Verhältnisse zu dem Raumkau'schen Hause hatte unser scherzhafter Freund keinen Grund zu frohlocken. Dennoch war er innig erfreut über das bevorstehende Fest, über die schönen Gelegenheiten häufigerer Zusammenkünfte mit seiner Angebeteten und über die möglichen Folgen, die sich an diese knüpfen konnten. Denn die für die Feierlichkeit nothwendigen Proben mußten ihn öfter als je mit der Tochter des Hauses zusammenführen, da diese das ganze Fest, wie sie es angeordnet, auch zu leiten beschlossen hatte. Und daß nun gar Eduard, sein bester und zuverlässigster Freund, an diesem Feste persönlichen Antheil nahm, ihm also in allen Fährlichkeiten zur Seite stand, war eine eben so unverhoffte, wie erwünschte Vervollkommnung desselben.

Was Eduard selbst betraf, so hegte er keine offenbare oder gar geheime Absicht, als er sich an den Gedanken seiner zu übernehmenden Rolle bei den lebenden Bildern allmählig gewöhnt hatte. Er betrachtete seine unfreiwillige Mitwirkung weniger als ein Ergebnis engverketteter Schicksalsverhältnisse, denn vielmehr als die neckende Laune eines im Leben des Menschen so oft mitspielenden

Zufalls, und er beschränkte sich darauf, ein ruhiger Beobachter der etwa sich ereignenden Vorfälle zu sein, deren Verantwortung er überdies von sich abgelehnt hatte. Gespannt war er allerdings, von Angesicht zu Angesicht *den* Mann zu sehen, dem er schon einmal im Beginne seiner Lebenslaufbahn gegenüber gestanden hatte und der, nach Allem, was ihm bekannt war, in der Tragödie seines Jugendkampfes die Stelle der Parzen übernommen hatte, die nach eigenem, kaltem Belieben den Lebensfaden der Sterblichen zu verkürzen oder zu verlängern von den Dichtern der Alten geschaffen sind.

Die übrigen Freunde, die durch Josephson und Lambeck zu Theilnehmern oder gar Werkführern des Festes eingeführt wurden, waren Alle in ihrem Fache thätig, dasselbe zu einem so bedeutenden und angenehmen wie möglich zu machen.

Die Freundinnen Emma's waren von ihr bezeichnet worden, welche die Künstler zu Figuren in den verschiedenen Aufführungen benutzen konnten, und Diese hatten sich bereitwillig dazu hergegeben, den Freudentag eines so bedeutenden Mannes mit allen ihren Kräften zu verherrlichen. So hatten Riepenstahl, Kannenschmidt ihre eigenen Bilder zu stellen, und sie arbeiteten rüstig an ihrer Aufgabe, mit der sie Ehre einzulegen und überdies manche persönliche Bekanntschaft zu machen gedachten. Waldau war nur als Zuschauer geladen, denn sein ernstes, in der letzten Zeit mehr als je zurückhaltendes und brütendes Wesen eignete sich weniger zur Uebernahme einer Rolle, bei deren Darstellung der viel zu viel mit

sich selbst beschäftigte Architekt aus seiner beschaulichen Lebensweise hätte herausgehen müssen. Felix hatte auf Judith's ausdrückliches Begehren die Leitung der musikalischen Ausführungen übernehmen müssen, und er war wie die Uebrigen mit seinem Männerchore und seinem Orchester auf das Eifrigste beschäftigt, seiner Kunst Geltung zu verschaffen.

Wir haben von Lambeck's eigener Mitwirkung noch Nichts gesagt, und freilich wäre sein Eifer, sein geheimnißvolles, beinahe dämonisches, im Stillen fortschreitendes Arbeiten an der künstlerischen Vollendung seiner Aufgabe am schwierigsten darzustellen. Er war der glückliche Meister des wegen seiner Schönheit und Erfindung nicht nur allgemein angestaunten, sondern auch wegen der nie gesehenen Farbenpracht bewunderten Bildes, das, in Tempera-Manier gemalt, viele Wochen lang in einem seiner Zimmer allen Kunstliebhabern ausgestellt gewesen war. Wie er sich und seine früheren Leistungen kannte und richtig würdigte, was eine seltene Erscheinung bei einem solchen Künstler ist, so wußte er auch diesmal, was er den Augen der kritischen Welt vorgeführt hatte, und er lachte oft im Stillen über die Unwissenheit, die Geschmacklosigkeit der beredtesten Lobredner sowohl wie Tadler. Aber mit einer geheimen, uns in ihrem Ursprunge noch dunkeln Freude hatte er den Eindruck wahrgenommen, den dieses Bild auf den vornehmen Mann gemacht hatte, der bisweilen mit seiner Tochter, häufiger aber allein in sein Atelier kam und sich

dasselbe mit stiller Aufmerksamkeit, man möchte beinahe annehmen, Andacht betrachtete.

Der Kammergerichtspräsident schien hingerissen von diesem Bilde. Wir sagen, *schien!* denn die Ursache seines stillen Denkens davon lag ganz gewiß tiefer, als in der Bewunderung der künstlerischen Darstellung. Genug – Adalbert Lambeck war ein scharfer Beobachter dieses häufigen Besuches gewesen. Er war dem Auge des Suchenden gefolgt und hatte den Punkt auf seinem Bilde gefunden, aus dem die brennenden Augen des Mannes in innerer Versunkenheit zu wurzeln pflegten. In der finstern Tiefe dieses seltsamen Künstlerherzens bildete sich eine Art Tragödie heraus – er dachte sich Etwas, was er Niemandem sagte, und was ihm vielleicht selbst noch in unklaren Umrissen vor seiner Seele schwebte.

Waldau's träumerisch hingeworfene Bemerkungen über Eduard's dunkle Herkunft, von hier und da Seitens der übrigen Freunde gefallenem Vermuthungen unterstützt, hatten den dämonischen Riesen – die Phantasie – in seiner Brust geweckt und so hatte er sich selbst eine Spur gegraben, auf der er jetzt behaglich bauend weiterschritt. Diese Spur – gestehen wir es hier gleich – war durchaus falsch, das ist aber für den Verlauf unserer Erzählung gleichgültig, die Wirkung war dieselbe; seine Thätigkeit, das eigene Bild in lebendiger Natur so wahr wie möglich dargestellt zu sehen, wurde dadurch angestachelt und auf diese Weise eine Scene herbeigeführt, die der geträumten Wirklichkeit an Leben und Wahrheit nichts nachgab.

Er hatte sich wiederholt in die Wohnung des Präsidenten begeben und die Räumlichkeiten, in denen die Ausführung stattfinden sollte, genau gemessen und aufgefaßt. Er hatte der Tochter des Hausherrn seine Ansichten über die Erleuchtung, die Plätze der Zuschauer, die Stellung der Bilder mitgetheilt. Emma hatte Alles dankbar angenommen, mit Judith das Nöthige besprochen, und nun begaben sich diese Drei, aus so verschiedene Art an Einer Arbeit beschäftigt, an die Ausführung ihrer gefaßten Pläne. Lambeck malte den Hintergrund, die Felsen, die erleuchtete Burg; die beiden Mädchen dagegen arbeiteten, von dem Künstler geleitet, an den nothwendigen Kleidungen, wovon selbst Eduard Nichts gewahr wurde. Fast in der Mitte des Dezembers waren diese Vorbereitungen beendigt, und nun erschien der Tempera-Maler eines Abends mit einem großen Korbe in dem Gartenhäuschen und fand glücklicher Weise Eduard allein bei seinen Büchern.

»Was hast Du in dem Korbe da?« fragte Dieser.

»Das wirst Du gleich erfahren. Vor allen Dingen benachrichtige ich Dich, daß unser Bild am Sylvesterabend das letzte sein soll, was man schauen wird. Du darfst Dich aber von keines Menschen Auge vorher sehen lassen. Das versprich mir!«

»Warum Das?«

»Es ist mein Wille und meine Absicht so. Ich muß für den Effekt meines Bildes haften, und da man keine Ahnung von der Darstellung desselben hat, so darf man

auch die Gesichter der Mitspielenden vorher nicht sehen. Judith wird ebenfalls verborgen bleiben.«

»Ich theile Deine Ansicht vollkommen. Aber ich meine, es sei die höchste Zeit, an unsere Kleidung zu denken.«

»Hier ist sie!« entgegnete der Künstler und schlug den Deckel des Korbes herunter. Eduard blickte ihn erstaunt an, denn er sah das prächtig gearbeitete Kostüm des verbannten Königssohnes im Korbe liegen.

»Du hast mir wenig Umsicht zugetraut, wenn Du glaubtest, ich würde die Kleidung von Fremden besorgen lassen. Ich allein, wie ich sie erdacht, konnte sie in Farben, Stoffen und Formen auswählen und zusammensetzen. Hier, probire es an. Da, diese seidenen Tricots *müssen* Dir passen. Die rothen Halbstiefel mit den goldenen Franzen hat Dein eigener Schuster gearbeitet. Diese Tunika von braunem Sammet hat Dein Schneider genäht. Diesen perlengestickten Gürtel hat Judith's schöne Hand selber gefertigt. Der Dolch gehört mir. Diesen Ueberwurf von weißem, feinem Wollenzeuge, welcher nachlässig von Deiner Schulter fällt und Deiner Schwester zum Schutze gegen die Nachtluft dient, hat die bleiche Emma nach meinem Schnitte zu Stande gebracht. Dein Friseur werde ich selbst sein – bist Du zufrieden?«

»Ja – aber die Kosten?«

»Dummes Zeug; ich habe an *einem* Tage ein kleines Bild gemalt und ein dummer Sammler hat mir zwanzig Louisd'or dafür gegeben. Die haben das Ganze und noch die Leinwand zur Dekoration bestritten.«

»Du giebst Dir viele Mühe mit dem Bilde.«

»Das ist meine Schuldigkeit! Ein Künstler, der mit seinem Gelde knausert, um sich eine kostbare Farbe oder ein schönes Modell zu kaufen, ist Stockschläge werth. Die Farben hatte ich, meine Modelle haben mir umsonst gegessen, denn wie Du weißt, habe ich die enterbten Königskinder gestohlen.«

»Das hast Du, und Du hast Dich nicht einmal gegen mich entschuldigt.«

»Das fehlte noch! Warum hast Du ein Gesicht, das meinen Appetit erregt hat?«

»Ich kann nicht dafür.«

»Ich auch nicht. Wer – weiß ich nicht. Du mußt damit zufrieden sein.«

»Adalbert, in Deinen Worten liegt mehr, als Du wissen lassen willst. Oder, wenn Du scherzest, so sag' es.«

»Natürlich scherzte ich. Du aber nimmst seit einiger Zeit Alles ernst. Nun, ziehe Dich an.«



Die Proben der mannigfaltigen Darstellungen, von verschiedenen Künstlern geleitet und von vielen Personen ausgeführt, hatten begonnen und versprochen den besten Erfolg. Keiner aber ließ den Andern in seine geheime Werkstatt blicken, – nur die Reihenfolge war gemeinsam abgeschlossen. Lambeck widmete sich mit ganzer Hingebung seinem einmal begonnenen Unternehmen, er wollte Sieger sein und mit seinem Schlußbilde den Eindruck aller Uebrigen schwächen. Und in der That, Das sollte

ihm gelingen, wenn auch auf andere Weise, als er sich eigentlich vorgestellt hatte. Zu seinen Proben, die bei Ermelings abgehalten wurden, ließ er nicht einmal Emma zu. Er allein stand vor den königlichen Geschwistern, schaute und krittelte bald hieran, bald daran. Namentlich war ihm Eduard's grollendes Gesicht nicht innerlich grimmig genug: er verlangte mehr Haß, mehr verbissene Wuth im Ausdrucke seiner Mienen. Mit Judith's liebevoll, dem stärkeren Bruder sich anschmiegendem Wesen war er schon zufriedener; ihr sehnsuchtvoll, halb auf das erleuchtete Burgschloß, halb auf Eduard's entschlossene Thatkraft hoffnungsvoll gewandtes Antlitz drückte in Blick und Haltung wunderbar treu die zwei verlangten Gefühlsrichtungen aus. –

»Wenn Du nur halb so wild wärest, wie das Fräulein weiblich und Dir ergeben,« sagte der Maler bei der letzten Probe, »so würde der Effekt ein vollkommener sein; Du grübelst aber mehr, als Du hassest, und das ist nicht meine Absicht gewesen.«

»Du bekrittelst meine Miene so lange,« entgegnete Eduard, »bis sie gar keinen Ausdruck mehr zeigen wird. Verlaß Dich darauf: der Augenblick des Handelns wird bei mir entscheidend sein; ich bin kein Freund von Proben, ich habe allein die Ausführung im Auge. Bei Dieser sollst Du mit mir zufrieden sein.«

Der Sylvesterabend und mit ihm das Fest war gekommen. Lambeck hatte zwei Tage vorher mit einigen Arbeitern den Ort des Schauspiels zu dem vorliegenden

Zwecke eingerichtet. Der Präsident war in seinem eigenen Hause ein Gefangener auf seinem Zimmer gewesen. Um Nichts durfte er sich bekümmern; von dem meisten Vorgehenden wußte – ahnte er nicht einmal etwas. Er hatte diesen seinen Geburtstag alle Jahre mit steigendem Mißbehagen wiederkehren gesehen, denn nicht allein wurde er mit jeder erneuten Feier ein Jahr älter; sondern er fühlte auch allmählig, daß er den Berg des Lebens hinunterstieg und unaufhaltsam jener großen Ebene sich näherte, unter deren friedlicher Decke alle Leidenschaften und Sorgen schlafen – bis in Ewigkeit. Diese Ewigkeit, so viele Schmerzen er auf der Erde auch ertragen, liebte er durchaus nicht. Er genoß noch gar zu gern die einzelnen Tropfen köstlicher Seligkeit, die das irdische Jammerthal voller beißender Widersprüche dem beglückten Menschen neben seinen Sorgen aufgespart hat; er fürchtete sich, zu sterben und vielleicht, – es war ja immer möglich! – in jenen lichten Räumen mit Wesen zusammenzutreffen, die mit offener Stirne, wie in jenem schrecklichen Traume, vor ihn treten und fragen konnten:

»Mann, wo hast Du meinen Sohn gelassen?«

An diesem Sylvesterabende nun, zu dem wir jetzt gelangt sind, befand sich der Gefeierte in einer weicheren und zufriedeneren Gemüthsstimmung als je zuvor. Und Das war Emma's Werk. Niemals früher hatte sie so besänftigend auf ihren Vater eingewirkt, nie so viel himmlischen Seelenfrieden in dieses stürmisch bewegte Herz geträufelt, wie dieses Jahr. Sie wich nicht von seiner Seite,

redete ihm zu, ermunterte ihn auf jede mögliche Weise, nur um ihn zu zerstreuen, ihm zu dem so heiteren Abend eine festliche, empfängliche Stimmung einzuflößen; und diese Bemühung eines edeln, schönen und sanften Kindes verfehlte ihren Eindruck nicht. Schon am Morgen des letzten Tages im Jahre sagte der Präsident, als seine Tochter ihn beglückwünschte:

»Meine liebe Emma, ich bin recht vergnügt heute; Du hast mir wohl gethan, ich freue mich auf den Abend – ist aber auch Alles besorgt und in passender Weise vorrätig, denn Du weißt, daß sogar die Herren Minister erscheinen werden!«

»Und wenn Se. Majestät der König selber käme, bester Papa,« antwortete das schmeichelnde Kind, »so solltest Du an Nichts einen Mangel finden.«

»Die Minister!« Das war für den ehrgeizigen Kammergerichtspräsidenten heute der Hauptgedanke. »O! wären sie lieber zu Hause geblieben,« dachte er am anderen Tage; »ihre Anwesenheit hat mir mehr geschadet als genützt!« –

Doch greifen wir dem Abend nicht vor. Um sieben Uhr begann das Fest. Die Säle, die Zimmer, die Korridore waren erleuchtet und angenehm durchwärmt, die Diener standen bereit. Vater und Tochter saßen noch allein im Empfangszimmer und harrten ihrer Gäste. Die Tochter etwas rosiger wie gewöhnlich, belebt von der unerwarteten Freude, die sie dem geliebten Vater würde bereiten können; Dieser, ohne so große Erwartungen, etwas bleicher,

in sich gesunkener als am Morgen, denn die vielen Gäste beklemmten ihn etwas, der von Tag zu Tage mehr der Einsamkeit sich zuneigte und dem lauten Gewühle geschwätziger Menschen eigentlich nie recht hold gewesen war.

Da hörte man die ersten Wagen rollen. Die Gäste waren auf der Treppe. Schnell nach einander füllten sich die Räume des Hauses und die gewöhnlichen Begrüßungen, Fragen, Antworten, das allbekannte Neigen und Lächeln und Aeugeln ward gegeben und erwidert. Wie viele blitzende Orden spiegelten sich heute in den großen Gläsern der präsidialen Zimmer! Wie viele blasse, aschgraue, vertrocknete Wangen mit erloschenen Augen, Physiognomien, wie man sie wunderbar zahlreich in den höheren Klassen der aktendurstigen Beamtenwelt findet, belebten sich heute hier in witzlosem Geflüster und in den wohl-schmeckenden Weinen des kennerischen Wirthes. Von den Künstlern zeigte sich vorläufig Keiner, eben so wenig die jungen Damen; nur das zahllose Heer bebrillter Assessoren, Referendarien und Auskultatoren war reichlich vertreten. Die Meisten drängten sich, neugierig und der kommenden Ueberraschungen gewärtig, nach dem großen Saale, der durch eine papierene Scheidewand in zwei Theile geschieden war, deren größere die Zuschauer einnahmen, deren kleinere die Bühne einschloß, hinter welcher eine Thür in mehrere Herren- und Damenzimmer führte, in denen die versammelte Schauspielerwelt ihren Flitter anlegte.

Da begann der erste Theil der Festlichkeiten. Felix mit seiner Kapelle, hinter dem grünen Teppiche des Vorhanges aufgestellt, leitete mit sanften Tönen die Gemüther der Zuschauer in den geheiligten Zauber der Kunstwelt ein. Als das Spiel und der nachfolgende Gesang zu Ende war, schaute man sich befriedigt an. Man ordnete sich auf den eiligst herbeigetragenen Sesseln; zwei Minister führten in ihrer Mitte den bewegten Festgeber auf seinen Ehrenplatz dicht vor den Vorhang, und konnten, wie sie zu äußern sich herabließen, nicht genug der allerliebsten Einrichtung Beifall spenden. Es war das Alles so gemüthlich, und von einer so liebenswürdigen Tochter hergestellt – glücklicher Vater! reizende Tochter! O, über einen so in allen Dingen begünstigten Kammergerichtspräsidenten.

Da läutete eine Glocke im Hinterraum des Saales und führte eine allgemeine Stille voller Erwartung und Spannung herbei; der Vorhang theilte sich. Man sah einen kleinen Garten: blühende Gebüsche, grüne Bäume füllten den tiefen Grund, rechts und links standen hohe Palmen und Oelbäume, als Sinnbilder der Gerechtigkeit und des Friedens, die in diesen geweihten Räumen herrschten.

Ein Bote des jüngsten Gerichts, künstlerisch und schön, aber phantastisch gekleidet, trat auf. Es war der Referendarius Wolf Josephson in höchst eigener Person. Er sprach den Prolog, von ihm selbst gedichtet. Er erklärte sich abgesandt von dem Höchsten aller Richter da oben in den Wolken: dem hohen Richter auf Erden einen

himmlischen Gruß zu bringen und ihm sein gesegnetes irdisches Wirken in den schmeichelhaftesten Bildern vor Augen zu führen. Ach! hätte Josephson gewußt, was wir wissen, er hätte nicht mit so kühner Begeisterung und einem so warmen Herzen die Milde und Güte dieses gerechtesten aller Richter gepriesen! – Der Bote hatte ausgedet. Seine göttliche Sendung fand sehr irdischen Beifall. Man benickte und belächelte sich gegenseitig, man lebte, man stimmte bei und fand diesen Eingang eben so natürlich wie sinnreich.

»Wer ist dieser junge Mensch?« fragte der Minister links.

»Er spricht wie ein Gott!« rief der Minister rechts.

Kaum war die Antwort gegeben, so ging der Vorhang wieder auseinander. Die lebenden Bilder hatten begonnen. Passende Musik füllte die Zwischenpausen aus. Emma war eine der ersten Darstellerinnen; sie wollte so gern die Wirkung der Uebrigen betrachten. Riepenstahl hatte das Bild gestellt und er selber wirkte mit dem zahlreichen Personale. Man sah die Scene der Großmuth Scipio's des Jüngeren in Spanien, in der bekanntlich die Gemahlin des gefangenen spanischen Fürsten den römischen Eroberer um die Freilassung des erkrankten Gatten bittet. Emma war, zu den Füßen des erhabenen Siegers flehend, rührend anzuschauen an Schönheit und weiblicher Fürsorge. Das Bild fand allgemeinen Beifall und bewegte alle Herzen. Es folgten nun die anderen in wohlberechneter

Reihenfolge. Man wurde immer entzückter, denn die Mitwirkung geistiger künstlerischer Kräfte war zu augenfällig, um nicht bemerkt zu werden. Die Versammlung wurde mit jedem Augenblicke stiller, gespannter, aufmerksamer. Die Minister zollten ernstlichen Beifall und dachten schon an eine Wiederholung des Dargestellten vor höheren Personen in ihren Ministerhôtels.

Da kam das letzte Bild. Eine romantische, das leidenschaftlich wallende Blut des Menschenherzens in geschwindere Pulse jagende Musik weckte den trägsten Lebensgeist zu neuer Anspannung. Der Vorhang fuhr blitzschnell auseinander. Die Beleuchtung war magisch klar, man konnte jedes Härchen im Barte des Königssohnes sehen.

»Ah!« rief die ganze Versammlung, und wie ein elektrischer Funke durchzuckte es alle Herzen. Es war ja das angestaunte, allbekannte Bild des geheimnißvollen Künstlers, der mit pochendem Herzen jetzt selber hinter dem Vorhange stand und die Wirkung seines Werkes beobachtete. Die spitzbogigen Fenster des ragenden Felsschlusses blinkten stolz hernieder in das wilde Schluchtengewirr der romantischen Felsengegend. Wie natürlich dräueten Steine und dornige Gebüsche. Aber die Gestalten selber, wie wirkten sie mächtig mit ihrem Ausdrücke des Wahren, Natürlichen, Menschlichen. Wie innig lehnte sich Judith an den starken Bruder, dessen Linke sie in ihre schöne Hand gepreßt hielt. Wie wehmüthig verlangend sandte sie ihren umflorten Blick nach der majestätischen Bergfeste, in welcher der grausame Vater jubelnd zechte. Man

hätte ihr Herz vor Gram und Weh' können schlagen hören.

Nun aber der grimmige, schönedle, von gerechtem Hasse erfüllte Bruder! Wie wuthentbrannt griff er mit dem quellenden Fleische seiner Rechten an das blitzende Messer, wie zornesglühend schleuderte er die Flammen seines funkelnden Auges gerade aus in die Augen des – ja, des *einen* Beschauers, denn Eduard hielt seine Blicke auf die Mitte, den Vordergrund des Saales gebannt, und hier begegneten sie zum ersten Male den zitternden Augen des geisterhaft aufgeregten Präsidenten, der seine Haare sich sträuben und seine Pulse stocken fühlte.

Und was geschah da? Ein einziger lauter Aufschrei erschallte plötzlich mitten in dem wirbelnden Frohlocken der Zuschauer. Zwischen den beiden Ministern sitzend, war der Präsident in seinen Lehnstuhl zurückgesunken, krampfhaft seine Hand gegen das schmerzergriffene Herz pressend. Die Minister sprangen auf – schon war der Vorhang gefallen. Es entstand ein allgemeines Gewirre. Man sagte, den Präsidenten habe der Schlag gerührt – man hatte schon nach dem Hausarzte einen jagenden Boten gesandt – bald war er in sein Bette gebracht – die Gäste hatten schleunigst die erleuchteten Säle verlassen – das Präsidentenhaus stand leer – ganz leer, und an dem Bette des plötzlich Erkrankten knieete händeringend die weinende Tochter, die keine Ahnung von der Ursache dieses unglücklichsten aller Zufälle hatte.

Verlassen wir aber dieses Haus noch nicht. Warten wir die Mitternachtsstunde an diesem Krankenbette ab, da

der trostsprechende Arzt wieder in seinen festlichen Zirkel zurückgekehrt war, den er brummend und scheltend über die unnütze Störung verlassen hatte.

Waldemar Ramkau lag entkleidet auf seinem Lager, die still weinende Emma saß neben ihm, seine brennende Hand in der ihrigen haltend und von Zeit zu Zeit mit den zärtlichsten Küssen bedeckend. Der Arzt hatte einen beruhigenden Trank verordnet, denn er kannte schon den gewöhnlichen Verlauf dieser präsidentlichen Anfälle. Der Kranke lag still da: die Augen geschlossen, anscheinend im ruhigsten Schläfe. Aber in diesem hastig pochenden Herzen war in diesem Augenblicke keine Spur jenes sanften Schmerzmittels vorhanden. Im Gegentheile, dieser Mann arbeitete heftig in seinem Geiste, der nie so klar gewesen war, wie in dieser Stunde. Auch Waldemar Ramkau wälzte einen Entschluß in sich herum, und der Zufall kam herbei, denselben sofort in's Leben zu führen.

Nämlich als Vater und Tochter in dieser Lage die Nacht durchwachten, die sie bei Scherz und Heiterkeit, Musik und Tanz zuzubringen gehofft hatten, ließ mit einem Male die Mitternachtsstunde ihre zwölf vollen Klänge verarbeiten. Schon die Bedeutung dieser zwölf, so rasch auf einander folgenden Schläge, die in seinem Innern schwirrend widerhallten, erschütterten den Präsidenten auf das Heftigste.

»Ein neues Jahr,« sagte er still zu sich, »mit neuen Sorgen, neuen Befürchtungen, neuen Qualen – großer Gott!«

Als aber nun von der nahebei liegenden Domkirche Posaunenschall sich hören ließ, und von der Höhe des

Thurmes die feierlichen Klänge des heiligen Gebetes erschollen: Nun danket Alle Gott! – da braus'te auch ein feierlicher Posaunenschall in dem wunden Herzen dieses Menschen wider, er rief ihn wach zur Ausführung eines längst gehegten Gedankens, der auch in diesem gewichtigen Augenblicke seinen Geist erfüllt hatte.

Plötzlich, als die Posaunenklänge verhallt waren, richtete der Präsident zum Erstaunen seiner Tochter sich auf, sah sich rings im Zimmer um und fragte leise:

»Sind wir allein, Emma?«

»Ja, mein Vater, ganz allein.«

»So gehe zur Thüre, siehe, ob noch ein Diener wach ist, dann kehre zurück und schließe die Thür hinter Dir zu.« –

Die erschreckte Tochter that wie der Vater geheißen.

»So,« sagte Dieser, als sie wiederkam. »nun ist es Zeit, Emma. Hast Du die erste Stunde des neuen Jahres gehört? Wohl! Sieh, in diesem Jahre muß ich die Ruhe erhalten, die mir schon seit vielen Jahren fehlt, und damit sie komme, will ich – beichten.«

»Beichten? Um Gottes willen, mein Vater! Einem Geistlichen willst Du beichten?«

»Einem Geistlichen? Ha, ha, ha! Was kann mir ein Geistlicher, ein Mensch sein, der vielleicht eben so sündhaft wie ich, von ähnlichen inneren Qualen zerfleischt wird und sich nur die Salbung eines göttlichen Boten anmaßt. Nein, mein Kind, ich brauche ein reines, unschuldig Herz – ein Herz wie das Deinige, und darum will ich *Dir* beichten.«

Die Tochter fürchtete, der Vater phantasire. Sie faßte sanft nach seinem Kopfe und fühlte eine brennende Hitze darin.

»Mir willst Du beichten?« fragte sie lächelnd und doch geängstigt.

»Ja, Dir! der Vater seinem Kinde, das ihm die Natur selber als höchsten Richter gegeben hat, denn mich kann nur ein Herz, ein fühlendes Herz verurtheilen, nicht aber der Buchstabe des Gesetzes, denn in Buchstaben habe ich nie gefehlt, höchstens nur in Empfindungen. Aengstige Dich daher nicht, mein Kind. Ich bin nicht so krank, wie Du Dir einbildest und wie die Menschen nach dem heutigen Verfall wohl glauben mögen – ich bin nur krank in der Seele – denn, ich habe einen Fehltritt begangen, der sich jetzt an mir selber rächt.«

»Mein armer Vater! Wie beklage ich Dich!«

»Und mit welchem Rechte! Zuvor aber, ehe ich Dir meine Lebensgeschichte erzähle, wie weder Du noch die Welt sie kennt, beantworte mir eine Frage. Wer war der Mann, der heute Abend – den verstoßenen Königssohn in des Malers Bilde vorstellte?«

»O mein Vater, das weißt Du ja! Es ist ein Arzt, Herr Wollzagen, der frühere Lehrer unserer lieben Judith.«

»Irrst Du Dich auch nicht? Weißt Du das ganz bestimmt? Wer ist sein Vater?«

»Ich weiß es ganz bestimmt, wie man es wissen kann. Sein Vater ist ein Prediger, ich glaube – doch ich weiß nicht recht, wo.«

»Und wie kam er in mein Haus?«

»Auf unsere dringende Bitte – Judith und ich haben ihn überredet, jene Rolle im Bilde zu übernehmen, wozu er nicht die geringste Lust hatte, denn er lebt eben so zurückgezogen, wie unaufhörlich seinen Studien ergeben.«

»Erkundige Dich noch genauer nach ihm – hörst Du – und theile mir mit, was Du über ihn erfährst. Dieser Mensch ängstigt mich – und vor allen Dingen – sei er, wer er will – er darf unser Haus nicht mehr betreten – er stört meine Ruhe – verstehst Du?«

»Ich verstehe. Aber wie ist das möglich?«

»O, wenn Du wüßtest, mit welchem Auge er mich angesehen hat!«

Und in seinem Innern flüsterte der geängstigte Mann den so gefürchteten Namen: Beata!

»Aber das lag ja in dem Bilde, mein Vater!«

»Richtig! Eben das Bild hat mich schon genug geängstigt.«

»O mein Gott! Und ich glaubte, Du hättest einen so großen Gefallen daran.«

»So also ist es! Daher dieses Mißverständnis!«

»Daher ganz allein, mein Vater!«

»Und ich glaubte schon, er hätte selbst dieses Alles angestiftet!«

»Wer selbst?«

»Er – der Arzt, Wollzagen!«

»Bewahre! Er hat nicht einmal von dem Bilde gewußt. Es ist in seiner Abwesenheit verfertigt, und der Maler hat ohne sein Wissen sich seines Gesichtes wie Judith's bedient.«

»Der Maler? Lambeck? Der gefällt mir auch nicht. Ich mag ihn nicht wiedersehen.«

»Gewiß nicht, mein Vater! Aber was wolltest Du mir – mittheilen?«

»Ja wohl, Du sollst es hören. Du hast mich schon in Etwas beruhigt – aber ich will vollkommene Ruhe haben. So höre also.«

Und nun erzählte der Vater seinem Kinde Alles, was sich, so weit er es wußte, auf Eduard's Leben bezog. Nur von dem verbrannten Kästchen sagte er Nichts, denn das hatte er als eine nebensächliche Kleinigkeit vergessen. Er deckte seinen Leichtsin, seine Härte – wie man es nun beurtheilen will, auf. Das aber könne er mit dem theuersten Eide beschwören, sagte er, daß er den Untergang des Kindes nicht gewollt habe. Ueberhaupt legte er seiner Erzählung so viele Milderungsgründe bei, daß Emma selbst nicht recht wußte, wie ihr Vater von einem solchen Verfall so tief und so lange Jahre könne gebeugt werden. Aber freilich, der gute Vater war ja so gerecht und streng mit den Vergehen Anderer; kein Wunder, wenn er sich selbst schon verurtheilte, da er kaum anzuklagen war. Daher sprach sie ganz ruhig und unbefangen nach vollendeter Erzählung Folgendes:

»Ich begreife nicht, mein Vater, wie Dich dieses Ereigniß niederschlagen kann. Es ist ein Unglück für das Kind, das ist wahr. Aber Du sagst ja selbst, daß Du es nicht absichtlich veranlaßt hast. Es gehen viele Kinder verloren, und glaube mir, wenn es noch lebte, es würde

längst, wenn nicht aus sich selber, von irgend einem Andern getrieben worden sein, seine Herkunft, seinen Vormund öffentlich zu ermitteln.«

»Das habe ich mir selbst gesagt, Emma, aber für mich ist kein Trost, was geschehen sein *würde* oder *könnte*. Ich bin ein Mann absoluter Gewißheit und Sicherheit, mein Kind, ich liebe zu sagen, zu wissen: Das ist *so* und Das ist *nicht so*.«

»Nun, dann weiß ich ein Mittel, mein Vater.«

»Ein Mittel? Sprich, sprich – ich eben weiß Keins.«

»Mache die ganze Geschichte durch öffentliche Blätter bekannt – fordere den Knaben auf, sich zu melden – dann hast Du Deine vollkommene Schuldigkeit gethan.«

»Wie? Ich? Oeffentlich? Bewahre mich Gott davor! Lieber will ich sterben, meine Tochter. Das hätte ich vor zwanzig Jahren thun müssen. Heute käme meine Appellation zu spät. Um Gottes willen! Wie kannst Du *mir* das rathen. Ich –« und ein bitteres ironisches Lächeln fuhr wie ein verkümmerter Blitz über das bleiche Antlitz des Kranken – »ich, an den der höchste Richter selbst heute Abend symbolisch einen seiner Boten gesendet hat, meine Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit zu rühmen – ich, vor Aller Augen sollte ich hervortreten und mir ein öffentliches Zeugniß meiner Schwäche, meiner – meiner, wie soll ich sagen – ausstellen! Nein, mein Kind, das war ein guter Rath für einen Andern, aber nicht für mich, Deinen Vater.«

»Dann weiß ich keinen andern, –« seufzte das Mädchen.

»O, ich fühle mich jetzt schon so leicht und ruhig, wie lange nicht,« stöhnte der Präsident und drückte dankbar die kleine Hand seiner Tochter. »Es ist herunter von meinem Herzen, und da Du mich nicht verurtheilt hast, erscheine ich mir selber voll geringerer Schuld. Aber geh' zu Judith – frage, forsche, und was Du auch entdeckst – theile mir es mit. Und nun will ich zu schlafen versuchen – gute Nacht, mein Kind, geh' auch Du zur Ruhe.«

Am nächsten Morgen aber in aller Frühe begab sich Emma zu Judith und beruhigte diese über den traurigen Zufall ihres allgemein bedauerten Vaters.

»Nun habe ich aber eine Bitte an Dich, liebe Judith,« fügte Emma hinzu, »und Du mußt mir dieselbe erfüllen.«

»Gern, theuerste Emma, sprich.«

»Erzähle mir Alles, was Du von dem Doctor Wollzagen weißt. Du kennst ihn genauer. Mein Vater hat eine Muthmaßung, daß er nicht ist, wofür er sich ausgiebt.«

Judith war auf das Tiefste ergriffen, aber sie unterdrückte mit ihrer natürlichen Kraft jede Miene, jedes Wort, welches ihr Staunen hätte verrathen können. Augenblicklich begriff sie, daß hier ein Geheimniß obwalte, aber zu gleicher Zeit auch erinnerte sie sich, daß ihr Freund ihr selbst sein einziges Geheimniß als Beweis seiner ganzen Ergebenheit mitgetheilt hatte. Wie gut also war jene Aufrichtigkeit Eduard's gewesen. Hätte er Judith nicht in sein Vertrauen gezogen, so hätte diese

vielleicht jetzt, da sie schon lange verschiedene Andeutungen von mehreren Seiten über Eduard's eigenthümliche Verhältnisse hatte flüstern hören, Emma's Frage anders beantwortet. Sie fühlte aber, was sie ihrem Freunde schuldig war, und augenblicklich war sie bereit, ihm den ersten Beweis zu liefern, daß sein Vertrauen in ihre Verschwiegenheit ein gerechtfertigtes gewesen sei. Sie theilte daher der fragenden Emma nichts Anderes mit, als was diese schon wußte und was Eduard selbst von sich wollte wissen lassen. Er war und blieb der Sohn des Pfarrers zu Bilsingen und weiter nichts.

Emma schien beruhigt und kehrte wieder nach Hause zurück.

Judith aber war nicht so beruhigt. Augenblicklich dachte sie an Lambeck, der mit so großem Eifer, hinter welchem augenscheinlich eine tiefere Absicht versteckt lag, das Bild der Königskinder gemalt und das Ausstellen desselben beim gestrigen Feste betrieben hatte. Das mußte Eduard sogleich erfahren. Sie schrieb einige Zeilen an ihn und bat ihn, sofort zu ihr zu eilen. Eine halbe Stunde darauf kam er schon. Judith theilte ihm Alles mit, was sie wußte. Eduard war gleichfalls erstaunt.

»Bin ich nun Ihre Freundin?« fragte ihn Judith.

»Ja, Sie sind es. Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht. Bleiben Sie es ferner, ich werde mich auch als Ihren Freund erweisen. Mit Lambeck werde ich ernstlich reden.«

»Das scheint mir in der That nothwendig zu sein. Er hätte Sie in große Verlegenheit bringen können.«

»Das hat er schon gethan; seinen weiteren Unternehmungen muß aber vorgebeugt werden.«

»Sie stehen also in Beziehung zu dem Präsidenten?«

»Ja, Judith – ich gestehe es ein. Das *Wie* aber – bleibe noch *mein* Geheimniß.«

»Ich verstehe – ich verlange nichts mehr. Bauen Sie auf mich! Uns verbinden jetzt schon viele Fäden!«

»Ich hoffe, es sollen ihrer noch mehre und stärkere werden!«

»Gebe es Gott!«

»Wende er Alles zum Guten! –«

Und so schieden die beiden an Charakter, Schönheit, Jugend so übereinstimmenden Menschen, Mann und Weib in der schönsten Bedeutung des Wortes – und Beide ahnten nicht, daß jene stärkeren Fäden inniger Verbindung auch schon von den Händen der unermüdlichen Parzen gesponnen wurden.

### DRITTES KAPITEL. DIE ZWEITE WERBUNG.

Aber die Minister, der der Justiz und der der Finanzen, waren am Sylvesterabende die geehrtesten Geiste in Waldemar Ramkau's Hause gewesen! Und die Gegenwart der Mächte des Himmels wie die der Erde, wo sie sich auch den Augen der Sterblichen gezeigt, ist stets eine verhängnißvolle gewesen, denn jene Mächte hinterlassen Spuren, die sichtbar und fühlbar sind, sie bringen Geschenke, die entweder Segnungen oder Strafen sind, je nachdem sie die Hütte des Gerechten oder den Palast des Ungerechten besuchen. Oft aber bringen sie Beides,

der blinde Mensch erkennt nur nicht an der Gabe heraus, ob der Geber ein lohnender oder ein strafender war. So sollte es auch hier sein.

Der berühmte Hausarzt des Kammergerichtspräsidenten war auch zugleich der des Justizministers; und natürlich machte er wöchentlich Besuche bei seinen hohen Patienten, denen immer etwas fehlt, und stattete getreulichen Bericht ab. Der gelehrte Mann hatte die Leber des Präsidenten sehr geschwollen gefunden, und in den Augen des Justizministers schwoll sie zu einem wahren Berge an. Das war ja auch so natürlich, das kam so häufig vor. Das arme Menschengeschlecht muß an seinem Körper so schwer für die Arbeiten des Geistes büßen! Der Präsident hatte sich überarbeitet, hatte sich schon seit Jahren keine Ruhe, keine Erholung vergönnt.

»Wenn das so fort ginge,« berichtete Aeskulap's Schüler, »wäre der ausgezeichnete Jurist dem Staatsdienste verloren; seine Gesundheit beginne schon stark zu wanken; noch ein paar solche Anfälle, wie die Herren Minister ihn mit eigenen Augen gesehen, und sie wäre gänzlich gebrochen, unwiederbringlich verloren, und das sollte dem menschenfreundlichen Arzte in doppelter Beziehung leid thun: im Interesse des verehrten Patienten, und in dem höheren des Staates. Ich muß auf Ruhe, lange, lange Ruhe dringen, Excellenz!«

»Aber was thun, Verehrtester?«

»Warmes Klima – gänzliche Entfernung von Geschäften – Zerstreung – Unterhaltung – ich sehe in Nichts eine größere Heilkraft als – in Italien!«

Italien! Du glückliches Land, dessen warme Sonne die Krebschäden so vieler unserer Brüder heilen soll, so viele Wunden, die das Schwert des Krieges geschlagen, so viele brechende Herzen, die der Staub des Friedens verödet hat – erbarme Dich auch diesmal eines wunden, müden, verwelkenden Pilgers, nimm ihn an Deine belebende Brust, säuge ihn mit Deiner frischen Lebensmilch, erstarke die entmastete Seele zu neuen Anstrengungen zum allgemeinen Staatswohle und gieb ihr die elastische Schwungkraft wieder, die den menschlichen Stolz, das Gefühl seiner Urkraft, das Geheimniß des Widerstandes gegen sein drohendes Schicksal im Gefolge haben soll – erbarme auch Du Dich des armen, täglich mehr hinschwindenden Kammergerichtspräsidenten, damit er ermannt wiederkehre und mit der Uebernahme höherer Geschäfte auch den Trotz wiedererhalte, seinem Feinde eine eiserne Stirn, seinem Geschicke ein stählernes Herz bieten zu können! –

Die Minister arbeiteten in diesen Tagen außerordentlich fleißig in ihrem Kabinette an dem Wohle eines der Ihrigen, und der kühne Wurf gelang; des Präsidenten Ruhe und Erholung ging ihnen über ihre eigene Ruhe und Erholung.

Eines Morgens, es war schon Ende Januars und der Kranke hatte auf Befehl seines Arztes das Zimmer noch nicht verlassen dürfen, trat unerwartet der Justizminister in das Kabinet des Präsidenten ein. Seine Excellenz hatte heute eine ungemein heitere, glückverheißende Miene. Er war der auserwählte Sendbote eines höheren Herrn,

dessen Gnade seinem faltigen Gesichte einen Abglanz erhabneren Glanzes verliehen hatte.

»Mein *lieber* Ramkau!« lautete die freundschaftliche Rede, »ich komme im Allerhöchsten Auftrage, um mich nach Ihrem theuren Befinden zu erkundigen.«

»Unermeßlichen, unterthänigsten Dank, Excellenz, ich bin zu schwach, mich stärker ausdrücken zu können.«

»Ja, Sie sind sehr schwach. Aber ich habe ein Heilmittel in dieser Hand – was ist es, rathen Sie!«

»O, meinen Abschied –!« lallte der schwache Kranke

»Mein *theurer* Ramkau, nein! Sie sind zu bescheiden und gerecht gegen Jedermann, allein ungerecht gegen sich selber. Man anerkennt Ihre großen Verdienste, Ihren leider zu großen Eifer, der die eigene Gesundheit untergrub, um die geistige Gesundheit und Wiedergeburt Anderer zu begründen – sehen Sie hier – mehr konnte ich, das schwache Werkzeug, für Sie nicht thun –«

Und die Excellenz, die nicht gerne viel sprach, sondern viel lieber ungeheuer viel handelte, entwickelte den ersten Orden, der Waldemar Ramkau's Brust schmücken sollte, dem kleinen Packete, welches sie in der Hand trug.

O, welche Freude, welche Bescheidenheit, welche Dankbarkeit sprach sich auf dem wachsgelben Gesichte des Kammergerichtspräsidenten aus!

»Was soll ich sagen!« stammelte er. »Ich bin so schwach!«

»Ja, Sie sind sehr schwach! Aber auch für die Wunden Ihres Leibes habe ich einen köstlichen Balsam. Sehen Sie hier. Ein jahrelanger Urlaub ohne Gehaltsabzug

– Befreiung von allen Geschäften – Erholung – Ruhe – Erstarkung, zum allgemeinen Besten, in – Italien!«

»O!« – Weiter konnte der Präsident Nichts sagen, denn er fühlte sich in diesem Augenblicke schwächer als je.

Bald darauf, mit einem ganzen Sack voll Artigkeiten und Dankbarkeitsbezeugungen beladen, entfernte sich die verhängnißvolle Excellenz. Waldemar sprang mit großer Behendigkeit von seinem Stuhle auf. Er betastete seine Leber, die mit einem Male ungeheuer aufschwoll.

»Was!« rief er so laut, daß ein Diener aus dem Putzzimmer erschrocken hereinstürzte, denn er fürchtete einen neuen Schlaganfall – »Was! Mir einen jahrelangen Urlaub, den ich gar nicht verlangt habe? Und das soll eine Gnade sein? Und dazu dies – dies Kreuz? Wollen die Leute mich mit Homöopathie heilen? Habe ich nicht schon Kreuz und Elend genug?«

Und er besah den mit kleinen Edelsteinen besetzten Löwen, der, in der Mitte des Ordens angebracht, ihn mit seltsamer Löwenzahmheit anzulächeln schien.

Aber die sanften Augen dieses zahmen Löwen besaßen eine beinahe magische Gewalt. Sie besänftigten den Urfeind, den wilden Tiger in der Brust des Präsidenten auf eine bewunderungswürdig schnelle Weise. Der Präsident war in seinen Schlafrock gekleidet, aber dieser Schlafrock war von veilchenblauem Sammet. Er stellte sich vor den Spiegel, nahm eine Stecknadel und befestigte den zahmen Löwen auf seinem Tigerherzen, das plötzlich seine Wildheit verloren hatte.

»Das sieht gut aus!« flüsterte er freudig und besah seine weißen halb abgebissenen Zähne dabei – »nun! die Austern können sie noch zerbeißen,« dachte er – »ah! das sieht sehr hübsch aus! Aber nach Italien –? Ich? Wegen meiner Leber? – Nun, eigentlich ist die Idee so übel nicht! Und mein Gehalt soll ich behalten? Allerliebste! Ich gefalle mir immer mehr. Wer das ausgeheckt hat, ist so dumm nicht gewesen – ich küsse ihm im Stillen – natürlich im Stillen – die Hand. Ah! mir wird ganz leicht bei diesem Gedanken.«

Und er schellte mit einem Male so laut, daß drei Diener auf einen Sprung herbeistürzten.

»Meine Tochter!« schrie er.

Emma trat ein. Ihr Vater präsentirte sich mit seinen vielen Kreuzen, die heute um ein sehr glänzendes vermehrt worden waren.

»Mein Vater!«

»Meine Emma! Wir gehen nach Italien – so bald wie möglich, Du gehst natürlich mit – packe ein, schaffe an, besorge Alles, ich muß den römischen heitern Himmel sehen.«

Emma war wie versteinert. Die ruhige Erzählung des Vorgefallenen vernahm sie erst später. Und nun war in das Präsidentenhaus eine Rührigkeit eingekehrt, die die halbe Stadt mit Ankäufen, Besorgungen und Bestellungen in Anspruch nahm. Denn schon um die Mitte des Februar war der Tag der Abreise anberaumt, da der Präsident plötzlich eine außerordentliche Nothwendigkeit,

seine Lungen in wärmerer Luft sich ausblasen zu lassen, eine wahre Sehnsucht nach der Haut eines neuen Menschen in sich verspürte, denn das war einmal ausgemacht: unter jenem ewig reinen Himmel sollte der alte Adam gewechselt und, nach Beseitigung aller erbärmlichen Erdschlacken, ein frisches heiteres Leben begonnen werden, gerade so, wie eine Schlange in den wärmsten Tagen des Jahres ihr glitzerndes Gewand wechselt. Es war ja nur ein Urlaub, den der Präsident erhalten hatte, und nicht – der gefürchtete Abschied.



Eduard saß in seinem Zimmer und war mit seinen Studien beschäftigt. Da trat Josephson herein. Als jener von dem Buche, worin er las, aufschaute, ward er betroffen, denn es schien ihm, als habe der Freund einige Thränen vergossen. Seine Wangen waren mehr als sonst geröthet und sein braunes Auge hatte einen düstern, unheimlichen Glanz. Seine Bewegungen, sonst so ruhig und gemessen, verriethen in ihrer ungestümen Hastigkeit eine innere Aufregung, die wegen ihrer Seltenheit bei dem gewöhnlich gleichmäßig heiteren Wesen des Referendars um so stärker in die Augen fiel.

Diese Aufregung hatte sich desselben schon seit dem verunglückten Festabende bemächtigt, war aber durch die unvorbereitet vernommene Reisenachricht auf eine unglaubliche Weise vermehrt worden

Die Flamme, die in diesem leidenschaftlich heißen Herzen brannte, hatte einen lebhafteren Stoff als in dem sentimental, stillschwärmerischen Künstler Manowsky gefunden. Dieser duldete mit Ergebung seine Schmerzen, eine stille Verzweiflung nur konnte sich seiner bemächtigen; in Josephson wühlte dieser Schmerz stürmisch kämpfend mit seinen Gefühlen; eine tobende Gluth lief durch seine Adern und am liebsten hätte er diesen Schmerz, wenn er seiner hätte habhaft werden können, mit seinen Armen ergreifen und mit einem kräftigen Drucke erwürgen mögen. Dieses letzte neue Jahr hatte für den armen jungen Mann höchst spöttisch begonnen und bis jetzt wenigstens einen sehr tragischen Fortgang gehabt. Als Sendbote des höchsten Richters, in ein altklassisches Gewand gehüllt, die Wangen bemalt, war er vor den Augen einer großen Versammlung, seinem Gönner zu Ehren, aufgetreten, hatte himmlischen Lohn, ewigen Frieden verkündet, sich selbst das Beste von Allem, die schöne Hand eines so reizenden Mädchens, wie Emma war, verheißend. Und nun, in einem seiner abgetragenen Röcke einher wandelnd, denn alle Lebenslust war plötzlich von ihm gewichen, sah er seinen Gönner unvermuthet entschlüpfen und sogar Jahre lang ihm den Anblick der Geliebten entziehen. Denn was konnte in einem oder zwei Jahren nicht Neues vorgehen? Konnte nicht ein reicher Mann, Gott weiß wer, kommen und die Hand Emma's erbeuten?

Diese eine, schreckliche Möglichkeit hatte noch tausend andere, nicht weniger schreckliche, im Gefolge; und

wir müssen bekennen: schon diese eine wäre hinreichend gewesen, einen feurigen Liebhaber zu Boden zu schmettern. Josephson aß, trank und schlief nicht; unstät lief er umher, arbeitete flüchtig, horchte nur, wie ein schlafender Hase auf seinen Feind horcht, was seine Mitarbeiter von der Reise des Präsidenten fabelten, und vermied jede fröhliche Geselligkeit, die ihm, dem sonst geselligsten Gesellen, nur wie ein Hohnlächeln eine Ironie auf sein eigenes trübes Leben erschien. Bei Eduard freilich war er jeden Tag gewesen, hatte sogar den Sonnabendverein, der nach wie vor bestand, besucht, war aber stets wie eine düstere Wolke erschienen, die nichts als Regenschauer, Schlossen und Hagel auf die darunter Wandelnden fallen läßt. Er konnte Eduard's Ruhe nicht begreifen, mit der Dieser ihn zu trösten versuchte; alle Welt, meinte er, hätte den Schmerz, die Wuth, die Raserei, die ihn erfüllten, fühlen und namentlich mit Rath und That wie sonst ihm beitreten müssen.

Eduard indessen war weniger ruhig gewesen, als er dem aufgeregten Freunde erschien. Er konnte seine eigene Bewegung nur besser bewältigen, er hatte eine stärkere Fassung und zwar schon deshalb, weil er mit sich selbst dachte, sann, zu Rathe ging, während Josephson nur raisonnirte, tobte und schimpfte. Heute nun, am Tage vor der Abreise des Präsidenten, hatte Eduard den Freund schon lange erwartet, denn wie er ihn kannte, wußte er, daß er kommen und seinen letzten Jammer

vor ihm ausschütten würde. Und er kam, wie wir gesehen, wirklich, lief nun im Zimmer wie ein angeschossener Eber auf und ab und hätte sich die Haare ausraufen mögen, wenn er sich nicht vor sich selber geschämt hätte. Eduard beobachtete ruhig die heftigen Geberden des Sanguinikers und dachte bei sich: »Wie die Freude, so der Schmerz – laut, heftig, gewaltsam – was sind das für glückliche Menschen! Sie lachen oder wüthen sich aus, dann ist Freude und Schmerz zu Ende. Ich tobe nicht – mein Schmerz sitzt tiefer – nun! Wird er nicht bald losbrechen! – Nein!« Josephson schwieg und trabte nur, keuchend, mit Armen und Händen umherfahrend, auf und ab.

»Nun! Wolf,« begann Eduard, »Du sagst ja heute gar Nichts.«

»Was soll ich sagen – es ist Alles, Alles vorbei. Morgen reis't sie ab – ich kann sie nicht einmal mehr sehen, geschweige denn sprechen.«

»Das hättest Du doch früher versuchen sollen – jetzt freilich ist es zu spät.«

»Hättest Du – hättest Du –« äffte der Andere nach, »ich weiß wohl, was ich hätte und wieder hätte thun können, damit ist aber gar Nichts geholfen.«

»Gemach, Freund, solch Gebrülle mag den wilden Thieren eigen sein, der Mensch soll denken und handeln.«

»Denken und handeln? Was Du klug sprichst! Womit soll ich denn denken und handeln? Habe ich denn noch Verstand? Habe ich noch Thatkraft –?«

»Ja so, das wußte ich nicht, die sind schon im Voraus nach Italien abgereis't –«

»Eduard! Du spottest auch noch, Du!«

»Ein Mensch, der seinen Verstand auf Reisen schickt, ja! der ist nur des Spottes werth. Rufe ihn zurück, so sollst Du mich reden hören.«

»Er kommt mir schon wieder, Junge! Ich merk' ihn. Bei Dir ist eine ruhige Luft. Sprich, was Du willst, ich höre.«

»Nun, Das laß' ich mir gefallen. Komm und setz' Dich; Dein Getrampel ist eine schlechte Begleitmusik – so! Was nun?«

»Was nun? Du wolltest ja etwas sagen.«

»So höre mir zu. Wie weit warst Du denn in Deiner Bewerbung um die Tochter des Präsidenten vorgerückt?«

»O, es ging Alles ganz gut. Meine Laufgräben waren fertig, der Sturmschritt schon eingeübt – es wäre mir bei Gott geglückt! Da kam Euer verdammtes Bild – und die Juden liefen alle zum Tempel hinaus. – Aber dem Lambeck gedenke ich's früh oder spät! Ich habe ihn lachen gesehen, als wir alle unsere Mäntel nehmen mußten und davon liefen, als brennte hinter uns das Haus – ich war noch in meiner klassischen Bekleidung – es lag eine wahre Schadenfreude auf seinem Gesichte – Dem wische ich auch noch einmal Eins aus – Du hegstest ja selber den Verdacht, er hätte Etwas gegen Dich im Schilde gehabt.«

»Diesen Verdacht hege ich auch noch. Und wäre er nicht verreis't, so wüßte ich schon lange, was ich zu wissen wünsche. Es liegt allerdings etwas Dämonisches in

diesem Menschen – er wird aber seinen Bändiger schon finden, wenn wir es auch nicht sind –«

»O, wie wollte ich ihn am Zügel nehmen, wenn ich ihn in die Hände bekäme – übrigens ist er wieder da, denn ich bin ihm heute Morgen begegnet.«

»Hast Du ihn gesprochen?«

»Nicht mit einer Sylbe. Er lächelte abscheulich, wie er immer lächelt, wenn er Einem Eins versetzt hat, und ich begab mich von dannen –«

»Das hätte ich nicht gethan. Ich werde noch heute zu ihm gehen.«

»Was willst Du thun?«

»Klar sehen – ob er uns Freund ist oder Feind!«

»Aber was hilft *mir* das? Eduard, ich bitte Dich – denke, denke für mich – morgen reis't sie ab – wenigstens auf ein Jahr.«

»Das ist eine lange Zeit!«

»Eine Ewigkeit!«

»Ja! Und eine qualvolle! Wenn es sich thun ließe!«

Josephson sah seinen Freund, der still nachdenkend da saß, verwundert an. »Was hast Du vor Eduard, mein Junge?«

»Etwas Gutes, Wolf! Laß' mich allein!«

»Was hab' *ich* davon?«

»Das wirst Du sehen. Ich muß es mir überlegen. – Höre, gehe heute Abend nicht aus, erwarte mich bei Dir, wenn es auch spät wird. Du hast sonst immer etwas Gutes in der Speisekammer – wie ist sie versehen?«

»O, vortrefflich – erst gestern kam eine Kiste – ich habe aber keinen Appetit, und so mag es verderben.«

»Es soll Nichts verderben, ich lade mich heute Abend bei Dir zu Gaste. Vielleicht bringe ich noch Etwas mit?«

»Wen bringst Du mir?«

»Ich weiß es noch nicht. Lebe wohl!«

»Ja wohl!«

Josephson ging, Eduard war allein.

Wie immer, wenn er etwas Neues in seinem schöpferischen Geiste sich entwickeln sah, ging er im Zimmer umher. »Was kann ich für ihn thun?« dachte er. »Es scheint, als sollte ich alle meine Freunde verheirathen. Wer wird für mich sorgen? Doch das ist das Wenigste. Aber in diesem Falle wird es schwieriger sein – das heißt, wenn sie ihn noch nicht liebt! Liebt sie ihn, wie er denkt, dann ist es schon leichter. Und was mich selbst betrifft, was kann sich ereignen? Ich kann mich enthüllen, das ist Alles! Früher oder später wird das doch geschehen! Also das ist Nichts! Einen Verdacht hegt sie schon! Aber Verdacht und Gewißheit! Das ist ein beträchtlicher Unterschied! Mag geschehen, was wolle! Ihm muß geholfen werden. Wir wollen sehen!«

Und rasch, wie er sich entschlossen, kleidete er sich an und eilte zu Judith. Glücklicher Weise war sie allein.

»Guten Abend, Judith,« sagte er. »Ich komme etwas in Eile.«

»Das sehe ich, Sie sind gelaufen. Guten Abend!«

»Ich arbeite für Andere, da muß man es nicht genau mit seinem Athem nehmen. Sie müssen mir helfen, Judith.«

»Gern, wenn ich weiß, womit.«

»Kurz und gut – ich muß Emma sprechen, und *allein* sprechen!«

»Emma? Heute? Das wird beschwerlich sein! Sie reis't morgen ab!«

»Das weiß ich, Sie sollen dabei die bedenklichste Aufgabe haben. Sie müssen sie her zaubern. Sie können auch hören, was ich mit ihr spreche, da, dort im Zimmer, lassen Sie die Thür offen, es ist für Sie kein Geheimniß.«

»Ich vermuthete es, Sie sehen, ich beeile mich. Für Sie Alles!«

Und schon hatte sie ihre Handschuhe angezogen und da es schlechtes Wetter war, bestellte sie den Wagen.

»Das ist recht,« sagte Eduard, »so geht es schneller – so macht sie sich die Füßchen nicht naß.«

»Wenn sie aber nicht *will*?«

»Das ist *Ihre* Sorge! Wir handeln für einen Freund! Und wenn Sie keine Gewalt mehr über sie haben, so sagen Sie *ihr*, ich wolle sie sprechen, verstehen Sie mich?«

»Ich glaube zu verstehen. Wenn sie aber nicht *kann*?«

»Sie *muß* können, es betrifft das Glück *zweier* Menschen, und vielleicht auch noch eines *Dritten*! Lassen Sie Das durchblicken.«

»Ich durchblicke es schon. Vertrauen Sie mir, ich werde eine getreue Botschafterin sein.«

»Sie darf aber ihrem Vater nicht sagen, *wer* sie hier erwartet.«

»Das versteht sich von selber. Da ist der Wagen. Nun, langweilen Sie sich nicht.«

Und mit einem anmuthigen Gruße eilte sie die Treppe hinunter und stieg in den Wagen, den die schönen Goldfüchse wie im Sturmwinde davon zogen.

Judith hatte ein schwieriges Werk unternommen. Unterwegs sah sie das schon ein. Emma verließ selten ohne triftige Gründe ihr Haus, und nie ohne Vorwissen ihres Vaters. Noch dazu sollte sie heute *gegen* Willen und Wissen desselben vielleicht einen Entschluß über ihr Leben fassen. Aber *Er* wollte es, und damit war Alles gesagt. Judith wäre für ihren einstigen Lehrer in's Feuer gegangen. Sie trug eine Verehrung für ihn im Herzen, die alles Uebrige außer seinem Vortheil in Schatten stellte. Sie war von der Natur geschaffen, ihn zu verstehen und unter seinem Willen Alles zu thun, was er verlangte. Bald war sie im Präsidentenhouse. Sie fand Alles in voller Thätigkeit. Emma war zu Hause, die Koffer standen gepackt, aber noch unverschlossen in dem Zimmer umher. Sie nähte mit zwei Arbeiterinnen an einem Reisekleide, welches heute noch fertig werden sollte, um morgen schon getragen zu werden. Emma begrüßte freudig die geliebte Judith.

»Du willst wohl noch einmal von mir Abschied nehmen?« fragte sie lächelnd und küßte die Freundin.

»Ja, mein Kind,« flüsterte diese. »Aber komm' in jenes Zimmer, ich habe Dir Etwas zu sagen.«

»Dort ist heute mein Vater – komm' in dieses. So! Was willst Du?«

»Du mußt in meinen Wagen steigen und einen Augenblick zu mir kommen –«

»Judith – warum Das?«

»Frage nicht, sondern komm'!«

»Was soll ich meinem Vater sagen? Ich gehe nie aus, ohne ihm den Grund mitzutheilen, und nun heute?«

»Sage ihm irgend Etwas – kommen mußt Du, es ist wichtig.«

»Wichtig? Dann darf ich doch wissen, was es ist.«

»Nein!«

»Ja! Ich gehe sonst nicht.«

»Er erwartet Dich – der Doctor Wollzagen!«

Emma bebte an allen Gliedern ihr Herz schlug beinahe hörbar.

»Und soll ich meinen Vater hintergehen?«

»Du sollst *seinetwegen* kommen.«

»Dann komme ich. Ich zögere keine Minute. Erwarte mich hier.«

Sie flog mehr davon als sie ging. Nach einigen Minuten kam sie wieder, in Hut und Pelz gehüllt. »Ich bin fertig!« sagte sie.

»Und Dein Vater?«

»Frage mich nicht – die Wahrheit habe ich ihm heute zum ersten Male verschwiegen.«

Die Goldfuchse trugen die beiden Mädchen so rasch in das Haus des Banquiers, wie sie Judith in das des Präsidenten getragen hatten. Es war schon das abendliche

Dämmerlicht eingetreten, als sie die Treppe des Hauses erstiegen. Judith öffnete das Zimmer, in welchem Eduard am Flügel saß. Er stand auf und verbeugte sich schweigend. Judith hatte schon das Zimmer verlassen. Emma legte nur den Hut ab, die blonden Locken umwallten ihr schönes wachsartiges Gesicht, ihre hellen Augen drückten eine fragende und besorgte Verwunderung aus.

»Mein Fräulein,« begann Eduard diese Unterredung, »ich habe Sie hierher beschieden und erbitte mir wegen dieser Kühnheit Ihre Verzeihung. Dinge aber, die keinen Aufschub dulden, leiteten meine Handlungsweise, und ihnen, wenn nicht mir, werden Sie Ihr Verzeihen nicht versagen können.«

»Ich kenne diese Dinge noch nicht, Herr Doctor!«

»Sie werden sie sogleich kennen lernen. Sie reisen morgen?«

»Das weiß die halbe Stadt.«

»Auch ich weiß es. Deshalb frage ich auch nicht. Sie reisen, um Ihren Vater gesund, glücklich werden zu sehen, Sie haben Ihre Freude an den Gesunden, Glücklichen?«

»In so fern diese Eigenschaften sich auf meinen Vater beziehen, gewiß!«

»Sie nehmen aber auch Antheil an Kranken und Unglücklichen?«

»Ich könnte Ihnen dieselbe Antwort geben.«

»Nein, das könnten Sie nicht. Ein junges Herz wie das Ihrige, muß auch an fremden Schmerzen sich betheiligen.«

»Sind Sie der Leidende?«

»Nein, mein Fräulein, meinetwegen würde ich Sie nicht hierher bemüht haben, meine eigenen Angelegenheiten bekümmerten mich *bis jetzt* am wenigsten. Ich bin Arzt und ich habe einen Kranken, Unglücklichen, für den ich *Ihre* Hilfe, die einzige in der Welt, in Anspruch zu nehmen gekommen bin.«

Das betonte *bis jetzt* brachte ein leichtes Zucken in Emma's beweglichem Frauenherzen hervor. An dieses *bis jetzt* dachte sie mehr, als an das Ende des gehörten Satzes.

»Sie verstehen mich nicht,« fuhr er fort – »ich sehe es. Ich muß etwas weiter ausholen. Sie kennen mich nicht – nein, nein! wie *ich* es meine, kennen Sie mich nicht –«

»Nun, wer sind Sie denn, wenn ich Sie nicht kenne?« brachte Emma's gepreßtes Herz hervor –

Ueber Eduard's Gesicht ergoß sich eine so plötzliche, so tiefe, so heftige Röthe, daß sogar das zunehmende Dämmerlicht diese Strahlen nicht verdecken konnte.

»Ich spreche nicht von *mir*,« wiederholte er ruhig, »ein andermal vielleicht – heute nicht. Lassen Sie mich ausrufen und schärfen Sie meine Antworten so wenig wie möglich, ich selber habe die Spitze meiner – Wünsche abgebrochen. Lassen Sie mich einen Augenblick – so fremd ich Ihnen bin – in Ihr Herz schauen – wir haben eine ernste Unterredung, bedenken Sie das – es könnte viele Menschen unglücklicher machen, als sie jetzt schon sind, wenn Sie Ihr Vertrauen da verschlössen, wo es so ergeben, aber auch so inbrünstig gefordert wird, wie hier.«

»Reden Sie, Herr Wollzagen – ich vertraue Ihnen, Sie sind kein unedler Mann.«

»Wenn Sie so sprechen, werde ich schneller gehen. Sie kennen meinen besten Freund, Wolfgang Josephson, schon lange –«

»Ich kenne ihn – was soll er hier?«

»Er ist bei uns – geistig wenigstens – erschrecken Sie nicht –«

Emma blickte sich lebhaft erschrocken im Zimmer um.

»Wissen Sie, welches Opfer er – *Ihnen* gebracht hat?«

»Mir?«

»Ja, Ihnen allein – denn daß er Arzt war, haben Sie lange gewußt. Ihretwegen ist er noch einmal Schüler geworden, um sich so den Beifall eines Meisters, Ihres Vaters, um so sicherer zu erwerben.«

Emma schwieg und blickte zur Erde.

»Also Sie wissen das. Ich kann fortfahren. Ahnen Sie die Gründe nicht, welche diesen festen Mann zu einer solch' auffallenden Umwandlung bewogen haben?«

»Nein, ich ahne sie nicht.«

»So erfahren Sie sie denn. Es waren die Gründe der uneigennützigsten, ergebensten, treufestesten Liebe zu Ihnen –«

»Warum hat er meinem Vater das nicht gesagt?«

»Ihr Vater ist sein Vorgesetzter, dem sagt man dergleichen so leicht nicht; auch hat er gewartet, bis es zu spät war, bis Ihre plötzliche Reise ihn zum Aeußersten trieb – jetzt kann er nicht mehr – Sie gehen morgen mit Ihrem

Vater – daher werbe ich um Ihre Hand bei Ihnen, da für mich heute noch Zeit dazu ist –«

»Mein Herr!«

»Mein Fräulein! Urtheilen Sie nicht zu schnell! Ueberlegen Sie – ein ergebeneres Herz giebt es für Sie nicht –«

»Mein Vater ist Derjenige, welcher meine Hand zu vergeben hat –«

»Das bezweifle ich stark – ein Mädchen wie Sie, giebt Ihre Hand nur Dem, den sie liebt –«

Emma fing an zu weinen.

»Sie weinen – das wollte ich nicht. *Sie* wenigstens sollen nicht weinen.«

»*Ich*, warum *ich* wenigstens nicht?«

»Weil ich Sie schätze.«

»Sie sind sehr gütig. Wenn mir nun an Ihrer Schätzung weniger gelegen wäre als Sie vielleicht voraussetzen –«

»Sie sprechen immer von mir, an den ich gar nicht denke. Ich hebe nur noch *eine* Frage: Wenn Sie Ihr Herz geprüft haben, so sagen Sie es mir. Ich bin der Anwalt meines Freundes – mit gültigster Vollmacht versehen –«

»Und wenn ich es noch nicht geprüft habe –?«

»Dann prüfen Sie es jetzt – diesen Augenblick – das kann ich von *Ihnen* wenigstens verlangen.«

»Ja –« rief Emma plötzlich sehr ernst, ihre Augen öffneten sich weit und ihr Busen hob sich kämpfend – »ich will Ihnen Rechenschaft geben von diesem, meinem Herzen – ich verlange aber Vertrauen gegen Vertrauen –«

»Nun?«

»Sind Sie – Eduard Hutten Stolling! Denn nur *er* kann oder darf *so* zu mir sprechen!«

Und sie näherte sich ihm und sah ihm fest in's Auge. Eduard erhob sich – seine Rechte streckte sich gen Himmel – sein Auge leuchtete –

»Ich bin es!« rief er fest und mannhaft.

Augenblicklich sank das Mädchen vor ihm auf die Kniee und faltete die Hände. –

»Dann bitte *ich* um Gnade für meinen armen Vater!«

»Unter *einer* Bedingung –!«

»Ich errathe sie –«

»Sie errathen sie nicht –«

»Sprechen Sie – ich beschwöre Sie –«

»Daß Sie Ihrem Vater dieses Geheimniß verschweigen!«

»Weiter Nichts?«

»Weiter gar Nichts.«

»Dann umfasse ich Ihre Kniee und bitte für meinen armen Vater, für den mein Schweigen in diesem Falle eine größere Wohlthat ist, als wenn ich ihm dieses Geheimniß aufdeckte –«

»Nicht mir – Emma Ramkau – umfassen *Sie* vielmehr die Füße jenes großen Gottes im Geiste – der da oben über den Wolken die Schicksale unserer Aller in seiner Hand trägt. Er hat mich hierher und Sie zu mir geführt. Stehen Sie auf und antworten Sie mir. – Judith!« –

Judith erschien auf der Schwelle des Nebenzimmers – sie hatte rothgeweinte Augen.

»Kommen Sie her, Sie edle Freundin meiner Seele, und seien Sie Zeugin dieses verhängnißvollen Augenblickes. Emma Ramkau giebt mir in Ihrer Gegenwart das feierliche Versprechen, das Geheimniß meines Herzens vor aller Welt, vor ihrem Vater und vor ihrem Bräutigam, mag er es jetzt oder später werden, zu bewahren, bis ich selbst das Siegel löse –«

»Ich verspreche es, ich gelobe es feierlich!« schluchzte Emma und fiel ihrer Freundin um den Hals.

»Und Josephson?« fragte Eduard milde. »Und mein Freund?«

Es trat ein Stillschweigen ein, das Judith zuerst unterbrach.

»Er darf nicht verzweifeln, Eduard. Ich weiß, was Emma über ihn denkt und was sie nur jetzt nicht zu äußern wagt.«

»Ich muß aus ihrem eigenen Munde die Entscheidung hören, derenwegen ich mich selbst verrathen habe.«

»Was wollen Sie noch hören?« fragte Emma sanft weinend und das erröthende Gesicht gegen den jungen Mann wendend – »haben Sie nicht Alles erfahren? Ja, ja, ich liebe ihn schon lange, weiß er das selber nicht am besten? – O Gott, o Gott!«

Und wieder verbarg sie ihr Antlitz am Halse Judith's.

»So bin ich befriedigt, mein Fräulein, und mögen Sie mit Gott Ihre Reise antreten. Vergessen Sie aber weder das Eine noch das Andere. Was zwischen uns hier vorgefallen ist, soll nie ein Mensch ohne unsere gegenseitige Einwilligung erfahren. Für meinen Freund aber, den ich

schon jetzt als Ihren verlobten Bräutigam betrachte, obwohl es bis jetzt nur Gott allein und wir Drei wissen, sorgen Sie bei Ihrem Vater. Sie allein, ich weiß es, sind sein Augenstern. Was Sie von ihm verlangen, werden Sie erhalten. Ich glaube an eines Weibes Tugend und Ehre, also auch an die Ihrige. Bewahren Sie sich meinem Freunde, und Sie werden nicht sich und ihm allein, sondern auch mir gedient haben.«

»Und mein armer Vater? Wird er von Ihnen zu fürchten haben?«

»Nichts – so wahr ein Gott im Himmel lebt! Wir werden uns noch einmal gegenüberstehen, dann wird die Gewalt und das Recht wohl auf meiner Seite sein, damit aber auch zugleich die Barmherzigkeit und ein menschliches Herz.«

»O großer, allmächtiger Gott!« rief Emma, beinahe in Thränen erstickend, und sank noch einmal auf ihre Kniee – »Ich danke Dir!«

Und in einem inbrünstigen, wengleich stillen Gebete erhob sie sich zu dem Throne ihres Schöpfers. Dann sprang sie auf. Ihr Gesicht strahlte von einer überirdischen Freude.

»Das ist die erste vollkommen glückliche Stunde meines Lebens,« rief sie. Und auf Judith zueilend, ergriff sie ihre Hand und fügte hinzu: »Bitte ihn, daß ich meine Hand in die seinige legen darf.«

»Hier ist sie,« rief Eduard und drückte liebevoll und in seinem Herzen versöhnt die Hand der Tochter Desjenigen, der ihm seinen Namen geraubt und, was er noch

nicht ahnte, sein Vermögen sogar vorenthalten hatte. »Was soll ich *ihm*, meinem Freunde, von Ihnen sagen?« fragte er lächelnd

»Was Sie wollen, denn Sie haben in meinem Herzen gelesen! Leben Sie wohl – auf Wiedersehen!«

Und ihren Hut ergreifend und mit Hand und Augen grüßend, eilte sie rasch die Treppen hinunter und einen Augenblick später trugen sie die schnaubenden Goldfüchse davon. Judith war wieder mit Eduard allein. Sie sahen sich Beide an und lächelten freudig. Eduard nahm ihre Hand und drückte sie dankbar in der seinigen.

»Das haben Sie allein gethan, Judith.«

»Was soll ich Ihnen darauf antworten? Sie thun Alles für Andere und Nichts für sich selber.«

»Meine Zeit wird auch noch kommen und ich werde die Hülfe aller meiner Freunde vielleicht für mich in Anspruch zu nehmen haben.«

»Dann stellen Sie mich an ihre Spitze, ich will die Erste sein, die sich dankbar erweis't. Bleiben Sie hier?«

»Unmöglich, Judith, ich habe noch zwei Geschäfte – das eine können Sie sich vorstellen – Josephson erwartet mich.«

»Und das andere?«

»Ich muß einen Unberufenen von weiteren thörichten Unternehmungen abhalten – den albernen Maler, dem wir alle diese Auftritte verdanken.«

»Wohl! – Aber darf ich noch einmal um Ihren wirklichen Namen bitten?«

»Eduard Hutten Stolling. Mein eigentlicher Vorname ist Hutten.«

»Ich vergesse ihn niemals – er steht schon in meinem Herzen. Hutten! Wie sonderbar! Doch es wundert mich nicht, daß Sie auch einen besonderen Namen haben –«

»Warum denn?«

»Weil, weil – doch das soll mein Geheimniß bleiben, welches ich Ihnen nie verrathen werde.«

»Ich freue mich, daß wir mit Scherzen scheiden können, Judith; der heutige Tag war schön – wir haben wieder einige Glückliche gemacht. Guten Abend!« –

Und er ging langsam aus dem Hause des Banquiers. »Das war das Erste,« sagte er zu sich, »nun das Zweite.«

Lambeck war zu Hause. Er ging pfeifend und rauchend im Zimmer spazieren, als Eduard eintrat.

»Guten Abend, Lambeck, ich habe mit Dir zu reden.«

»Das sehe ich, und Deiner Miene nach zu urtheilen, ist es etwas Ernsthaftes!«

»Das sagt Dir Dein Gewissen.«

»Vielleicht auch nicht. Ich habe vielleicht gar keines.«

»Dann habe ich mit Dir gar nicht mehr zu verkehren und kann sogleich meiner Wege gehen.«

»Ah so – Du bist bei Laune und man darf nicht mit Dir scherzen.«

»Man darf nicht über und mit Dingen scherzen, in denen ein Gewissen mit zu sprechen hat. Dein unglückliches Bild hat Schaden genug angerichtet.«

»Schaden? Den Teufel auch! Die Wahrheit hat es an den Tag gebracht. Für mich wenigstens.«

»Die Wahrheit? Was meinst Du? Scherze in solchen Dingen nicht mit mir – Du weißt, ich bin ein Drachentödter –«

»Und auch ein verstoßener Sohn –«

»Lambeck! Ich fordere und gebiete augenblickliche Antwort – was meinst Du?« rief Eduard Hutten mit so hoheitsvoller Majestät in seinem Wesen und so donnernder Stimme, daß der Maler seine Cigarre fallen ließ und ein leichtes Zittern in seinem so kühnen Herzen verspürte.

»Nun – friß mich nur nicht – ich will ja augenblicklich bekennen. Bist Du nicht des Präsidenten Sohn?«

Eduard brach trotz seiner Aufregung in ein lautes Gelächter aus – theils über den Sinn der Worte, theils über die geheimnißvolle Miene des Künstlers. »Und wer hat Dir Das gesagt, Du alberner Mensch?«

»Das habe ich mir gedacht, aus mancherlei Reden und Anspielungen zusammengepinselt – kein Mensch glaubt, daß Du des Landpfarrers Sohn bist –«

»Darin haben auch alle Menschen Recht – muß ich aber deshalb eines Präsidenten Sohn sein? Narr! der Du bist; und Ihr Alle seid Narren, vorzüglich der Waldau, ich werde Euch nur nächstens meinen Stammbaum vorlegen müssen, damit Ihr glaubet, wenn Ihr sehet.«

»Und wer bist Du denn?« fragte der verblüffte Maler, den die halb erkünstelte Lustigkeit des Studenten mehr außer Fassung gebracht hatte, als es die allergrößte Ernsthaftigkeit vermocht hätte.

»Wer ich bin?« fragte Eduard. »Das will ich Dir sagen – aber laß' es Niemanden wissen – hörst Du?«

»Es ist also doch ein Geheimniß!«

»Gewiß! Ich bin wirklich und in der That der Sohn eines – Mannes und einer – Frau!«

»Den Teufel auch! Das habe ich wahrhaftig nicht gedacht!« rief Lambeck und lachte von ganzem Herzen, denn sein Verstand war klar genug, um einzusehen, wie lächerlich die Rolle unberufener Neugieriger sei. »Bei alledem aber,« fügte er hinzu, »sehe ich ein, wie einfältig wir uns benommen haben. Aber ich will Dich versöhnen, Eduard! Höre mich an: Du fragtest mich oft, warum ich mein Bild nicht verkaufte?«

»Ich kann es auch noch nicht begreifen.«

»Weil ich es bereits verschenkt habe.«

»Verschenkt? Du bist närrisch geworden.«

»Nein, ich bin ein Drache, der vom Ritter Georg besiegt ist, weiter Nichts. Und zur Sühne bringe ich meinem Besieger meine beste Opfergabe dar. Ich habe das Bild Dir und Deiner Freundschaft gewidmet. Nimm es an als den Beweis eines verschrobenen, aber wahrhaftig nicht unedlen Menschen.«

»Was soll ich aber damit machen?«

»Es zur Erinnerung an Alle aufbewahren, an die Dich sein Anblick erinnern wird.«

»Da muß ich erst Judith um Erlaubniß fragen –«

»Frage nicht, sondern sieh' hierher!« Und er führte Eduard in sein Atelier und zeigte ihm die schöne Copie des so wohlbekannten Bildes, die auf einer Staffelei stand. »Das ist für Judith!« sagte er, »und jenes erste für

Dich. Ihr Beide seid doch Diejenigen, denen ich es verdanke.«

»Aber Deine Mühe, Deine Arbeit?«

»Dafür laß' den Banquier sorgen; der Preis, den er mir geboten hat, bezahlt beide.«

»Dann sage ich: ich danke!«

»Und ich sage: verzeihe!«

Und beide Freunde schüttelten sich scheidend die Rechte. –

Eduard ging jetzt, freudig bewegt, denn die letzte Scene hatte ihm alle seine Heiterkeit und Frische wiedergegeben, zu Josephson, der ihn in einem nicht eben beneidenswerthen Zustande erwartete.

»Da bin ich!« rief Eduard frohlockend und drückte den Freund an sein Herz.

»Und allein? Du wolltest ja Jemanden mitbringen?«

»Der kommt vielleicht noch. Jetzt gib mir für's Erste zu essen; das Laufen und Reden hat mir Appetit gemacht.«

»Aber so sprich doch – ich kann ja doch nicht in diesem Zustande essen.«

»Gieb Wein her und zwei Gläser, Wolf, zwei große, hörst Du?«

Der Wein wurde geholt und die Gläser gefüllt.

»Nun, mein Freund und Bruder, stoßen wir an auf das Glück zweier engverbundener Seelen.«

»Und wer sind diese Seelen, wenn ich fragen darf?«

»Mein Herz, ich kam zu spät zu Judith – ich erfuhr dort eine wichtige Begebenheit, die sich seit gestern ereignet hat.«

»Welche denn? Du erschreckst mich!«

»Emma Ramkau hat sich ganz im Stillen mit einem jungen Manne verlobt!«

Josephson wurde weiß wie die getünchte Wand, öffnete den Mund weit, konnte aber kein Wort hervorbringen.

»Du bist natürlich begierig, zu erfahren, mit wem?«

Josephson nickte krampfhaft.

»Mit einem ungeheuren Windbeutel, denke Dir –«

»Mit wem denn, mein Gott!«

»Mit einem Referendarius –!«

»Barmherziger!«

»Nun ja – Dummkopf – wie Du dastehst! Merkst Du denn noch Nichts?«

»Nein, gar Nichts!«

»Da sieht man, Menschen, die ein volles Herz haben, haben einen leeren Kopf. Mit wem denn anders, als mit Wolf Josephson?«

»Eduard – Du machst mich verrückt –«

»Dann heile ich Dich auch wieder – komm her und stoße mit mir auf Euer Wohl an. Nun! Frage nicht, – Du sollst nachher hören, was ich Dir zu sagen belieben werde.«

Und sie stießen an und dann, nachdem sie getrunken, umarmte Eduard den geliebten Freund innig und sagte:

»Ich bin nicht zu spät gekommen – Wolf! Es war gerade die rechte Zeit – Hochmittag! Du bist Emma's Bräutigam,

und was Dir wohl eben so lieb sein wird, Emma ist Deine Braut!«

»Das vergelte Dir Gott! ich kann es nicht!«

#### VIERTES KAPITEL. WINDSTILLE UND EBBE.

Wie der große Ocean seinen Wind und seine Wellen hat, so auch das Leben des Menschen. Windstille und Sturm, Ebbe und Fluth sind die entgegengesetzten Zustände der Elemente, zwischen denen – im Oceane wie im menschlichen Leben – beider gewöhnliche Strömung wechselt, und wie nach dem periodischen Wuthausbruche eines tobenden Ungewitters, in dem das Meer sich selber zu verschlingen droht, oft die ruhigste, mildeste Stille eintritt, in der kaum das leiseste Lüftchen bemerkbar wird, so stießen die Tage eines Menschen, nach leidenschaftlichen, Blut und Nerven aufregenden Ereignissen, oft lange Zeit um so gleichförmiger, leidenschaftsloser dahin.

Diese Windstille, diese Ebbe war es, die jetzt, deutlich fühlbar, in allen Verhältnissen eintrat, die Eduard's Person allmählig in der Hauptstadt umgeben hatte.

In dem Banquierhause sowohl, wie bei Holzbrechers, war Alles still, ging Alles seinen ruhigen Gang fort; der Präsident und seine Tochter waren längst abgereis't. Die in der Stadt gebliebenen Freunde versammelten sich nach wie vor regelmäßig Sonnabends im Gartenhäuschen der Neuenstraße; es hätte etwas allgemein Erschütterndes sich ereignen müssen, wenn diese Zusammenkünfte einmal unterbrochen worden wären. Waldau war

ernster, in sich verschlossener als gewöhnlich. Felix hatte mit seinen Compositionen Viel zu thun, die ihm allmählig einen Ruf unter den begabtesten Musikern der neueren Zeit schaffen sollten. Lambeck war in Nichts verändert, er blieb sich ewig gleich, und wie ein wildes Pferd, das, wenn es keine andere Arbeit findet, wenigstens an seinem eigenen Gebisse spielt und kät, so tadelte und kritisirte er sich selbst, wenn ihm der Stoff an Anderen mangelte. Riepenstahl und Kannenschmidt fuhren fort, fleißig zu sein. Beide waren in Ruf gekommen, und namentlich Letzterer verdiente sich wenigstens so viel, daß er bequem und ohne Sorgen seine Ausgaben bestreiten konnte. Josephson war fast übermüthig geworden; er hatte schon zweimal durch Judith's Vermittelung mit seiner Erkorenen Briefe gewechselt, die er so schön, so rührend, so gediegen fand, daß er sie in alle ihm geläufigen Sprachen hätte übersetzen mögen.

Die abwesenden Freunde hatten wiederholt geschrieben. Oeggering und Manowsky gefiel es nicht in Rom. Der tückische, sprudelnde, sich selbst verzehrende Sinn des italienischen Lebens der Menschen und der Künstler, sagte den biedereren, offenen deutschen Charakteren nicht zu; namentlich Raphael's ideale Geistesrichtung fand tausend scharfe Kanten und Ecken, an denen sie sich schmerzlich stieß und, das war aus seinen Briefen an Eduard nicht zu verkennen, seine Sehnsucht nach dem stilleren, kühleren, gleichmäßiger gestimmten Vaterlande mochte wohl auch noch andere Gründe haben. Was

er auch Schönes und Seltenes in Rom, Neapel und Florenz gefunden – eine Judith hatten sie für ihn nicht; und so war Raphael nur da zu Hause, wo diese weilte.

Ernst und Karl waren nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Frankreich wieder nach England zurückgekehrt Ernst arbeitete in den großen Maschinenwerkstätten verschiedener Provinzialstädte; Karl war in den tropischen Gewächshäusern der Aristokratie Großbritanniens beschäftigt. Beide aber hatten ihre Rückkehr bestimmt für nächsten Spätherbst zugesagt.

Auf Eduard wirkten alle diese insgemein günstigen Nachrichten seiner nächsten Freunde beruhigend und er-muthigend ein, so wie er auch dem allmäligen Wachsen und Gedeihen der Zurückgebliebenen mit einer Empfindung wohlthätiger Befriedigung zusah. Er gedieh mit ihnen, langsam, unbemerkt, und seine Ideen fingen sich allmähig auf diejenigen Punkte seiner Wissenschaft zu richten an, mit denen er vor die Welt treten und in den aufmerksamen Augen seiner Zuhörer Belohnung und Beifall für seine langjährigen Bemühungen lesen wollte. Seine Docentenprüfung hatte er selbst auf Ostern über's Jahr festgestellt, und so hatte er bis dahin ungefähr noch ein Jahr vor sich, das ihm lang genug erschien, das Fehlende ersetzen zu können; denn wer erst *eine* Wissenschaft gründlich in ihren allgemeinen Urprincipien in sich ausgenommen hat, der findet sich sehr leicht in den tausendfältigen Verzweigungen ihrer peripherischen Ausläufer zurecht. »Also noch *ein* Jahr,« sagte er

zu sich, »dann bin ich vollkommen selbständig. Dann habe ich mein eigenes Brod, dann bin ich ganz mein eigener Herr!« Denn für dieses eine Jahr hatte er noch die vom Pfarrer freigebig gesandten dreihundert Thaler angenommen, die am ersten Januar mit den herzlichsten Glückwünschen angelangt waren. Aber schon im April des laufenden Jahres sollte Eduard eine Bemerkung machen lernen, die ihm bisher noch nicht bekannt gewesen war, nämlich daß das Jahr in Bezug auf eine geringe Einnahme sehr lang ist. Vor seiner Reise hatte er eigentlich immer Ueberfluß gehabt, denn die Zubuße von Seiten des Banquiers war eine ergiebige Quelle gewesen, und Eduard hatte dabei an seine Freunde denken können, denen er in mancherlei Beziehung, wie wir theilweise wissen und ohne daß sie es selber erfuhren, von wem die Zulage kam, hülfreich gewesen war. Von der Ersparniß der Reise hatte er so viel erübrigt, daß er die letzten Monate des Jahres davon leben konnte. Bei'm Beginn des neuen Jahres, als die väterliche Sendung kam, hatte sich das Bedürfniß verschiedener nothwendiger Bücher und Instrumente herausgestellt, und diese beiden unentbehrlichen Handlanger wissenschaftlicher Forschungen verzehren im ersten Augenblicke mehr des köstlichen Stoffes, als sie in Jahren des Gebrauchs einbringen, wenn es überhaupt je mit ihrer Hülfe dahin kommt.

Eduard aber durfte in dieser Beziehung nicht sparsam sein. Bücher und Instrumente wurden gekauft, jedoch die natürliche Folge war auch hier – jene allmälige Ebbe, die unter allen natürlichen Ebben die unangenehmste

und empfindlichste ist. Dem war aber nicht abzuhelfen, man mußte sich in das Unvermeidliche ergeben. Für den Anfang des Jahres und auch für dessen Mitte war allerdings Nichts zu fürchten: die Dreihundert Thaler reichten noch; wie es aber gegen das Ende werden würde, wenn auch die geringsten Ueberbleibsel der früheren Fluth verlaufen, das war nicht abzusehen. Und doch war das letzte Hundert schon in bedeutender Abnahme, als der Monat August seine heißen Locken schüttelte

»Wie soll Das werden,« sagte Eduard eines Tages zu Josephson, denn vor diesem war Eduard's Kasse kein geheimer Ort, »wenn die Wintercollegien zu bezahlen sind? Weißt Du Rath, Wolf?«

»Nein, gar keinen!« erwiderte Dieser. »Und willst Du die Wahrheit wissen, so höre sie an, ich bin auf dem Trocknen so gut wie Du, meine Mittel sind erschöpft, und meine Freundin um Geld anzusprechen, ist mir rein unmöglich.«

»Wir müssen aber Etwas haben, Freund; von sieben Thalern monatlich können wir nicht leben, wenn wir alle Nebenausgaben, die unverhofft unter die Finger laufen, mit in Anschlag bringen.«

»Mein Comptoir für Nebenausgaben ist längst geschlossen,« meinte Josephson, und blickte den Freund mit kritischem Lächeln an.

»Also auch Du bist in Ebbe?«

»In vollständigster. Mehr denn je. Mein ganzes Vermögen hat sich in Wahrheit in wissenschaftliche Dünste verflüchtigt. Uebrigens, wenn Du noch sieben Thaler monatlich hast, bist Du reicher als ich, denn ich habe für die übrigen fünf Monate dieses Jahres noch etwa ein Viertel vom Hundert, das ist mein ganzer Reichthum.«

»So viel ist gewiß, Wolf, Niemand darf den Zustand unserer Börsen erfahren, kein Mensch ahnen, daß das Schiff bald auf den Grund stößt. Am wenigsten die Freunde. Wir sind früher so oft verschwenderisch gewesen, daß man uns jetzt nur auslachen würde.«

»Du hast gut philosophiren, Du kannst trocknes Brod essen, studiren und heiter sein. Mir ist das unmöglich geworden. Leider bin ich ein Feinschmecker, und am besten arbeitete ich, wenn meine Speisekammer bis in die Ecken gefüllt war. Im Nothfalle mache ich alle Abende Besuche und esse mich für den folgenden Tag satt.«

»Das kann ich nicht, Wolf. Ich müßte fürchten, man sähe mir meinen Hunger an, und da ich von Natur kein Wolf bin, wie Du, würde man bei mir bald hinter die Wahrheit kommen. Uebrigens sind die Leute von mir nur kurze Abendbesuche gewohnt, und längere kosten zu viel Zeit. Also, das ist nur eine halbe Hülfe, und eine halbe ist so gut wie gar keine.«

»Nun, dann hungern wir und zehren wie die Hamster von unserem eigenen Fette. Sieh, wir haben noch Beide etwas Vorrath. Dein Gesicht hat noch Farbe wie meines, und was das Uebrige anbelangt – ich bin ziemlich bei Leibe.«

Hierbei betastete sich Josephson auf eine höchst komische Weise, so daß er seinen Freund zum lauten Lachen zwang.

Und sie richteten sich Beide ein, so gut es ging. Aber die Nebenausgaben mußten ihr Comptoir, nach Wolf's Ausdrücke, doch bisweilen öffnen, und so rasch auch der Schlüssel wieder abgezogen wurde, die Lücken blieben fühlbar. Schon im October mußten sie, nachdem sie stets zusammen zu Mittag gegessen, ihr früheres Speisehaus verlassen und ein billigeres, dafür aber auch kärglicheres aufsuchen. Josephson zog ein langes Gesicht. Es schmeckte dem verwöhnten Gaumen nicht, was er jetzt erhielt. Abends aßen sie wenig, oder nur Brod, und dennoch litt ihre Laune darunter keinen Schiffbruch.

»Ich hätte nicht gedacht,« sagte eines Abends Wolf, als er bei Eduard saß, ein wackeres Stück Brod in seiner Hand hielt und seinen Mund damit labte, »daß das Wasser, welches wir hier vor uns stehen haben, eine so außerordentliche Labung und Frische besitzt. Merkwürdig, mein Durst nimmt zu, je mehr ich davon trinke.«

»Da siehst Du, wie die Natur für den Menschen gesorgt hat,« bemerkte Eduard, »es giebt ungeheuer viel Wasser auf der Welt.«

»Ja wohl, aber das meiste ist salzig, wie die Thränen. Darf ich noch ein Stück Brod nehmen?«

»So viel Du willst, das ist mein heutiges Pensum. Morgen kommt ein neues.«

Und Josephson schnitt sich ein großes Stück von dem kleinen Vorrathe ab.

»Ich freue mich nur,« bemerkte Eduard wieder, der dem behaglichen Kauen des Andern zusah, daß Du beinahe so gute Zähne hast, wie ich – sieh, wenn man auch diese Gottesgabe nicht besäße?«

»Sprich von meinen Zähnen gar Nichts. Sie thun schon ihre Schuldigkeit. Aber die Zunge mit ihren feinen Nerven, Du kennst sie ja, die thut mir leid, daß sie, wo sie früher in Ambrosia schwelgte, jetzt gemeines Roggenbrod genießen muß.«

»Meine Zungennerven sind so fein nicht, Sie gehorchen den Nerven meines übrigen Körpers, und die sind, wenn auch nicht von Stahl, doch sicher von gröberem Kerne, als die deinigen.«

»Das bezweifle ich. Die meinigen sind nur partiell entwickelt. Wo die einen zu weit vorgeschritten sind, sind die anderen zurückgeblieben.«

»Du hast sie verwöhnt, ich habe die meinigen sämmtlich zu gleicher Vollendung ausgearbeitet.« –

In solchen, sich gegenseitig ermunternden Gesprächen brachten die Freunde oft ihre Abende hin, die außerdem den Studien gewidmet waren. Aber wie der Ueberfluß seine Ebbe hat, so kann auch der Mangel seine Fluth haben, und wie es mit Ueberfluß und Mangel an Lebensbedürfnissen ist, so ist es mit Leiden und Freuden im ganzen Bereiche menschlichen Daseins. Und die Ebbe an Freuden, Genüssen und Reichthümern unserer Freunde sollte bald, so war es in ihrem Schicksalsbuche verzeichnet, der Fluth an Kummer, Sorge und Mißgeschick ihrer nächsten Umgebung weichen.

Die unglücklichen Zeitverhältnisse, die erst im nächsten Jahre mit aller Macht hervorbrechen und beinahe die ganze civilisirte Welt erschüttern sollten, fingen ihre traurigen Vorboten in diesem Jahre, namentlich am Ende desselben, schon voraus zu senden an. Die allbekannte Hungerperiode im Gefolge der mißrathenen Erndten war da. Wie die Armen Mangel litten, so trugen die Reichen Verluste davon. In der neuen Welt zuerst fielen einige große Häuser. In der alten war es Wien, welches den ersten Anstoß zum späteren Jammer gab. Liverpool, Petersburg, Paris, Amsterdam folgten in raschem Schritte nach, und bald traten die Rückschläge der großen allgemeinen Wellenbewegung auch in unserer Hauptstadt ein, und es hieß allgemein, einige der ersten und sichersten Firmen hätten fühlbare, sogenannte finanzielle Ohrfeigen davon getragen. Man wurde von Tage zu Tage aufmerksamer, gespannter, besorgter. Leises Geflüster, von Spekulanten absichtlich herumgetragen, wurde zur lauterer Mittheilung, und endlich sprach man offenherzig von Unglücksfällen, die Diesen oder Jenen in nächster Zeit unausbleiblich treffen würden.

Wir berühren in unserer Erzählung diese traurigen Zeitverhältnisse so wenig wie möglich und nur insofern, als sie unzertrennlich in die Entwicklung der hier geschilderten Begebenheiten mit verflochten sind. Wir haben Alle genug selbst unter dem allgemeinen Drucke jener jetzt überstandenen Schreckensperiode gelitten, wir wollen endlich ausruhen von dem großen Schiffbruche,

dem wir mit genauer Noth glücklich entronnen sind; unser Ohr und unser Herz empfinden einen physischen und moralischen Ekel an dem täglich wieder neu aufgefrischtem Gewirr menschlicher Leidenschaft, bodenloser Gemeinheit und niederträchtiger Gedankenschwäche. Giebt es ja doch genug Schriftsteller, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, wiederholentlich und immer von Neuem in jenen selbstbeigebrachten, und darum um so empfindlicher schmerzenden Wunden mit spitzer Sonde zu wühlen; mögen wir um so schneller darüber wegeilen, denn unser ganzes Gemüth sucht andere, gesittigtere Aufregungen und Beschäftigungen, als in der heut' zu Tage Mode gewordenen, alle Bande zerfleischenden, alles Heilige mit Füßen tretenden sogenannten Politik. Wir sagen sogenannten, denn wir meinen hier nicht die allgemeine, höhere, nothwendige Politik der Staaten und Nationen, sondern jene knechtische, bäuerische Politik verrotteter Ränkemacher, verdorbener Philosophen und Krämer, bettelhafter Literaten, mit Einem Worte, jene stinkende Politik der Bierstube, spekulativer Zeitungsschreiber, zum Wahnsinn ausgearteter Dummköpfe, die sich Alle selbst für unfehlbar, erhaben und von Gott berufen dünken, während sie außerordentlich still bei ihrem Biere sitzen bleiben würden, wenn ihnen das Loos fallen sollte, mit Gut und Blut für ihre Schaumreden selbstthätig einzutreten. –

Waldau war der Erste, der eines Abends mit der allgemeinen Hiobspost bei Holzbrechers eintrat, bei denen sich zufällig Eduard gerade befand.

»Das sind ja schöne Geschichten,« sagte er, »die ich da eben gehört habe. Die armen Leute!«

»Was giebt es denn schon wieder!« fragten die Anwesenden, Einer nach dem Andern.

»Verluste, Verluste, Verluste! Nichts als Verluste! Und der Ermeling – der thut mir am meisten leid – soll auch seine vierzigtausend verloren haben.«

Frau Holzbrecher sah ihren Mann an. Dieser aber, in seiner gemüthlichen Ruhe, die selbst ein wirkliches Unglück nicht verscheuchen konnte, lächelte und sagte nur:

»Vierzigtausend Thaler! Was ist Das für Den, der viermalhunderttausend commandirt!«

Eduard war, obwohl er schwieg, tief bewegt. Er gedachte seiner kleinen Noth, und sie kam ihm plötzlich verächtlich vor, da sie von der größeren, allgemeineren so gänzlich verschlungen wurde. Er beschloß sogleich, zu Ermelings zu gehen und Judith zu befragen. Ach, in seiner Unschuld, seiner Unkenntniß von Geldverhältnissen, wußte er noch nicht, daß ein Kaufmann nie von einem Unfalle spricht, am wenigsten gern aber einer Tröstung deshalb sich preisgegeben sieht.

»Viermalhunderttausend! Freilich,« sagte Waldau, »das ist Mehr! Aber wenn es wahr ist, verliert er immer zehn Procent und eine verlorene Schlacht ist gerade das Gegentheil von einer gewonnenen. Kleineren Schlachten aber können in einem solchen Kriege auch größere folgen. Das muß man in's Auge fassen – rechnen muß man. Wie steht es mit *Ihren* Geldern, Holzbrecher?«

»O, meine paar Pfennige! Was will das sagen? Gesetz, ich verliere sie bei Ermeling, woran ich noch keinen Augenblick denke, – denn Ermeling ist ein *ehrlicher* Kaufmann – so behielte ich immer mein schuldenfreies Haus, im Nothfall meine Arbeiten, die ich jedem Fürsten mit Vortheil verkaufen kann, und diese Hände – glauben Sie, Waldau, daß sie weniger arbeiten können, als die Ihrigen?«

»Aber Ihr Alter, lieber Freund!«

»Mein Alter? Sie wollen sagen meine Jugend! Ich bin erst fünfzig, und mein Herz erst dreißig. Nicht wahr, Frau?«

Frau Holzbrecher lächelte trübe; sie kannte ihren Mann, seine Arbeitslast, seine zähe Kraft; ihr aber, der verwöhnten Frau, die so gern geschmackvoll gekleidet ging, gern etwas Gutes aß und einer zierlichen Haushaltung mit ganzer Seele verstand – ging schon der Gedanke einer solchen entfernten Möglichkeit schwer an's Herz.

Sobald sich Eduard losmachen konnte, eilte er zu Ermelings. Er fand das ganze Haus ungewöhnlich still und glaubte schon, es sei dies die Folge des oben erwähnten Verlustes. Hierin aber täuschte er sich, denn es war nur ein gewöhnlicher Zufall, der im Leben oft einem Ereignisse ein besonderes Kleid umhängt und dann größeres Erstaunen erregt, als dieses Ereigniß selber. Er fand Judith in ihrem Zimmer allein.

Eduard war hastig eingetreten, weshalb Judith ihm etwas überrascht entgegenblickte. Auch das deutete er falsch. Beide standen einander gegenüber und schauten

sich an. Eduard fürchtete zu fragen, Judith wußte nicht, was den gewöhnlich so ruhigen Mann bewegte, denn daß er bewegt war, las sie in seinen Mienen.

»Ich komme, Judith,« begann er, »Ihnen einen guten Abend zu sagen.«

»Das freut mich. Wie geht es? Ich glaubte, Sie hätten einen besonderen Beweggrund, da Sie sonst nicht so spät, und dann auch nicht mit so ausdrucksvoller Miene, zu kommen pflegen.«

»Diesen Grund hatte ich auch; da ich Sie aber so ruhig wie gewöhnlich sehe, bin ich befriedigt.«

»Ah, nun verstehe ich. Sie haben schon die Geschichte gehört?«

»Also es ist nur eine Geschichte!«

»Leider nein! Der Verlust ist da; indessen läßt er sich verschmerzen.«

»Und Ihr Vater, Judith?«

»Er rechnet auf seinem Zimmer allein, wir dürfen ihn nicht stören. Gegen uns ist das Schicksal noch gnädig gewesen, aber Herrn Josephson's No. 1 – Sie erinnern sich doch noch seines Tischnachbars bei'm Abendessen der Millionaire – wissen Sie, was Der verloren hat? – Hundertfünfzigtausend Thaler!«

»Ich erschrecke, Judith! Das ist entsetzlich!«

»Freilich ist es das, und doch muß es verschmerzt werden.«

»Also er *kann* es verschmerzen?«

»Er *muß* es, wie auch mein Vater seinen kleineren Verlust verschmerzen muß. Was ich aber fürchte, ist –«

»Fürchten Sie noch mehr?«

»Viel mehr – das heißt, ich nicht, sondern mein Vater –«

»Das ist Einerlei, Judith.«

»Das ist *nicht* Einerlei – mein Vater ist der Mann, der Banquier, der Geldmensch, an den sich das Publikum hält, den das Publikum mit Argusaugen hütet, so lange er zahlen kann und mit Furienklaueu faßt, so bald er sagt: Ich kann nicht mehr! – Ich – ich bin nur seine Tochter, die läßt man frei ausgehen, man bedauert sie höchstens, und diese Tochter geht zu Fuß, wo sie früher stolz gefahren ist, oder kleidet sich in Wolle, wie sie sich in Seide und Sammet gekleidet hat. Das ist Nichts, gar Nichts, Eduard – ich bin jung, ich bin kräftig, ich könnte sogar der Armuth trotzen, aber der alternde Vater, der angesehene Mann, der das Vertrauen ehrlicher Menschen besitzt –«

»So weit ist es noch nicht, Judith. Sie sagten es ja selbst – er hat den Verlust ja nicht durch eigne Schuld –«

»Danach fragt kein Mensch. Jeder fragt nur: Wo ist mein Geld? Wo sind meine Zinsen? Hast Du es nicht – fort mit Dir – ohne Erbarmen!«

»Das ist schrecklich! So habe ich es mir nie gedacht, in diesem Lichte den Reichthum nie gesehen.«

»Ach, der Reichthum, der Reichthum eines Kaufmannes – was ist das, mein Freund? Eine Flitter, mit der wir uns heute schmücken und die morgen ein kleiner Brief – so groß – abstreift. Wer hätte es, bei uns zum Beispiel, gestern noch vermuthet? Mein Vater sagte gestern Abend

zu mir, ehe er schlafen ging: Alle Welt schreit und wehklagt – so Gott mir gnädig ist, mache ich dieses Jahr einen guten Abschluß – da – heute Morgen kommt die Post, die Zeitung, der Brief, und – er ist vierzigtausend Thaler ärmer.«

»Also wirklich vierzigtausend Thaler!«

»Bis auf den Pfennig, mein Freund! Aber daran soll Niemand verlieren. Besorgen Sie Das gar nicht. Mein Vater hat eigenes Vermögen. Er griffe es bis zum letzten Hundert an, um seinen Gläubigern gerecht zu werden. Also deshalb mache ich mir keine Noth, kein trauriges Bild – nur die Sorge bleibt wach, daß, wo *ein* Unglück kommt, mehrere einzuziehen belieben.«

»Wir wollen es nicht hoffen, Judith.«

»Gewiß nicht, und wenn es kommt, es wie Menschen hinnehmen, denen Gott mit dem Reichthum auch die Kraft und Würde gegeben hat, ihr Geschick zu ertragen. Still – da kommt mein Vater! Kein Wort davon – was machen die – die –«

»Guten Abend, Herr Doctor! Das ist mir lieb, daß ich Sie sehe. Besuchen Sie Judith fleißig, die arme Dirne, sie bedarf des Trostes – he? Ihr habt doch schon zusammen geschwätzt, wie?«

»Ja, Herr Ermeling, wir haben gesprochen, wie man über ein Unglück sprechen muß!« erwiederte Eduard, der den Banquier mit seinen scharfen Blicken durchforschte und eine Wolke auf seiner Stirn sah, von der er sich, häufiger als sonst, einen plötzlichen Schweiß abtrocknete.

»Hundert Millionen! Ich habe es gleich gedacht; Judith, mein Kind, Du wirst vernünftig sein.«

»Mein Vater! Sorge doch nicht um mich! Ich bin so vernünftig, wie Du wünschen kannst; frage Wollzagen!«

»Ich glaube es, ich glaube es. Hören Sie, lieber Doctor, es ist mir lieb, daß ich Sie sehe, Holzbrecher ist ja Ihr Wirth. Wollen Sie ihm nicht sagen, er möge morgen auf mein Comptoir kommen? Er hat zwanzigtausend Thaler bei mir. Sie stehen zu seinem Befehle. Wir sind Alle in's Schwanken gerathen, und da mag er Furcht haben; der gute Mann dauert mich, er soll keine Besorgnisse hegen – ich – ich – was, schon die Zeitungen? –« wandte er sich an einen Diener, der sie eben von der Post geholt hatte. »Das muß man sagen, hundert Millionen! Seitdem die Eisenbahnen nach dem Rheine fertig sind, geht es schnell.«

Und er schlug rasch die noch feuchten Blätter auseinander. Aber wie von einer Natter gestochen, fuhr er zurück. »Was? Bankhausen in Köln auch? Viermalhunderttausend! Großer Gott! Ich habe achtzigtausend mit im Geschäft! Adieu – Kinder – adieu! Und mit den Armen fechtend, das Gesicht mit kaltem Schweiß bedeckt, eilte er in sein Bureau.

Judith und Eduard blickten sich verstört an.

»Sehen Sie!« sagte das Mädchen mit unnennbar weicher Stimme. »Sehen Sie! Man darf nur davon sprechen. Nun werden hundertzwanzigtausend in die Lüfte gegangen sein.«

Und sie schüttelte wehmüthig den Kopf und stützte ihn, sich in einen Sessel lehnend, in die zarten weißen Hände.

»Judith, verlieren Sie nicht den Muth, ich bitte Sie herzlich. Wer weiß, wie es ist. Wie hoch beläuft sich das Vermögen Ihres Vaters?«

»Ich denke, es werden viermalhunderttausend Thaler sein. Aber was will das sagen? Wenn alle Gläubiger mit einem Male andringen, wie soll man das flüssig machen? Man kann Hunderttausende haben und doch – doch – nun ja – bankrott sein.« –

»Das wolle Gott verhüten! Ich verstehe Nichts von diesen elenden Geldgeschäften, aber ich kann mir denken, wie das hergeht.«

»O, nun merken Sie auf. Wenn dieses zweite Kapital verloren ist und das Unglück bekannt wird, dann heißt es: Daran sind die Herren selber schuld. Speculationen! Luxus! Schwelgereien haben sie zu Grunde gerichtet! Und doch, womit macht man denn Geld? Mit Geld allein! Warum leiht Ihr es denn aus, wenn Ihr nicht selber gewinnen wollt? Ach! mein armer Vater!«

Eduard blieb bis zum späten Abend: er konnte sich von dem Hause des Unglückes nicht sobald trennen. Der Hunger hätte ihn nie so lange gefesselt, wie ihn die Theilnahme fesselte. Und Judith verstand ihn. Sie sah, daß er wirklich war, was er vorgab – ein Freund. Am nächsten Morgen, es war der erste Dezember, war er schon wieder da, zu hören, wie es stände. Bankhausen hatte wirklich fallirt. Die achtzigtausend Thaler waren, wie es schien,

verloren, bis vielleicht auf einige wenige, später zu erhaltende Procente.

Um zehn Uhr kam Holzbrecher und ging sogleich auf's Comptoir. Der Banquier kam ihm freundlich entgegen, obwohl er sehr bleich aussah und die ganze Nacht nicht im Bette gewesen war.

»Mein alter Freund,« sagte er, »wir sind an einen sauren Apfel gekommen, ich habe schon hineingebissen; er schmeckt sehr herbe. Sie wissen doch?«

»Ja wohl, weiß ich. Und was wünschen Sie von mir?«

»Ich habe Sie und Andere herbeschieden. Sie können Ihre zwanzigtausend noch in diesem Jahre erhalten, denn Sie werden befürchten, ich wanke.«

»Nicht doch, nicht doch, Herr Ermeling, das befürchte ich gar nicht. Wir sind so lange Jahre zusammen gegangen, gehen wir noch länger zusammen. Uebereilen Sie sich nicht. Retten Sie, was Sie retten können – ich mag der Letzte sein, an den Sie denken, ich bedarf es wahrscheinlich am wenigsten.«

»Hundert Millionen! Wenn sie Alle so wären! Das ließe man sich gefallen! Aber ich muß ehrlich sein – wissen Sie, wie hoch mein Verlust sich beläuft?«

»Das braucht Niemand zu wissen – ich also auch nicht.«

»Und doch – Leuten, wie Sie sind, sage ich es. Ich habe – bis auf Kleinigkeiten, in zwei Tagen hundertundzwanzigtausend Thaler eingebüßt.«

Holzbrecher machte große Augen, Seine Stirn aber bedeckte und runzelte sich nicht, sein Auge blieb klar.

»Das ist freilich viel,« sagte er, »aber es bleibt dabei, man darf Sie jetzt nicht noch mehr schwächen. Herr Ermeling, das ist mein letztes Wort: ich *will* der Letzte sein!«

Und damit ging er. –

So verstrichen wieder mehrere Tage, das Fest näherte sich, diesmal für Viele ein trauriges Fest. Eduard hatte seine letzten beiden Goldstücke – des ehrlichen Dossow Nothpfennige in der grünen Börse – hervorgeholt, sie waren in Silber umgewandelt und kreis'ten jetzt schon auf ihrer unermesslich weiten Bahn. Zum ersten Male bedrückte es den jungen, widerstandskräftigen Mann schmerzlich in seinem Leben; er hatte den richtigsten Vorgeschmack der Sorge kennen gelernt, und was er jetzt noch nicht gekostet, sollte er in einigen Tagen kosten lernen. Wäre Judith nicht gewesen, die alle Tage schwerer zu tragen bekam, denn kleinere Unfälle waren in ihres Vaters Geschäft den größeren gefolgt, hätte sie nicht alle Tage seiner Ermuthigung, seines Trostes, seiner Gegenwart bedurft, er hätte schnell zum Wanderstabe gegriffen und diesmal längere Ferien im elterlichen Hause abgehalten, denn von dort allein konnte er ja, so schwer es ihm fiel, darum anzugehen, die einzige und natürliche Hülfe erwarten. Allein er blieb, blieb halb auf eigene Anregung, halb auf Bitten der Banquierstochter, die durchaus eines Menschen bedurfte, gegen den sie sich aussprechen konnte, denn viele ihrer Freundinnen hatten sich auf das

erste Gerücht hin: Ermeling's Credit schwanke, nicht wieder blicken lassen, und Andere, denen sie eine festere Beständigkeit zumuthete, mochte sie nicht in ihr Vertrauen ziehen.

Aber nicht auf dem Hause des Banquiers allein lastete der dumpfe Druck einer schwülen, kritischen Lebensatmosphäre, viele andere Familien waren von einem ähnlichen, kleineren, manche aber auch von größerem Unheil betroffen. Es war ein allgemeines Mißtrauen in alle kaufmännischen Geschäfte eingetreten, ein Mißtrauen, welches, oben anfangend, seine Schwingungen bis in die kleinsten Verhältnisse nachzittern ließ. Wer an Baarem Vorrath hatte, hielt es zurück, vertraute es Niemandem an, scheute sich sogar, Dinge zu kaufen, die sonst zu jeder Zeit und unter allen Umständen Bedürfnisse geworden waren. Vom Handel verbreitete sich die Stockung in alle übrigen Geschäfte; das Vergnügen erblaßte und der Luxus selber, den die Begüterten zu eigener Lust und zum Vortheile der Aermeren entfalteteten, verbarg sich, und so kam die sonst so fröhliche Zeit des Weihnachtsfestes herbei und fand viele Thüren verschlossen, die sonst dem Leben und dem Genusse desselben weit geöffnet waren. Wer dergleichen Zeiten durchlebt hat, kann allein sie sich vorstellen; der ewig in Glück und Wohlstand Schwelgende kennt ihre bleichen, grämlichen Züge nicht. Auch die Künstlerwelt litt unter den allgemeinen Zuckungen des Mißtrauens und der Besorgniß vor schwierigeren Lagen. Ihre Arbeiten wurden nicht mehr verlangt, ihre Hände feierten bei der allgemeinen Windstille des Verlangens,

bestellte Stücke wurden mit Mühe angebracht. Die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt, oder die schaffenden Kräfte an denselben verringert. Die ganz Armen hungerten und in den dürrsten Gegenden, den vernachlässigsten Provinzen, brach der Typhus des Elends, der sogenannte Hungertyphus aus. Was Wunder, wenn die Freuden der großen Hauptstadt in einen blassen, trüben Schleier sich hüllten, wenn die Schauspielhäuser leer standen, die Concertsäle geschlossen wurden, und selbst die stilleren Hausvergnügungen sich in immer kleinere Kreise zusammenzogen.

Die Freunde, denen wir bisher unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, fühlten wie Jedermann den Druck aller dieser Verhältnisse, sie schlossen sich enger, schweigsamer an einander, ihr jugendlicher Muthwille verstummte, und ihre Lust an der Arbeit beschränkte sich mehr und mehr auf das eigene, innere Streben. Eduard war still und in sich gekehrt. Er verlebte fast alle Abende außer dem Hause. Ermelings und Holzbrechers nahmen ihn vorzüglich in Anspruch, seine ihm übrigbleibende Zeit schenkte er theils seinen Büchern und seinem schweigsamen Nachdenken, theils brachte er sie in hoffnungsvolleren Gesprächen mit Josephson hin, den seine sprudelnde Laune, nachdem ihm der hauptsächlichste große Wurf gelungen war, auch jetzt nicht ganz verließ, wenngleich sie den ernsteren Freund, der innigeren Antheil an jenen beiden Familien nahm, nicht mehr wie sonst aufzuheitern im Stande war.

So kam der vierundzwanzigste Dezember heran, ein Tag, so trübselig, so unglückbringend, so entsetzlich qualvoll für unseren Freund, wie er noch keinen in seinem kurzen Leben gesehen hatte, aber zu seinem und Anderer Glück auch keinen wieder zu sehen bestimmt war.

#### FÜNFTES KAPITEL. STURMWIND UND FLUTH.

Eduard war am Abende vorher bis zehn Uhr im Hause des Banquiers gewesen. Der Hausherr hatte sich eine Stunde seiner Tochter gewidmet, obgleich er von innerer, fieberischer Unruhe verzehrt wurde, denn Gerüchte, deren Ursprung kein Mensch ergründen konnte, liefen um, es seien in Philadelphia, Boston, Manchester und Rom vier der größten Häuser der Handelswelt gefallen. Die Tröstungen, die die beiden jungen Leute, Judith und Eduard, dem erfahrenen Manne bieten konnten, waren ihm nur Worte, leere, leicht im Winde des Wehes sich verflüchtigende Worte. Sein klarer Verstand, sein kaufmännischer Blick sah tiefer, er drang in den Hintergrund kommender Stunden, und was er da erblickte, das war in den düsteren Nebel besorglicher Hoffnungslosigkeit gekleidet.

»Wenn das wahr ist, was umgeht,« sagte er, als Eduard endlich ging, nachdem er von der flehenden Tochter des Hauses zu längerem Bleiben als gewöhnlich aufgefordert worden war, »wenn das wirklich wahr und gewiß ist oder wahr wird, was man heute Mittag auf der Börse flüsterte, dann – gute Nacht Hoffnung und Glück – dann bin ich

morgen ein Bettler, und viele Andere mit mir. Gott wende es ab! Aber ich fürchte: der Schlag kommt, ich spüre ihn an meinem matten Herzen.«

»Sie sehen schwarz, Herr Ermeling,« erwiderte Eduard mit halbem Trostlächeln, obwohl ihm sein eigenes mitfühlendes Herz in einem krankhaften Anfalle hoffnungsloser Erstarrung matt und wehmüthig schlug, »und daß Sie schwarz sehen, begreife ich wohl, aber ein Mann muß allen Schlägen des Schicksals fest entgentreten.«

»Junger Mann,« erwiderte der Banquier, »ich verkenne Ihren guten Willen nicht, aber Sie haben noch nicht Hunderttausende, wenn auch verlieren sehen, doch nicht selber verloren; das schmeckt bitter! Wenn ich morgen die ganze Gewißheit habe, von deren Schatten ich heute schon geplagt werde, dann helfen weder Ihre guten Trostgründe, noch ein mannhaftes Herz. Doch – Sie haben Recht – es muß überstanden werden. Noch einmal wollen wir zu schlafen versuchen – und dann sehen, was die neue Sonne bringt. Gute Nacht!«

Judith begleitete Eduard in's Vorzimmer. Hier, die Kerze in der Hand, blieb sie stehen und verabschiedete den einzigen wahren Freund, den sie jetzt außer ihrem Vater besaß.

»Der gute Alte,« sagte sie, »spricht vom Schläfe, als wenn er ihn noch als einen täglichen Gast begrüßen dürfte. Seit acht Tagen ist er erst um drei Uhr Morgens zu Bett gegangen, sehen Sie nur seine hohlen Augen an.«

»Die Ihrigen scheinen mitgewacht zu haben,« erwiderte der Gehende, während er seinen Mantel umwarf,

»wenigstens dürfen sie sich ihrer früheren Munterkeit nicht rühmen.«

Judith seufzte hörbar.

»Kann ich ihn allein lassen? So lange ich bei ihm bin, hält er sich aufrecht, also weiß ich, wohin mich meine Schuldigkeit ruft.«

»Gott wird Alles wieder gut machen und Ihre rührende Kindlichkeit lohnen – ein paar Jahre, und Alles ist vergessen.«

»Wer weiß! Ein paar Jahre, sagen Sie, wie lang ist schon *ein* Jahr! Wissen Sie, daß jeder Tag mir jetzt eine Ewigkeit, und jede Nacht doppelt so lange scheint?«

»Eine doppelte Ewigkeit, Judith?« fragte Eduard scherzend, und reichte seine Hand hin. »Wissen Sie schon, wie lange eine einfache währt?«

»Ja, mein Freund, das weiß ich. Eine einzige schlimme Nachricht, wie die letzte, schließt in der nächsten darauf folgenden thränenreichen Stunde eine ganze Ewigkeit ein.«

»Freilich, im Schmerze selbst glaubt man nicht an die Vergänglichkeit desselben. Gute Nacht, Judith!«

»Gute Nacht, Eduard! Sie reisen also erst übermorgen?«

»Uebermorgen früh um sieben Uhr nehme ich meinen Wanderstab zur Hand – in drei Tagen aber bin ich wieder hier. Ich will nur meinem Vater Etwas mittheilen.«

»Also sehen wir Sie morgen?«

»Morgen in aller Frühe – gewiß! Noch einmal – gute Nacht!«

Und er ging.

»O! wäre dieser Tag erst da!« seufzte Judith, als sie zu dem Vater zurückkehrte, »diese fürchterlichen, kalten Nächte!«

Und die auf diesen Abend folgende Nacht war wirklich eine sehr kalte. Der Schnee lag fußhoch und war fest wie Eis gefroren. Alle Straßen waren wie Spiegel geglättet, und die Menschen eilten, was sie konnten, um aus dem Freien und von ihren Geschäften in die warmen Zimmer zu kommen. Aber auch diese Nacht, wie alle ihre kalten und schrecklichen Vorgängerinnen, ging vorüber und der neue Tag brach an, der Eduard's Geburtstag war. Er hatte fast gar nicht geschlafen. Widrige Träume peinigten ihn vom Anfange derselben an bis zum Ende. Er sah Alles, was vor seine Augen kam, und tausend verschiedene Schreckbilder schlüpfen an seinem Geiste vorüber, in einen bleichen, erkältenden Giftnebel gehüllt. Dabei fror er und fühlte angstvoll, er wußte nicht warum, das Herz in seiner Brust hämmern. Endlich, um fünf Uhr Morgens, erschien Frau Schwarzkopf, um seinen Ofen zu heizen. Er war glücklich, wieder ein menschliches Antlitz zu sehen.

»Was ist die Uhr, Frau Schwarzkopf?«

»Fünf hat es geschlagen, Herr Doctor! Nun, da Sie schon wach sind, kann ich gratuliren – und ich thue es von ganzem Herzen!«

»Sie müssen doch stets die Erste sein! Haben Sie diesen Tag noch nicht vergessen?«

»Bei Gott! so lange ich lebe, wird er nicht aus meinem Gedächtnisse kommen. Wie – Sie zünden sich schon ein Licht an?«

»Ich habe schlecht geschlafen und muß aufstehen – seinen Geburtstag kann man nicht lange genug wachend verbringen.«

»Aber Sie werden sich erkälten, die Stube ist noch kalt.«

»Ich werde zwei Röcke anziehen – machen Sie den Kaffee recht heiß.«

Frau Schwarzkopf ging und Eduard sprang aus dem Bette.

»Großer Gott,« sagte er mit emporgehobenen Händen, »gieb einen *guten* Tag, für alle meine Lieben und für mich selber!«

Der Kaffee kam und war siedend. Frau Schwarzkopf hatte auch mit eigenen Händen einen Kuchen gebacken und stellte ihn auf den Tisch. Darin steckte ein Zettel mit den Worten: »Gedenke an den Tag vor einundzwanzig Jahren!« Gerührt nahm ihn Eduard in die Hand und las ihn wohl zehnmal hintereinander.

»Ja,« sagte er bei sich, »ich werde ihn nie vergessen, und Du, gute Frau, sollst mit in meine Erinnerung eingeschlossen bleiben. Also sechsundzwanzig Jahre! Und wieder Nichts für die Unsterblichkeit gethan! – Hm! Daß ich dieses Wort nicht vergessen kann! Freilich, auch bei Dem, der es zuerst gesprochen, kam die Unsterblichkeit später, und wie rasch kam sie dann, das Schicksal eilte

mit ausgebreiteten Flügeln auf ihn zu. Wie wird das meine sein? Wird es lahm, mit gesenktem Haupte, mich an mein endliches Ziel führen? Wir wollen es abwarten.«

Er trank den Kaffee und aß von dem Kuchen. Das Zimmer wurde schnell warm und die Wärme erfüllte ihn mit neuer Lebenslust.

»Ich weiß nicht,« dachte er, »warum ich heute so heiter bin! Gute Genien müssen mich umschweben und die schrecklichen Traumgeister dieser Nacht besiegt haben. Die arme Judith! Der arme Ermeling! Wenn es doch erst Tag wäre! Um zehn laufe ich rasch hin und sehe, wie es steht. Morgen um diese Zeit bin ich auf dem Wege nach Bilsingen. Nun! dann wird die Noth für's Erste ein Ende haben, ich besitze nur noch ein paar Groschen, und dafür muß ich der Schwarzkopf ein Geschenk kaufen, heute Mittag noch. Für den Tag ist gesorgt. Den Abend verlebe ich bei Holzbrechers und Ermelings, weiter brauche ich Nichts. So bin ich doch ausgekommen, aber wie, Großer Gott! Ich danke Dir, daß Du mir noch *Das* gegeben hast. Viele haben weniger gehabt und schlagen dennoch heute munter die Augen auf.«

Da pochte es schon an die Thür, und doch war es erst sieben Uhr. Er öffnete. Der Postbote trat herein

»Ein Brief,« sagte er, »durch einen besondern Boten zu bestellen.«

Eduard bezahlte den Brief und sah dann nach der Aufschrift. Er erkannte sogleich des Geistlichen Handschrift,

die aber nicht mit gewöhnlicher ruhiger Sicherheit hingeworfen war, sondern unverkennbare Spuren einer zitternden Hast wahrnehmen ließ.

Der Bote war schon wieder fort, Eduard hielt den Brief noch uneröffnet in der Hand.

»Was hat Das nur zu bedeuten?« fragte er sich. »Auf diese Weise ist mir ja noch nie ein Brief zugegangen.« Aber seine Gedanken rasch abschneidend, erbrach er ihn schnell. Er las Folgendes:

»*Mein theurer Eduard!*

»Unser armes Dorf hat ein großes, unerwartetes Unglück betroffen. Unser guter Freund, der Meister Dossow, hat das Schicksal gehabt, durch eine Feuersbrunst fast seine ganze Habe zu verlieren. Sein Holzvorrath, seine Werkstätten, seine Arbeitsgeräthschaften, waren glücklicher Weise versichert. Sein Wohnhaus aber und Alles was darin war, nicht. Leider hatte er den letzten Theil seines ersparten Vermögens in Papieren bei sich, weil ein anderer Theil vor acht Tagen durch den Bankerott eines Hauses verloren gegangen war. Alles Dies ist für immer dahin. Ich brauche Dir den allgemeinen Jammer nicht zu schildern, ich kenne Dein Herz. Dossow und seine Frau sind gesund und im Pfarrhause untergebracht. Sollten Ernst und Karl, die in diesen Tagen erwartet werden, zuerst bei Dir erscheinen, so bereite sie mannhaft auf das traurige Ereigniß vor. Ich selbst habe genug mit den Eltern zu thun, die übrigens Beide ihr Schicksal ergebnug tragen. Auch hat es Gott, der Allmächtige, gegeben,

und so müssen wir es hinnehmen und dürfen nicht murren. Ob Du unter diesen Umständen Lust haben wirst, hierher zu kommen, überlasse ich Deinem Ermessen. Ich schreibe Dies in großer Eile. Wir Alle sind gesund

»Dein getreuer Pflegevater

»*Heinrich Wollzagen.*«

Eduard ließ den Brief zur Erde fallen. Das Blut stieg ihm aus dem übervollen Herzen in den Kopf er bekam Nasenbluten.

»Großer Gott!« dachte er, »ist so der *Anfang* des heutigen Tages schon – wie wird dann das *Ende* sein!«

Er war auf das Tiefste erschüttert. Rasch kleidete er sich an, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte. Aber er bedurfte einer starken Bewegung in der kalten Luft, um der inneren, hämmernden Schmerzensregung ein kleines Gegengewicht zu schaffen. Schnell lief er ein paar Straßen auf und nieder; er spürte die Kälte gar nicht, die alle Menschen blitzschnell an ihm vorüberführte. So kam er an das nächste Thor, betrat Gottes freie Natur, und erst, als er das Geräusch der erwachenden Stadt hinter sich hatte, als die friedliche Stille der winterlichen Landschaft ihn umgab, fühlte er sich fähig, den in ihm tobenden Schmerz nicht allein zu durchdenken, sondern ihm auch männlich zu widerstehen.

»Was kann das Alles helfen!« dachte er und schritt schon langsamer dahin. »Das Hin- und Herschwanken in einem und demselben Gedanken, in einem und demselben Wehe führt zu gar Nichts. Damit wird Nichts geändert, Nichts gebessert. Was geschehen ist, ist geschehen,

und man muß es ertragen. Das will ich auch. Also Fassung – Muth – Widerstand. Schon dieser Gedanke allein kräftigt, erhebt, warum nicht die Ausführung desselben. So will ich handeln und reden, sobald ich morgen nach Hause komme, oder wenn Ernst eintrifft. Was geschehen, ist zwar ein Unglück, das ist wahr, aber giebt es nicht noch größere Schicksalswechsel? Die arme Judith, ihr alter Vater – ist Das nicht eben so hart und noch härter? Denn dort ist ja nur das Unglück allein – hier mit dem Unglücke auch die Last einer möglicherweise anklagenden öffentlichen Stimme verbunden; Dossow behält seinen Ruf, seine Ehre, seinen Credit, wird nur bemitleidet – aber Ermeling, den kann man sogar beschimpfen! Beschimpfen, einen so unglücklichen Mann! Pfui über die erbärmliche Welt, und je höher hinauf die Menschen die Lebensleiter steigen, um so erbärmlicher werden sie oft!«

In der Art philosophirte der thätige, markige Geist Eduard's, und erst, als er eine Stunde weit gelaufen war, bemerkte er, daß er zur Rückkehr eben so viel Zeit gebrauche, und alsdann die Stunde da sein werde, in welcher er Judith seinen Besuch versprochen hatte. Als er hieran dachte und sogleich zu ihr zu gehen beschloß, fing ihm das Herz wieder an zu pochen und einige Tropfen überflüssigen Blutes färbten sein Tuch. Bald aber hatte er sich wieder sattelfest gemacht, auch diesem Unglück, wenn es wirklich da sei, mit männlicher Stirn, mit gewappneter Brust entgegenzutreten, und komme heute, was da wolle, den Schmerz mit festester Ergebung

zu ertragen. Dieser wiederholt gefaßte Entschluß, dieser in der Welt wirklich existirende Widerstandsgeist, der in dem prüfungsreichen Leben des Menschen den Leiden der Seele und des Leibes oft die alleinige Stütze ist, beseelte auch unsern Freund, den kräftigen Naturmenschen, dem der höher entwickelte Geist keine materiellen Kräfte geraubt hatte, und gab ihm eine solche Fülle widerstandsfähiger, energischer Stärke, daß er in der That wie ein innerlicher Riese daherschritt, der kühn sein Schicksal heraus zu fordern, aber auch dem möglichen Untergange schreckenlos entgegen zu gehen, entschlossen ist. Ermeling's Haus war erreicht. Das große Thor stand offen, aber der alte freundliche Thürhüter war nirgends zu sehen, überhaupt kein bekannter älterer Diener. Auf dem mit schönen kleinen Wandfresken bemalten Flur aber standen mehrere fremde Menschen, scheinbar Schergen einer öffentlichen Gewalt, wahrscheinlich Diener und Handlanger des Rechtes, die ein Gelärm vollführten, daß Eduard, augenblicklich von den gemeinen Gesichtern angeekelt, einen Augenblick stehen blieb und verwundert ihrem Treiben zusah.

»Was wollen diese fremden Gesichter hier!« dachte er und warf sein forschendes Auge auf eine Gestalt mit rabenschwarzem, langem Barte und kupferrothem Gesichte, in dessen kleinen dunklen Augen ein unheimliches Feuer blitzte. Die Gestalt war beinahe von seiner Größe und schien der Anführer der gesetzlichen Bravos zu sein. Als er diesen gemeinen Menschen betrachtete, sah ihn derselbe gleichfalls an, und wie solche Naturen den

Blick eines geistigeren, begabteren Wesens nie gut ertragen können, so mischte sich auch hier sogleich der gesetzlichen Handlung die persönliche, thierische Gewalt ein.

»Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?« schrie das kupferrothe Gesicht indem es noch röther wurde, den jungen Unbekannten an und stellte sich dicht vor ihn, gleichsam um ihm den Weg zur Treppe zu versperren. Jede nähere Berührung mit solchen Naturen war dem angeborenen Adel Eduard's ein Gräuel. Er trat daher einen Schritt zurück und suchte ein Wort, seiner augenblicklichen Empfindung einen Ausdruck zu geben. Der Scherge sah in diesem zurückweichen des Angebrüllten den ersten Schritt zum Siege. Er trat ebenfalls einen Schritt vor, so daß sein dunstiger Athem des jungen Mannes Wange berührte, und wiederholte seine grobe Anrede mit noch stärkerem Tone.

Hier aber war der Augenblick seiner Niederlage gekommen. Der Zurückweichende war nicht in der Laune, unnütze Worte zu machen. Von einer Hoheit des Unwillens ergriffen, die er noch nie gefühlt, von einer Kraft gedrängt, deren er sich kaum je bewußt gewesen war, streckte er, vorwärts tretend, seine Arme aus, und den Angreifer mit einer gewaltigen Bewegung derselben gegen die Wand schleudernd, daß er mit seinem Hute auch seine Haltung verlor, rief er in einem Tone, den noch kein Mensch von ihm gehört:

»Ich bin nicht gewohnt, hier so gefragt zu werden. Platz da!«

Und der verlangte Platz war augenblicklich der seine. Die erbärmliche Niedrigkeit, die einen so gewaltigen Ausbruch ungeahnter Hoheit und Kraft aufflammen sah, verstummte, und während die Begleiter des kupfernen Gesichts in ein höhnisches Gelächter über den unerwarteten Fall ihres Gefährten ausbrachen, stieg Eduard mit bebendem Schritte die Stufen hinauf.

Die oberen Räume des Hauses waren öde und leer. Kein Mensch war zu sehen, alle Thüren standen auf. Nur in dem Comptoir des Banquiers wirthschafteten fremde Gesichter. Eduard ahnte die Ursache dieser Vorgänge. Rascher flog er den Flur entlang dem wohlbekanntem Zimmer Judith's zu. Bald hatte er es erreicht. Ohne zu klopfen riß er die Thür auf und – hatte vor seinen Augen den traurigsten Auftritt, den er bisher in seinem Leben geschaut.

Die Vorhänge der Fenster waren geschlossen, nur ein dämmernder Tagesstrahl drang in's Zimmer, welches nicht wie sonst durch die heitere Ordnung des darin Befindlichen so gemüthlich war. Auf dem Sopha lag, schwer athmend, tiefe Seufzer ausstoßend, der vernichtete Banquier. Vor ihm, auf den Knien liegend, süße kindliche Worte lispelnd, befand sich Judith, das blasse Gesicht des so innig geliebten Vaters, von dem ein kalter Angstschweiß herniederrieselte, mit einem Tuche trocknend. Als Eduard eintrat, wandte sie das thränenbenetzte Gesicht mit den geschwollenen Augen zu ihm hin, und, ohne Ton und Sprache, deutete sie nur mit einem verständlichen Winke auf den Vater hin.

»Mein Gott, was ist Das?« rief schmerzerfüllt der junge Freund des Hauses.

»Wer ist das?« stöhnte der gebrochene alte Mann.

»Eduard Wollzagen!« rief laut und fest der zeitige Besitzer dieses Namens.

»Bankrott! Bankrott!« stöhnte der Banquier. »Sie haben mein Zimmer, meinen Tisch, meine Papiere versiegelt!«

»Wer, wer hat Das gethan?«

»Ein Schuft von Gläubiger, dem ich nur eine Kleinigkeit schulde, während Andere mit Tausenden sich ruhig verhalten, ein doppelter Schuft, weil er nicht mit meinem Ehrenworte zufrieden war: mit meinem eigenen Hab' und Gut in kurzer Frist seine Ansprüche zu befriedigen – danken, auf meinen Knien danken muß ich ihm noch, daß er mich bei meinem Kinde läßt, mich nicht mit Schurken, wie er selber ist, einsperrt und zum Wahnsinn treibt.«

Eduard hatte keine Worte. Er stand, die Hände auf sein hämmerndes Herz gedrückt, das Haupt hoch erhoben, die Brust in lauten Athemzügen bewegend, da. Sein Athem keuchte – sein Auge aber, vom schnell arbeitenden und erstarkenden Geiste schon wieder hell werdend, flammte in fleckenloser Reinheit auf – er näherte sich dem Vater und der ihn mit leisem Schauer betrachtenden Tochter.

»Nun denn, Herr Ermeling,« brachte er endlich mühsam hervor, »dann sind wir ja drei Leidende zusammen.

Oft schon hat ein kleines Leid ein großes gemildert – meine Sorgen werfe ich zu den Ihrigen.«

»Was können Sie für Sorge haben?« murmelte der Banquier, der schon von seinen schwarzen Gedanken abgelenkt wurde.

»Sie sind freilich nur klein, Herr Ermeling, aber es sind doch Sorgen gewesen, denn seit beinahe acht Tagen habe ich Mittags nur Brod zu essen gehabt.«

»Was?« schrie Judith in schrillum Schmerzestone auf, »Sie – nur Brod des Mittags – und das haben Sie mir nicht gesagt?«

»Ich sage es nur jetzt, um Ihren verzweifelnden Vater zu trösten, denn ich habe keinen Mangel dabei gefühlt und würde Mich bei Niemandem beklagen. – Hören Sie weiter, Herr Ermeling – es giebt noch andere Leiden in der Welt – der Zimmermeister Dossow, ein so redlicher, fleißiger Mann – meines Jugendfreundes Vater – nachdem er durch die Zahlungseinstellung eines Hauses die Hälfte seines Vermögens verloren –«

»Bei mir hat er Nichts gehabt!« schrie der Banquier dazwischen.

»Nachdem er Das verloren, ist er vollständig, mit Hab' und Gut, Haus und Hof in meiner Heimath abgebrannt und sein Geld in Papieren dazu!«

»Gott sei Dank; – Ha! Was sag' ich? Nein! Gott schütze ihn – kommen Sie her – Ihre Hand – Sie sind ein braver Freund – Sie verstehen zu trösten – wären Sie mein Sohn – oder gut, daß Sie es nicht sind, denn – denn –«

»Vater!« rief Judith wie zum Tode erbleichend –

»Mein Kind – was willst Du, was soll ich? Jetzt kann ich Alles sagen – ich muß es sagen, ausschreien muß ich meinen Schmerz, oder er sprengt mir die Brust – o ich armer Mann! Und meine Judith, mein armes, armes Kind! Beweine Deinen elenden Vater – er ist ja nicht schuld an Dem, was ihn jetzt trifft – ich bin ja redlich gewesen, mein Leben lang – habe Niemanden gekränkt – den Armen gegeben – mit dem Wohlhabenden getheilt – den Reicheren nie beneidet – und nun –?«

»Sprechen Sie sich aus, Herr Ermeling, machen Sie Ihr Herz frei, so ist es gut – aber murren Sie nicht, wanken Sie nicht – hoffen Sie! Gott hat es gegeben, auch der Kummer ist seine Gabe – er wird eine Tröstung für Sie, wie für Andere haben. Noch haben Sie sich und sind ein Mann – voller Kraft – noch haben Sie Ihr Kind – was wollen Sie mehr?«

»O Gott, o Gott!« schluchzte der Vater, »es ist gut, es ist gut – ich kann weinen.« – und er weinte laut wie ein Kind, und mit diesen Thränen, die schon so manchen Schmerz aus einem Vampyr in Wollust umgewandelt haben, war die Krisis seines Leides vorüber.

Nach einer Weile, in der Alle schwiegen, um den besänftigenden Thränenstrom des alten Mannes nicht zu unterbrechen, holte er tief Athem und sagte mit viel linderer Wehmuth in seinem Tone:

»Sie haben Recht – ich danke Ihnen – danke Ihnen viele tausend Mal! Ich habe bei Weitem noch nicht Alles verloren, und meine Ehre wird sich wieder rein waschen –

lassen Sie mich machen – mir bleiben noch Tausende übrig – ich will Alles bezahlen – nur dieser *eine* Gläubiger mit dem Herzen von Stein – hat mir das Herz gebrochen.«

»Und wer ist dieser Mensch ohne Barmherzigkeit?«

»Es ist – es ist der Anwalt des Kammergerichtspräsidenten –«

»Ah!« –

Werfen wir einen Schleier über den Schluß dieser ergreifenden Scene. Worte vermögen den Sinn der Gedanken doch nicht wieder zu geben, die durch Eduard's Gehirn fuhren. Eduard ging aus dem Hause des Kaufmannes, nachdem er versprochen, nach Tische wiederzukommen. Er ging zu Holzbrechers, fürchtend, hier eine ähnliche Scene zu finden. Aber er irrte sich. Er fand Alles in der gewöhnlichen Ruhe und Gemächlichkeit. Der Akademiker war schon aus seiner Werkstatt in's Eßzimmer gekommen und erwartete, da er pünktlich um zwölf Uhr zu essen pflegte, mit dem vollsten Appetite sein Mahl. Er lud Eduard zur Theilnahme ein, der es auch annahm und sich ganz still verhielt, denn er glaubte, Holzbrecher wisse noch nicht den letzten Schlag, der Ermeling betroffen hatte.

Man setzte sich ganz gemüthlich zu Tische. Die Wirthin war heiter, freundlich, beweglich wie sonst.

»Frau!« sagte der Akademiker, »hast Du noch eine Flasche vom Besten vorrätzig? Du weißt, wir feiern heute einen Geburtstag!«

»Es ist schon Alles besorgt, lieber Mann.«

Eduard war ganz erstaunt, aber schwieg noch immer und harrte der Entwicklung. Sie sollte nicht ausbleiben und er von Neuem die Bemerkung machen, daß der Schöpfer seine Geschöpfe mit sehr verschiedenen Organisationen bedacht habe.

Als der Wein gekommen war und die gefüllten Gläser angeklungen hatten, sprach der akademische Künstler folgendermaßen:

»Mein lieber Doctor! Sie feiern heute den Schluß Ihres sechsundzwanzigsten Lebensjahres. Ich weiß es. Mögen Sie glücklich und zufrieden sein, damit ist Alles gesagt. Nun aber noch Eins. Ich muß Ihnen Etwas mittheilen, was Sie noch nicht wissen. Mein armer Banquier hat fallirt.«

»Das weiß ich leider schon –«

»Das habe ich mir wohl gedacht, denn wo wären Sie am frühen Morgen sonst gewesen, als ich Sie besuchen wollte – das ist es aber nicht, was ich eine Neuigkeit für Sie nannte. Ich habe wahrscheinlich mein Vermögen, das heißt, mein Baares verloren. Das schadet so viel nicht. Mir bleibt noch genug und meiner Frau auch. Wir haben uns das Alles schon gestern Abend in aller Ruhe überlegt und darauf friedlich wie die Kinder geschlafen. Heute ist der Schlag da und wir sind fertig. Mein Haus, dieses hier, werde ich verkaufen und einen großen Theil meiner Sammlungen auch. Das ist unangenehm, aber es läßt sich ertragen. Es giebt größere Unglücksfälle. Sie bleiben, komme es, wie es wolle, unter den alten Bedingungen in Ihrem Gartenhäuschen wohnen –«

»Herr Holzbrecher –«

»Still! Es ist abgemacht – kein Wort mehr! Wir, ich und meine Frau, werden auf ein prinzliches Schloß ziehen und dort beinahe königlich wohnen.«

»Ein prinzliches Schloß? Wie soll ich das verstehen?«

»Die Sache ist die: Sie kennen meine Liebhaberei für Alterthümer, schöne Handarbeiten und meine Kenntnisse, dergleichen zu schaffen und zu erhalten. Meine Frau hat einen ähnlichen Sinn. Sie liebt und steht gern einem zierlichen Hausrathe vor. Da haben wir nun schon lange den Antrag erhalten, als Oberaufseher bei einem Prinzen des königlichen Hauses Dienste zu nehmen. Das haben wir früher abgelehnt, jetzt aber nehmen wir es dankbar an.«

»Wie? Sie wollen Diener eines Anderen sein, da Sie hier Ihr eigener Herr waren?«

»Mein lieber junger Freund! Sie wissen das nicht, Sie kennen die Wohlthat für ein bescheidenes Herz noch nicht, eines edlen Herrn Diener zu sein. In der Art, wie *wir* diesen Dienst übernehmen, liegt für uns keine Erniedrigung. Im Gegentheil, eines braven Mannes Knecht steht sich besser, als ein Knecht seiner eigenen Leidenschaften. Ich habe das Erstere gewählt, und dabei soll es bleiben. Und nun wünsche ich Ihnen eine gesegnete Mahlzeit! Sie können an Ihre Verrichtungen gehen und ich – Sie nehmen es mir nicht übel, werde mein Mittagschläfchen halten.«

Und er setzte sich in seinen Sorgenstuhl, der eigentlich für ihn kein Stuhl der Sorge, wohl aber der Ruhe war.

Im Innern wahrhaft aufgerichtet von dieser würdigen Einfachheit, Unterordnung und Genügsamkeit, begab sich Eduard auf sein Zimmer. Ernst und Karl waren noch nicht eingetroffen.

Nachmittags ging er wieder zu Ermelings und blieb bis um sieben Uhr Abends daselbst. Nach dem Thränenstrome des Vormittags, berichtete Judith, habe sich der Vater viel ruhiger, ergebener und aufgerichteter bewiesen, ja, er habe sogar nach Tische ein Stündchen geschlummert.

Als Eduard kam, rauchte er mit ihm eine Cigarre, wozu Judith in ihrem Zimmer, dem einzigen, welches jetzt bewohnt war, und in welchem sich das ganze Interesse des Banquiers zusammendrängte, mit Freuden die Erlaubniß gegeben hatte.

Das Gespräch drehte sich natürlich um die vorliegenden Verhältnisse. Je mehr der Unglückliche davon sprach, um so erleichterter fühlte er sich. Er rechnete Eduard alle seine fremden Gelder vor, wobei er ein so ausgezeichnetes Gedächtniß bewies, daß derselbe erstaunt war.

»Wissen Sie nicht,« fragte er, nachlässig es hinwerfend, aber Judith fing es, scharfsinnig genug, sogleich auf, »wissen Sie nicht, was für Gelder der Anwalt des Präsidenten bei Ihnen mit Beschlag belegt hat?«

»Es sind freilich die kostbarsten von allen. Ich weiß es wohl. Es sind Pupillengelder.«

»Und wie viel ist es?«

»Erbärmliche fünftausend Thaler! Glücklicher Weise hat er nicht mehr bei mir stehen.«

»Das sind am Ende gar Ihre Gelder,« flüsterte Judith leise, die schon öfters die Vermuthung gehegt hatte, daß Emma's Vater, der, wie sie wußte, Eduard's Vormund war, auch sein Vermögen noch in Händen habe.

»Wohl möglich! Ich weiß aber nicht, ob ich Vermögen beanspruchen kann; in meinen Papieren wenigstens steht nichts Bestimmtes davon, obwohl von meinen äußerlich günstigen Verhältnissen gesprochen wird. Wenn man das bestimmt wüßte, und wenn dann der Präsident hier wäre, so sollte Ihres Vaters Comptoir bald wieder geöffnet sein.«

»Ich glaube es von Ihnen wohl,« flüsterte Judith dagegen und seufzte. »Es ist aber nur ein Wenn, was uns den Schimmer eines Glückes giebt.«

»Nicht flüstern!« rief der Vater, »was habt Ihr über mich zu sagen? Ich kann jetzt Alles hören.«

Eduard wurde nachdenklich. Er beschloß, sogleich nach Hause zu gehen und in seinen Papieren noch einmal zu suchen, denn, dachte er, wenn der Anwalt die Vollmacht hat, wegen der ihm anvertrauten Gelder einen Mann, wie Ermeling, unter öffentliche Versiegelung zu stellen, so muß er auch die haben, die Gelder Dem auszuliefern, dem sie gehören, wenn er sich melden sollte. Finde ich etwas in meinen Papieren, so erfährt Josephson Alles, er ist Jurist, er muß mir den besten, freundschaftlichsten Rath geben.

Er sollte aber nichts Gewisses in den Papieren finden, wie er sich nachher bald überzeugte, denn Ramkau hatte

Alles, was sich auf das Vermögen der Waise bezog, damals gesondert und dann sorglich aufbewahrt, wie sich wiederum später erwies.

»Also Sie wollen gehen?« fragte Ermeling den jungen Mann, als er seinen Hut ergriff. »O, wie einsam wird es dann bei uns sein! Wann kommen Sie wieder?«

»In zwei Tagen – länger habe ich selbst keine Ruhe. Also bis dahin leben Sie wohl – ich empfehle Sie Gottes Schutze.« –

Als er zur Thüre hinausging, eilte Judith ihm nach. Als sie ihm die Hand drückte, fühlte Eduard etwas Schweres in derselben zurückbleiben.

»Was ist Das, Judith?«

»Mein Geburtstagsgeschenk!« flüsterte sie und wandte tief erröthend den Kopf weg. Eduard sah es an und fand eine Börse, deren Schwere darin blitzende Goldstücke verursachten. Er fühlte einen Krampf in seinem Herzen entstehen und nach seinem Kopfe aufsteigen. Das Nasenbluten stellte sich sogleich wieder ein.

»Mein Gott, was haben Sie?«

»Blut, wie Sie sehen, welches mir der Gedanke auspreßt, ein Almosen annehmen zu müssen –«

»Eduard – und das mir?«

»So nehmen Sie es sogleich wieder – dann ist es vergessen.«

»Nein!«

»Sind wir nicht so gut wie Geschwister? Denken Sie an das Bild – o ich bin noch so reich – und Sie – Sie haben Hunger gelitten – mein Gott, mein Gott!«

»Das Brodessen ist zu Ende, Judith! Meine Wechsel hole ich morgen von meinem Vater, dann sollen sie mir nie wieder fehlen.«

»Sie kommen bestimmt wieder – heute natürlich nicht – aber in zwei Tagen!«

»Heute nicht – in zwei Tagen bestimmt.«

»Sie edler Freund! Adieu! Gott schütte seinen reichsten Segen über Sie aus!«

»Aus solchem Munde kann nur ein Wunsch, dem die Erfüllung folgt, kommen! Also bis übermorgen! Leben Sie wohl!«

Und er sprang rasch die Treppe hinunter, während Judith zu ihrem Vater zurückkehrte. –

Josephson erwartete schon zu Hause den Zurückkehrenden, er hatte ihn den Tag über nicht gesehen. Mit Schrecken hörte er alle die traurigen Nachrichten, deren Ueberbringer Eduard war. Mit stummer Aufmerksamkeit lauschte er, bis die Berichte zu Ende waren.

»Was willst Du nun thun?« fragte er endlich.

»Das will ich Dir sogleich sagen, Du darfst mich aber heute nicht mehr verlassen.«

»Dazu habe ich auch nicht die geringste Lust –«

»Verhalte Dich nur eine Stunde ruhig, ich habe etwas Nothwendiges zu lesen – ist das geschehen, so gehöre ich Dir. Da, lies –«

»Ich kann nicht lesen, ich habe zu denken.«

Eduard las in seinen Papieren wie wir berichtet, und fand Nichts.

So war die finstre Nacht allmählig herangekommen. Frau Schwarzkopf brachte neue Kerzen und heizte den Ofen noch einmal. »Ich werde stark heizen,« sagte sie, »wir haben sechszehn Grad Kälte.«

»So viel?« fragte Eduard. »Ich empfinde es gar nicht. Da sieht man, wie die innere Wärme die äußere Kälte besiegt.«

»Ich habe die Kälte wohl empfunden,« erwiderte Josephson, als die Frau das Zimmer verlassen hatte, »denn ich hatte kein Holz mehr, und schon deshalb bleibe ich gern bis zum späten Abende bei Dir, da Du noch besser damit versehen bist.«

Sie setzten sich.

»Wenn ich bedenke, Wolf, wie wir früher gelebt haben, und jetzt – wir sind doch recht herabgekommen.«

»Ja! Wir werden aber auch wieder hinaufkommen – nur guten Muthes!«

»O, der fehlt mir ganz und gar nicht. Hast Du Hunger?«

»Ein Bischen! Was hast Du?«

»Etwas ganz Herrliches – Wunderschönes, Frisches.«

»Du machst mir den Mund wässerig – was denn?«

»Sieh da – ein ganzes Brod!«

»Ei der Tausend! Das ist recht frisch! Nun, da brauchen wir Nichts dazu zu trinken. Aber es ist doch schändlich, nicht einmal einen erbärmlichen Punsch an einem solchen Festabende sich brauen zu können!«

»Wenn ich wüßte, daß Du ohne Punsch nicht leben könntest, so solltest Du ihn sogleich haben.«

»Wie so? Hast Du eine Quelle gefunden?«

»Das nicht. Ich brauche es nur der Schwarzkopf zu sagen, die würde die Quelle schon finden.«

»Nein, laß das. Sieh, wir haben zusammen geschwelgt, jetzt wollen wir auch zusammen hungern und dursten. Weiß der Himmel, wo meine Weihnachtskiste bleibt –«

»Sie kommt vielleicht noch.«

»O, bewahre, ich bin schon selbst auf der Post gewesen – nun erwarte ich sie nicht mehr. Sieh, es schmeckt mir auch so schon ganz gut – aber Dein Messer schneidet schlecht – ist das auch aus Noth stumpf wir wir?«

»Hier ist ein besseres. Aus Noth stumpf? Was soll das heißen? Ich bin nie spitzer und schärfer gewesen, als jetzt –«

»Das merke ich. Laß es nur gut sein – es war ein alter Witz – aus Hunger!«

Und sie lachten Beide so herzlich, wie früher, da sie Austern essen konnten und Xeres trinken. –

Da ging die Thür auf. Herein trat abermals die Tischlerfrau, gefolgt von Anna, die eine große Schüssel in der Hand trug, während die Mutter Tellerchen und kleine Löffel hielt.

Josephson's Nüstern erweiterten sich. Er dachte an seine Kiste.

»Meine Herren! Sie nehmen es nicht übel,« sagte das gute Weib, »heute ist heiliger Abend. Da essen wir Handwerker ein Gericht geriebenen Mohns mit Milch und Semmelstückchen. Wenn es nicht süß genug sein sollte – hier ist Zucker,« und sie stellte die Schüssel und die

Tellerchen auf den Tisch, über den sie schnell eine blendende Serviette gebreitet hatte.

»Sie haben meinen Appetit errathen, Frau Schwarzkopf,« scherzte Josephson freudig und langte augenblicklich zu, »ich danke Ihnen im Namen meines Magens – es schmeckt vortrefflich – Eduard, iß doch –«

»Das freut mich ja über alle Maaßen. Nun, ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit!«

Eduard ging mit bis an die Thür und dankte in den freundlichsten Ausdrücken. »Ich bleibe Ihr Schuldner,« sagte er lebhaft, »Sie sollen mich daran nicht zu erinnern haben.«

»Das ist Alles schon abgemacht – adieu! Komm, Anna!«

---

Es war schon beinahe zehn Uhr. Die reichliche Mahlzeit, das warme Zimmer, die vielen Gemüthsbewegungen hatten Eduard abgespannt. Er hatte sich lang auf das Sopha gestreckt; Josephson saß am Fußende desselben. Draußen wehte ein scharfer Wind und verbitterte die ohnehin schon bedeutende Kälte

»Hier ist es hübsch warm,« sagte Josephson, »ich habe gar keine Lust, in mein kaltes Bett zu kriechen.«

»Bleibt hier – ich lasse Dir ein Bett auf das Sopha legen.«

»Vielleicht thue ich es, wir wollen es uns überlegen. Wenn Deines Vaters Haus nicht überfüllt wäre, ginge ich mit Dir nach Bilsingen.«

»Du solltest jeden Augenblick willkommen sein – aber die nächsten Tage werden draußen keine Festtage sein.«

»Das kann man sich denken. Was es doch für Unglück in der Welt giebt! Hast Du schon Jemanden gesehen, dem einmal so recht was Glückliches begegnet ist? Ich meine – kein innerliches Glück, das kenne ich, sondern ein äußerliches, ein Geldglück. Ich habe zum Beispiel noch Niemanden gesehen, der das große Loos gewonnen hat. Das muß eine Freude sein! Ha!«

»Ich auch nicht. Aber Du hast Recht. Und am meisten denkt man an dergleichen, wenn man gerade im dicksten Unglück sitzt. Die Verdurstenden zum Beispiel sollen große Seen voller Wein sehen. Ich möchte nicht verdursten.«

»Ich auch nicht, und wenn ich auch einen See von Champagner zu sehen bekäme.«

»Du bist aber heute wohl nahe daran? Hier ist eine Karaffe frischen Brunnenwassers – da!«

»Ach, was hilft mir Wasser! Darauf habe ich keinen Durst.«

»Das war doch eine hübsche Ueberraschung mit der süßen Schüssel, nicht?«

»Sie war ganz artig. Diese Leute haben noch Herz. So ein Handwerker ist eigentlich viel glücklicher, als unser-eins.«

»Nicht immer, wenn sie zum Beispiel krank sind –«

»Freilich –«

»Ja –«

Das Gespräch wurde immer lauer, langsamer, einsylbiger. Beide übermannte die Müdigkeit – bald fielen sie in den festen Schlaf, der der süßeste von allen ist, in den Schlaf, der alle Fesseln vergessen macht, welche die menschliche Seele mit ihrem eisernen Drucke belasten und sie an den irdischen Schmerz und das irdische Gefängniß erinnern, in dem sie hier weilt, da sie doch selbst eine Tochter, ein Theil, ach! freilich nur ein Stäubchen der großen, unbegreiflichen Weltseele ist.

Eduard träumte. Zum dritten Male in seinem Leben hatte er denselben Traum, wenigstens dem Stoffe nach. Er sah den Himmel klar und blau, die süßeste Windstille herrschte in der ganzen Natur. Blumen dufteten ihre lieblichsten Gerüche aus. Die ganze Welt war ihm ein Garten und er spielte wieder als Knabe mit den Blumen darin. Offen, weit, erreichbar lagen vor ihm alle Wege, die durch das Thal des weiten Lebens führen. Seine Sinne hatten sich alle zu ihrer höchsten Vollkommenheit erschlossen. Er schaute in unendliche, schöne, reiche Gegenden, nur die blauen Berge, vom sanften Abendnebel umflossen, begränzten den Horizont. Sein Ohr horchte auf die sanftesten Melodieen, die vom Himmel herab zu tönen schienen; sein Gefühl tastete in einem Meere von wollüstigem Aether, den sein Athem begierig schlürfte. Die saftigsten Früchte labten seinen Gaumen, er trank und trank, und konnte nicht genug der köstlichen Flüssigkeit trinken, die die ganze Welt wie ein unergründliches Meer zu umgeben schien. Schiffe segelten aus diesem Meere ohne Zahl mit weitgeblähten Segeln dahin.

Und alle Menschen, die er um sich herum beschäftigt erblickte, hatten freundliche Mienen und lächelten vor innerer Glückseligkeit. Auch er war so glücklich, so heiter, so froh, und zugleich so stark, so mächtig, so gewaltig, wie er nie vorher gewesen war.

Zum dritten Male in seinem Leben träumte er, sagen wir, diesen herrlichen Traum, und zum dritten Male war er sich vollkommen bewußt, daß er ihn träumte.

Die beiden Schläfer mochten etwa anderthalb Stunden fest geschlafen haben. Wenigstens schlug die nächste Thurmuhr die elfte Stunde, und der Wächter auf der Straße wiederholte die Schläge auf seinem Horn. Da wachten sie Beide zugleich von demselben Geräusche, welches ihre Ohren berührte, auf. Sie blickten sich an und ermunterten sich gegenseitig.

»Hast Du nichts gehört, Josephson? Ach, ich habe köstlich geträumt, ich will es Dir nachher erzählen.«

»Still – es war, als wenn das Läuten eines Schlittens vor unserer Thür sich hören ließe – da, hörst Du?«

Und in der That, die Nacht war draußen so still, daß sie deutlich Glöckchen klingeln hören konnten, wie wenn Pferde sich nach raschem Laufe schütteln. Gleich darauf klatschte der Kutscher mit der Peitsche und dann hörte man, wie die Schelle des Vorderhauses von kräftiger Hand, laut schallend, in Bewegung gesetzt wurde.

»Das ist bei Holzbrechers,« sagte Josephson. »Wer kommt so spät? Meine Uhr ist elf.«

»So wird es wohl sein, wir haben tüchtig geschlafen. Ich fühle mich köstlich erquickt.«

»Sei still – das Thor wird geöffnet, ich höre Stimmen.«  
Einige Minuten darauf hörte man auch, wie die Hofthür, die in Eduard's Garten führte, geöffnet wurde. Dann wurden Stimmen laut, die näher kamen.

»Das gilt am Ende uns oder Dir, Eduard – ach! es wird Ernst und Karl sein!«

»Nein, deren Stimmen klingen anders – Gott behüte uns vor neuem Unglück!«

Die Stimmen waren jetzt dicht vor der Thür des Gartenhauses hörbar, ein derbes Organ rief:

»Hier ist es, mein Herr – klopfen wir!«

Es wurde hart an die Thür gepocht. Eduard und Josephson erhoben sich zugleich, instinktartig, eilfertig. Eduard öffnete, und es wurden zwei Männer bemerkbar, – von denen der Erste eine große Laterne in der Hand trug.

SIEBENTES BUCH. DER ERBE.

ERSTES KAPITEL. DER BLASSE BOTE IN DER  
WEIHNACHTSNACHT.

Von den zwei Männern, die in der Weihnachtsnacht einen so späten Besuch in dem Gartenhause machten, trug der eine, haben wir gesagt, eine große Laterne; er trat auch jetzt zuerst in's Zimmer. Schon seine Uniform zeigte, daß er ein öffentlicher Beamter war. Josephson erschrak über diese drohende Erscheinung, da er sich dieselbe nicht erklären konnte. Eduard nicht, denn er erkannte sogleich den Oberbeamten der polizeilichen Gewalt seines Stadtviertels. Daher ging er ihm, den er schon früher bei irgend einer Gelegenheit gesprochen, begrüßend entgegen. Ihre Unterredung aber war nur sehr kurz.

»Guten Abend, meine Herren,« sagte der Beamte. »Verzeihen Sie, daß ich so spät störe, aber wenn ich mich nicht sehr irre, so habe ich die Ehre, den Herrn Doctor Wollzagen vor mir zu sehen. Ja, Sie sind es – Sie wurden von diesem Herrn sehr ernstlich gesucht.« – und nun sich zu diesem umwendend, fuhr er fort: »Mein Herr, hier ist der Arzt, nach dem Sie so eifrig forschten.«

»Ich suche keinen Arzt,« sagte eine tiefe Stimme mit fremdem Accent, obwohl richtiger und klarer Aussprache, »sondern den Herrn Doctor Eduard Wollzagen.«

»Ganz recht, und dieser Herr hier ist es. Ich kenne ihn und büрге für seine Identität. Bedürfen Sie meiner sonst noch?«

»Ich danke – nein.«

»Gute Nacht, meine Herren,« rief der Beamte und entfernte sich mit einer höflichen Verbeugung.

Jetzt erst trat der zweite Besuch von der Thür her, wo er bis jetzt gestanden und die beiden Freunde und das ganze Zimmer genau betrachtet hatte, näher, und man sah in ihm einen mittelgroßen Mann von sehr blasser Gesichtsfarbe, die im Gegensatz zu seinem dunkeln Haar und Bart und seinen ausdrucksvollen und blitzenden Augen noch bleicher erschien; er war in einen großen Reisepelz gehüllt und trug unter dem linken Arm, fest an seine Brust gedrückt, ein schwarzes Packet, ähnlich dem, welches reisende Kaufleute zur Aufbewahrung ihrer Probewaaren bei sich zu tragen pflegen.

Langsam, beinahe feierlich, trat der blasse Mann den Freunden näher und ließ sein dunkles Auge von einem zum andern rollen.

»Sie sind Herr Eduard Wollzagen?« fragte er endlich, indem er den Träger dieses Namens mit unaussprechlicher Ruhe und Festigkeit ansah.

»Ja, ich bin es, mein Herr, was steht zu Ihren Diensten?«

»Wenn Sie der sind, den ich suche, so habe ich einen Auftrag an Sie, der nur für Ihre Ohren allein berechnet ist.« – Hierbei warf er einen verständlichen Blick auf Josephson, der sich sogleich entfernen wollte.

»Bleibe, Wolf,« winkte Eduard. »Was Sie mir auch mitzutheilen haben – dieser Herr hier ist mein bester, unzertrennlichster Freund – er kann Alles hören, was mir ein Mensch sagen kann.«

»Wenn das ist, bin ich beruhigt, ich habe nur meine Schuldigkeit thun wollen. Sie erlauben aber wohl, daß ich es mir, bevor ich zu einem sehr ernstern Geschäfte schreite, etwas bequem mache; ich komme geraden Weges vom Washington, der in Bremerhafen angelegt hat, bin heute Morgen in dieser mir unbekanntem Stadt eingetroffen, habe Sie den ganzen Tag vergeblich gesucht, bis ich mich an die Obrigkeit wandte, und nach vieler Mühe den Herrn zur Begleitung erhielt, der mich hierher geführt hat.«

Während er langsam diese Worte sprach, hatte sich der Fremde mit einer Gemüthlichkeit und Seelenruhe, die unsern Freunden eben so wie seine Sprache das brittische Blut verrieth, seines Pelzes und seiner übrigen warmen Reisekleider entledigt. Zuerst jedoch legte er sein schwarzes Packet auf den Tisch dicht vor sich nieder, nahm zwei Pistolen aus verborgenen Taschen und kreuzte sie, nachdem er ihren Hahn in Ruhe gesetzt, auf dem Packete selbst.

Die vier ihn unverwandt betrachtenden Augen verfolgten alle diese ruhigen Bewegungen mit der lebhaftesten Neugierde, und Josephson's sanguinisches Temperament kochte schon, als er die Waffen vor sich sah, deren Zweck er eben so wenig begreifen konnte, wie Eduard selber. Jetzt aber war endlich der Fremde mit seinen Vorbereitungen zu Ende, er stand in einem schwarzen Anzuge vor Eduard, ein etwas starker Mann im Anfang der Dreißiger, von feinem Aeußern und gefälligen Manieren. Er nahm seinen Hut in die Hand, an dem man jetzt erst

einen schwarzen Flor bemerkte und begann mit einer tiefen, an Eduard gerichteten Verbeugung seine Fragen von Neuem.

»Also ich kann vor Ihnen Beiden sprechen? Gut. Ich muß noch ein Mal fragen. Sind Sie wirklich der, den ich suche, Herr Doctor Wollzagen, oder eigentlich Herr Eduard Hutten Stolling, *genannt Wollzagen*?«

»Ja, mein Herr, der bin ich,«

Josephson riß die Augen auf, so weit er konnte und starrte bald seinen Freund, bald den Fremden an. Er wußte nicht, was er von dieser neuen Benennung halten sollte, die er in seinem Leben noch nicht gehört hatte.

»Ich frage weiter,« fuhr der Fremde offenbar schon befriedigter fort; »haben Sie im vorigen Jahre eine Reise gemacht? – Und wenn dies ist, *wohin* sind Sie gereis't?«

»Ich habe eine Reise gemacht und bin am Rhein, in Baden bis zur Schweizer Grenze; dann in Rotterdam gewesen, wo ich mich eingeschifft und Schweden, Norwegen und Dänemark besucht habe.«

»Haben Sie eine Bekanntschaft auf dieser Reise gemacht?«

»Gewiß habe ich sie gemacht. Ein Mr. Brown war mein Reisegefährte und ihm und seiner Freundschaft verdanke ich jene Reise allein.«

»Womit wollen Sie das beweisen?«

»Beweisen? – Ist Ihnen mein Wort nicht Beweis genug?«

»Nein, mein Herr, ich kann der Beweise nicht genug haben.«

»So habe ich sein Bildniß!« rief Eduard etwas ernst, und er ging und holte dasselbe, welches er in einem der Fächer seines Schreibtisches aufbewahrt, aber seit langer Zeit nicht betrachtet, ja wohl kaum daran gedacht hatte, da so viele näher liegende Sorgen seinen Geist in Anspruch genommen hatten.

Der Fremde nahm es und hielt es an das Licht.

»Ja,« sagte er feierlich, »dies ist das edle Gesicht unseres Wohlthäters – haben Sie aber nicht noch *andere* Beweise? Nichts Schriftliches – vielleicht von der eigenen Hand des Mr. Brown?«

»Daß ich nicht wüßte!« entgegnete Eduard und besann sich. – »Schriftliches?« wiederholte er nochmals, »nein!«

»Dann sind Sie unvorsichtig gewesen, oder wußten selbst nicht, *was* Sie besaßen. Haben Sie keinen Kreditbrief, keinen Wechsel, den –«

»Ja!« rief Eduard plötzlich und gedachte jener Briefftasche mit dem geheimnißvollen Inhalte, dessen er im Stillen wohl oft schon sich erinnert, nie aber gewagt hatte, ihn einem Banquier vorzuzeigen. Er holte das verlangte Papier sogleich und legte es dem Fremden vor.

Dieser prüfte beim Scheine der Lampe langsam, vorsichtig jeden einzelnen Schriftzug der Namen, die das Papier enthielt.

»Ja,« sagte er, »diese Namen sind ächt – *er* hat es selbst geschrieben. Warum haben Sie diesen Wechsel nicht eingelöst? Haben Sie seiner nicht bedurft?«

Und er sah sich wieder rings im Zimmer um, als wollte er die Vermögensumstände seines Bewohners aus seinen Inhalte herauslesen.

»Ich habe diesen Wechsel für einen Beweis der Freundschaft und des Vertrauens Mr. Brown's angesehen und beide nie *mehr* in Anspruch nehmen wollen, als ich bereits gethan.«

»Mein Herr, erlauben Sie mir zu bemerken, Sie haben dem Mr. Brown *keinen* Beweis Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens damit gegeben, daß Sie dieses Geschenk nicht so annahmen, wie es gegeben war. Der Aussteller desselben ist sehr *betrübt* gewesen, da der Wechsel nicht einging, was er bestimmt gehofft und gewollt hatte. Aber brauchten vielleicht kein Geld. Wissen Sie, wie hoch sich dieses Geschenk belief?«

Josephson spitzte die Ohren und sah seinen Freund mit weit wachsendem Erstaunen an. Dieser entgegnete:

»Ich weiß es nicht, die Summe war ja nicht bekannt.«

»Nein, *genannt* war sie nicht, aber diese Herren, die hier hinten auf diesem Blatte verzeichnet stehen, der Eine oder der Andere, waren angewiesen – begreifen Sie: so groß war das Vertrauen Mr. Brown's zu Ihnen, mein Herr – waren angewiesen, sage ich, dem Vorzeiger Dieses *hunderttausend Thaler* in laufenden Golde auszuzahlen.«

Josephson hatte zum ersten Male in seinem Leben die Sprache verloren, nur seine Augen und seine zitternden Lippen sprachen. Eduard stand wie gedemüthigt da und senkte das Haupt. Er gedachte des herrlichen Mannes und sagte nichts.

»Ja, mein Herr,« fuhr der Fremde fort, »so ist es. Nun können Sie es nicht wieder einholen, was Sie versäumt – denn sehen Sie – dieser Flor hier – innerlich nur ein äußerliches Zeichen einer inneren Trauer – dieser Flor ist aber Mr. Brown's wegen angelegt – denn er ist todt.« –

»Mr. Brown todt?« schrie beinahe Eduard, und augenblicklich verdunkelten sich seine Augen mit den Perlen aufrichtiger, aus dem Herzen selbst strömender Thränen.

»Ja, er ist todt – oder vielmehr Mr. Brown nicht, denn der ist schon lange gestorben – aber der, den Sie unter diesem Namen gekannt und dessen Name – der Ihrige war, denn er hieß wie Sie – Eduard Hutten!«

Eduard fand keine Worte. Augen und Arme in die Höhe gerichtet, stand er wie eine in Verwunderung und Erstaunen verwandelte Bildsäule da, denn er sah plötzlich Alles klar vor seinem Geiste, was ihm bisher unklar und verworren gewesen war.

»Ja, wiederhole ich,« fuhr der Fremde fort, »Mr. Hutten ist todt, aber er ist nicht, ohne die Freundschaft und das Vertrauen, welches er im Leben zu Ihnen gehabt, auch nach seinem Tode noch zu bewahrheiten, zur Ruhe gegangen. Denn – und das ist der Zweck meiner Sendung – er hat Sie in seinem Testamente bedacht.«

»Mich – o! Und wer sind Sie, der Sie mir diese traurige Nachricht bringen?«

»Diese Nachricht ist so traurig nicht, wie sie scheint – eine dunkle Veranlassung hat oft eine helle Folge – ich aber bin der zweite Kassirer der Firma Hutten, Brown und Moore in Newport, Mr. Staunton mit Namen, und

außerdem – was für Sie wichtiger ist – einer der sechs Testamentsvollstrecker, die ich Ihnen sehr bald namentlich mitzutheilen die Ehre haben werde, denn ich bin gesetzlich bevollmächtigt, Ihre Angelegenheiten hier in Europa so lange zu führen, bis Sie selbst sagen werden: Mr. Staunton, ich danke Ihnen!«

»Warten Sie lange darauf, Mr. Staunton, ich muß, wie die Sachen jetzt stehen, Gott danken, ehrenwerthe Männer zur Seite zu haben, die mir helfen, wie sie Mr. Hutten geholfen haben.«

»Das haben sie und das werden sie auch für Sie thun. Denn, Sie wissen es freilich noch nicht, im Testamente Mr. Hutten's ist Alles bedacht – wir Sechs sind sogar gesetzlich genöthigt, alle Ihre Obliegenheiten bis zu dem Punkte zu führen, wo Sie selbst das ererbte Vermögen verwalten gelernt haben, denn es ist etwas groß, dieses Vermögen.

»Sehen Sie hier,« fuhr er fort, »wir haben nach Mr. Hutten's Umsicht und Vorsicht – und beide waren im Leben wie im Tode groß – Bedacht genommen auf alle möglichen Unfälle. Diese Pistolen würden auf meiner Reise jeden niedergestreckt haben, der dieses schwarze Kästchen angetastet hätte. Und nach mir – acht Tage später – wird ein zweiter Bote, Mr. Treaden, den Sie kennen, kommen, mit denselben Vorsichtsmaßregeln ausgerüstet, da ich, der erste Bote, von der See verschlungen werden konnte. Er bringt eine gleich große Summe Geldes, wie ich sie hier vorrätthig habe, dieselben Papiere in gerichtlichen Abschriften, dasselbe Testament – lernen Sie jetzt

Mr. Hutten recht erkennen? Denn er allein hat es so angeordnet.«

»O, mein edler Freund! mein guter Mr. Brown!« weiter konnte Eduard nichts hervorbringen, denn das eben Vernommene war ja so neu, so unerwartet, so gegen alle Voraussicht und gerade in einer so traurigen Lebenslage gekommen, daß schon allein der Stachel des Gegensatzes seinen Geist in staunende und deshalb schweigsame Verwunderung setzte. Aber Mr. Staunton war noch lange nicht zum Hauptzweck seiner Sendung gekommen. Das bisher Mitgetheilte war immer nur erst die Einleitung gewesen. Josephson hatte sich, im Grunde seines ganzen Wesens aufgewühlt, niedergesetzt und betrachtete, während sein Herz bei jedem neuen Aufschluß lebendiger klopfte, bald den einen, bald den andern der beiden vor ihm stehenden Männer, die ihm, er wußte selbst nicht recht warum, in jedem Augenblicke räthselhafter erschienen. Jetzt aber, nach innerer kräftiger Sammlung raffte sich der von der neuen Welt abgesandte Bote zusammen und mit vor innerer Regung oft stockender Stimme, als könne er bisweilen den rechten Ausdruck nicht finden, ging er einen Schritt näher auf den Erben zu, dessen Aeußeres ihm von Augenblick zu Augenblick mehr zu gefallen und bedeutender zu werden schien, und fuhr fort:

»Und nun,« mein Herr, nachdem ich den ersten Theil meiner Sendung erfüllt, begeben Sie sich zum zweiten. Vor allen Dingen schicke ich meinen aufrichtig gemeinten Glückwunsch voraus, denn wenn Reichthümer, in einer Fülle, wie Sie sie gewiß nicht erwarten, Werth für

Sie haben, wie ich nicht zweifle, so können Sie mit Recht auf den Namen eines in dieser Hinsicht Bevorzugten Anspruch machen. Ich habe daher hiermit die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß Sie der Erbe des in Gott ruhenden Mr. Edward Hutten, des Chefs der alten Firma Hutten, Brown und Moore, der ersten der neuen Welt sind, und daß Sie es nicht theilweise, sondern im Ganzen, also der Universalerbe sind. Denn Sie werden nicht allein die hinterlassenen Gelder, Papiere, Ländereien, Besitzthümer mancherlei Art Ihr Eigenthum nennen, sondern Sie werden auch das Geschick vieler Menschen in Ihre Hände bekommen; denn uns und unsere Zukunft, die wir das Glück hatten, Mr. Hutten im Leben zu dienen, hat er in Ihre Hände gelegt, voll Hoffnung und festen Glaubens, daß Sie von allen Menschen, die er kennen gelernt, derjenige sein werden, der ihn am Besten uns wird ersetzen können. Doch – das deuten meine Worte nur sehr karg, und schwach an – besser, umfassender wird es Ihnen das Testamentsschreiben sagen, das Mr. Hutten mit eigener Hand niedergeschrieben hat, und welches ich sogleich die Ehre haben werde, Ihnen nebst den vorläufig überbrachten, Ihnen nothwendigen Papieren in Abschrift zu überreichen, denn das Original ist unantastbar da niedergelegt, wo nur Sie es allein persönlich werden erheben können, in der Bank der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.«

»Wie!« rief Eduard, »er besteht also darauf, daß ich selbst nach Amerika gehe?«

»Er besteht darauf, in der That! Und um so mehr besteht er darauf, da er Ihr Versprechen hat, welches Sie ihm gegeben haben, für den Fall, daß die Verhältnisse es gestatten werden, und sie *gestatten* es nicht allein, sondern sie *gebieten* es sogar, denn, wie Sie sehen werden, ist die Uebergabe aller Güter an die *einzig*e Bedingung geknüpft, daß Sie persönlich an *der* Stelle erscheinen, an welcher Mr. Hutten selber im Leben gewaltet und für Sie gesammelt hat.«

»Ja, ja – ich erinnere mich des Versprechens. Ach! aber ich dachte, ich würde nur sein Gast im Leben, nicht aber sein Nachfolger im Tode sein.«

»Er verlangt auch Ihren Besuch am Grabe, das ist seine ausdrückliche Bestimmung; Sie werden sie erhalten. Nun aber, mein Herr, empfangen Sie dieses Behältniß. Betrachten Sie es genau, es sind dies die Siegel der Hauptbank von Nord-Amerika, sie müssen eingelös't sein. Mag Ihr Freund und ich Zeuge der Handlung sein, die nur Sie allein auf der Welt vornehmen dürfen.«

Und er hielt die Siegel des mit schwarzer Wachseleiwand zehnfach überzogenen Kästchens von starkem Eisenblech dem Erben hin und rückte das auf dem Tische brennende Licht näher heran. Josephson und Eduard untersuchten die Siegel, die zum Vorschein kamen, als die zwei ersten Hüllen abgeschnitten waren. Sie waren unverletzt. Eduard nahm langsam, bedächtig die Hüllen eine nach der andern ab, und daß sein Herz dabei ruhig schlug, zeigte die ungetrübte Heiterkeit seines Gesichtes,

der sanfte, klare Blick seines in die Vergangenheit und Zukunft mehr als in die Gegenwart schauenden Auges.

Das Blechkästchen war seiner Hüllen entledigt. Ein fest eingefügtes Schloß hielt den Deckel zurück.

»Es ist verschlossen!« sagte Eduard und blickte den seine Arbeit aufmerksam verfolgenden Mr. Staunton an.

»Ja,« sagte Dieser, »es ist verschlossen, und mit Bedacht. So wollte es der Erblasser. Denn bevor Sie dieses verhängnißvolle Schloß mit dem Schlüssel eröffneten, den ich – sehen Sie hier – auf bloßer Brust über den atlantischen Ocean getragen habe, soll ich Sie fragen, ob Sie wohl wissen, oder ahnen, oder hoffen, wie groß Ihr Erbtheil ist?«

»Nein, mein Herr, ich hoffe, ahne und weiß Nichts davon.«

»So gedulden Sie sich noch einen Augenblick. Auch hierin muß ich Sie vorbereiten, denn Mr. Hutten hat uns mündlich und schriftlich mitgetheilt, daß Menschen, wie sie vor *Schmerz* sterben, auch vor *Freude* sterben können, und Ihren Tod will er nicht, im Gegentheil, er will Ihr Leben lange und Ihre Gesundheit dauerhaft erhalten wissen.«

Eduard lächelte und sah Josephson an, der kaum seine Neugierde bezwingen konnte und leise trippelnd in Bogengängen um die beiden Männer herumschlich.

»Fürchten Sie nichts,« sagte er, »ich sterbe nicht vor Freude, sehen Sie mich an, wie ruhig ich bin.«

»Jetzt noch – ja, ich sehe und bewundere es. Mr. Hutten muß ein scharfes Auge, wie bei Allen, auch bei Ihnen

gehabt haben. Aber er wollte Ihr Nervensystem berücksichtigt wissen, ich erfülle mit dieser Zögerung nur eine beschworene Pflicht. Auf wie hoch schätzen Sie die Güter, die in Zahlen blos in diesem Kästchen enthalten sind?«

»Nun, mein Gott!« rief Eduard etwas erbebend, »es wird doch nicht eine Million sein.«

Ein feines Lächeln flog hier zum ersten Male über die bleichen Züge des amerikanischen Sendboten. Er schüttelte leise den Kopf und blickte den vor ihm stehenden Erben mit tiefer Bewunderung an.

»Sie schätzen sich selbst sehr gering!« antwortete er. »Wissen Sie nicht, daß Hutten, Brown und Moore die Rothschilds der neuen Welt sind?«

»Nein, mein Herr, das weiß ich nicht.«

»Nun, so erfahren Sie es denn – aber fassen Sie sich und erschreckend Sie nicht. Ihr baares, flüssiges, das heißt, baare, flüssige Zinsen tragend, Kapital, so sicher wie ein Kapital der Welt, wenn England's Eisenbahnen nicht in's Meer versinken oder wenn die Hauptstaaten Europa's, die allein Ihre Schuldner sind, nicht vom Erdboden verschwinden, Ihr Kapital beträgt – nach englischem Gelde berechnet –«

Der Amerikaner schwieg und hob den rechten Zeigefinger bedeutsam in die Höhe, während Josephson zitternd, kaum seiner Unruhe Herr, beinahe angstvoll Zeuge dieses Auftrittes war.

»Sagen Sie es dreist,« rief Eduard, »meine Nerven sind stark.«

»Zwölf Millionen Pfund Sterling – das sind achtzig Millionen deutsche Thaler – außer den Ländereien, Schiffen, Häusern, Kleinodien, Sammlungen und Schätzen allerlei Art.«

Beinahe wäre Josephson in Ohnmacht gefallen. Er sank auf einen Stuhl, bleich, ohne Fassung und gleich darauf fing er an laut zu weinen.

»Da sehen Sie die Schwäche des Menschen,« sagte Mr. Staunton und deutete auf den Freund, während er voll Verwunderung den Erben anblickte, der, die Hände gefaltet, den Kopf auf die Brust geneigt, wie ein demüthiger Mensch vor dem zuschauenden Auge seines allgegenwärtigen Schöpfers stand.

Jetzt schnitt Mr. Staunton mit einem Messer die feste seidene Schnur durch, an welcher der Schlüssel des Kästchens um seine Brust hing. Er nahm ihn und überreichte ihn dem Eigenthümer. Dann, als suche er etwas, blickte er sich nach allen Seiten des Zimmers um.

Eduard, den Schlüssel in der Hand, im Begriff das Kästchen zu öffnen, sah den Fremden an, der, blässer noch als vorher werdend, sich auf einen Stuhl niederließ. –

»Was haben Sie?« fragte er, »suchen Sie etwas?«

»Ich habe eben von der menschlichen Schwäche gesprochen,« lautete die leisere Antwort, »und kaum berief ich sie, so kommt sie. Ich habe mich den Tag über mehr mit meinem Auftrage als mit mir selber beschäftigt – jetzt empfinde ich die Erschöpfung. Geben Sie mir ein Glas Wein und einen kleinen Imbiß.«

»Mein Gott,« rief Eduard. »Sie haben ein Bedürfniß! – Josephson« – und er sah diesen an und winkte ihm mit den Augen. Dieser aber guckte die Achseln, was so viel bedeuten sollte, als: ich habe selber nichts. Der jetzt so reiche Eduard – der Millionen in seiner Hand hielt – mußte über die Gegensätze im menschlichen Leben beinahe erröthen – er gedachte erst jetzt recht sichtbar seines Mangels. Rasch in die Tasche greifend, wo er die paar Groschen aufbewahrte, die er zu einem Geschenk für Frau Schwarzkopf bestimmt welches er im Drange des Tages zu kaufen vergessen hatte; nahm er diese hervor, warf sie auf den Tisch und rief mit beinahe komischem Ernste:

»Sehen Sie da, Mr. Staunton, unser beiderseitiges ganzes Vermögen! Wir haben heute selber vom Tische Anderer gespeis't.«

»Wie? so arm waren Sie? – aber der Wechsel, der Wechsel!«

»Ja, der Wechsel!« weiter konnte Eduard nicht denken. Er bat um ein Goldstück, das Mr. Staunton sogleich aus seiner Börse nahm und dem Erben lächelnd hinreichte, der es annahm und betrachtete, indem er bemerkte:

»Dies ist meine erste Anleihe, hoffentlich wird sie die letzte sein, sie soll mit Wucher vergütet werden. Josephson,« wandte er sich schnell an diesen, »das ist Deine Sache, zwar ist Mitternacht vorbei, Du aber kennst auch die in der Nacht fließenden Quellen. Wecke unsere Frau Schwarzkopf, laß sie noch ein Mal den Ofen heizen und

ein Nachtmahl bereiten. Schnell, Freund, schnell, – unsere Spenderin von heute Abend soll zum letzten Male ihre Dienste verrichten, von morgen an werde ich ihr dienen – da!«

Josephson, beinahe taumelnd von den ihn überwältigenden Gefühlen, stierte wie ein Trunkener auf, fast hätte er die rechte Thür nicht gefunden; bald war er im Hinterhause, wo er die Schwarzkopf aus dem Schlafe weckte und ihr das Verlangen Eduard's vortrug, ohne ihr noch den plötzlichen Glücksfall ihres Herrn mitzutheilen. Die gute Frau war sogleich bereit, obwohl sie über die seltsame Störung erstaunt war und den ihr sonderbar erscheinenden Referendarius mit stiller Verwunderung betrachtete. – Bald waren sie auf der Straße, Josephson ging mit ihr, und in einem benachbarten Vergnügungsort, wo hunderte von Gästen die Weihnachtsnacht feierten, erhielten sie für das gewechselte Goldstück Alles, was sie augenblicklich bedurften.

Unterdeß war Eduard mit Mr. Staunton allein geblieben, ersterer im Begriff, das Schloß des Kästchens zu öffnen. In dem Augenblicke aber, als er den Schlüssel herum drehen wollte, stockte seine Hand in Folge seiner ebenfalls stockenden Gedanken. Er sah den Fremden an, der sein dunkles Auge auf die hohe Gestalt und das männlich schöne Gesicht des Erben unausgesetzt gerichtet hielt und, wie sich in seinem Kopfe ein leichter Gedanke erhob, schien eine Frage auf seinen Lippen zu schweben.

»Was zaudern Sie?« fragte der Amerikaner »Schließen Sie auf und lesen Sie.«

Eduard zog den Schlüssel wieder aus dem Schloß und bedachte sich einen Augenblick. Dieser Augenblick aber war für sein Handeln entscheidend, denn er faßte einen der edelsten, schönsten und schnellsten Entschlüsse seines Lebens.

»Mr. Staunton,« sagte er, »mir fällt etwas ein, was sogar der Eröffnung dieses Testamentes vorgeht.« Und den Blankowechsel ergreifend, der offen auf dem Tische lag, fragte er schnell: »Wie viel kann ich auf diesen Wechsel erhalten und ist er noch gültig?«

»Er ist nicht allein noch gültig für Sie, sondern erst recht gültig, wenn Sie ihn gebrauchen wollen, denn Sie sind ja von heute an der Erbe und Chef der Firma, die da unterzeichnet steht und können jede beliebige Summe anweisen, die Sie zu bezahlen geneigt sind.«

Eduard stieg das Blut vor Freude in den Kopf, augenblicklich trat sein Nasenbluten wieder ein und befleckte, da es so plötzlich kam, sein Hemd und seine Kleider.

»Mein Gott, was haben Sie?« rief Mr. Staunton.

»Nichts, beunruhigen Sie sich nicht; das ist bei mir oft der Fall, wenn ich einer großen Erregung unterworfen bin, ein einfaches Nasenbluten. Aber hören Sie mich zu. Wir haben in der letzten Zeit hier große Zahlungseinstellungen erlebt – einer meiner Freunde leidet darunter – er durchwacht in namenloser Qual diese wie jede Nacht – könnte ich ihm mit diesem Papiere nicht beispringen und werden die hier bezeichneten Banquiers mir jede beliebige Summe zahlen?«

»Gewiß können Sie das und noch mehr – jede Summe wird Ihnen und mir gezahlt werden, denn in dem Kästchen hier habe ich die gerichtliche Vollmacht dazu.« –

»So sei Gott gelobt! Da – schreiben Sie die Summe ein – ich habe keine kaufmännische Hand.«

»Wie groß soll die Summe sein?« – fragte Mr. Staunton und ergriff die Feder, die ihm der Erbe hinreichte. –

»Schreiben Sie 300,000 Thaler – es soll mein erstes Geschäft sein – großer Gott, daß mir *der* Gedanke kam – das verdanke ich Dir!«

Der zweite Kassierer Mr. Hutten's schrieb mit gewohnter schöner, hurtiger Handschrift die für Herrn Ermeling so verhängnißvolle Summe auf den Wechsel, setzte das Datum des Tages darunter und bemerkte auf der Rückseite: Zahlbar gemäß gerichtlicher Vollmacht, vorzuzeigen den 25. Dezember 1847, Morgens elf Uhr. Mr. Staunton, im Auftrage von Hutten, Brown und Moore, Neuyork.

»Da ist er – wollen Sie noch heute der Freudenbringer sein?«

»Noch heute, Mr. Staunton? – sogleich, im Augenblick. Ich lasse Sie eine halbe Stunde allein – hier ist der Schlüssel – mein Freund wird sogleich wieder da sein, sagen Sie ihm nicht, wohin ich gegangen bin. Adieu!« und rasch sich in seinen Mantel hüllend, eilte Eduard zur Thür hinaus.

»Ich bewundere,« dachte der Fremde, als er allein war, »den Scharfblick unseres guten Mr. Edward Hutten. Er hat sich einen Erben gewählt, wie er sobald keinen bessern finden könnte. Der junge Mann scheint mir dasselbe

Vertrauen zu schenken, wie der alte, er läßt mich hier allein mit dem Kasten da, und den Schlüssel in der Hand.«

–

Ach! woran dachte jetzt Eduard wohl! In dem Hochgefühl der Freude, des Entzückens seines überströmenden Herzens hatte er alles Mißtrauen in der Welt vergessen, empfand nur im Voraus die Glückseligkeit, die er zu bereiten so rasch sich entschlossen hatte. Hurtig lief er die Straßen dahin, nicht achtend der eisigen Glätte, und nicht ein einziges Mal strauchelte sein flüchtiger Fuß. Athemlos kam er vor das Haus des Banquiers. Obwohl er wußte, daß Judith's Zimmer hinten hinaus, nach dem Garten zu lag, sah er doch an die Vorderfronte hinauf und fand sie, wie natürlich, dunkel.

»Es soll schon hell werden,« dachte er und schon ließ er die hellen Töne der Thorglocke durch das ganze Haus schallen.

Es dauerte lange, ehe er eine Bewegung im Innern wahrnahm, er zog die Schnur noch einige Male an. Da wurde hinten im Hofe eine Thür geöffnet; in der Stille der Nacht hörte er die schweren Tritte eines Mannes und an einem kurzen Hüsteln erkannte er den alten Kutscher Louis, der im Hause geblieben war, die Pferde zu füttern, die in den Tagen nach dem Feste verkauft werden sollten. Dieser riegelte und schloß von innen auf. Er öffnete und stand, halb angekleidet, in seinen Schafpelz gehüllt, frierend an der Thür.

»Wer ist da?« fragte er und rieb sich die Augen.

»Ich bin es, Louis, guten Abend! Ist der Herr noch wach?«

»Mein Gott, so spät, Herr Doctor, was giebt es denn?«

»Etwas Gutes diesmal, Louis, die Sorgen sind vorüber,« und rasch die dunkeln Treppen hinaufspringend, wartete er in seiner Hast nicht einmal die Bejahung oder Verneinung seiner Frage: ob der Herr noch wach sei, ab. Sein Herz gab ihm die Antwort; er fühlte, daß Judith mit dem schlaflosen Vater auch nicht zur Ruhe gegangen sei.

Das ungewöhnlich späte Läuten, die auf der Treppe schallenden eiligen Fußstritte hatten den Banquier und seine Tochter aus ihrem stillen Gespräche aufgeschreckt. Judith hatte dem Vater aus einem Buche vorgelesen, in der Hoffnung, sie würde den lindernden Schlaf herbeizaubern, der aber bis jetzt vergeblich auf sich hatte warten lassen.

»Was ist das?«

»Vater, ich bitte Dich – fasse Dich!« flehte Judith.

Aber dieser, von einer namenlosen Angst getrieben, war schon an die Thür geeilt. Eben wollte er sie öffnen, als sie schnell von außen aufgemacht wurde. Eduard mit seinem blutbedeckten Hemde, das er zu verbergen ganz vergessen hatte, erschien auf der Schwelle. Sein Auge leuchtete, sein geröthetes Gesicht drückte unverkennbar die Zeichen einer frohlockenden Glückseligkeit aus. Aber das übersahen sowohl Vater wie Tochter – sie sahen nur in dem jungen Manne den eiligen, nächtlichen Besucher, und als das Licht auf seine mit Blutflecken getränkten

Kleider fiel, schrie Judith laut auf und Ermeling fuhr entsetzt zurück. –

»Mein Gott – was ist?« brachte er mühsam hervor.

Eduard aber hatte keinen Athem – keuchend trat er ein – er fiel auf einen Stuhl – was er sagen wollte, wußte er wohl, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Händeringend trat jetzt Judith auf ihn zu, ihr Vater starrte ihn von Weitem, auf das Heftigste erschüttert, an.

»Eduard – um Gotteswillen – ist das nicht Blut?« –

Eduard wollte lächeln – seine Gesichtsmuskeln verzogen sich, sein Gefühl war diesmal stärker als sein Wille, anstatt zu lachen fing er an zu weinen.

Vater und Tochter waren bis zum Tode erschrocken, – Eduard sah es, da riß er den Wechsel aus der Tasche und warf ihn dem Banquier zu.

»Da,« hauchte er, weiter vermochte er nichts zu sagen.

Der Banquier ergriff das verhängnißvolle Papier mit zitternden Händen und hielt es gegen das Licht. »Mensch!« rief er, wo möglich noch entsetzter, aus. »Dreimalhunderttausend Thaler – morgen zu präsentiren – zahlbar auf gerichtliche Vollmacht – Hutten, Brown und Moore! – Was ist das?«

»Das Blut – das Blut,« schrie Judith.

Erst dieser Schreckensruf brachte Eduard zu sich. Der Gedanke, man vermüthe in ihm einen Verbrecher, war hinreichend, ihm alle Kraft seines Geistes und die Beherrschung seiner Organe wiederzugeben.

»Was denkt Ihr?« rief er aufspringend und beinahe jubelnd. – Die Freude über *sein* Glück war lautlos, demüthig gewesen, erst die Freude über das Glück Anderer ließ ihn in Frohlocken ausbrechen.

»Ist der Wechsel gut oder nicht?«

»Ob er gut ist? – Aecht ist er, das sehe ich – ich kenne das größte Haus Amerika wohl – aber sonderbar ist er – gar nicht in der gewöhnlichen Art – was soll die Vollmacht – und wie kommen Sie dazu, mein Herr?«

»Wie ich dazu komme?« fragte Eduard und erhob sich stolz. »Auf die natürlichste Weise von der Welt. Lesen Sie doch – da steht der Name – Hutten! Nicht wahr! Das bin *ich*, Herr Ermeling!«

Dieser riß die Augen auf und sah den jungen Mann an, der immer so vernünftig geschienen, und jetzt ihm wie ein Wahnsinniger vorkam. Erst Judith ahnte eine entfernte Wahrheit.

»Ja,« sagte sie, »er heißt Hutten, das weiß ich – Wollzagen wurde er genannt, aber sein wahrer Name ist Hutten Stolling!«

»Seien Sie Beide ruhig,« begann Eduard sehr ernst. »Die einfache Sachlage ist die« – und nun erzählte er, was ihm diese Nacht begegnet war.

Es dauerte lange, ehe Ermeling die Thatsache begreifen konnte, Judith mochte so viel davon glauben, wie sie wollte. Erst am nächsten Tage, als den betreffenden Banquiers die gesetzliche Vollmacht Mr. Staunton's vorgewiesen und dieser selbst seine Person gezeigt hatte,

verschwand jeder Zweifel. Doch kehren wir zu dem Erben zurück, der schnell, wie er hergeeilt war, auch wieder nach Hause lief. Als er in sein Zimmer trat, hatte sich die Scene in demselben verändert. Josephson hatte sogar in der Nacht verstanden, dem ihm übertragenen Geschäfte eine helle Seite abzugewinnen und Eduard sah die Beiden, wie Verdurstete vor einigen Flaschen Wein sitzen, die der Amerikaner wenigstens mit einigen Speisen vermischte. Weder Josephson fragte wo er gewesen war, noch Staunton, wie er sich seiner Ueberraschung entledigt hatte. Eduard selbst trank wie ein Mensch, der nicht allein aus der Dunkelheit der Armuth in das Sonnenlicht des Reichthums übergetreten ist, sondern auch wie einer, der durch eine gute einleitende Handlung dieses Sonnenlicht verdient hat; er trank, sagen wir, mit einem Wonnegefühl dieses Glas Wein, wie er es bisher noch nicht gekannt hatte. In diesem Augenblicke aber sah er das noch verschlossene Kästchen und Mr. Brown fiel ihm ein. Er wurde ernst, indem er das lebhafte Gefühl seines Glückes mäßigte und nun erst schloß er das Kästchen auf. Es waren viele Papiere darin. Zunächst eine Abschrift des Testamentes, welches sehr lang war und welches zu lesen wir unseren Lesern ersparen können. Diesem Testamente aber war ein Schreiben des Erblassers an den Erben angehängt, welches Aufschluß über sein Leben und die Beweggründe seines jetzigen Handelns gab. Dieses seltene und schöne Schriftstück soll in einem der nächsten Kapitel, da es für die Fortsetzung unserer Erzählung von Wichtigkeit ist, mitgetheilt werden. – Außer diesen

beiden Schriftstücken befanden sich, für den augenblicklichen Bedarf bestimmt, verschiedene Geldpapiere darin, die nur umgewechselt zu werden brauchten, um sogleich in greifbarer Gestalt in die Hände des jetzigen Besitzers zurückzukehren. – Natürlich drehte sich bald das Gespräch um den Tod Mr. Hutten's und Eduard erfuhr, wie derselbe sehr schnell eingetreten sei, nachdem Alles dazu von ihm selbst vorbereitet war, nachdem das Testament längst fertig und sogar schon den Testamentsvollstreckern mitgeteilt und von ihnen beschworen worden war, das darin Gebotene ganz im Sinne des Erblassers bis in die kleinsten Punkte hinein auszuführen.

»Die großen Handelsgeschäfte,« fügte Staunton hinzu, »die Mr. Hutten nach China, Ostindien und anderen wichtigen Weltgegenden betrieb, wurden schon gleich nach seiner Reise in die alte Welt allmählig eingestellt, denn er wollte, daß Sie, sein einziger Erbe, nicht die Last unbekannter Geschäfte, sondern allein die Freude und den Genuß ruhigen und begründeten Besitzes zu tragen haben sollten.«

»Das muß ich sagen!« rief Josephson in Begeisterung, »das ist ein Mann, der seines Gleichen sucht. Aber ich denke – und hierbei gähnte er nach Herzenslust – morgen ist auch noch ein Tag und der heutige hat seine Last so herzhaft getragen, daß wir ihm Ruhe gönnen können.«

Man erhob sich sogleich. Eduard schloß sein Kästchen ein. Josephson begleitete den Fremden in den nächsten Gasthof. Ihre Zusammenkunft am Morgen war auf zehn Uhr festgesetzt. – Eduard, von einem Gefühle bedrückt,

dem er keinen Namen geben konnte, warf sich in sein Bett. Es war dies die Folge der langen, verschiedenartigen geistigen Aufregungen des Tages, die seine Nerven übermäßig angespannt und ihn ermüdet hatten und die dann wieder durch das letzte große Reizmittel künstlich zur neuen Flamme angefacht, auf Kosten seiner körperlichen Kräfte den Geist in Thätigkeit erhalten hatten. Er konnte, als er so ruhig da lag, nichts mehr bedenken, der süßeste Schlummer kam beinahe augenblicklich und bald lag der reichste Mann der Hauptstadt, keinen einzigen in derselben ausgenommen, in einem so festen, unweckbaren Schlafe, daß er selber so wenig von allen diesen Schätzen wußte, wie der Aermste, der von seinem Hunger und seinem Elende träumte und noch weniger in seinem ganzen Vermögen besaß, als Eduard vor einigen Stunden in seiner Westentasche mit herumgetragen hatte.

#### ZWEITER KAPITEL. MR. HUTTEN'S LETZTER WILLE.

Bis Frau Schwarzkopf am nächsten Morgen, wie gewöhnlich um fünf Uhr, ihr Amt als Hausfrau in ihres Herrn Zimmer verwaltete, fand sie denselben, was gar nicht seine Gewohnheit war, noch im tiefsten Schlafe. Sie trat daher leiser noch als sonst auf und entfernte sich dann wieder. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so erwachte der Erbe. Sogleich fiel ihm die letzte Nacht ein und er glaubte anfangs, er habe Alles nur geträumt. Es war ja so viel geschehen, was unmöglich, seltsam, wunderbar schien – und dennoch, er begriff es erst allmählig, war es wahr. Obgleich von dem dreistündigen festen

Schlafe erquickt, fühlte er doch noch eine gewisse Müdigkeit in allen Gliedern und blieb, im Stillen das unerwartete Glück bedenkend, liegen. Um sechs Uhr kam Frau Schwarzkopf wieder und brachte die gereinigten Kleider.

»Er schläft noch,« sagte sie halblaut zu sich, aber dennoch hörte der Doctor die Worte.

»Er schläft nicht!« rief er laut, »kommen Sie einmal näher, beste Frau Schwarzkopf. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Die Frau wunderte sich über den Ruf, den sie noch nie vernommen, und kam bescheiden näher.

»Ich bin heute müde und daher ein Langschläfer – was giebt es Neues?«

»Nichts Besonderes, Herr Doctor, nur daß Thauwetter eingetreten ist. Und das ist gut, die Kälte war zu bitter.«

»Das freut mich. Wissen Sie sonst nichts? – Nun, dann will ich Ihnen eine Neuigkeit erzählen. Sie haben eine Erbschaft gemacht?«

»Ich? Sie spaßen!«

»Wie können Sie das denken! Es ist der ernsthafteste Ernst, den es giebt.«

»Aber ich weiß ja nichts davon und ich müßte es doch zuerst wissen.«

Eduard lachte. »Blicken Sie nicht so verwundert, liebe Frau Schwarzkopf. Die Sache ist die: ich selber habe eine große Erbschaft gemacht, und da werden Sie natürlich nicht leer ausgehen.«

»Du gerechter Gott! Ist das wahr? Sie hätten geerbt?«

»Ja, und sehr viel. Ich bin plötzlich ein reicher Mann geworden. Sie werden von jetzt an gute Tage haben.«

»Ich, warum denn ich?«

»Sie und Ihr Mann und Anna auch. Verdienen Sie es etwa nicht an mir?«

»O mein Gott! ich verdiene so wenig! Ist es denn ein Geheimniß oder darf ich davon reden?«

»Lassen Sie es lieber noch Niemanden wissen. Aber gehen Sie zu Herrn Holzbrecher und bitten Sie ihn, sich hierher zu bemühen, sobald er aufgestanden ist, ich will seine Frau nicht stören.«

Frau Schwarzkopf lief noch einmal so schnell hinaus, wie sonst, und bald hatte sie Herrn Holzbrecher benachrichtigt, der ebenfalls früh aufzustehen pflegte. Er kam auch sehr bald in seinem Schlafrocke, mit der Morgenmütze auf dem Kopf, und fand Eduard bereits in den Kleidern. Die Neuigkeit war bald erzählt, der Akademiker schüttelte den Kopf.

»Sie glauben es wohl noch nicht?«

»Wenn Sie es sagen, glaube ich es freilich – aber darüber wundere ich mich nicht. Ich muß an Hans Waldau denken!«

»Wie so?«

»Weil er sagen wird: da habt Ihr's, ich habe es immer vermuthet.«

»Es ist wahr, er hat seine Träume und Ahnungen gehabt!«

»Und sie scheinen richtig gewesen zu sein – darf ich es meiner Frau sagen?«

»Gewiß dürfen Sie das. Aber noch Eins, und das ist für Sie wichtig. Ermeling nimmt seine Zahlungen wieder auf.«

»Oh!«

»Sie werden noch heute benachrichtigt werden, seine Comptoirs werden heute Morgen geöffnet. Nach der Ebbe ist vollständig Fluth eingetreten.«

»Aber wie ist das möglich – ich begreife es nicht.«

»Man begreift Vieles nicht, was doch möglich ist. Sie werden es sehen!«

»Dann haben wir ja alle Drei eine gute Weihnachtsbescheerung, ich will sie sogleich meiner Frau zum Morgengruß überbringen.«

»Thun Sie das – es ist ja wahr! heute ist Weihnachten!«

Kaum war Holzbrecher fort, so that sich die Thür auf; herein traten, in Reisekleidern, bis an die Hälse vermummt, Ernst Dossow und Karl Michel; sie waren mit dem Morgeneisenbahnzuge angelangt und hatten ihre Schritte zuerst zu dem Freunde gerichtet, den sie glücklicher Weise noch zu Hause trafen. Man kann sich die Freude, die Ueberraschung plötzlichen Wiedersehens nach so langer Trennung vorstellen. Die zwei Reisenden wußten natürlich nichts von dem in Bilsingen und in ihrer nächsten Nähe Vorgefallenen. Eduard theilte ihnen schnell Beides mit, ließ aber auf das Unglück bald das Glück folgen. Ernst war am meisten erschüttert. Er brach in Thränen aus, worin ihn der weichgestimmte Karl sogleich von ganzem Herzen unterstützte. Eduard beruhigte sie und schickte sogleich nach Extrapost, die sie beide nach

Hause führen sollte. Ehe sie in den Wagen stiegen, sagte Eduard zu Ernst Folgendes:

»Und nun reiset in Gottes Namen! Ueberhebe Deinen guten Vater sogleich allen Kammers. Er soll sein Haus, Hof und Gut bald wieder haben, einen Zimmerhof soll er sich bauen, so groß und schön wie er nur will. Sage ihm, das seien die Zinsen, die sein Nothpfennig getragen, den er mir eingegeben, ich hätte ihn angelegt und Millionen Procente damit gewonnen. Mein Vater aber mag mein Ausbleiben entschuldigen, mich fesselten hier unaufschiebbare Geschäfte, er soll aber mit demselben Wagen, der Euch nach Bilsingen bringt, hierher kommen, ich bedürfe seines Rathes. Und nun glückliche Reise!«

Und sie fuhren im raschen Trabe davon, nicht wissend, ob sie mehr das Unglück ihrer Angehörigen beklagen oder sich über das unvermuthete Glück des Freundes freuen sollten.

Jetzt las Eduard das Testament und das demselben angehängte Schriftstück des Mr. Brown – so nannte er ihn immer noch in Gedanken. Nun erst übersah der Erbe sein ungeheures, unermessliches Glück im ganzen Umfange. Er hielt es ja, in die gehörige Form gestaltet, in seinen Händen, er las es mit seinen Augen. Während sich aber diese mit den wohlthuendsten Thränen füllten, bebte allein sein Herz in stiller Freude, denn Worte findet ein solches Glück auf solchen Lippen nur wenig oder gar nicht.

Um zehn Uhr kam Mr. Staunton, vollständig erfrischt und zu neuen Thaten gekräftigt, wieder, nachdem Josephson, der beinahe gar nicht geschlafen und hohle Augen

hatte, schon viel früher herbeigeeilt war. Man begab sich sogleich zum Banquier Ermeling und mit diesem auf das Comptoir der drei größten Häuser der Stadt. Man sah, man las, man prüfte. Die Vollmacht war gerichtlich ausgestellt, das Geschäft fand also keine Schwierigkeiten; die Gelder sollten in kürzester Zeit geschafft werden. Ein großes Packet voll werthvoller Papiere nahm Ermeling sogleich mit sich. Der Alte Mann, von so vielen gewaltigen und verschiedenartigen Erschütterungen erst gebrochen, dann wieder aufgerichtet, war stumm, er schüttelte nur den Kopf und das einzige Wort, das man von ihm vernahm, war: Hutten, Brown und Moore! – Hundert Millionen! –

Noch vor Tische wurden die Siegel von seiner Thür gelös't. Die Commis wurden sogleich benachrichtigt. Nachmittags saßen sie trotz des festlichen Tages schon wieder an den Pulten und die Geschäfte begannen in einer Weise und Schnelligkeit betrieben zu werden, wie noch nie zuvor, denn es waren nur glückliche Briefe zu schreiben und diese schreibt man mit doppelter Eile und Lust.

Gegen Abend kam der Pfarrer Wollzagen mit der zurückkehrenden Extrapost. Er hatte mit seinem Sohne eine mehrstündige Unterredung, welche für beide ein befriedigendes Ende nahm. Beider Augen waren von Thränen roth, aber es war das Salz der Freude gewesen, welches diese Wirkung hervorgebracht hatte. In kurzen Umrissen hatte Eduard seine Gedanken und Entschlüsse für die Zukunft mitgetheilt und da der Geistliche seinen Pflegesohn kannte, so zweifelte er keinen Augenblick an den

Erfüllungen derselben. Für jetzt kehrte er wieder nach seinem Dorfe zurück, um seiner Frau, seiner Familie und seinen Freunden die unglaublich klingende und doch so vollkommen begründete Wahrheit des neuen Ereignisses zu überbringen. Man kann sich die Erfolge dieser Botschaft vorstellen; wir müssen aber zu Dingen schreiten, die uns näher angehen, denn wir haben noch ein großes Feld zur Bearbeitung vor uns.

Zwei Tage blieben der Erbe, der Kassirer und Josephson in ihrem Zimmer eingeschlossen und waren für Niemand sichtbar. Sie aßen und tranken und arbeiteten zusammen, nur Abends spät gingen die beiden letzteren in ihre Wohnungen zurück, um am andern Morgen zu neuer Arbeit wiederzukehren. In diesen beiden Tagen wurde Eduard von der Lage und dem Umfange seiner Besitzthümer genau unterrichtet; er beeilte sich damit, um schnell zur größeren Aufgabe seines Lebens übergehen und den Grundstein legen zu können, auf dem das Gebäude seiner Zukunft aufgerichtet werden sollte. Als sie mit diesem schwierigen Geschäfte zu Ende waren, sagte Eduard zuerst zu dem Kassirer, sodann zu Josephson:

»Mr. Staunton! Wie hoch belief sich Ihr Einkommen beim meinem Advoktinvater?«

»Auf 2000 Dollars jährlich. Ich war aber damit zu reichlich bezahlt.«

»Darf ich hoffen, daß Sie unter denselben Bedingungen und in demselben Geschäft bei mir bleiben und meine Angelegenheiten zu ordnen fortfahren?«

»Ich nehme es mit Dank an und weihe Ihnen meine Kräfte, indem ich Ihnen mit meiner Dankbarkeit zugleich meine Ergebenheit ausspreche.«

»Und nun Du, mein guter Wolf! Man hat Dich früher im Scherz meinen Premierminister genannt, – darf ich hoffen, daß Du es im Ernst werden und mich auch ferner mit Deinen Kenntnissen und Deiner Freundschaft unterstützen willst?«

»Ja, ja – tausendmal ja,« rief der Freund und umarmte mit heißen Thränen den innig Geliebten. »Sieh aber einmal her; während Ihr Eure Kapitalien besprochen hast, habe ich die Zinsen berechnet.«

Mr. Staunton lächelte und blickte mit Wohlgefallen seinen neuen Herrn an.

»Wir wollen sehen,« sagte er, »ob Ihr neuer Premierminister richtig zu rechnen gelernt hat, ich kenne die Zinsen auswendig.«

»So vernehmt denn,« begann der Ex-Referendarius, denn diesen Posten hatte er schon längst im Geiste aufgegeben:

»Ich schlage das Kapital, der leichteren Rechnung wegen, nur – ich sage *nur*, meine Herren, auf 75 Millionen Thaler an. Denn die übrigen fünf Millionen sollen, wie ich höre, zu einem bedeutenden Ankauf und zum Bau unserer Kolonie verwandt werden. Diese 75 Millionen, obgleich sie, wie ich ebenfalls höre, theilweise viel größere Procente abwerfen, habe ich nur zu fünf vom Hundert berechnet. Diese Zinsen geben aber als Einkommen für das Jahr: 3,750,000 Thaler. Für den Monat: 312,500

Thlr. Für den Tag, ungefähr: 10,416 Thaler Für die Stunde: 434 Thlr. und das macht für jede Minute Deines Lebens  $7\frac{1}{4}$  Thaler. Bist Du zufrieden, mein Sohn?« Eduard sowohl wie Staunton mußten laut auflachen über die bedeutende Miene, die der Rechner, jetzt Premierminister, angenommen hatte, Staunton aber bemerkte:

»Sie haben zwar richtig gerechnet, allein Sie haben die Kapitalien noch viel zu gering angeschlagen, denn sie betragen im Ganzen, wie wir eben gesehen haben, viel mehr.«

»Das thut nichts,« bemerkte Eduard, mit der Hand winkend, »für's Erste bin ich mit diesem Einkommen zufrieden und Andere sollen es auch sein. Jetzt aber, denke ich, machen wir eine Spazierfahrt in's Freie, denn die Wege sind von dem Thauwetter ungangbar, die frische Luft wird uns allen Dreien aber für den Augenblick nothwendiger sein, als das Geld.«

Und sie thaten, wie sie wünschten, und fuhren ein paar Stunden im Freien umher.



Wie der Donner der Lärmkanone, von Meile zu Meile springend, mit mehr als geflügelter Kette die Kunde von einem großen Ereigniß durch die Lüfte trägt und Allen, die Ohren haben, dasselbe verkündet, so flüchtig, mit beinahe reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Gerücht, die Hauptstadt sei durch eine ungeheure, ungehoffte Erbschaft glücklich bedacht worden und sie berge

einen Menschen in ihren Mauern, der wenigstens eben so reich, wie der König selber geworden sei. Es wäre spaßhaft, die Stufenleiter solcher Gerüchte zu verfolgen, wie sie, von der oft einfachen, kleinen Thatsache beginnend, sich allmählig in's Unermeßliche und Fabelhafte verlieren und nebenbei, zur Ausschmückung auf Abwege geraten, die mit der Hauptsache in gar keiner Verbindung stehen. In dem hierher gehörigen Falle entfaltete sich ein so außerordentlicher Reichthum an Phantasie der guten Hauptstädter, wie er sich wohl für einen Dichter geeignet hätte, denn an Stoff zu einem zauberartigen Gemälde von nie gesehener Größe und Herrlichkeit wäre hierbei kein Mangel gewesen. Freilich, in der Zukunft, als man sich beruhigt und an die wirklich erstaunliche Thatsache gewöhnt hatte, wollten einige Klügere, selbst in den Umgang mit dem Erben Verflochtene in Erfahrung gebracht haben, ein spaßhafter Freund des reichen jungen Mannes habe, zu eigener Belustigung und zur Erheiterung des Erben selber jene zauberhaften Ursprünge der Erbschaft erfunden und unter das Volk gestreut; wir aber, obwohl wir dergleichen Späße Josephson zutrauen, haben nie Gewißheit darüber erlangt, ob dieser unser scherzhafter Freund der vielbewanderte Autor dergleichen gewesen ist.

Um nur einige Gerüchte dieser Art an dieser Stelle oberflächlich zu erwähnen, so genüge es uns, die Mittheilung eines öffentlichen, vielgelesenen Blattes zu citiren, das einige des am gebräuchlichsten gewordenen Fabeln

aufgefaßt und seinen an das Wunderbare gewöhnten Lesern aufgetischt. Es hieß darin:

Aus glaubhafter Quelle geht uns die so eben auch von anderen Seiten her ziemlich sicher verbürgte Nachricht zu, daß das vielerwähnte chinesische Testament wirklich seinen Erben in der Hauptstadt gefunden habe. Wie zugleich verlautet, stamme der Erblasser eigentlich aus Japan, nicht aus China, sei in jüngeren Jahres ein berüchtigter Seeräuber gewesen, habe später sich einen eigenen Thron errichtet, mit seinen untergebenen Piraten ein kleines Reich erobert und von dort aus auf alle vorbeisegelnden Schiffe gefahndet, wonach denn eine Anhäufung von Schätzen entstanden sei, wie sie die Welt noch nie bisher an Fülle und Mannigfaltigkeit gesehen. Der Piratenkönig, hieß es wörtlich weiter, ist jetzt gestorben und hat einem natürlichen Sohne, der sich zufällig auf hiesiger Universität befindet, nachdem er auch schon Paris und London das europäische Staatsrecht studirt, sein ganzes Vermögen hinterlassen. Es ist dies, oder soll dies sein – wir verbürgen es nicht – ein strenger

Mann von gemischtem Blute, denn während sein Vetter von Geburt ein Cubanese war, soll seine Mutter eine Schwarze von der Küste von Guinea sein. Uebrigens beabsichtigt derselbe, wie ebenfalls verlautet, sich irgend wo in hiesiger Gegend anzukaufen und seine Schätze im Schooße der Civilisation, Angesichts der Intelligenz unserer Hauptstadt, mit philosophischer Behaglichkeit zu verzehren. Es wäre im Interesse des jetzt so sehr darniederliegenden Geschäftsganges, daß wenigstens letztere Conjectur einen Grund hätte und wünschen wir unsern geehrten Mitbürgern von den Schätzen, welche bald über unsern Köpfen einherfluthen werden, den größtmöglichen Nutzen. –

In ähnlicher Art gab es viele Mittheilungen und wenigstens das ist gewiß, daß obige Probe noch bei Weitem nicht die ausführlichste und glänzendste war. Genug, die Fabel war da und die Neugierde und die Prahlerei, wie diese beiden Eigenschaften so häufig sich verbunden zeigen, bemächtigten sich ihrer und beuteten sie nach allen Richtungen aus. Allerdings fiel die Erbschaft – und an der Wirklichkeit derselben zweifelten nur solche, die große Erbschaften nur leiden mögen, wenn sie ihnen selber zufallen – in eine sehr bewegte Zeit. Die moderne Politik – das heißt, jenes neugeborene Ungeheuer mit klarem

Köpfe und ungeheuer großen Klauen und Magen – war im Anzuge und im Wachsen, die Finanzen Vieler waren zerrüttet und der Hunger, mit allen Leidenschaften der Hölle umgeben, begann seine schauerlichen Schlachtlieder zu singen. Da war denn nun eine Neuigkeit solcher Art, wenn auch nur eine Sättigung in Gedanken, doch immer eine Sättigung an einem Meere von Schätzen, und viele stürzten sich mit Selbstverläugnung in dieses Meer, in dem Glauben, wenn sie sich nur recht tief darin untertauchten, so würden sie auf dem Grunde schon die Perlen und andre Kleinodien schimmern sehen, um, auch für sich einen Theil derselben heraufzuholen.

Der Besonnenere, Vorurtheilsfreiere, Gebildetere, hatte minder trostreiche Gedanken. »So viel Geld,« sagte er, »in die Hände eines jungen unbekanntem Menschen gelegt! Wenn der schlecht geleitet wird und selbst ein Jakobiner ist, so kann er die Grundmauern unseres Staates erschüttern – es ist immer etwas Gefährliches für den Staat, einen Mann in seinem Schooße zu bergen, der reicher ist als Krösus und an Tugend gewiß kein Solon, denn Jugend hat ja keine Tugend.«

Selbst die Minister des eben in Gefahr gesetzten Staates faßten die Thatsache als eine Wichtigkeit auf, die man nicht außer Acht lassen dürfe, da sich ihre Tragweite noch gar nicht ermessen lasse; man müsse den Erben, wenn er erst bekannt sei, sondiren und falls er ein brauchbares Subjekt sei, im Interesse des Staates zu gewinnen und an den Staat selber zu fesseln suchen; ihm

ferner die Erlaubniß zur Anlegung von Maschinen, überhaupt die Freiheit gönnen, den Gewerbefleiß zu erhöhen, die Wissenschaften und Künste zu fördern und so wenigstens indirect aus ihm alle dem Staate zufließenden Vortheile erzielen.

So dachten und philosophirten die Menschen, die dummen und die klugen, die armen und die reichen, die uninteressirten und die interessirten. Ach! und keiner von ihnen Allen ahnte die Wahrheit, keiner kannte den jungen Menschen, der so viel geerbt hatte, wie er wirklich war; keiner wußte, was er Schönes, Großes zum Besten der Menschheit lange in sich getragen, was er jetzt in's Leben zu führen fest und männlich entschlossen war.

Doch diejenigen, die ein wirkliches Interesse am Gedeihen staatlicher Einrichtungen, der Wissenschaften Künste und Gewerbe nahmen, das heißt, die Wenigen, die auf der Höhe der Menschheit standen und mit Geist und Herz seine hellere Zukunft für sich und Andere erflehten, die sollten in nicht gar langer Zeit die vollkommenste Aufklärung und Genugthuung erhalten. Denn schon arbeiteten fleißige Hände und warme Herzen im Stillen an menschenfreundlichen Pläne, welche bald offen an's Tageslicht treten und nicht durch Worte, sondern durch Thesen den Beweis liefern sollten, das der Mensch dem Menschen ein Gott wohl schon auf Erden sein könne. –

Begeben wie uns jetzt, nachdem die ersten Tage der Aufregung vorüber und die zunächst nothwendigen Einrichtungen für die Zukunft getroffen waren, in das einsame Studirzimmer des Erben, wo derselbe jetzt wieder allein saß, nachdem Ihn zuerst Herr Ermeling, sein neuer, mit allen Rechten und Pflichten bestellter Banquier in der Hauptstadt, und Mr. Treaden, sein junger Secretair, verlassen hatte, welcher letztere vor wenigen Tagen mit der gleichlautenden Anschrift der schon bekannten Dokumente, wie Staunton vorhergesagt, von Amerika angekommen war.

Eduard Hutten Stolling, genannt Wollzagen – so blieb fortan sein Name – von seinen früheren Freunden Eduard, von den Amerikanern allein Mr. Hutten genannt, ein Name, der bald der bekannteste und gebräuchlichste wurde, wie er es auch and meisten zu sein verdiente – saß allein in seinem Gartenhäuschen, das er in seiner Bescheidenheit beibehalten hatte und studirte mit allem Eifer wiederholt das Testament und das Schriftstück seines Adoptivvaters, so nannte sich der alte Hutten selber, denn auf diesem Schriftstück allein beruhten ja alle seine schönen Pläne der Zukunft. Auf dieses Schriftstück führte er seine früheren Wohlthätigkeitsgedanken zurück, von ihm ging er bei jedem neuen Entschlusse aus. Doch es wird wohl Zeit sein, daß auch wir uns mit einem Theile dieses Testamentes beschäftigen, da wir Mr. Hutten daraus nicht allein vollständig kennen, sondern auch einsehen lernen, in welchem Zusammenhange der junge Erbe

mit ihm stand und warum er demselben sein ganzes Vermögen vermacht hatte.

Die am Schlusse des Testamentes beigefügte, im Original von der eigenen Hand des Erblässers geschriebene, Testamentserläuterung lautete, wie folgt:

»Und nun, mein theurer Sohn, – denn diese Benennung habe ich mir sowohl durch die gerichtliche Adoption, wie durch den unversiegbaren Quell zärtlichster Liebe für Deine verstorbene Mutter und Dich, ihr einziges Kind, mit doppeltem Rechte erworben, – fühle ich mich verpflichtet, Dir den Gang meiner merkwürdigen Lebensereignisse mitzutheilen, und Dir und der Welt die Gründe darzulegen, warum ich Dich vor Allen zum Erben meiner zeitlichen Güter eingesetzt habe. Endlich, nach langen Jahren hebe ich somit, da mir das Grab schon seine, nur einmal durchschreitbaren, Pforten öffnet, den Schleier von einer Vergangenheit, die mir, nur durch ein einziges Unglück getrübt, im Ganzen und Allgemeinen keinen düsteren Rückblick gestattet, im Gegentheil voll der wunderbarsten Glücksfälle war, wofür ich jeden Tag in meinem, der Arbeit und dem Menschenwohl geweihten Leben meinem Schöpfer dankbar gewesen bin. Wenn Du in diesem arbeitsamen Leben Gründe findest, mich zu lieben und mein Andenken zu bewahren, so habe ich Alles auf dieser Erdenwelt erreicht, was ich noch zu erreichen hoffen konnte. Mein Inneres glich stets einem ruhigen Strome, die schmerzlichen Jahre abgerechnet, in welchen der Kummer um eine entzogene Liebe mir die

Verzweiflung aufbürdete; diese schmerzreiche Epoche meines Lebens abgerechnet, war ich immer glücklich, weil ich ruhig und zufrieden an, denn nur in der geistigen Ruhe, in dem seligen Frieden des Daseins erkenne ich das Glück, des ganzen Menschenlebens. Für mich bin ich sparsam und enthaltsam gewesen, für Andere nie, und das ist der Grund, wenigstens erscheint es mir als solcher, daß ich viele theilnehmende Freunde, nie aber einen wirklichen Feind gefunden und zu bekämpfen gehabt habe.

»Geboren bin ich, Du weißt es schon, in derselben Stadt, in deren Nähe, auf einem unscheinbaren Dorfes Dein wackerer Pflegevater Dich erzogen hat, wofür ich ihm nur durch Dich danken kann, denn Du wirst nie vergessen, daß dieser edle Mann allein Dein junges Leben verschönen und jeden Saamen späterer Frucht in Dich gelegt hat. Mein Vater wohnte unweit des Ludwigsplatzes und handelte mit getrocknetem Obst und Mehl. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Ich war der einzige Sohn und habe nie von Verwandten beider Seite erfahren können, wie denn auch mein Name in jener Gegend erloschen ist. Mit meinem zehnten Jahre kam ich bei einem Kaufmann in die Lehre, der ein Bekannter meines Vaters war und der jetzt, da er als Junggeselle ohne Erben blieb, ebenfalls verschollen ist. Diesem Manne verdanke ich viel. Große Gelehrsamkeit, kaufmännische Geschicklichkeit konnte es mir nicht beibringen, denn die besaß er selbst nicht, wohl aber einen großen Ordnungssinn,

Reinheit im Handeln und im Geschäft, wie auch eine ge-läufige Buchführung. Hier blieb ich bis zu meinem sechs-zehnten Jahre. In diesem Alter kam ich nach Hamburg in ein großes Haus, welche Stellung mein Lehrherr mir durch seine liebevolle Empfehlung verschafft hatte. Hier schon erhielt ich eine größere Einsicht in das kaufmännische Leben und Treiben, ich lernte es als eine Wissen-schaft schätzen und bereicherte mich mit Mitteln, wie sie nur in einem Seeorte vorhanden sind. Meine verlangenden Augen schauten über die Meere der Welt nach anderen Gegenden der Erde hin, mein Geist eilte meinem Leibe zuvor, ich fing den überseeischen Handel in allen seinen großen Zweigen zu studiren an. In diesem Hause blieb ich bis zu meiner Volljährigkeit, denn der Chef des-selben starb und seine einzige Tochter heirathete einen vornehmen, begüterten Spanier, mit dem sie ihr Vater-land verließ, um nie wieder dahin zurückzukehren, denn sie starb, wie die meisten norddeutschen Frauen, in dem heißen Süden.

»Ich war also jetzt vierundzwanzig Jahre alt. Meine Sehnsucht zog mich nach meiner Heimath, wo mein al-ter Vater sich zur Ruhe gesetzt hatte, und von seinem kleinen Vermögen ein behagliches Stilleben führte. Ich kam zu rechter Zeit, denn acht Tage später starb er und hinterließ mir – ich hatte nicht auf so viel gerechnet – sechstausend Thaler. Von meinem Geburtsorte begab ich mich nach Stettin; der aufblühende Handel dieser klei-nen Seestadt lockte mich; ich wollte meine Erfahrun-gen hier zum Nutzen eines Mannes verwenden, der mir

große Versprechungen gemacht hatte. Ich kam an und nach kurzer Beobachtung legte ich mein kleines Kapital in seinem umfangreichen Geschäfte an. Wir verstanden uns aber nicht; er war zu engherzig und ging nicht auf meine kühnen Pläne ein, die er Windbeutelereien eines Naseuses nannte. Daher ging ich auf Reisen in unserm Geschäft und kam in die norddeutsche Stadt ... Hier, mein theurer Sohn, lernte ich in einem öffentlichen Garten Deine Mutter kennen. Unter allen schönen Blumen war sie die schönste darin; ich habe nie in meinem Leben ein lieblicheres Gesicht gesehen. Wenn ich an sie dachte, kam mir stets die Erinnerung des ersten Veilchenduftes vor die Seele. Sie war die Tochter eines auf Halbsold gesetzten Obersten, der ein Vermögen von 20,000 Thalern besaß. Schon ihr äußeres Schicksal zog mich an, und da Dir dasselbe unbekannt war, als wir darüber sprachen, so fühle ich mich doppelt veranlaßt, hier etwas umständlicher über Dein Herkommen zu sein, welches außer mir nur noch *einem* Menschen auf der Welt bekannt sein kann. Dieser Mensch bleibe Dir fern – das ist meine Bitte, und da Du aller Wahrscheinlichkeit nach nie etwas Sicheres von ihm über Dich selber erfahren wirst, so höre es von mir an. Der Vater Deiner Mutter hieß Stolling. Seine Frau, Deine Großmutter mütterlicher Seite starb, als Deine Mutter geboren ward. Diese Deine Mutter hieß Beata. Als sie zwei Jahre alt war, heirathete Dein Vater zum zweiten Male, und Beata erhielt eine Stiefmutter, mit der Aussicht, künftig das Besitzthum ihres Vaters, also 20,000 Thaler zu erben. Diese unglückseligen

paar Thaler wurden die Ursache des uns Alle betreffenden Unglücks. Dein Großvater starb ein Jahr nach dieser zweiten Ehe. Seine Frau, Beata's Stiefmutter; heirathete aber zwei Jahre später ihren zweiten Mann, einen berühmten Rechtsgelehrten, Ramkau mit Namen. Aus dieser Ehe stammt Waldemar Ramkau, Dein späterer Vormund – denn er ist es, der Dich in's Elend stieß – mithin der doppelte Stiefbruder Deiner Mutter, die etwa sechs Jahre älter war als er. Im Hause jenes Rechtsgelehrten nun ward Deine Mutter erzogen. Das Gerücht sagte, sie werde von beiden Eltern unwürdig behandelt, man habe sein Auge mehr auf ihr Vermögen als auf das Kind selbst gerichtet. Das vernahm auch ich; das liebliche, verlassene Mädchen bemitleidete ich zuerst, bald aber liebte ich sie. Mein Gefühl wurde erwidert, wir fanden Gelegenheit, Worte und sogar Briefe zu tauschen, Briefe, in denen ich meine ganze Lebensansicht, meine Hoffnungen, meine Erwartungen von unserer Zukunft aussprach. Ich erfuhr von ihr selber – diese Briefe wirst Du in meinem Landhause am Hudson finden – wie unglücklich sie bei ihren Eltern sei. Sie war damals erst siebzehn Jahr alt, ich siebenundzwanzig. Ich entschloß mich kurz und hielt bei dem Rath Ramkau um die Hand seiner Stieftochter an. Ich wurde mit offenem Hohne zurückgewiesen. Beata sei die Tochter eines namhaften Kriegers, ihr Stiefvater ein berühmter Rechtsgelehrter, ich nur ein unbedeutender Krämer, der Geld suche, bei ihnen es aber nicht finden werde. Das war ungefähr der Sinn jener Antwort,

die mir gleich am ersten Tage mündlich ertheilt wurde. Mein natürlicher Stolz empörte sich. Ich bebte vor Entrüstung. Dennoch aber bezwang ich Beides, denn ich liebte mit heißester und erster Jugendliebe. Wir wechselten heimlich Briefe und gelobten uns ewige Treue. Ich hielt noch mehrere Male um ihre Hand an, nie jedoch mit besserem Erfolge; zuletzt sogar ward ich in Gegenwart meiner Geliebten beschimpft. Ich fühlte mich vor Jedermann entehrt, der Theil der Erde, wo mir Solches geschehn, ward mit verhaßt, mein siedendes Blut trieb mich zu kühnster Thatkraft wie je einen Anderen; ich ging mit meinem kleinen Vermögen, das ich wieder aus jenem Geschäfte zog, auf einem Schiffe nach Jamaika. Unterdessen schritten die Begebenheiten in Beata's elterlichem Hause einer raschen Entwicklung entgegen. Ich habe Alles später aus ihren eigenen Briefen erfahren. Das unglückliche Kind siechte sichtbar hin, man schien ihr Ableben vorauszusehen. Da starb der Rath Ramkau und hinterließ seine Frau, seinen Sohn Waldemar, der damals zwölf Jahr alt war und seine Stieftochter Beata. Der Hausarzt, der ihren Stiefvater behandelt hatte, war ein Ehrenmann, sein gelehrter Arzt, ein Naturforscher, ein Menschenfreund, und zufällig ein weitläufiger Verwandter des rechten Vaters unserer Beata, und hieß wie er Stolling. Dieser edle, gute und weise Mann, mein Sohn, war vom Schicksal bestimmt, Dein Vater zu werden, nicht ich, der unbedeutende Krämer. Stolling kannte die Geheimnisse der Familie, er kannte und liebte Beata, wie Jeder sie lieben mußte, der sie sah. Er wurde bald ihr

Vertrauter. Sie verbarg ihm nie ihre Liebe zu mir, wovon ich Beweise habe. Sie fühlte die hingebendste Freundschaft für den bedeutend älteren, braven Mann. Auf dem Sterbebette ihrer Mutter mußte Beata versprechen, diesen Mann, der um ihre Hand lägst im Stillen geworben hatte, einst zu heirathen. Sie that es unter der Bedingung, noch sechs Jahre zu warten; wenn ich dann nicht wiedergekehrt wäre, wollte sie ihm ihre Hand reichen. Jetzt ward Alles in Bewegung gesetzt, meiner wieder habhaft zu werden, denn Beata war frei und Stolling war ihr Vormund; man glaubte mich noch in Amerika, ach! ich war in Ostindien und China. Mich erreichte kein Brief, so viele ihrer nach Amerika gesendet wurden, erst später erhielt ich sie, nachdem ich nach Neuyork zurückgekehrt war, durch Zufall; auch eigenhändige von Deinem Vater fand ich darunter, der mich mit würdevoller Offenheit benachrichtigte, er werde Beata heirathen, wenn ich nicht vor der bestimmten Frist zurückgekehrt wäre. Als ich endlich diese Nachrichten, alle mit einem Male erhielt, war es zu spät. Beata war die Gattin Stolling's geworden. Unter der liebevollen Pflege dieses Ehrenmannes gesundete Deine arme Mutter. Aber erst nach sechsjähriger Ehe wurdest Du geboren. Schon im ersten Jahre nach Deiner Geburt starb Dein Vater – nun war Deine Mutter ganz verwais't und Du warst noch nicht im Stande, sie an das Leben zu fesseln. Noch einen Brief schrieb sie an mich, worin sie mir die Sorge für Dich empfahl, dann folgte sie ihrem Gatten, vier Jahre nach seinem Tode, nach. Bis hierher wußte ich nur von Deinem Dasein; meine, nach späteren

Jahren erst eifrig fortgesetzten Bemühungen, von Deiner Lage, Deinem Aufenthalt etwas zu hören, waren vergebens. Du warst, das hörte ich wohl durch meine Kundschafter, die ich Deinem Stiefstiefonkel, dem Justizrath Waldemar Ramkau, in verschiedenen Personen zusandte, daß Du auf das Land gegeben seist, um zu gesunden, daß aber der Mann, der Dich empfangen habe, verschwunden, wahrscheinlich ausgewandert sei, daß man also nicht wisse, wo Du seist; Erst Gottes allbarmherziger Fügung verdankte ich später, daß ich *den* fand, den ich suchte, nachdem ich kurz vorher noch einmal vergeblich Deinen Vormund nach Dir hatte ausforschen lassen. Doch von Deinem Auffinden später, ich kehre zu mir selber zurück, nachdem ich ohne Beata Europa verlassen hatte.

»Ich befand mich damals in einer kritischen, verhängnißvollen Lage. Die ganze Welt schien mir in Finsterniß gehüllt; das gewöhnliche Treiben des täglichen Lebens, die nüchternen Gesichter sich abquälender Menschen, Alles, was ich sah und hörte, widerte mich an und an meinem Leben war mir am wenigsten gelegen. Ich war also in einer Art von Verzweiflung. Es war aber nicht *die* Verzweiflung, die, innerlich brütend, sich selber zerstört, das Tageslicht flieht und sich in verlassene Einöden verbirgt, nein, es war ihre stärkere Schwester, die, rücksichtslos auf dem einmal betretenen Pfade dahin stürmend, in kühnem Wagen, alle Gefahren vergessend, das scheinbar Unerreichbare erstrebt und voll erhabenen Muthes, mit einer Art fanatischer Begeisterung

ihrem inneren Instinkte folgt, um ihre irdische Sendung zu vollführen.

»So stürzte ich, wild, unaufhaltsam, mich selber vergessend, auf den Kampfplatz des Lebens hinaus. Kein Meer war mir groß und stürmisch genug, ich mußte es durchschiffen. Ich sah alle Theile der Erde und lernte ihre Schätze und die Möglichkeit kennen, sich derselben zu bemächtigen. Ich betheiligte mich an der Ladung eines Schiffes, das von Neuyork nach Ostindien ging. Da mir an dem Gelde nun nichts mehr gelegen war, das Glück überhaupt nur noch den Reiz der Zerstreung für mich hatte, wie es vielleicht eben so mit dem Unglück gewesen wäre, so wagte ich Alles, was ich besaß, auf einen kühnen Wurf. Er gelang. Die Aufregung unerwarteten Gelingens behagte mir; ich wagte zum zweiten, dritten, vierten Mal Alles um Alles und siehe da, es gelang, stets, immer besser. Schon in sechs bis sieben Jahren war ich, was man in der Welt einen reichen Mann nennt. Aber das befriedigte mich nicht im Geringsten. Ruhem konnte jetzt nicht. Also wurde ich um so kühner.

»Kalifornien und die Gold- und Nebelberge waren damals noch eine Art Geheimniß und nur waghalsigen Abenteurern zugänglich. Wer ein Wagniß scheute, begab sich nicht selber dahin. Das war gerade, was ich suchte. Gefahren und Mühseligkeiten kannte ich nicht; kamen sie, so schreckten sie mich nicht; je größer sie waren, um so mehr fühlte ich mich gedrungen, sie zu besiegen. Ich schloß mich also einer Abtheilung lebensüberdrüssiger Menschen an, rüstete Wagen, Pferde und

Esel aus und zog in das gelobte Land des wilden Amerika's. Mein Sohn, Kalifornien und die ihm an Schätzen verwandten Länderstrecken werden einst schwer in die Wageschale europäischer Geschicke fallen. Denn wie die Frucht an unseren Bäumen, in unserer Erde wächs't, und wir nur eine geringe Mühe anzuwenden haben, um sie zu pflücken, so wächst hier das reine, klare Gold in der Erde, im Wasser, im Felsen, und die durstige Hand verlangender Menschenleidenschaft braucht sich nur auszustrecken, um den Mammon zu heben. Doch, ich will Dir hier nicht eine Vorlesung von meinem Glauben künftiger Gestaltung unserer Erdverhältnisse hatten, sondern ich will von mir und meinen Unternehmungen selber sprechen.

»Unser abenteuerlicher Zug nach dem Goldlande glückte vollkommen. Wir fanden nicht allein, was wir suchten, sondern wir fanden hundertmal mehr, und brachten, wenigstens ich, unsern Fund glücklich nach Hause. Jetzt war ich in der That schon ein wirklich reicher Mann. Ich kaufte mir eigene Schiffe und rüstete sie aus. Bald wehte meine Flagge, ein durch einen Gewittersturm im Wogendrang kämpfendes Schiff, auf allen Meeren. Ich ging selbst mit, nach China, Ostindien, Europa, den beiden amerikanischen Kontinenten – überall hin setzte ich meinen unstäten Fuß und stets kamen meine Schiffe und ich selber mit reichen Schätzen zurück.

»Damals war es, als zwei Männer auf mein Getreibe aufmerksam wurden, die man als die reichsten Bürger Nordamerika's öffentlich bezeichnete. Es waren die

Großhändler Brown und Moore. Sie waren geborene Britten, wie ich ein geborner Deutscher war, aber auch sie waren wie ich ihrem Mutterlande entflohen, weil sie ihr Glück wo anders suchten. Auch sie hatten sich vom niederen zum höchsten Kaufmannsstande emporgearbeitet, aber langsam, sieher, mit Vorsicht. Sie suchten mich schon lange auf und wurden meiner endlich habhaft. Sie schlossen sich an mich an – in einer stillen Nacht auf dem Mississippi erzählte ich ihnen meine Jugendleiden, von denen ich mein ganzes Glück herleitete, denn dieses Leiden hatte mir ja die Kraft, die Ausdauer meiner verzweifelnden Thätigkeit gegeben. Sie erzählten mir die ihrigen, die ähnlicher Art waren. Auch sie waren unbeweibt und wie ich, Männer von großen Mitteln. Wir gefielen uns. Wir schlossen einen Bund, einen merkwürdigen Bund, er wurde der Grund meiner späteren großen Reichthümer. Wie vereinigten unsere Geschäfte. Mit dreifachen Mitteln, dreifacher Kraft und Leistungsfähigkeit traten wir in das große kaufmännische Leben ein. Wir beherrschten den Handel in allen Ländern, allen Meeren, unser Wille ward Gesetz, unsere Absichten Thaten. Dabei hatten wir die Bedingung beschworen: unser Gewinn solle gemeinschaftlich sein, der Ueberlebende aber solle der Erbe des Verstorbenen werden. Meine Kühnheit blieb sich gleich, wie mein Glück. Brown und Moore geriethen oft in Erstaunen. Was ich vornahm, hatte einen großartigen Erfolg. Mich leitete dabei ein geheimer, innerer Instinkt. Was mir schädlich, feindselig war, widerstand mir schon bei dem Gedanken daran. Ich unterließ

es, mich mit ihm zu befassen. Was mir Glück und Erfolg versprach, zog mich unwiderstehlich an. Was soll ich noch ausführlicher sein? Wir beteiligten uns bei allen großen Eisenbahnunternehmungen, die die Welten den einander näher zu rücken begannen. Unsre Kapitalien legten in fast allen Ländern den Grund zu diesem neuen Speculationsmittel. Auch beteiligten wir und bei großen Staatsanlehen. Du wirst in meinen Büchern die Beweise davon finden. Wunderst Du Dich jetzt noch über die Fülle meiner Reichthümer?

»Mr. Brown starb zuerst. Moore und ich waren seine Erben. Moore folgte ihm bald, sie waren beide viel älter als ich. Ich war also alleiniger Besitzer eines Weltgeschäfts. Da fühlte ich, daß ich einsam auf der großen bevölkerten Erde stand. Mein Herz bebte in neuem krampfhaftem Schmerze zusammen. Ich ging nach Europa, besuchte meine Vaterstadt, forschte nach Beata. Ach! sie war gestorben und Du warst schon Deinem Vormunde ausgeliefert. Verödeter denn je kehrte ich nach Neuyork zurück, wo ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Aber das Gewühl der Stadt stieß mich zurück. Ich kaufte mir einen stillen Landsitz am Hudson und schmückte ihn mit meinen erworbenen Schätzen aus. Laß mich über diese Jahre flüchtig hinweggehen. Mein Haar wurde weiß, ich war ein Greis geworden. Vor zwei Jahren erfaßte mich noch einmal die Sehnsucht, mein Heil in der Heimath zu versuchen. Du weißt es, meine Forschungen waren bis zu einer gewissen Zeit vergebens. Wem sollte ich

meine Reichthümer hinterlassen? Sie sollten in gute, verständige Hände gelangen, sie sollten sich nicht zersplittern. Ich war zu alt, zu abgestumpft dazu, dem Leben, der Wissenschaft, der Kunst, den Gewerben einen Sessel zu bieten. Ich suchte eine kräftigere Seele, einen klareren Geist, ein weicheres, saftigeres, glücklicheres Herz, als das meine war, dieses mein Vorhaben in's Leben zu führen. Ich forschte in allen Ländern Europa's nach meinen früheren Jugendfreunden, deren ich so viele auf den großen Straßen des Lebens gefunden hatte. Sie waren alle vor mir dahin geschieden. Mein Suchen nach einem Erben, wie ich seiner bedurfte, war vergebens.

»Da führte mich mein Schicksal oder mein Gott zu dem ich alle Tage um Begnadigung flehte, nach Köln. Du kennst den nebligen Morgen, der uns zusammenführte. Bei dem ersten zitternden Strahl der durchbrechenden Sonne hörte ich Deine sanfte und doch so kräftig tönende Stimme. Sie weckte einen Ton, der lange in meinem verödeten Herzen geschlafen hatte. Ich war wie zu Boden geschmettert. Da sah ich Dich – Deine Augen, Deine Stirn, Dein Haar, alle Deine Züge – o nie hätte ich jemals die geliebten Züge Beata's vergessen können! Vom ersten Augenblicke an sagte mir mein Herz, wer Du seist, aber ich mußte Gewißheit haben. Ich hätte Dich sogleich fragen können, aber ich mußte erst prüfen, wie Dein Inneres beschaffen sei und ob es Deinem Aeußeren entspreche. Daher schloß ich mich an Dich an, ich umgab Dich mit allen meinen Sinnen. Du folgtest meiner Bitte und begleitetest mich nach dem nordischen Meere. Hier hatte ich Zeit

und Gelegenheit genug, den Grund Deines Wesens mit dem Senkblei meiner Erfahrung zu erforschen. Ich wurde täglich zufriedener, beruhigter. Tausendmal hatte ich das Wort auf den Lippen, Dir Alles zu gestehen, mich Dir gänzlich zu enthüllen. Aber immer wieder schrak ich vor dem Gedanken zurück – ich könnte mich täuschen. Endlich drohte uns die Trennung. Ich wäre beinahe meinem inneren Schmerze erlegen. Da erzähltest Du mir in jener für Dich und mich verhängnißvollen Nacht in dem Busen von Eckernförde jene heitere Geschichte – Du weißt es. Meine Zweifel hatten ein Ende. Ich wußte, daß Du Beata's Sohn warst, zugleich aber auch daß Du der Erbe seiest, den ich so lange vergeblich gesucht hatte. Dein Werk, das ich täglich, nächtlich studirte, hatte meinen Absichten als Leitstern gedient; aus ihm erfuhr ich, was ich, was die Welt von Dir zu erwarten hatte. Mein Entschluß war gefaßt. Ich wußte, wo Du wohntest. Rasch durchfurchte ich nach jener schmerzvollen Trennungsstunde den atlantischen Ocean. Ich ordnete meine Verhältnisse, ich stellte allen Handel ein, ich schloß meine Bücher, um sie Dir mit eigenen Händen überliefern zu können, denn noch einmal wollte ich nach Europa, um Dir an das Herz zu fallen und zu rufen: Siehe, ich bin der und der, sei mein Kind, mein Erbe, ich will Dein Vater sein – da traf mich die lange, im Stillen arbeitende Krankheit, die mich auf das Lager warf, von dem ich nicht mehr erstehen werde. Mit meiner letzten, täglich mehr schwindenden Kraft machte ich mein Testament, adoptirte ich Dich, ohne daß Du es wußtest und ließ, damit Du gesetzlich mein Erbe

werden könntest, Deinen Namen in das Verzeichniß der Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerika's eintragen. Das bist Du jetzt – und hier hast Du, was ich geben konnte. Es ist viel, viel Reichthum, aber noch viel, viel mehr Liebe – möge sie wachsen und gedeihen in Dir, als Liebe zur Menschheit, zum Vaterlande, zur allgemeineren Wohlfahrt! –

»Jetzt aber höre meine Wünsche, die ich in Bezug auf die Anwendung der von mir erworbenen Reichthümer hege. Du bist Herr über Alles, was ich hinterlasse, mit Ausnahme einer lebenslänglichen Rente zu Gunsten einer Person, die Dir mein erster Kassirer, Mr. Wharton in Neuyork, zu dem ich das größte Vertrauen hege, nennen wird, und die in Thomson's und Clarke's Bank daselbst angelegt ist. Diese Reichthümer sind groß, freilich viel zu groß für *einen* Menschen; in Deiner Hand aber werden sie zum Gedeihen *Vieler* ausschlagen, das weiß ich, das sehe ich Voraus, denn ich kenne Deine Gesinnungen und Deine Vorsätze. Wie groß sie aber auch sind, sie sind alle rechtmäßig erworben, kein Seufzer, keine Thräne klebt daran, sie sind allein die Frucht rechtlichen Bestrebens, großer, angestrenzter, kaufmännischer Thätigkeit.

»Sie sollen Dein sein, so lange Du lebst, und wenn Du einen Sohn oder mehrere Kinder hast, gleichmäßig auf diese vererben, wenn sie deren würdig sind. Ein Unwürdiger aber soll sie nie besitzen. Daher prüfe Dein eigenes Blut und findest Du es nicht, wie Du selber gewesen bist, so sollst Du das Recht und die Macht haben, unter allen Dir nahestehenden Menschen *den* zu wählen, den Du

Deines Besitzes am würdigsten hältst. So sollen auch die künftigen Erben es halten und das öffentliche Recht Deines Landes soll darüber wachen, daß es so ist und bleibe, Jahrhunderte lang.

»Wenn Du meine fähigen Beamten und meine guten Diener beibehalten willst, so wird mir das lieb sein, aber ich befehle es nicht. Nur Mr. Wharton, Mr. Staunton und Mr. Treaden *sollst* Du mit gleichem Vertrauen, mit gleicher Befolgung behalten, denn sie sind von mir geprüft und bewährt gefunden und Dir zur Erhaltung und Förderung des Ganzen unumgänglich nothwendig. Auf die Ergebenheit dieser drei Männer kannst Du bauen, ich büрге für sie. Meine Besitzungen in Amerika sollen nicht veräußert werden, am wenigsten mein Landsitz am Hudson, wo Du mein Grab finden wirst. Die übrigen beweglichen Besitzthümer magst Du mit nach Europa nehmen und Deine Häuser damit schmücken; je glücklicher Du in ihrem Gebrauch sein wirst, umso sanfter wird meine Ruhe im Himmel sein. Nur die *eine* Bedingung, als unumgänglich, knüpfe ich hier an, daß Du sobald wie möglich, spätestens in Jahresfrist, mein Grab besuchest und Dir die Orte merkst, wo ich gewirkt habe, und nun von innerer Unruhe ausruhe.

»Mit meinem hinterlassenen Vermögen sollen *keine* kaufmännischen Geschäfte mehr betrieben werden. Mit mir soll der Handel zu Grabe gegangen sein. Du sollst in ruhigem, ungestörtem Besitze des Ganzen bleiben, sicher und fest angelegt ist Alles. Werden große Summen flüssig, so sollst Du unter Beirath des Mr. Wharton sie

wieder anlegen und mehr auf einen sicheren Zins als auf einen großen sehen. Denn ich will Deine Zukunft vor allen Schicksalsschlägen bewahrt wissen.

»Die Anwendung des ganzen Vermögens ist im Einzelnen Dir allein überlassen; im Allgemeinen bestimme ich nur, daß ein großer Theil zum Wohle und Nutzen Deiner Mitmenschen verwandt werde, in der Art, wie Du selbst es oft gegen mich ausgesprochen hast und wie es in Deiner praktischen Glückseligkeitslehre geschrieben steht. Talentvolle, arme, verdienstvolle Menschen sollst Du auf jede Weise unterstützen, fördern und zu heben suchen. Namentlich sollen die Bewohner, die Armen meiner Vaterstadt und ihrer Umgegend hierbei bedacht werden.

»Willst Du mir Freude machen oder, da ich auch diese nicht mehr empfinden werde, willst Du meinem Wunsche genügen, so sollst Du Dich in der schönen Gegend meiner Vaterstadt an jenem blauen klaren Flusse ankaufen, der schon in meiner Jugend meine Wonne und noch im Alter meine Sehnsucht war. Auf diesem Deinen Landsitz sollst Du von bewährten Werkführern, von fleißigen Arbeitern, wobei die Aermern zumeist berücksichtigt werden sollen, herrliche Bauten errichten und sie nach Deinem Sinne, zum Wohle Vieler, zu Deiner eigenen Freude ausschmücken lassen. In diesen Bauten soll ein fürstlicher Luxus walten und Deine ganze Umgebung soll davon ein sprechendes Zeugniß geben. Denn von einem reichen, durchdachten, gewählten Luxus leben Hunderte und verdienen Tausende.

»Die Wissenschaften, die Künste, die Gewerbe sollst Du zu heben suchen und vorzüglich darauf Bedacht nehmen, auch hierin brave, gute, talentvolle und bedürftige junge Menschen zu wackeren, treuen und gesetzlich ehrbaren Staatsbürgern zu erziehen. Vor Allem Treue Deinem Landesherrn, Dankbarkeit dem Vorwärtsstreben Deines großen Vaterlandes. In wiefern Du hierin Deine Schätze verwenden willst, überlasse ich Deinem eigenen Ermessen; Dein Herz, Deine Dankbarkeit, Deine gänzliche Hingebung an Alles, was gut, recht und edel ist, werden Dir die richtigen Wege zeigen. –

»Dies ist das Testament, der letzte Wille und Wunsch des erbärmlichen Krämers, den man einst vom Heerde seines Glückes trieb, weil man ihn einer kleinlichen Summe Geldes nicht werth hielt, womit er die Pläne seines Gehirnes in Wahrheit und Wirklichkeit verwandeln sollte. Vergiß es nie, wie Thätigkeit, Ausdauer und guter Wille allein, mit dem Segen des Höchsten verbündet, aus so kleinem Anfange ein so bedeutendes Ende herbeiführen konnte.

»Und so wünsche ich Dir, meinem theuren Sohne und Erben ein langes, kräftiges Leben, Genuß in aller Fülle und Form und Gottes reichsten, vollkommensten Segen zu allen Deinen Unternehmungen, denn an Gottes alleinigem Segen ist ja Alles, Alles gelegen!«

### DRITTES KAPITEL. DIE FREUNDE.

Von innigster Dankbarkeit, aber zugleich auch von tiefster Wehmuth ergriffen, daß ein so edler Mensch, wie der

Schreiber obiger Zeilen, nicht länger dem Leben konnte erhalten werden, um Glückseligkeit und Wonne ringsum zu spenden, hatte der Erbe dieses Schriftstück zu Ende gelesen. Lange sann er über den Inhalt nach und bestärkte sich dadurch noch mehr in den Entschlüssen, die er schon in seiner Jugend gefaßt hatte, und deren Ausführung nun von der Vorsehung ihm so verschwenderisch gestattet war. –

»Ja,« sagte er, »der Wille, mein Wille ist da, mein guter, theurer, edler Hutten, aber die Kraft, Deine Kraft, wenn die nur nicht fehlt. Ich allein könnte meine schönen Vorsätze nicht vollbringen, mir müssen Viele, Viele helfen und das sollen sie. – Der erste Theil dieser Testamentsbeilage,« fuhr er zu denken fort, ist eigentlich eine Erläuterung des rothen Kästchens, nun habe ich endlich den ganzen Zusammenhang meiner Verhältnisse. Was spricht er aber da von einem Vermögen? das muß doch auch vorhanden sein, wenn es meiner Mutter gehörte! Oder sollte das auch der Vormund – nein, er wird es, er muß es noch haben! Nun, wir werden es schon erfahren, die Zeit kommt sichtbar näher! – Herein, Josephson, ich kenne Dein Klopfen!«

Josephson trat ein; er war in die feinsten Stoffe gekleidet, des Erben spendende Hand hatte sich bereits für den neuen Premierminister reichlich aufgethan.

»Guten Tag, Eduard Hutten, so muß ich Dich doch nun schon des Ehrenmannes wegen nennen, der uns Alle so glücklich gemacht hat, nicht wahr, mein Junge? Denn eigentlich haben wir doch Alle geerbt, da Du geerbt hast, –

ich verschweige es mir nicht länger – Du bist ein braver Kerl!«

»Lobe mich nicht zu früh; noch klingt es mir wie Spott. Ich muß Dein Lob erst verdienen. Was hat der Polizeibeamte gesagt?«

»Ei, beim Herkules, das war ein Spaß. Wie ich da mit meinen tausend Papierthalern in der Tasche zu ihm eintrete, sitzt er am Tisch und ißt eine schwarze Suppe, die mir auf zwei Tage allen Appetit bekleidet hat, und um ihn herum sechs kleine Kinder mit der auf das siebente hoffnungsvollen Mutter obendrein. Guten Tag, mein Herr, sag' ich. Er steht auf und fragt nach meinen Befehlen. Ich habe nichts zu befehlen, sag' ich, ich habe nur einen Gruß auszurichten.«

›Ich danke verbindlich,‹ sagt er.

›O, danken Sie nicht –‹

»Sagst *Du*,« unterbrach Eduard den scherzhaft erzählenden Freund.

»Natürlich; sagt' ich, – danken Sie nicht, ehe Sie es haben.«

›Was soll ich haben?‹ sagte er.

›Warten Sie, sag' ich. Haben Sie nicht vor acht Tagen in der Weihnachtsnacht einen Dienst verrichten müssen?‹

›*Einen*?‹ sagt' er. ›O, viele, mein Herr!‹

›Nein, diesen *einen* meine ich: Sie haben einen Fremden zu Doctor Wollzagen gebracht?‹

›Ah, ja so,‹ sagt er und verbeugt sich schon vor Deinem bloßen Namen, ›zu dem Erben?‹

»Ja wohl! der Erbe bedauert, Sie gestört zu haben und hier sendet er Ihnen für Ihre Mühe tausend Thaler in Kas-  
senanweisungen, weil *Sie* ihm zuerst das Glück in's Haus  
geführt haben!« O, da hättest Du den Menschen sehen  
sollen, was er für Ausrufungen und Kratzfüße hören und  
sehen ließ und seine Suppe ganz vergaß, und ich dachte  
und muß noch denken: es ist doch eine eigene Sache  
um das schöne Geld, und es so fortgeben zu können! Und  
hier ist seine Quittung und er wird sich persönlich bedan-  
ken.«

»Den Gang kann er sich sparen, ich habe genug solcher  
Besuche auszustehen. Aber wo hast Du die Freunde? hast  
Du sie noch nicht gefunden?«

»Ja, Eduard, ich weiß, wo sie sind. Die Narren! Sie  
können sich in das wunderbare neue Jahr gar nicht fin-  
den. Da sitzen sie den ganzen Tag bei dem Waldau zu-  
sammen und berathen und berathen, was zu thun sei,  
wie sie sich gegen Dich benehmen sollen, und ob es nicht  
zudringlich und unbescheiden wäre, Dich jetzt an Deine  
Freundschaft zu erinnern –«

»Was? Woher weißt Du das?«

»Ich bin dem Semmelmaler begegnet, als er in die Be-  
rathung ging, wie er sagte, und, in seiner Unschuld hat  
er mir alle ihre Pläne enthüllt. Heute wollen sie nun die  
Deputation wählen, zu der sie sich endlich entschlossen  
haben und die sie Dir heute mit ihrem Glückwunsche  
schicken werden.«

»Mir? Eine Deputation! Sie sind nicht gescheidt! Warum kommen sie nicht Alle mit einem Male und sagen: Eduard, guten Morgen, da sind wir, gieb uns, was Du für uns in Bereitschaft hast!«

»Sie werden sich hüten. Sie kennen Dein Herz nicht. Oder vielmehr, sie wissen, daß ein menschliches Herz sich nach solchem Verfall oft ändert –«

»Meines ändert sich nicht, Wolf, Du weißt es.«

»Ich weiß es freilich! Aber *sie* wissen es nicht.«

»So laß uns der Sache ein Ende machen; gehen wir sogleich zu ihnen und unterbrechen ihre Berathung. Kommen sie nicht zu mir, so will ich zu ihnen gehen.«

Und Eduard kleidete sich sogleich an und begab sich mit dem Freunde in des Architekten Wohnung.

Da finden wir denn die in der Hauptstadt anwesenden Freunde wirklich versammelt. Sie hatten eben eine heftige Debatte beendet, die Waldau selbst, als zeitiger Präsident, mit seinem gewaltigen prophetischen Worte niedergeschlagen hatte. Er allein hatte seine ganze Fassung behalten und wiederholte beständig seine Worte:

»Da habt Ihr's, habe ich es nicht immer gesagt?«

Die Andern aber saßen jetzt still nebeneinander. Felix konnte sich von seinem Schrecken über den großen plötzlichen Reichthum Eduard's noch gar nicht erholen. Lambeck war ganz kleinlaut geworden. Josephson, wenn er ihn so umgewandelt gesehen hätte, würde gesagt haben: »Aha! halb ist das wilde Thier in ihm schon gebändigt, es wird aber noch besser kommen!« Kannenschmidt war mäuschenstill, seine bescheidene Seele fühlte sich

mehr gedrückt als erhoben. Riepenstahl war beredt geworden, er bestand durchaus auf einer schriftlichen Deputation, die Waldau und Lambeck überbringen sollten, die sich aber Beide geweigert hatten. Ernst und Karl waren nicht da, sie befanden sich noch in Bilsingen, von wo sie erst in den nächsten Tagen zurückkehren sollten.

»Ihr werdet sehen,« wiederholte Riepenstahl seine Rede, »er ist für uns verloren. Millionen schwellen zwar den Beutel auf, aber verengern die Seele des Menschen. Man hat es so oft gehört!«

»Das ist eine Lüge!« eiferte Waldau, »ich protestire mit allen meinen Gefühlen dagegen.«

»Die Gefühle laß jetzt zu Hause,« belehrte der Temperamaler, »ich habe die meinigen wie meine Pinsel bei Seite gelegt, ich muß mich erst vollständig fassen, ehe ich etwas beschließe.«

»Ich kann mich noch gar nicht beruhigen,« nahm Felix das Wort. »Achtzig Millionen! das kann ich nicht begreifen!«

»Das können wir Alle nicht,« rief Waldau, »er allein kann es begreifen, das ist seine Sache, und er wird es. Ich stehe dafür. Ich habe es immer gesagt!«

»Was Du immer gesagt hast,« eiferte Lambeck, »klang immer wie Unsinn, ich habe das auch gesagt.«

»Dieser Unsinn hat sich aber in Sinn verwandelt.«

»Noch nicht ganz. Er hat sie, das ist die einzige ausgemachte Wahrheit, er hat die Millionen. Haben *wir* sie?«

»O! Ah! er soll uns wohl Jedem gleich eine Million in Dukaten auszahlen? Ihr Narren! Wartet das Ende ab. Was ich weiß, das weiß ich!«

»Was weißt Du? sage es genau, was es ist, das mit wir es hören.«

Waldau schwieg betroffen. Er wußte allerdings nicht genau, was er wissen wollte.

In diesem Augenblicke hörte man auf der Treppe das Geräusch schnell heraufsteigender Schritte. Alle schwiegen. Bald darauf ging die Thür auf, und Eduard, von Josephson gefolgt, der kaum ein lautes Gelächter über die bestürzten Gesichter der Künstler unterdrücken konnte, trat in das Zimmer. Alle erhoben sich, wie von einem inneren Geiste in die Höhe geschnellt. Denn der Besitz großer Reichthümer, wer sie auch haben mag, hat immer, wenn man die Person des Glücklichen plötzlich vor sich sieht, etwas unbewußt Bewältigendes, Imposantes an sich. Aber die Besorgniß der Freunde sollte bald verschwinden. Mit seiner gewöhnlichen, heiter rosigen Miene trat Eduard heran und blickte von dem Einen zum Andern. Da sah er aber Felix unter den Andern sitzen, und sein Auge haftete ernst, beinahe traurig auf ihm.

»Auch Du, Felix,« sagte er sanft, »bleibst fern von mir? Du, mein Jugendgespieler, dem, wie mir, die Nixen der Wasser himmlische, unvergeßliche Töne in's Ohr gesungen haben, auch Du meidest meine Wohnung, als wenn ich schon übel an Dir gehandelt hätte? Es ist nicht recht, meine Freunde, daß Ihr hier *ohne* mich versammelt seid, und da Ihr nicht zu mir kommt, so komme ich zu Euch.

Ich wünsche Euch Glück zu einer Erbschaft, die uns Allen und noch vielen Andern zugefallen ist. Oder glaubt Ihr – denn ich sehe noch einige Zweifel in Euren Mienen –, daß die Vorsehung einem Menschen allein so viel Glück bescheert, damit er auch allein die Freuden der Welt genieße, ohne mit seinen Freunden zu theilen, ohne sie seines Glückes theilhaftig werden zu lassen? Sprich Du, Waldau, Du hast mir etwas zu sagen, ich sehe es.«

»Eduard, ja! ich habe Dir etwas zu sagen,« hob Waldau mit begeisterten Gesichtszügen an und seine Brust hob sich unruhig. »Wenn es weniger ist, als Du erwartest, so verzeihe mir, denn der Drang des Augenblicks ist groß, und meine Lippen können nicht auf ein Mal alle Gedanken ausgießen, die mein Herz und mein Gehirn ihnen zuströmen läßt. Wir waren hier versammelt, nicht um uns von Dir zu entfernen und die Miene Unzufriedener, Uebeldenkender anzunehmen; wir waren allein hier versammelt, die rechte Form zu finden, Dir unsern tiefgefühltesten Glückwunsch mit beredter Lippe darzubringen. Du überraschest uns, – auch das konnte ich mir denken, – und ehe wir zu Dir kommen konnten, standest Du schon in unserer Mitte. Damit hast Du die Form gebrochen, in welche wir die Gabe Unserer Ergebenheit gestalten wollten, nimm sie also formlos hin, gerade wie sie aus dem Herzen strömt, ungekünstelt, ungemeißelt. Wir sind Künstler – mit der Hand, nicht, mit dem Worte. Nimm uns als solche an, rufe unsere Hände auf, Dir beizustehen zu dem großen Werke, welches, ich weiß Es, Du beabsichtigst, rufe sie an und sie werden schneller

wie geflügelte Boten vor Dir erscheinen und, wie es ihnen Gott, ihr alleiniger Meister, gelehrt, werden sie schaffen und vollbringen, was ihre Hände errungen, was ihre Liebe zur Kunst, zu Dir, zu vollbringen im Stande ist. Und höre noch Eins, es muß einmal herunter von der alten Seele, die Dir mit offenen Armen entgegenflattert, Du tratest vor Jahren als unbekannter, fremder, armer Student unter uns und riefest uns zu Dir mit einer Stimme, die ein Genius Dir geliehen hatte. Wir kamen, sahen und liebten Dich, inniglich, brüderlich, von ganzer Seele. Jetzt trittst Du wieder unter uns, mit einem schönen Namen an Deiner Stirn, mit Reichthum und Schätzen ausgerüstet, einer Macht, welche über alle Menschen gebietet; Du trittst abermals unter uns und rufst uns, und siehe da – wir kommen, denn da sind wir schon – wir breiten unsre Arme aus, aber höre es, Eduard, mein Bruder in der Kunst, nimm gleich die erste Wahrheit von Deinem Waldau entgegen, so sehr wir Dich auch ferner lieben und ehren wollen, mehr *können* wir es nicht, als es bisher geschah!« –

So sprach Hans Waldau, genannt Michel Angelo, der begeisterte Künstler, und seine eigene Begeisterung übermannte ihn, er brach in Thränen aus und fiel in die offenen Arme Eduard's. – Die Begeisterung aber ist ansteckend; denn Alles, was vom Geiste geboren ist, trägt den zündenden elektrischen Funken in sich, der von Pol zu Pol springt und in Brand steckt, was brennbar ist. Die Rührung, von Waldau ausgehend, ergriff und übermannete Alle. Nach der Reihe traten sie an den Bruder im Geiste

und in der Kunst heran und drückten ihn, mit bebenden Lippen halbe Worte stammelnd, an ihr reines Künstlerherz. So war der Bund von Neuem geschlossen und besiegelt, um sich für dieses ganze Leben nicht mehr zu lösen.

Als diese allgemeine Begeisterung vorüber war, sagte Eduard:

»Nun, da wir so weit sind, setzt Euch, ich habe Euch viel zu sagen. Doch werdet Ihr heute nicht Alles hören, nur das Allgemeine, das augenblicklich Nothwendige werde ich Euch jetzt schon mittheilen. Höret es an. Ich weiß, was der Kunst und dem Künstler der heutigen Zeit Noth thut. Es sind gerechte Klagen vor den Richterstuhl der Welt gebracht, denn den willigen Künstler lähmt oft die jede schöpferische Thatkraft hemmende Noth und Armuth. Man hat nicht immer und nicht überall gethan für Euch, was man hätte thun können. Unser Herr und König, wie dürfen es rühmen, ist vielen andern Königen mit gutem Beispiele vorangegangen, und manche sind ihm gefolgt. Wer aber reicher ist als der König, das große ganze Publikum selbst, das Euch so gern bekrittelt und doch so kärglich unterstützt, das hat im Ganzen wenig für Euch zu Stande gebracht. Eben so wenig einzelne Bemittelte, die in unnützen Dingen ihr Güter verschwenden, in heilsamen, allgemein nutzbaren aber geizig und zurückhaltend sind. Ich fühle mich berufen, in dieser Beziehung Euch genug zu thun und die lange Trägheit und Engherzigkeit Vieler mit Einem Schlage an Euch zu vergelten.

Gott, und ein edler Menschenfreund, mein Adoptivvater, haben mir die Mittel dazu gegeben. Euer Künstler-Erdenwallen soll nicht mehr in dunkler Qual dem kalten Spotte Vornehmer und Reicher, an Geist und Herz aber Bedürftiger zur Zielscheibe dienen; frei und edel sollt Ihr Euer Haupt erheben unter den Befähigtsten und Wichtigsten, denn Ihr verschönert dem Herrscher der Welt, dem Menschen, das ohne Euch armselige Erdenleben. Also seid getrost und erhebet Eure Stirn. Ich werde für Euch sorgen. Was ich im Allgemeinen für die schönen Künste thun will, sei unsre augenblickliche Sorge nicht, ich werde Eure Meinung darüber erwarten. Erst wenn ich für Euch und mich ein Haus gebaut, in welches wir unser Haupt nach vollbrachter Arbeit in Ruhe legen können, erst dann wollen wir ein öffentliches Wort in der Kunstwelt mitsprechen, für ihr Gedeihen und ihre Entwicklung unsre Lanze brechen. Heute will ich nur im Einzelnen, für Euch, meine Freunde, meine Meinung aussprechen. Sagt, wollt Ihr mir, das heißt, nicht meiner Person, sondern meinem Willen, der der Wille und Wunsch einer großen Menge ist, dienen und Eure kunstfertigen Hände dem Werke leihen, welches ich zu vollbringen wünsche?«

»Wir wollen es!« riefen Alle.

»So danke ich Euch. Für Euer Leben soll gesorgt sein, verlaßt Euch auf mich. So lange Ihr in meinem Hause wohnen wollt – und offen stehen Euch seine Thore, sobald es vollendet ist – werdet Ihr ein Jahrgeld erhalten, dessen Höhe sich nach Euern Leistungen bemessen wird. Denn arbeiten muß der Mensch, um glücklich zu sein,

und ich werde Euch selbst mit gutem Beispiele vorangehen. Doch spreche ich hier nur von Euern allgemeineren Leistungen bei der Herstellung unserer gemeinschaftlichen Wohnung, Eure besonderen Arbeiten werden meine besondere Dankbarkeit in Anspruch nehmen; wie dies aber geschieht, in welchem Grade, das müßt Ihr schon mir und meiner Kasse überlassen, denn das Vertrauen zwischen uns darf nicht fehlen. Seid Ihr zufrieden damit?«

»Wir sind es!« riefen Alle.

»So bin ich es auch mit Euch. An Raphael und Qeggering habe ich schon schreiben lassen, Ernst und Karl kommen morgen, alle Vier werden mit Euch gemeinschaftlich an *einem* Werke arbeiten. Ihr, Lambeck und Riepenstahl, werdet nach den Angaben handeln, wie sie Euch Waldau vorlegen wird. Dich selbst, Hans, bitte ich, Dich heute Abend zu mir zu bemühen; bringe Deine Entwürfe mit; ich kaufe sie, um sie in's Leben zu führen und wenn ich auch kein Fürst und kein König bin, so will ich sie doch fürstlich und königlich erblicken. Felix, auch Dich habe ich heute noch zu sprechen, Du erhältst Deine besondere schwierige Aufgabe.«

Alle Aufgerufenen nickten dankbar und ergeben, nur Kannenschmidt, der arme Semmelmaler, glaubte sich vergessen und doch war ihm ein noch schöneres Loos vorbehalten. Waldau, dessen Augen in beinahe überirdischem Glanze leuchteten, war von dem eigenen Glücke nicht so berauscht, daß er nicht die Angst in den Zügen des bescheidenen Künstlers hätte gewahren sollen.

»Du hast Willibald vergessen; Eduard, was hast Du mit ihm vor?« bemerkte er.

»Nein, Hans, ich habe ihn nicht vergessen, nur bin ich besorgt, ob er meinen Vorschlag annimmt. Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß ich in kurzer Zeit Europa verlassen werde, um dem letzten Willen Mr. Hutten's, meines Erblassers, zu genügen und sein Vermächtniß in Amerika selber in Empfang zu nehmen. Das Schiff, welches mich dahin tragen soll, wird im nächsten Monate in Hamburg erwartet. Josephson wird mich begleiten, aber auch Einen von Euch, einen Maler, wünsche ich bei mir zu haben, denn er wird eine reiche Ausbeute finden, unsre Zimmer nach seiner Rückkehr zu schmücken. Was seine Meisterhand in unsrer Wohnung vollbringen soll, lasset für ihn offen. Ich habe Willibald zu diesem meinem Begleiter gewählt. Bist Du zufrieden damit, oder muß ich einen Andern bitten?«

Aller Augen richteten sich auf den Glücklichen, Begnadeten. Dieser aber hoch erröthend, senkte dennoch sein Haupt, welches seine blonden langen Locken mädchenhaft umspielten.

»Ich ginge gern,« flüsterte er, »aber ich habe für vier arme Geschwister zu sorgen!«

»Diese Sorge übernehme ich, Du hast mir nur anzugeben, was ich für sie thun kann. Während meiner Abwesenheit, deren Dauer ich nicht im Voraus bestimmen kann, da ich einen Theil des Festlandes Amerika's bereisen will, soll Hinreichendes für ihre Erziehung geschehen. Hast Du noch einen andern Einwurf?«

»Nein, Eduard, keinen, ich danke Dir!«

»So wären wir also für heute fertig. Waldau und Felix, ich erwarte Euch in einer Stunde. Lebet indessen wohl und bedenkt Euch, was Ihr mir etwa noch zu sagen habt. Alle Sonnabende übrigens; so lange ich noch hier bin, erwarte ich Euch wie früher.«

---

Eduard kehrte mit Josephson nach seiner Wohnung zurück.

»Jetzt rufe mir die drei Handwerker aus dem Nachbarhause,« bat Ersterer den Letzteren, als sie den Gartensaal betreten hatten. Die drei Meister: Schwarzkopf der Tischler, Becker, der Schneider und Ritter, der Schuhmacher, waren schon am Tage vorher von der Frau des Ersteren benachrichtigt worden, daß sie der Herr Doctor am nächsten Tage sprechen wolle. Nach Empfang dieser bedeutungsvollen Nachricht waren sie sogleich zusammengelaufen und hatten sich ihre gegenseitigen Meinungen mitgetheilt, bedenkend, welchen Zweck eine solche Berufung wohl haben könne. Zuletzt kamen sie auf den Gedanken, der reiche und vornehme Herr – denn dem Armen erscheint in der Regel der Reichste auch als der Vornehmste – wolle sich neu einrichten, und da müsse er auch neue Möbel, Kleider und Schuhe haben, und mit deren Anfertigung würden sie betraut werden.

Als Frau Schwarzkopf diese Auslegung der drei Männer vernahm, that sie, als ob sie schon mehr wisse, und schüttelte sehr bedenklich den Kopf.

»Na, was mag er denn sonst von uns wollen?« rief Meister Schwarzkopf. »Wenn Du es weißt, so sag' es und laß Einen nicht in der Schwebe.«

Hierbei blickte er schon ganz ängstlich um sich, worin ihn seine Gefährten treulich unterstützten, denn auf's Ungewisse hin mit einem so ungeheuer reichen Herrn zu sprechen, schien ihnen wirklich ein Werk voller Schwierigkeiten zu sein. Endlich rief die immer noch sanguinische Minna Schwarzkopf mit spöttischem Gelächter, indem sie sich anschickte, die Männer in ihrer Berathung allein zu lassen:

»Ich glaube gar, Ihr habt alle Drei Angst! Ihr thut mir leid; Ihr denkt am Ende mit einem Menschenfresser zu thun zu haben. Aber ich kann Eurer Angst ein Ende machen – kommt her – ich will es verrathen –«

Die drei Männer kamen sogleich näher und steckten eilig die Köpfe zusammen.

»Seht,« fuhr die Frau fort, »ich denke mir, er geht nach Amerika oder Japan, wer weiß das! wo der alte Herr gestorben ist, den er beerbt hat.«

»Der Pirat!« rief ängstlich Becker, der Schneider.

»Gewiß, Gevatter, derselbe! Und die Wilden dort sollen noch keine Stiefel und – und –«

»Was!« unterbrach sie Ritter, der Schuster, »er will uns doch wohl nicht in die Wildniß mitnehmen?«

»Ganz gewiß will er das, Meister Ritter, Ihr sollt den Wilden die Schuhe anmessen.«

Und damit lief sie rasch zur Thür hinaus.

»Ich bedanke mich!« rief der Meister Ritter. »Ich gehe keinen Schritt aus diesem Hause. Hier kann ich auch seine Bestellungen annehmen – das fehlte mir noch, nach Japan! und ein Pirat obendrein!«

Da kam Herr Josephson in ihr Berathungszimmer und unterbrach die Unterredung. Man sah ihnen an, daß sie alle Drei erschrocken waren, denn nun sollte es sich ja entscheiden. Der Freund des Erben trieb sie zur Eile an und schritt ihnen voran. Als er bei Eduard in's Zimmer trat, gab er ihm einen verstohlenen Wink, der ihn auf die Besorgniß der Männer aufmerksam machen sollte; aber dieser Wink wäre nicht nöthig gewesen, denn je näher sie dem sonst mit aller Ruhe betretenen Zimmer kamen, um so betroffener wurden sie, stießen sich gegenseitig um den Vortritt an und schnitten Gesichter, als ob sie entsetzliche innerliche Schmerzen ausständen. Die Thür war geöffnet, aber die Männer traten nicht ein, keiner wollte voran. Eduard trat lächelnd und freundlich grüßend ihnen entgegen und rief:

»Nun, Meister Schwarzkopf, immer herein!«

Meister Schwarzkopf erhielt von hinten einen treibenden Puff und flog einige Schritte weit in's Zimmer hinein. Nach ihm kam der Schneider mit eben solchem Satze, dem endlich der betroffene Schuster, der den Piraten keine Schuhe machen wollte, ganz leise folgte. Als sich alle

Drei in Eine Linie aufgestellt hatten, versuchten sie plötzlich einen gemeinschaftlichen Bückling, der in der That etwas piratenartig, das heißt, uncivilisirt ausfiel und der Josephson sich umzudrehen nöthigte, um nicht sein lachendes Gesicht sehen zu lassen. Jetzt standen sie vor dem Erben, der freundlich Folgendes zu ihnen sprach:

»Guten Tag, meine lieben Meister! Wie lange ist es nun her, daß wir in nächster Nachbarschaft freundschaftlich zusammen verkehren?«

»Fünf Jahre –« rief der vorschnelle Schneider.

»Nein, sechs!« verbesserte der Schuster.

»Ich denke, es werden ihrer mehr denn sieben sein!« endigte der von seiner Frau besser unterrichtete Tischler.

»Also seien es sieben Jahre,« fuhr der Erbe fort; »eine schöne Zeit, und ich denke, wir haben uns ganz vortrefflich vertragen?« –

»Ja! das haben wir!« betheuerten die Handwerker und verneigten sich wohlgefällig.

»Wir haben uns nicht allein gut vertragen, meine Freunde, sondern wir haben uns sogar manchen Dienst gegenseitig geleistet – nicht wahr?«

»Ja – das ist auch wahr! Ja! »

»Ich will meine kleinen Rathschläge freilich nicht so hoch anschlagen – Ihr aber habt mir oft große Gefälligkeiten erwiesen. Das kann ich nicht so bald vergessen. Dabei seid Ihr immer fleißige, arbeitsame Handwerker und gute Familienväter gewesen, Ihr seid nicht dem

Trunke, nicht der Spielwuth, nicht dem Wirthshause ergeben, das Alles ist von mir oft in Betracht gezogen worden. Nun aber ist die Zeit gekommen, wo ich dieses Haus bald verlassen und mir ein anderes suchen muß – ja, für's Erste verlasse ich sogar diesen Welttheil, um mich nach Amerika zu begeben –«

Die Meister stießen sich mit den Ellbogen verlegen an, als wollten sie sagen; »Jetzt kommt es, paßt auf!«

»Ich will Euch für Eure mir bewiesene Freundschaft belohnen, meine lieben Meister, und ich weiß nicht, wie ich es ganz nach Eurem Wunsche thun soll – wollt Ihr vielleicht mit mir dieses Haus verlassen?«

»Und mit nach Amerika gehen?« platzte der Schuhmacher heraus.

»Das fällt mir gar nicht ein – ich bleibe ja nur einige Zeit in der neuen Welt. Ich will Euch nur die einfache Frage vorlegen: wollt Ihr ferner Eure Arbeit fortsetzen und als redliche Handwerker in meinem Solde, auf meinem Landgute, welches ich mir in der Nähe dieser Stadt zu kaufen gedenke, wohnen, oder zieht Ihr es vor, Euch in Ruhe zu setzen und den kleinen Schatz, den meine Dankbarkeit Euch zu überweisen gesonnen ist, in friedlichem Stilleben zu verzehren?«

Die Handwerker spitzten bei dieser Rede, die sie am wenigsten erwartet hatten, ganz außerordentlich die Ohren und sahen sich verblüfft an. Endlich sagte Schwarzkopf kurz und bestimmt:

»Wir wollen noch arbeiten, Herr Doctor! Wozu haben mir unsre Kräfte? Faullenzen mögen Andere, wir Drei nicht!«

»Nein, wir Drei nicht!« wiederholten die Andern.

»Gut, das habe ich von Euch erwartet. Wollt Ihr aber mit auf mein Gut ziehen und für mich und meine Umgebung arbeiten? das überlegt Euch!«

Die Meister wechselten einige zustimmende Blicke, worauf Schwarzkopf wieder das Wort nahm und sagte:

»Ja, das wollen wir!«

»So schlagt in diese meine Hand, wie ehrliche Männer ein – dann ist der Bund geschlossen!«

Sie schlugen so kräftig ein, daß Eduard's Handfläche brannte.

»Nun hört,« sagte er. »Von heute an esset Ihr mein Brod. Ich gebe einem Jeden von Euch 500 Thaler des Jahres – von heute an gerechnet, die Ihr jetzt gleich zur Belohnung Eures festen männlichen Entschlusses, die Arbeit fortzusetzen, für das ganze erste Jahr empfangen sollt; künftig werdet Ihr alle Monate von meinem Kasirer Euer Geld erhalten. Bleibet in Eurer jetzigen Werkstatt, bis die Wohnungen, die ich Euch bauen lasse, bereit sein werden, Euch und Eure Familien aufzunehmen. Dann, sobald Ihr gerufen werdet, ziehet ein und beginnet Eure Arbeit. Ihr werdet viel zu thun bekommen, denn Ihr werdet die einzigen Tischler, Schuster und Schneider für Hunderte sein. Seht Euch daher nach guten Gehilfen um

– aber von reinem Charakter und ordentlichem Lebenswandel müssen sie sein, Ihr haftet mir dafür. Ich will keinen Taugenichts, keinen Faullenzer, keinen Trunkenbold in meiner Nähe dulden – versprecht Ihr mit das?«

Aber die Meister hatten alle Drei die Sprache verloren. Ihr neues, plötzliches Glück hatte sie zu schnell überrascht. Eduard mußte noch ein Mal fragen und auch da bekam er nur eine kurze, bejahende Antwort. Als nun aber gar Josephson mit immer noch zum Lächeln geneigtem Gesichte hervortrat, vor den Augen der geblendeten Handwerker einen Sack mit Gold schüttelte und einem Jeden hundert blinkende Geldstücke auszahlte, da hätten sie beinahe geglaubt zu träumen, und die wackeren Arbeiter fühlten, wie ihre Augen sich mit Wasser füllten. Schweigend nahmen sie das Gold in Empfang, schweigend bedankten sie sich und entfernten sich dann leise. In der Thür schon rief Eduard den Tischler zurück.

»Schwarzkopf,« sagte er, »Euch bin ich besonders verpflichtet Das Geld ist für Eure Werkstatt – Eurer Frau werde ich auf andere Weise meinen Dank abtragen. Auch werde ich dafür sorgen, daß Eure Tochter Unterricht empfangt, wie sie ihn vielleicht für ihr künftiges Leben gebrauchen kann. Nun geht, gehabt Euch wohl!«

»Welches köstliche Gefühl,« rief Eduard entzückt, als die Arbeiter das Zimmer verlassen hatten, »ist es doch, Glückliche machen zu können! Ich kenne nichts Herrlicheres! Ich habe immer gehört, Geben sei besser als Nehmen! Jetzt fange ich an, die Wahrheit dieses Wortes zu begreifen.«

In diesem Augenblicke traten Felix und Waldau ein, Beide von Wonne strahlend, voll einer Empfindung, als schritten sie nicht mehr auf der Erde, sondern als würden sie von ätherischen Schwingen getragen. Als sich die Freunde begrüßt und um den Tisch herum gesetzt hatten, sagte Eduard:

»Felix, mit Dir habe ich zuerst zu sprechen. Merke genau auf meine Worte und erfülle meine Bitte; ich bin überzeugt, daß ich meine Wahl auf den Trefflichsten gelenkt habe, indem ich auf Dich zur Ausführung von Ideen rechnete, die ich längst in meiner Seele herum getragen habe. Mein Auftrag wird kurz sein, seine Ausführung wird mehr Mühe machen und längere Zeit erfordern; aber da Du die Zeit und die Gabe dazu hast, so wirst Du auch die Mühe nicht scheuen. Ich verlange von Dir nur Arbeit in Deinem eigenen Berufe. Obgleich ich die marktschreierische Kritik öffentlich für Lohn schreibender Blätter sehr gering achte, so habe ich doch aus Allem vernommen, daß Du Dir bereits einen ehrenvollen Platz unter den jetzt lebenden Tonkünstlern erworben hast. Du bist noch jung. Dein Talent wird sich bei glücklicherer Lebensstellung, bei ruhigerer Selbstbetrachtung noch reicher entfalten, Du haschest, ich weiß es, nicht nach dem äußeren, blendendem augenblicklichen Effekt, sondern nach tiefer, ergreifender Wirkung auf alle Seelenthätigkeiten Deiner Zuhörer. Du componirst nicht Opern, was just unter den jüngeren Componisten Mode geworden ist und bei welcher flitterreichen Arbeit sie ihre eigentliche

Tiefe und Fähigkeit nicht verrathen, sondern die ernsterre, feierlichere, würdevolleee Musik, die Erheitererin, Trösterin und Beglückerin des menschlichen Herzens, hat Deinen Sinn gefesselt. Wir stimmen Dir bei, ich zumal vor Allen. Fahre fort, wie Du begonnen hast, und Du wirst Freude, wie Du sie bereitest, auch selber empfinden. Damit Du aber mit lauterem, ungetrübtem Gefühle an die Arbeit gehen kannst, welche ich Dir sogleich aufgeben werde, so bin ich gesonnen, Dir schon jetzt Dein äußeres Loos sicher zu stellen. Verlaß die königliche Kapelle, in der Du eine Deinen Fähigkeiten nicht angemessene Stelle bekleidest, denn die älteren Mitglieder räumen nicht so leicht den jüngeren den besser verdienten Platz, und nimm von Deinem Freunde für jetzt einen Jahrgehalt von 2000 Thalern an. Unterrichten sollst Du auch nicht mehr, Du sollst unabhängig sein und nur für Dich, für uns und das große Ganze, das heißt, für die Kunst arbeiten. Bist Du hiermit zufrieden?«

»Was soll ich mit diesem unverhofften großen Glücke nicht zufrieden sein? Dankbar, aus der tiefsten Tiefe meines Innern dankbar bin ich Dir!«

»Nicht mir sei es, sondern Deinem Talente. Für mich thue ich das Alles nicht, es giebt eine reinere Quelle menschlichen Handelns. Künftig, wenn Du Größeres leistest, sollen Deine Einkünfte sich vermehren – Du wirst ja wohl auch einmal einen Hausstand bilden wollen, nicht? Du erröthest? Aha! ich irre mich nicht, Du hast eine stille Liebe – dürfen wir es nicht wissen?«

»O, Du weißt es gewiß längst, Dein Vater hat es ja gebilligt – ich liebe Deine jüngste Schwester Amalie.«

»Da haben wir's, und Ernst die älteste nach meiner guten Louise, die heitere Maria und Karl die dritte, die rothwangige Minna, nicht wahr, so ist es?«

»Ich kann es nicht läugnen.«

»In Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. Schreibe aber nicht nach Hause, daß ich es von Dir erfahren habe, ich will die Mädchen mit einer kleinen Aussteuer vorläufig überraschen. Jetzt aber kommen wir auf Deine Aufgabe zurück.

»Du weißt, Felix, wie sehr ich Deine göttliche Kunst, die Musik liebe und verehere, ja auch selbst ein wenig verstehe. Ich habe große Absichten, auch der Musik im Allgemeinen in unserm Vaterlande einen größeren Impuls zu geben, später werden wir davon sprechen. Jetzt haben wir das Näherliegende zuerst zu berücksichtigen. Für Deine Entwicklung und die anderer junger Talente bin ich schon jetzt Willens, im Kleinen wenigstens zu sorgen. Mein kleiner Haushalt wirft für diesen Zweck jährlich etwa 24,000 Thaler ab. Suche unter Deinen jungen Künstlern die besten, gebildetsten, bedürftigsten und talentvollsten aus, ich will eine Kapelle von etwa vierzig Mitgliedern unterhalten. Diese Musiker sollen nicht an mein Haus gebunden sein, sie sollen nur Gelegenheit haben, sich für die Welt darin zu bilden, ohne sich mit einer Lebenssorge, wie es leider so oft geschieht, in ihrem Wirken herum zu schlagen. An acht von ihnen, wenn sie

nach Deiner Ansicht – denn Du sollst mein Kapellmeister sein – es werth sind und ihr Instrument mit Meisterschaft spielen, will ich je 1000, an andere acht 600, an sechzehn 500 und an die zwölf jüngsten 400 Thaler verwenden. So wird Vielen geholfen sein, die sich hier in der großen Stadt mit Mühe und Kummer nähren und als kleine Lichter in dem Glanze der großen verlieren. Suche also diese Kapelle zu schaffen und zu einem schönen Ganzen heranzubilden, damit wir, wenn ich wieder unter Euch trete, und mit Euch lebe, glücklich und heiter sein und mit dem allgemeinen Nutzen und Wohle unser eigenes Vergnügen verbinden können. Das Geld wird Dir, sobald Du Deine Leute gefunden hast, gegen Quittung von Herrn Ermeling, der in meiner Abwesenheit alle meine Geschäfte besorgt, ausgezahlt werden. Und nun geh, ich habe mit Waldau *allein* zu sprechen.«

Josephson verstand den zarten Wink und entfernte sich mit dem glücklichen Felix, der in Wonne getaucht war vom Kopf bis zu den Füßen, und die Musik der Sphären im Himmel zu vernehmen glaubte.

»Du machst viele Glückliche!« sagte Waldau, als die Beiden gegangen waren und hoffte im Stillen auch für seine Kunst und seine Ideen, nachdem er gesehen hatte, wie die Musik so gut war bedacht worden.

»Es giebt zu viel der Unglücklichen,« erwiderte Eduard, »als daß das Wenige, was ich thue, von allgemeiner Wirkung sein könne, indessen darf uns diese Betrachtung nicht abhalten, unsern einmal betretenen Weg ruhig weiter zu verfolgen – Wir sind jetzt allein, Hans,

laß uns zu dem schreiten, was zwischen uns verhandelt werden muß, denn Du wirst von allen meinen Freunden die schwerste Aufgabe zu erfüllen haben. Wie viel verdienst Du jetzt in Einem Jahre mit Deinen Bauten?«

»Mein Verdienst ist nicht regelmäßig und unbestimmt. Wenn ich Alles zusammennehme, etwa 600 Thaler, denn Du weißt, meine eigenen Studien nahmen viel Zeit fort und meine Laune ging nicht immer dahin, einem Baron oder Kaufmanne ein Landhaus zu bauen.«

»Sechs hundert Thaler! Ein erbärmliches Geld für einen Künstler, wie Du bist. Trauriges Loos! Nun, um es kurz zu machen, gieb alle Deine Verpflichtungen auf und werde *mein* Architekt.«

»Das bin ich im Herzen schon längst.«

»Du sollst es auch in der That sein. Wie Ihr Alle, erhältst Du freie Wohnung und Tisch bei mir, ich habe darin ganz besondere Pläne. Dein Gehalt, von heute an gerechnet, beträgt jährlich 4000 Thaler.«

»Eduard!«

»Waldau! Was willst Du? Ist es Dir nicht genug?«

»Ich erstaune – für mich schon so viel?«

»Gerade so viel, nicht mehr und nicht weniger, ich schlage Deine Leistungen für jetzt so hoch an; künftig, wenn Du mit dem zu Stande gekommen bist, wovon wir sogleich sprechen wollen, und unser ganzer Haushalt geordnet ist, wirst Du mehr erhalten können.«

»Ich will in meinem ganzen Leben nicht mehr – damit bin ich schon zu reich.«

»Niemand ist zu reich, wenn er sein Geld gut anwendet. Wir wollen das beweisen, denke ich. Nun, laß das gut sein, Hans, ich will mich ankaufen. Wo? das weiß ich noch nicht, ich bin aber schon auf einer Spur. Du sollst alle unsre Häuser bauen, im großen Maaßstabe, in Deinem Styl, wie die Oertlichkeit natürlich es zuläßt. Ich bestimme ungefähr vier Millionen für diese Bauten – so will es mein Erblasser.«

»Vier Millionen! Dafür baue ich Dir eine ganze Stadt.«

»Ich will mehr und will weniger als eine Stadt. – Ich liebe die frische Luft, den freien Himmel, den grünen Wald, die fruchtbare Flur – da, wo dies Alles zu finden ist, baue ich unsre Hütten. Deine Entwürfe können Dir zum Maaßstabe dienen. Welche Baulichkeiten ich gebrauche, sollst Du schriftlich aufgezeichnet erhalten. Du sollst das Einzelne nach Deinem Geschmacke vollenden. Du sollst die Meister und die Arbeiter wählen, Du sollst Kontrakte und Lieferungen abschließen. Du sollst aber nicht die immer und überall Bevorzugten, die Bemittelten unter ihnen bedenken, sondern Du sollst die Bedürftigeren, die Fleißigsten, Besten unter Allen aussuchen. Ich verlasse mich dabei auf Deine Ehrenhaftigkeit und Menschenfreundlichkeit. Ich kann nicht Alles, was ich beabsichtige, allein unternehmen, meine Freunde müssen mir helfen. Gott sei Dank! ich bin gesegnet damit. Willst Du das thun?«

»Bei Gott und meiner unsterblichen Seele, ich will es! Es soll Alles nach Deinem Wunsche geschehen. Du sollst herrlich und prachtvoll wohnen.«

»Das nicht, Hans! Wohl will ich herrliche und prachtvolle Häuser bauen, sie sollen geschmückt sein, wie die reichsten Fürstenhäuser – ich selbst, für mich aber will nicht in einem Schlosse, sondern in einem freundlichen Hause wohnen; es soll groß genug, um bequem, aber klein genug werden, um behaglich zu sein. Wo möglich will ich an einem fließenden Wasser wohnen, ich will die tanzende, springende Welle, die fliegende Wolke, die säuselnden Blätter, die duftige Blume um mich haben, ich will unter Menschen und allein sein können, wie ich die Lust habe, wie es mein Herz wünscht. Sieh Dich hier um, ein ähnliches Zimmer wie dieses will ich bewohnen, eben so alte, gediegene, bequeme Möbel von Nußbaumholz – sie können ja doch prachtvoll sein – sollen mich umgeben, ich will mich jeder Zeit der Tage erinnern, wo wir in strebender Seligkeit die Träume schufen, die wir jetzt in Wirklichkeit vor uns sehen – hast Du mich verstanden?«

Waldau saß unbeweglich da, in's Blaue starrend, hunderte Pläne schwirrten schon wieder durch sein ideenreiches Gehirn.

»Ja wohl,« rief er, »ich verstehe, ich habe schon Alles vor Augen. Hier ist das Schloß, königlich soll es werden, innen und außen – da schließt sich ein Treibhaus an – durch dieses Treibhaus tritt man in einen stillen Pavillon, der mitten in Gottes freier Natur, wie das Ei im Neste liegt, und darin sollst Du wohnen.«

»So ist es recht, Du hast mich verstanden! Aber spare kein Kosten, zeige der Welt, was Du kannst und was wir

vermögen. Ermeling wird nach und nach die Gelder zahlen, wie Du sie nöthig hast. Und für unsere Arbeiter, die die Häuser bauen, worin wir glücklich leben wollen, Sorge väterlich. Knausere nicht, spare nicht, gieb ihnen das Ihrige, nimm Viele an, aus armen Gegenden, vorzüglich Familienväter – mit Einem Worte, ich vertraue Dir meine ganze Zukunft, meine Ruhe in dieser Beziehung an – brauche ich Dir noch mehr zu sagen?«

»Nein, jetzt weiß ich Alles. Sei unbesorgt. Und wenn ich zweifle, frage ich an. Wie lange wirst Du fort bleiben?«

»So lange vielleicht, bis Du mir sagst, komm zurück, Dein Haus ist bereit, Dich zu empfangen.«

»Das ist lange, das kann zwei Jahre dauern. So viel Zeit brauche ich allein für das Schloß.«

»Es ist gut, damit bin ich zufrieden. Du kannst in zwei Monaten anfangen. Besprich Dich vorläufig mit Deinen Werkmeistern Es kommt mir auf 5–600, Arbeiter mehr oder weniger nicht an. Vor allen Dingen aber muß für die Wohnungen der Handwerker gesorgt werden, die ich in meinem Dienste behalte. Ihr Unterkommen, ihre Werkstätten müssen das Erste sein. Dossow, Vater und Sohn, werden Dich unterstützen – morgen oder übermorgen sollst Du die Liste Derer haben, die in unserer Nähe wohnen werden.«

»Wenn ich nur erst den Platz sehe – alles Uebrige ist Nebensache – es soll Alles geschehen, wie Du wünschest, wir sprechen noch darüber.«

»Noch oft, wir wollen nächstens arbeiten; wie die Zeitungen sagen, wie zwei Minister –«

»Nein, wie ein König mit seinen Ministern –«

»Auch gut, dann sehe ich doch auch, wie einem glücklichen Könige zu Muthe ist, der unglücklichen giebt es genug – da klopft es – herein!«

Es war Herr Holzbrecher, der in die Thür trat.

»Ich sehe nur glückliche Gesichter aus diesem Hause kommen,« sagte er, »da muß ich doch auch einmal hinein treten. Der da,« auf Waldau zeigend, »scheint auch bereits auf Wolken zu schweben.«

»Ich bin schon im siebenten Himmel,« entgegnete Waldau, mit Händen und Füßen gestikulirend. »Kommen Sie her, hier kann man lernen, wie man mit seinen Freunden umgehen muß.«

Eduard reichte dem alten wackeren Freunde, der in allen seinen Lagen und Handlungen so gleichmäßig gegen ihn geblieben war, die Hand und führte ihn mit einer Empfindung des köstlichsten Wohlbehagens auf das Sofa.

»Ja,« sagte er, »es ist leicht, Glückliche zu machen, wenn man so volle Hände hat wie ich – wüßte ich nur, welche Freude ich Ihnen bereiten könnte.«

»Ei, das werde ich bald selbst für mich vorbringen, ich bin gar nicht so blöde, wie Sie denken.«

Waldau winkte hinter Eduard's Rücken mit Gesicht und Händen, er möchte doch schweigen.

»Uebrigens scheint es,« fuhr Holzbrecher fort, »doch nicht so überaus leicht zu sein, Menschen glücklich zu

machen; man sieht wenigstens viele Reiche, denen es entsetzlich zu fallen scheint –«

»Wie ist es mit Ihnen?« fragte Eduard, »nehmen Sie noch immer den Dienst bei Ihrem Peiniger an?«

»Wahrscheinlich – ja – warum nicht? Dieses Haus verkaufe ich bestimmt, wenn Sie erst hinaus sind. Mit Ihnen ist mir alle Freude ausgezogen. Ich will es wenigstens nicht wieder bewohnen.«

»Nein,« rief Waldau, »hier darf Niemand wohnen. Das Gartenhaus muß abgetragen werden, diese Stätte, wo die Freundschaft Altäre gegründet, darf von keinem Menschen zu gemeinen Zwecken benutzt werden. Ich stimme für Niederreißung.«

»Ich auch, lieber Waldau,« rief Herr Holzbrecher.

»Und dann ziehen Sie zu mir,« bat Eduard und streckte seine offene Hand hin. »Schenken Sie mir Ihre Zustimmung und sehen Sie noch ein glückliches Gesicht mehr aus diesem Hause hinausgehen –«

»Sie meinen *mein* Gesicht?«

»Nein, meines!«

»Ich will nichts bestimmt versprechen, aber auch nichts bestimmt ablehnen. Ich muß mich besinnen!«

Während er sprach, winkte der gute Mann verstohlen dem Architekten zu, mit dem er im Einverständnis zu sein schien.

»Nur das wollte ich mir ausbitten,« fing er wieder an, »daß Sie mir *die* Stätte, die ich für mich in Ihrem neuen Haushalte auswähle, vorbehalten und mir keinen jüngeren Kandidaten oder gar Fremden vorziehen.«

»Sie haben alle Ansprüche in Bezug auf das Alter wie auf die Verdienste der Freundschaft – wählen Sie, und nehmen Sie, mehr kann ich nicht sagen.«

»Darf ich dann aber auch meinen alten Bello und den Kater Murr mitbringen,« wenn ich mich dazu entschließen?»

»Bringen Sie Hunde und Kater mit, so viel Sie wollen, ich liebe selbst diese Thiere und werde wenigstens für eine zahlreiche Hundegesellschaft Sorge tragen.«

»Dann ist es gut und ich werde es mit meiner Alten überlegen.«

»Sehen Sie – es ist mir gelungen – ich nehme auch ein glückliches Gesicht mit hinweg.«

»Und doch haben Sie mir mehr geschenkt als für sich gewonnen –«

»Wir wollen sehen, wir wollen sehen!«

Und er ging mit dem glücklichen Waldau zum Hause hinaus.

Nach einer Viertelstunde, während Eduard allein geblieben und seinem Schöpfer für das vollkommene Glück gedankt hatte, welches er ihm verliehen, Andere glücklich zu machen, kam Josephson rasch gelaufen. Er war jetzt überhaupt den ganzen Tag um den Erben, der ihm eine ziemliche Menge Arbeiten aufgebürdet hatte, während Mr. Staunton und Mr. Treaden die ihrigen in Herrn Ermeling's Behausung verrichteten, der ihnen bereitwillig für die Zeit ihrer Anwesenheit eine Wohnung eingeräumt hatte.

»Ich bin eben dem Waldau begegnet,« erzählte Josephson, »und habe mich über das Aussehen des Menschen eben so wie über Deine Großmuth gewundert.«

»Meine Großmuth? Aber wie sah er denn aus?«

»Ich fürchte, er schnappt vor Glückseligkeit über; nicht Jeder hat so starke Nerven wie Du. Er war schon auf dem Wege zu einigen Handwerkern, die er seit langer Zeit als ehrliche und nicht allzu reichlich mit Geld versehene Männer kannte. Ich glaube, er baut schon in Gedanken an seinem Schlosse.«

»Das thut er in der That und dazu hat er den Auftrag bekommen.«

»Und was Deine Großmuth betrifft, so hast Du ihn ja mehr als fürstlich bedacht. Viertausend Thaler – soviel bekommt ja kein königlicher Architekt.«

»Ich bezahle nicht den Waldau, überhaupt nicht die Person, mein Freund, sondern das, was er für das Leben leistet, also eigentlich seine Kunst. Wer in meine Hände fällt, soll nicht mehr betteln gehen, ich habe es gelobt. Und da wir einmal davon sprechen, laß uns gleich Dein eigenes Gehalt festsetzen.«

Josephson verstummte und blickte zur Erde.

»Sprich, wie viel würdest Du Dir nehmen, wenn ich Dir meine Kasse offen ließe?«

»Ich würde es vielleicht eben so machen, wie Du, da Du Mr. Hutten's Wechsel im Pulte liegen ließest. Ach! das war doch eigentlich ein recht dummer Streich! Wir haben so bitter gehungert und gedürstet!«

»Laß das ruhen. Gott hat es so gewollt. Erst nach der finstern Nacht kommt der lichte Morgen und wir freuen uns dann um so mehr des rosigen Lichtes. Aber sprich, wie groß soll Dein Gehalt sein?«

»Gieb mir so viel, wenn Du mir überhaupt geben willst, wie ich haben würde, wenn ich Rath am Appellationsgericht geworden wäre, wohin ich doch gestrebt hätte, wäre diese glückliche Erbschaft nicht gekommen. Außerdem wohne und lebe ich bei Dir, das ist allein schon ein paar Tausend werth, vorausgesetzt, daß sich der beschlossene Luxus auch auf Küche und Keller bezieht.«

»Natürlich bezieht er sich mit darauf. Wir wollen nicht, wie die Geizhalse, das Brod in den Schrank legen, und unsern Appetit um eine Freude betrügen. Im Gegentheil! Du sollst das Alles selbst einzurichten haben – wir wollen essen und trinken, was der Schöpfer der Erde und des Meeres seinen Geschöpfen zu genießen gegeben hat. Wenn Du aber in diesem Verhältniß zu mir, als Zimmerminister und Hofmarschall, das Gehalt eines Appellationsrathes in Anspruch nimmst, so entweihst Du zugleich Deine Stellung und meine Freundschaft zu Dir. Nein – ich scherze nicht, nur jene zwei Titel waren natürlich so gemeint – nimm Dir, was ein wirklicher Minister von einer Regierung erhält, die meines Einkünfte bezieht, nimm Dir – ich bitte Dich – betrübe mich nicht – oder willst Du nicht, daß diese Herren einen Gehalt von 10,000 Thalern beziehen? Gerade diese Summe wollte ich Dir rathen, für Dich selbst in Anspruch zu nehmen.«

»Nein,« rief der edle Josephson – »scherzest Du, oder redest Du im Ernste – in beiden Fällen hättest Du Unrecht. Jene Summe verdiene ich nicht, ich kann nicht mehr sein, als ich mich selbst höchstens anschlage.«

»In der Regel schlagen die Menschen ihren Werth zu hoch an – Du zu gering. Mein Freund, kann man die Beweise der Freundschaft, die Du mir in so vielen Jahren dargebracht hast, mit einer Summe Geldes bezahlen! Wenn man das könnte, würden Könige sogar oft glücklicher und zufriedener sein. Du hast mich gespeis't und getränkt – getröstet und unterstützt, in Allem und Jedem – das werde ich nie vergessen – überdies wirst Du von mir bedeutend in Anspruch genommen werden, wovon Du selbst noch keine Ahnung hast. Also nimm!«

»Gerade heraus gesagt, nein! Ich will nicht. Was würden die Künstler, die so viel Schönes hervorbringen, von Deiner Billigkeit und Gerechtigkeit denken, wenn sie von diesem meinem ungeheuern Gehalte hörten. Nimm meinen Vorschlag an, gieb mir, was Du Waldau gegeben, und ich werde übermäßig zufrieden sein.«

»Gut – Du willst es. Es ist abgemacht. Nun laß uns die Bittschriften und Briefe da lesen, die in un serer Abwesenheit eingelaufen sind.«

#### VIERTES KAPITEL. EIN VORNEHMER UND EIN NOCH VORNEHMERER HERR.

Auf einem kleinen Tische lagen ganze Haufen der eben erwähnten Schreiben, welche alle Tage in gleicher Menge einliefen, und natürlich unmöglich alle beantwortet,

noch weniger berücksichtigt werden konnten. Das Amt eines Almosenvertheilers, welches Eduard seinem Vater zugedacht hatte, weil er wußte, daß er von allen zu vergebenden Aemtern dies mit der größten Bereitwilligkeit und Aufopferung übernehmen würde, mußte jetzt ebenfalls vorläufig von Josephson versehen werden, und alle Abende vor Schlafengehen war es dessen Aufgabe geworden, jene Briefe zu lesen, und am anderen Tage darüber seinem Freunde Mittheilungen zu machen. An den Nachforschungen nach der wirklichen Bedürftigkeit der Bitenden stand beiden der Polizeibeamte treulich zur Seite, der von des Erben Großmuth so reichlich bedacht worden war. Der Mann war dankbar, wie alle Diejenigen, auf deren Dankbarkeit man nicht zu rechnen pflegt, im Gegensatz zu Denen, die sich undankbar erweisen, während man auf ihren Dank Anspruch machen kann. Leider aber waren die Erfahrungen, die Eduard in diesem neuen Zweige seines Wirkens zu machen hatte, nicht der erfreulichsten Art. Grade die schlechtesten, verworfensten, unverbesserlichsten Subjekte schrieben die rührendsten und zärtlichsten Briefe, und man war beinahe zu der allgemeinen Regel gelangt, immer das Gegentheil von dem anzunehmen, was man zu lesen bekam. Trunkenbolde litten Hunger, Verbrecher waren die Opfer schonungsloser, brutaler Polizeigewalt, Faullenzer klagten über Mangel an Arbeit und daraus entspringendem Elend. Eduard und Josephson thaten einen tiefen Blick in den Abgrund

menschlicher Leidenschaften und menschlicher Nichtswürdigkeit. Beinahe ergriff sie ein Ekel vor dem endlosen Jammer übertriebener Hilfsbedürftigkeit. Da sie aber helfen wollten und wirklich helfen konnten, so hielten sie redlich aus, und setzten ihre Forschungen ohne eigene Schonung eifrig fort. Bisweilen wurden sie auch von dem Gegentheil mächtig ergriffen. Sie lernten wirkliche Noth kennen und augenblicklich war alsdann die Abhilfe bei der Hand. Selten aber geschah dies, denn die wirklich Elenden haben nicht den Beistand des klagenden Wortes, nie die Unverschämten und Nichtswürdigen. Es wurden lange Listen angelegt, und Diejenigen verzeichnet, die bereite empfangen hatten oder noch empfangen sollten. So geschah viel; allem Uebelstande jedoch konnte nicht und wird nie abgeholfen werden können. Auch mußten die Mittel gesichert bleiben für die Zukunft, wo aller Derer zu gedenken war, die in näherer Beziehung zu dem Erben standen, und auch die Bestimmungen des Testamentes mußten berücksichtigt werden, insofern es namentlich Hilfe für die Vaterstadt des Erblassers und deren Umgegend gebot.

Nachdem die an diesem Tage eingelaufenen Bittschriften durchlesen, und einige Namen zur Untersuchung für den Polizeibeamten verzeichnet waren, schritt man zur Ansicht der abgegebenen Visitenkarten, denn auch dieses Geschäft stand in vollster Blüthe. Täglich kamen an zwanzig bis dreißig Personen aus den verschiedensten

Ständen und Lebensverhältnissen zum Besuche, die seltener Theilnahme, viel häufiger Neugierde und eine gewisse, manchen Menschen eigenthümliche Aufdringlichkeit herbeigezogen hatte. Auch Einladungen der mannigfaltigsten Art liefen ein; alle reiche und viele vornehme Kreise öffneten sich plötzlich, wie durch ein magisches Zauberwort; man bat so dringend, so herzlich, so rührend, daß man unmöglich an eine Ablehnung zu glauben schien. Die schöne Welt insbesondere zeichnete sich hierin sehr vortheilhaft in ihren Hoffnungen aus; man bewunderte schon aus der Ferne, wo man in der Nähe entzückt zu sein durchfühlen ließ. Auch die Gelehrten, die sogenannten Hähne der Wissenschaften waren hierbei vertreten. Man setzte bei dem jungen Naturforscher einen natürlichen Anklang voraus, verhielt Wunderdinge in der plötzlich alle ihre Geheimnisse ausschließenden Natur, Industrie, Wissenschaft und Kunst, man fühlte sich berufen, einen geistesverwandten Zögling der Wissenschaften auf Institute aufmerksam zu machen, die seiner Theilnahme werth wären; es käme dabei durchaus nicht auf eine pecuniaire, vielmehr nur auf eine geistige Betheiligung an, und was dergleichen mehr war.

Natürlich konnten auch diese Besuche und Einladungen nicht berücksichtigt werden; die Zeit war noch nicht da, wo der Erbe seine Säle öffnen, und den staunenden Augen der großen Welt seine eigene kleine Welt zu zeigen beabsichtigte. Er liebte es nicht, die Zielscheibe künstlich glänzender Augen, geschmückter Gesichter und ausgestorbener Herzen zu sein. Er fühlte sich nicht

wildes und seltenes Thier genug, zahllose Gaffer zu befriedigen, er wollte erst einen Wirkungskreis sich eröffnet, erst Handlungen vollführt haben, bevor er sich dem Urtheile der kritisirenden Bevölkerung Preis gab, und bis dahin konnten noch Jahre vergehen, denn eine Welt, wie die seinige werden sollte, konnte nicht in *einer* zeugungsreichen Nacht hervorgezaubert werden. –

Josephson hielt eine ganze Hand voll Visitenkarten dem ermüdeten Freunde entgegen. Beide lachten. Es machte ihnen Vergnügen, die vielen unbekanntenen Namen dunkler Größen zu lesen, die nicht den Augenblick erwarten konnten, wo sie gerufen und zu Auskramung ihrer Weisheit eingeladen werden sollten.

»Lies,« sagte Eduard, »wenn wir diese Arbeit hinter uns haben, wollen wir zu Judith gehen und lachen, ich habe nie so wie heute das Bedürfniß nach einem Glase Wein und einem guten Braten verspürt.« –

Josephson las: »Von Breithaupt, Gerichtsdirektor. Milbe, Probst. Ach! ein Geistlicher – er will Dir die Beichte abnehmen. Hier ein Kollege, Doctor Krabbe, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sieh, er will sich empfehlen.«

»Hat noch Zeit,« scherzte Eduard. »Weiter!«

»Pickelmann, Rentier. Haase, Apotheker – scheint sehr furchtsam zu sein, nach der kleinen Handschrift zu schließen. Goldfuß, Münzdirektor. Der will Dein kalifornisches Gold probiren. Weishaupt, Doctor der Philosophie. Der hätte weiser gethan, sich selber zu abstrahiren! Dummerjahn, Partikulier. Der will Dir Deine Glückseligkeitstheorie ablauschen.«

»Bist Du noch nicht bald zu Ende?«

»O, es ist wenigstens noch ein Dutzend.«

»Lassen wir sie in Kolonne vorbei marschiren. Ich habe Hunger.«

»Nein, warte, ich habe da unten eine Autorität blitzen sehen. Gußstahl, Maschinenfabrikbesitzer. Zündhut, Vergolder. Die wollen sich Waldau empfehlen. Gut! von Würmchen, Kammerherr. Siehst Du wohl, jetzt kommen die Hofleute, sie wollen sich bei Dir üben. Von Rübezahl, Hofconditor. Aha! der will seine Torten empfehlen. Doctor Schlaun, Leibmedikus und Sanitätsrath. *Den Mann kenn' ich.* Der steckt seine Nase in jeden Quark. Er ist ein Firlefanz und Schmarotzer. Bei uns findet er keine Patienten. Es giebt klügere Leute, als Dich, lieber Schlaun, man durchschaut Dich.«

»Aber was hat Dir der Mann gethan, daß Du ihn so bekrittelst?«

»Verzeihe mir den Aufenthalt, Eduard. Aber ich bekrittele ihn nicht – im Gegentheil, ich lobe ihn noch. Er ist gerade einer von den Aerzten, die mir früher, als ich noch Aeskulap's Schüler war, meine Wissenschaft verleidet haben. Er ist nur ein Handwerker in seiner Kunst, und flickt die Leiber der Menschen, wie ein Schuster ihre Schuhe flickt – das heißt für Geld. Wo er am meisten Schuhe zu flicken und die Arbeit am Besten bezahlt kriegt, dahin geht er am Liebsten. Darum kommt er zu Dir. Sonst bist Du ihm so gleichgiltig wie mein Stiefel. Pfui über diese gemeine Seele!«

»Ich bitte Dich, mach' ein Ende! An Deinem Lobe wird ihm nicht viel gelegen sein.«

»Hier ist die letzte, und wahrhaftig das dickste Ende kommt auch bei uns nach. Siehe da, von Rochspitz, Finanzminister. Der will Dich entern, gieb Acht. Ich sehe ihn schon sein Netz auswerfen. Sieh Dich vor. Der kommt nicht umsonst. Es ist derselbe, der bei Ramkau war, der mit dem staubigen Aktengesicht. Der will was!«

»Ich werde morgen zu ihm gehen, denn zu Einem *muß* ich. Sonst sagen sie, ich habe keine Lebensart.«

»Sieh Dich vor, sage ich Dir. Minister machen nicht umsonst eine Visite. Sieh, was für ein großes Eselsohr er in das Papier gemacht hat. Er will bemerkt sein. Ja, ja, Langohr, wir sehen Dich! Wahrscheinlich will er Dich in den Staatsdienst pressen. Er sieht mir ganz darnach aus. Was willst Du ihm sagen?«

»Erst werde ich hören, dann urtheilen, dann sprechen, und zuletzt handeln.«

»Das ist vernünftig. So! das wäre wieder ein Tag! Nun zu unserm guten Banquier.« –

Sie gingen, speis'ten und vergnügten sich köstlich.

Am nächsten Mittag, in der Stunde, welche die Mode als die angemessenste Besuchszeit angesetzt hat, ging Eduard Hutten langsames Schrittes, in seinen feierlichen schwarzen Traueranzug gekleidet, denn er hatte um den zärtlichsten Freund seines Lebens, seinen Adoptivvater, die gebräuchlichen Trauerzeichen anzulegen für passend gehalten, nach dem Hôtel des Ministers, der ihn am vorigen Tage mit seinem zuvorkommenden Besuche beehrt

hatte. Es war trocknes, klares Wetter, mäßig kalt, denn der heftige Frost des vorigen Monats war im Januar nicht wiedergekehrt. Er nannte dem Thürsteher seinen Namen, und augenblicklich ward er, durch einen Diener in das Vorzimmer Sr. Excellenz geführt. Für dies Mal mußte diese nicht viel Wichtiges zu thun haben, denn kaum hatte der Diener den Namen des Fremden seinem Herrn gemeldet, so kam dieser selbst schleunigst aus dem Gemache heraus und begrüßte mit den höflichsten Ausdrücken und Geberden den jungen Mann, der er vor vierzehn Tagen oder drei Wochen stundenlang hätte im Vorzimmer warten lassen, wenn überhaupt Zeit für seinen Empfang vorhanden gewesen wäre. Eduard erkannte auf den ersten Blick in dem Minister den Nachbar des Präsidenten an jenem Abende wieder, wo er selbst als lebendes Bild in Lambeck's vertriebenen Königskindern mitgewirkt hatte, den Nachbar, dessen aktengraues, mumienhaftes Gesicht stets in tausend kümmerliche Falten gelegt war, als könnte es mit dem Rechnungsexempel seines Amtes auf keine Weise zu Stande kommen, und würde dadurch schmerzlich verzerrt. Eduard hatte damals durch ein kleines Loch im Vorhange die erste Reihe der Zuschauer gemustert, aus der leicht verzeihlichen Neugier, den Mann endlich mit Augen zu sehen, der sein Leben so unnatürlich verändert hatte.

Auch der Minister betrachtete den Erben mit höchst aufmerksamen, beinahe prüfenden Blicken. Es war ihm,

als hätte auch er schon diesen jungen Mann irgendwo gesehen. Indessen zeigte er sich höflich, fein und gewandt, man konnte es nicht anders sagen.

Nachdem die ersten Begrüßungen, die Förmlichkeiten des Besuches selbst beendet waren, und man sich auf zwei herrliche Sessel einem kleinen Tische gegenüber gesetzt hatte, begann der Minister das Gespräch.

»Ich dünke,« sagte er, »ich hätte Ihr Gesicht schon ein Mal gesehen? Erinnern Sie sich nicht, daß wir irgendwo zusammengetroffen sind?«

»Ich habe nie die Ehre gehabt, persönlich mit Ew. Excellenz zu verkehren.«

»Doch, doch, ich irre mich selten. Nun, es ist einerlei. Beginnen wir unsre Bekanntschaft mit dem heutigen Tage. Jeder Anfang derselben kann mir nur schmeichelhaft sein. Ich habe Ihnen meine Aufwartung gestern gemacht, weil ich so gern glückliche Menschen sehe. Die Zeiten sind so trübe!«

»Ich bin glücklich, das ist wahr, und ich gestehe es gern ein.«

»Vorher schon ehe ich Sie sah, bildete ich mir das ein; jetzt, da ich Sie vor mir sehe, bin ich mir desselben deutlich bewußt. Sie haben auch allen Grund, Ihrem Geschieke dankbar zu sein – in der That, ich kann mich noch gar nicht davon erholen – der erste Augenblick, als ich es hörte, war überwältigend – Sie haben ein *großes* Glück gemacht. Hoffentlich werden Sie es benutzen! Werden Sie im Lande bleiben?«

»Ich war schon der Meinung,« dachte Eduard bei sich, »er wollte mir gute Lehren geben. Aber halt, jetzt fängt er an, mich zu sondiren. Josephson ist doch ein schlauer Kerl! Ja!« erwiderte er offen und freundlich, »ich werde im Lande bleiben und mich darin ankaufen obendrein.«

»Dann kann ich Ihnen vielleicht förderlich sein. Ich kenne ein Gut, das zu verkaufen ist, ein Stück Land, wo ein reicher Mann, wie Sie, wie ein König leben und herrschen kann.«

»Ich ziehe das Leben dem Herrschen vor, Excellenz, aber wem gehört jenes Gut – vielleicht Ihnen?«

»Bewahre! Ach ich! Ich bin ein armer Mann! Es gehört dem jetzt im Auslande lebenden Fürsten Tuttifrutti, war früher eine königliche Domaine, die dem Großvater des Fürsten ehemals für seine im Kriege geleisteten Dienste zum Gnadengeschenk gemacht wurde. Sie haben vielleicht von diesem Manne sprechen hören?«

»Nein, ich kenne ihn nur dem Namen nach. Er ist also nicht sehr reich?«

»Durchaus nicht, im Gegentheil. Darum wäre es eine wahre Wohlthat für ihn, wenn er das Land verkaufen könnte. Seine Majestät, um ihn aus seiner finanziellen Lage zu ziehen, hat bereits seine Genehmigung zu dem Verkaufe ertheilt. Er würde selbst den Kaufschilling zurückerstattet und die Domaine wieder an sich gebracht haben, aber – Sie wissen, die Gelder sind heut zu Tage knapp.«

Der reiche Erbe fühlte dies durchaus nicht, dennoch nickte er beifällig. »Wo liegen die Güter?« fragte er.

»Nur eine gute Meile von der Sommerresidenz des Königs entfernt.«

»Das wäre mir grade recht. Ist das Land gut?«

»Vortrefflich, und nicht theuer.«

»Das ist mir ziemlich gleichgiltig.«

»Das dürfen Sie nicht Jedermann und laut sagen.«

»Warum nicht? Wenn es mir zu theuer ist, kaufe ich es nicht.«

»Freilich! Freilich! – Haben Sie keine Lust, in den Staatsdienst zu treten?«

»Aha!« dachte der Erbe. »Jetzt fängt er an, mich zu pressen. Josephson ist doch ein *sehr* schlauer Kerl!«

»Nein!« antwortete er bestimmt. »Meine Aufgabe ist außerhalb des Staatsdienstes gestellt, und die muß ich erfüllen. Ich will ein Privatmann bleiben.«

»Ich wüßte doch nicht, ob ich an Ihrer Stelle eben so dächte. Reichthum ist allerdings ein schönes Ding, der Grund von allem Uebrigen. Rang jedoch und ein Name sind indessen auch nicht zu verachten.«

»Einen Namen hab' ich bereits, Excellenz, sogar drei; mein Vater hieß Stolling, mein Pflegevater Wollzagen, mein Adoptivvater Hutten, diese drei Namen in einen verwandelt, machen, dünkt mich, einen ganz guten Namen: Hutten-Stolling-Wollzagen! Und was meinen künftigen Rang betrifft, so bin ich gesonnen, mir den selber anzuweisen.«

»Vortrefflich, junger Mann, ich verstehe Sie vollkommen. Würde es vielleicht ein Anderer in Ihrer Lage und in Ihrem Alter eben so machen. Hm! hm! Also gar keinen

Ehrgeiz –? Nicht ein bisschen Lust, auf den Köpfen der Menschen spazieren zu gehen?«

»Nicht den geringsten, Excellenz – ich lege mich lieber in den Herzen der Menschen zur Ruhe!«

»Aha! Sehr gut gesagt! Ihr Ehrgeiz, wollen Sie, sagen, beschränkt sich allein darauf, einige Menschen mehr glücklich zu machen, als es leider so wenige sind. Ich verstehe. Das ist schon Etwas. Aber das ist auch schon ein Ehrgeiz, und noch dazu ein recht großer.«

»Wenn Sie es so verstehen, so bin ich in dieser Art allerdings ehrgeizig. Außerdem bin ich Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und –«

»Ah – Sie sind Republikaner!«

Und die Excellenz schnitt beinahe ein ängstliches Gesicht.

»Keinesweges, meine Verhältnisse machten mich dazu; auch habe ich schon die Ehre gehabt, zu bemerken, daß ich hier – in einer Monarchie – mich ansässig machen will. Ich liebe das Königthum von ganzem Herzen, bin darin erzogen und ein Mann geworden, und so Gott will, werde ich es auch fernerhin beweisen.«

»So, so! das ist sehr schön! mir sehr lieb! Wissen Sie, daß Se. Majestät sehr neugierig ist, Sie zu sehen!«

»Aha! jetzt fängt er an zu entern!« dachte Eduard. »Der Josephson ist doch ein *sehr, sehr* schlauer Kerl! Neugierig!« erwiderte er laut. »Sollte ein König neugierig sein, Excellenz? das habe ich mir nie gedacht. Sollte Seine Majestät aber demnach diese kleine Neugierde in Bezug auf

mich hegen, so hat sie nur zu befehlen – ich werde augenblicklich gehorchen. Ueberdies habe ich selbst ein kleines Anliegen.«

»An mich?«

»An Se. Majestät, Excellenz.«

»Das ist mir sehr lieb, erfreut mich wahrhaft – – ich werde es melden. Besuchen Sie Gesellschaften?«

»Durchaus nicht. Später, wenn ich mein eigenes Haus habe, werde ich darauf bedacht sein, Menschen von Auszeichnung Talent und Edelmuth bei mir zu sehen – mit dem Flittertroß mag ich nicht verkehren. Für jetzt habe ich mehr zu thun, ich muß meine späteren Handlungen bedenken.«

»Da haben Sie wieder sehr Recht. Ja. Sie können sich prächtig anbauen.« –

»Sobald ich einen Ort finde, der mir zusagt, soll es geschehen.«

»Kaufen Sie doch die Inseln des Fürsten –«

»Die Inseln?«

»Ja, habe ich das nicht gesagt? Mitten in dem schönen Flusse liegen sie, der die beiden Residenzen verbindet, an dem großen Wege, der von der einen zur andern führt.«

»Es ist doch nicht die Schnepfeninsel – eine Meile von der Sommerresidenz?«

»Dieselbe – ja, auch die Königsinsel genannt, mit dazu gehörigen andern Inseln, Forsten und Aeckern am Lande.« –

»Sie erfreuen mich in der That – ich kenne diese köstlich gelegene Insel. Auf meinen Wanderungen von der

Hauptstadt in meine Heimath habe ich sie oft mit stillem Vergnügen betrachtet und den Menschen glücklich gepriesen, der darauf wohnen könnte. Sie machen große Lust, dieselbe noch ein Mal in der Nähe zu sehen – ich bin Ihnen aufrichtig dankbar.« –

»Und der König? Darf ich ihm melden, daß Sie zu ihm kommen?«

»Meine Gedanken darüber habe ich schon geäußert.«

Eduard erhob sich. Nach einigen Augenblicken war der freundlichste Abschied gegeben und genommen, und Eduard befand sich wieder auf dem Wege nach seiner stillen Wohnung, wo Josephson in der größten Spannung des Ausgangs der ministeriellen Unterredung wartete. –

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, empfing er Erbe, dessen unvermuthete Erhöhung in rasch aufsteigender Linie zu sein schien, ein sehr zierliches Schreiben von Seiten des Finanzministers. Er, der Schreiber, so hieß es darin, sei so glücklich gewesen, noch am gestrigen Tage von Sr. Majestät dem Könige empfangen zu werden, und habe die Gelegenheit wahrgenommen, sogleich von Herrn Hutten-Stolling-Wollzagen zu reden. Se. Majestät wünsche ihn noch heute zu sprechen, und er, der Minister, werde sich die Ehre geben, in seinem eigenen Wagen Nachmittags vier Uhr *seinen jungen Freund* abzuholen und dem Könige in Ludwigsburg vorzustellen.

Als Josephson kam und den Brief las, von allen Seiten besah und beroch, machte er ein sehr betroffenes Gesicht. Auf Eduard's Frage, was ihn denn bedrücke, rief er beinahe schmerzlich aus:

»Das muß ich gestehen, das geht rasch mit Dir. Gieb Acht, gieb Acht, sie wollen Dich wirklich fischen. Ich sehe die großen Netze schon von Weitem, und Du, einst so weit vom Staatsdienste entfernt und uns so ganz angehörend, wirst Dich in ihren Maschen verlieren und wir Dich dabei mit. Ich halte das offenbar für ein Unglück, was hiermit Dir, uns Allen und Deiner Zukunft begegnet ist.«

Eduard, so tief ihn der egoistische Kummer des Freundes, der nur aus seiner Liebe entsprang, bewegte, lachte doch laut und herzlich über sein betrübtes Gesicht. »Nimm es mir nicht übel,« sagte er, »aber Du bist eifersüchtig auf mich, ehe Du einen Nebenbuhler hast. Ich in einen Staatsdienst treten, mich zum Slaven hingeben, wo ich freier Herr meiner Zeit, meines Vermögens, meines Willens bin? Du kennst mich doch eigentlich noch nicht genug, so gut Du mich auch zu kennen vorgiebst. Es handelt sich blos um eine kleine königliche Neugierde, der Minister hat es mir, höchst undiplomatisch, gestern schon verrathen, und um einen Ankauf, den der König zum Theil selbst in Händen hat. Außerdem aber, laß es Dir gesagt sein, damit Dein Schreck vollständig sei, wenn der König mich nicht zu sprechen verlangt hatte, würde ich ihn selbst um seine Audienz in er Zeit gebeten haben.«

»Du – eine Audienz? Ich verliere gänzlich den Faden in Dein Herz.« –

»Du wirst ihn noch vor morgen wieder gefunden haben. Ich trage eine patriotische Bitte auf meinem Herzen,

die ich nur den Ohren des Herrschers allein vortragen kann und will, und das ist meine ganze Absicht. Wenn man mich übrigens in den sogenannten Staatsdienst treiben und klemmen wollte, sei getrost, ich würde ihnen eher ent schlüpfen, als sie mich gefaßt hätten. Nein, nein, Wolf, vier Mal hast Du vor Lämmern Angst; es ist das erste Mal, daß ich Dich davon laufen sehe, Du hast Dir Deinen Pelz doch am Ende nur geborgt!«

Aber dem alten Wolf wollte dieser geborgte Pelz gar nicht gefallen. Er brummte noch eine ganze Zeit, und als er nun Nachmittag um die bestimmte Stunde den herrlichen Wagen des Ministers heranrollen hörte, fühlte er sein Herz sich wahrhaft krampfartig zusammenziehen. Er vermied Eduard's Auge und blickte abseits, als dieser ihm lächelnd Lebewohl sagte.

»Wie ist Dir zu Muthe?« fragte Josephson.

»Mir? Ganz vortrefflich Ich will einen Menschen besuchen, der zufällig König ist, wie ich zufällig Eduard Hutten Stolling bin. Sieh dort hin, in den Spiegel, und wenn Du heute nicht über Dein lämmisches Gesicht lachst, so wirst Du es in einigen Wochen thun, wenn wir auf den Brettern nach einem andern Erdtheile schwimmen. Gehebe Dich wohl, mein Freund, und Sorge nicht um mich.«

–

Mir diesen Worten stieg er in den Wagen, von den glücklichsten Blicken der Frau Schwarzkopf und ihrer Nachbarn verfolgt, denen sich schon in ihrer Seele der Himmel geöffnet hatte.

»Zum König fährt er!« rief die Tischlerfrau ein Mal um das Andere. »Großer Gott! Zum König! Wer hätte das gedacht! O, Herr Ramkau, Herr Ramkau, was haben Sie für einen dummen Streich gemacht! Höre, Anna, ich werde mir doch müssen ein seidenes Kleid machen lassen, ich sehe es kommen, daß ich es gebrauchen werde!«

---

Der König war also in Ludwigsburg. Rasch trugen die schnellen Pferde den Minister und seinen Begleiter dahin. Ein Kammerherr empfing sie und warf einen beinahe grabenden Blick auf den letzteren. Sie wurden in ein Vorzimmer geführt; der Kammerherr verließ sie, und einige Augenblicke später meldete er zurückkehrend: der König käme selber heraus. Gleich daran öffnete sich eine kleine Thür, wie von selbst. Der König behielt, den Drücker in der Hand und nickte freundlich. Sogleich stellte der Minister seinen Begleiter vor. Der König winkte mit der Hand, und Eduard folgte diesem Winke in das Gemach des Monarchen selber. Die Thür schloß sich hinter ihm, – er war mit dem mächtigen Manne allein.

Jetzt erst stellte sich der Monarch vor seinen Gast und betrachtete ihn ruhig, vom Kopf bis zu den Füßen, aber mit ungemein mildem Gesichtsausdruck, und um so milder wurde derselbe, als er sah, mit wie großer und doch einfacher Würde und Gelassenheit der junge Mann vor ihm stand, der nie einem großen Könige so nahe gestanden hatte.

Der König selbst war von großer Gestalt, edlem Kopf, und trug die majestätischen, gefälligen Züge seines großen Stammes auf seinem Antlitz. Sein Haar war schon etwas in's Weißliche spielend, seine Gesichtsfarbe aber noch frisch, und sein sprechendes tiefblaues Auge beinahe so klar, aber bei Weitem nicht so schön gefärbt, wie das des jungen Mannes, der ruhig, den Hut in der Hand, wartete, bis der König sprechen würde. Endlich begann er das Gespräch, und ein sichtbares Wohlgefallen erhellte alle seine Züge, während er sprach:

»Ich sehe, Sie sind eben so wenig ein Pirat wie der Abkömmling eines Mohren, wie jene lügnerische Zeitung sagt. Im Gegentheil, Sie sind ein schöner, ein junger und, wie mir scheint, ein hoffnungsvoller Mann.«

»Ich bin eben so wenig ein Pirat oder ein Mohr, gnädiger Herr, als Ew. Majestät das sind, was dieselben lügnerischen Zeitungen von Ihnen gesagt haben.«

»Ja, ja, es ist wahr. Es ist eine traurige Zeit! Die öffentlichen Blätter, die man sonst so gern aus Neugierde, Theilnahme, und um seine Geschichtskenntnisse zu bereichern, las, sind jetzt der Tummelplatz aller niedrigen Leidenschaften, des Neides, des Hasses, der Verspottung alles Heiligen und Göttlichen, und weiß Gott wessen geworden. Das hat man von der sogenannten Freiheit der Presse.«

»Ew. Majestät wissen es wohl, der Mensch, der in vielen Dingen erhaben ist, muß auch einen Ort in der Welt haben, wohin er seinen Unrath legt. Ohne unsre Wissenschaften and Mängel wären wir Götter, da wir mit ihnen

nur halb Engel und halb Thiere, das heißt – Menschen sind.«

»Ja wohl, ja wohl, Sie haben Recht. Aber etwas Teufelei ist auch dabei. Man möchte beinahe daran glauben. Sie haben studirt?«

»Die medizinischen und Naturwissenschaften. Mit ersteren war ich fertig; in den letzteren wurde ich unterbrochen, um einem höheren Studium nachzuhängen, das ich jetzt auszubeuten mich bemühe.«

»Das war doch aber eine ganz angenehme Unterbrechung, scheint mir. Sie haben eine schöne Aufgabe vor sich.«

»Schön ist sie, aber auch schwer, und den verschiedenartigsten Urtheilen unterworfen.«

»Daran muß man sich nicht kehren. Man kann es nicht Allen zu Willen thun. Fragen Sie Ihr Gewissen, junger Mann, das thue ich auch. – Was wollen Sie mehr? Sie sind nur Privatmann, unabhängig durch Reichthum, erheitert durch Ihre Wissenschaften und den Genuß der schönen Künste – das ist sehr viel, und ich gäbe etwas darum, an Ihrer Stelle sein zu können. Ich möchte wohl ein Privatmann unter Ihren Bedingungen sein.«

»Das erkenne ich ebenfalls an und bin vollkommen befriedigt, ich schätze deshalb meinen Besitz höher, als sogar den einer Krone.«

»O, wie weise sind Sie schon in Ihrem Alter! Ja, heut' zu Tage ist der Besitz einer Krone nicht der höchste Besitz, wie ehemals. Gerade von uns Königen verlangt man,

daß wir das Irdische von uns werfen und allein das Göttliche behalten. Man vergißt hierbei, daß wir als Menschen geboren wurden, Menschen sind und bleiben werden.«

»Man vergebe den Thoren ihre Thorheit. Wenn ein König nur nie vergißt, daß er Menschen, wie er selbst ist, zu regieren hat; das ist für ihn wichtiger, als sich über die Vorwürfe der Unwissenheit und Böswilligkeit zu grämen, und wer Ew. Majestät hierin kennt, kann beruhigt sein.«

»Glauben Sie das ja nicht. Grade mich, obwohl man mich kennt, schmätzt man am meisten.«

»Ihre Ohren hören es nicht – müssen es nicht hören.«

»Das ist bald gesagt. Auch nur sich geschmätzt zu wissen, es sich zu denken, zumal man sich bewußt ist, eine bessere Beurtheilung und Würdigung verdient zu haben, ist ein trauriges Loos. Ich verdenke Ihnen gar nicht, daß Sie nicht mit mir tauschen wollen.«

»Der Unschuldige kann eine größere Last tragen als der Schuldige. Gott giebt ihm Kraft.«

»Das allein muß auch mich trösten. – Sie wollen sich ankaufen, höre ich. Die Insel den Fürsten Tuttifrutti, sagt man. Das ist recht. Ich habe ein Schloß dicht dabei, so werden wir Nachbarn – können uns besuchen.

»Ew. Majestät sind zu gnädig!«

»Lassen Sie die Gnade, auch sie wird Einem oft genug verleidet. Ich bin aber gern unter Menschen, die mich verstehen, Gleiches mit mir fühlen. Aufrichtig gesagt, Sie gefallen mir. Auch können Sie mir und Ihrem Vaterlande vielleicht von Nutzen sein. Ich höre, Sie haben große

Pläne, zum Besten der Wissenschaften, Künste und Gewerbe?«

»Ja, ich habe Pläne. Was in meinen Kräften liegt, will ich thun.«

»Das ist recht, das gereicht Ihnen zum Ruhme, zur Ehre. Ich muß Ihnen das gleich am Anfang unsrer Bekanntschaft sagen; ich liebe die Künste, die Wissenschaften, die Entfaltung und das Gedeihen der Gewerbe sehr, ja, ich verehere sie, weil aus ihnen nur Gutes für die Menschheit sprießt. Ich habe eine vortreffliche Erziehung in der Art genossen – leider darf ich mich ihnen nicht mit so ganzer Seele wie der schwereren Kunst weihen, ein ganzes großes Volk zufrieden und glücklich zu machen.«

»Es wird Ihnen gelingen.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Vielleicht auch gehe ich darüber zu Grunde, doch das darf mich von meinem Wege nicht abbringen. Lassen wir das. – Sie wollen Kunstschulen errichten, sagt man, haben schon Künstler um sich, deren Werke ich bewundere – ziehen Sie uns nicht das Beste fort!«

»O! Eure Majestät hat so viel des Schönen und Guten. Ich nehme nur die jüngeren Künstler in Anspruch, lasse sie sich unter meinem Schutze üben. Sind sie reif und mit sich selber einig – mögen sie die Welt und die Könige beglücken, ich finde Andre – ich bin nur der Anfang – Sie das Ende.«

»Hm! sehr gut gesagt! – Machen Sie Ernst mit der Insel, ich freue mich darauf. – Sie gehen nach Amerika?«

»In einigen Wochen, so Gott will! Die Pflicht der Dankbarkeit und Pietät ruft mich dahin; auch will ich für mich selber sammeln und lernen, damit ich besser nützen kann.«

»Wollen Sie mir einen Gefallen thun?«

»Ich stehe ganz zu Euer Majestät Befehlen.«

»Nein, das ist nicht wahr. Man hat es mir schon gesagt. Mit Staatsgeschäften geben Sie sich nicht ab, Dienste nehmen Sie nicht; nun! es wäre auch Thorheit, sich eine Last aufzubürden, wo der Schöpfer uns selbst keine gegeben hat – ich verdenke es Ihnen nicht, würde sie ebenso machen. Aber wenn Sie mir gefällig und Ihrem Vateilande nützlich sein können, so thun Sie es doch gewiß?«

»Für meinen König und für mein Vaterland Alles – ich sage nicht zu viel! Auch habe ich in dieser Beziehung selbst eine Bitte vorzutragen.«

»Davon nachher, zuerst die meine. Ich will mit Nordamerika und Mexiko einen neuen Handelsvertrag, schließen, zum Vortheil unseres Landes und unserer Kaufleute. Ich möchte einen Gesandten hinschicken. Man findet nicht immer die geeigneten Persönlichkeiten, die unparteiisch nach Ost und West sehen. Sie sind naturalisirter Amerikaner, und wenn Sie sich hier niederlassen, auch *Bürger* unseres Staates – wollen Sie, für Ihr *erstes* Vaterland bei Ihrem *zweiten* wirken?«

»Ja, unter der Bedingung, daß ich dadurch nicht verhindert werde, meiner Lebensaufgabe mich hinzugeben. Auch habe ich Gründe, zu wünschen, daß mein Name

nicht als Beamter in öffentlichen Blättern genannt werde.«

»Beides nehme ich an. Sie sollen mein wirklicher geheimer Geschäftsträger sein – Mühen sollen Sie davon nicht haben – Kosten nun –«

»Ich scheue Beides nicht.«

»Das weiß ich. Wollen Sie sich von unseren Ansichten unterrichten?«

»Gern!«

»Und mich in Washington und Mexiko vertreten?«

»Sehr gern!«

»So haben Sie mir heute eine doppelte Freude gemacht. Wir werden noch öfter darüber sprechen. Sie besuchen mich noch vor Ihrer Abreise. Wieviel Gehalt wollen Sie?«

»Keines – ich bin reich. Ich thue es nur zum Wohle des Vaterlandes.«

»Ich danke Ihnen im Namen desselben Und nun Ihre Bitte!«

»Majestät, meine Bitte betrifft wieder mein Vaterland. Ich fühle mich demselben verpflichtet in doppelter Beziehung. Es bedarf noch manchen Besitzes, den es jetzt noch nicht inne hat, und der in meinen Augen und in den Augen Unterrichteter dennoch sehr nothwendig ist.«

»Ach ja! Was meinen Sie?«

»Ich meine unsere Marine.«

»Aha! Ich bin vollkommen Ihrer Meinung.«

»Ich besitze vier Schiffe, von denen ich drei schon jetzt nicht mehr brauche, auch das vierte werde ich nur noch

einige Zeit bedürfen. Alle vier sind schön, stark, dauerhaft. Darf ich sie unserer Handelsflotte einverleiben, unter der Bedingung, wenn mich eines oder das andere einmal wieder nach Amerika tragen soll, es benutzen zu dürfen.«

»Sie sind so großmüthig wie offenherzig. Was soll ich Ihnen dagegen geben?«

»Ihr königliches Vertrauen.« –

»Wohlan, so tauschen wir mit unseren Gaben.« –

»Noch Eins! Ich habe sehr viel Besitz. Nachdem ich Alles und Jedes bedacht, bleiben mir noch große Summen jährlich zur beliebigen Verwendung. Sparen will ich und darf ich nicht. Darf ich unserem Vaterlande alle Jahr ein Neujahrsgeschenk mit einem Kriegsschiffe machen, einem größeren oder kleineren, je nachdem meine Mittel sind?«

»Wie? das ist Ihr Ernst?«

»Ich spreche und verspreche nie etwas, was ich nicht zu halten den festen Vorsatz habe.«

»Sie verpflichten mich wahrhaft. Ich glaube nicht, daß es solche Menschen wie Sie in meinem Staate gäbe!«

»Es giebt ihrer noch bessere!«

»Ja wohl, sie lassen sich nur nicht blicken!«

»Auch ich wäre verborgen geblieben, wenn mich nicht Gottes Wille und eines Mannes Auge aus meiner Dunkelheit hervorgezogen hätte.«

»Ich bin Beiden dankbar dafür und Ihnen für sich selber. Wenn ich alle Tage einen solchen Menschen fände, würde ich der beneidetste Monarch sein.«

Eduard schwieg und regte sich nicht. Er schien das Kompliment nicht zu hören.

»Und die Insel?« fragte der König. »Sie sehen, ich möchte Sie sehr gern zum Nachbar haben.«

»Ich werde sie kaufen.«

»So bin ich zufrieden!« –

Das Gespräch war zu Ende. Der König reichte dem jungen geheimen Gesandten die Hand und drückte sie fest, indem er ihm tief in das redliche blaue Auge sah. Eduard hielt den Blick aus, so fest und eindringlich er war, nur sein eigenes Auge leuchtete höher auf. Darauf verbeugte er sich, und einige Augenblicke später saß er im Wagen neben dem seiner harrenden Finanzminister, der nicht ahnte, daß er einen neuen Freund seines Königs neben sich habe. –

Als Eduard wieder in sein Zimmer trat, fand er Josepson in der größten Spannung seiner warten.

»Eduard,« fragte er. »Wie ist es Dir ergangen?«

»Gut, Wolf, sehr gut!«

»Du bist so einsylbig. Hat Dich die Majestät niederschmettert?«

»Nicht im Geringsten. Ich habe in ihr einen guten, unterrichteten, am Wohle des Vaterlandes redlich arbeitenden Menschen gefunden, der mir wohl will.«

»Das glaube ich und Du ihm. Was war der Gegenstand der Audienz?«

Eduard, der den lauschenden Herzschlag des Freundes beinahe hörte, fand ein Vergnügen daran, seine Spannung noch höher zu treiben.

»Wir haben uns unterhalten,« sagte er langsam. »Ich habe mich entschlossen, eine Insel anzukaufen. Außerdem habe ich meine Schiffe angeboten. Sie sind angenommen.«

»Das dachte ich. Und – nun – aber wie ist es mit dem Staatsdienst?« –

»Ah so – das ist auch abgemacht. Ich bin Gesandter in Amerika, und Du Legationsrath.« –

»Ah – bah!« rief der Referendar, und riß die Augen so weit auseinander, daß die sie umgebende Haut beinahe platzte.

Eduard lachte in seiner unschuldigen Herzensfreude laut auf und drückte den Freund an seine Brust. Dann setzte er sich mit ihm und erzählte ihm Wort für Wort, was er mit dem Könige gesprochen hatte.

»Bist Du zufrieden mit mir, Josephson?«

»Durchaus – trotz alledem bleiben wir Privatleute.«

»Das bleiben wir. Ja!«

## FÜNFTES KAPITEL. DIE INSEL.

Die Verhandlungen mit dem Agenten des abwesenden Fürsten wegen Verkaufs seiner Ländereien hatten begonnen. Der König hatte die Genehmigung dazu ertheilt. Es wurden ohne weitere Anfragen 800,000 Thaler gefordert. Es blieb daher nur noch übrig, die Grundstücke zu besichtigen und dann den Kauf abzuschließen, wenn er für ersprießlich gehalten werden sollte. Waldau drängte mit Leibeskräften nach einer Entscheidung; er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, wo er mit seinen

schon bezeichneten und ausgerüsteten Etappen in's Feld rücken und die lange gehegten Pläne seines Herzens in die Wirklichkeit hinüberführen sollte. Ernst war mit seinem Vater und Karl Michel nach der Stadt gekommen; alle drei wollten mit vereinigten Kräften dem Architekten zur Seite stehen und waren ebenfalls auf den Anblick ihres künftigen Wohnsitzes gespannt, denn Eduard hatte ihnen eröffnet, daß sie für sich selbst, nach eigenem Geschmack, das Innere ihrer Häuser einrichten könnten, deren Aeußeres, der Uebereinstimmung wegen, von Waldau's kunstreicher Feder entworfen war. Der Winter erlaubte übrigens einen frühzeitigen Beginn der Arbeiten, denn mit der strengen Kälte im December schien er sich für diesmal erschöpft zu haben. Es war beinahe Frühlingswetter eingetreten; bei mehreren Graden Wärme leuchtete die Sonne heller wie sonst erst im März, und selbst die strengen Winde schienen für dieses Frühjahr ihren Rückzug von der Erde genommen zu haben.

An einem solchen schönen Tage versammelten sich denn auch früh Morgens beim Banquier Ermeling die an der Besichtigung der anzukaufenden Grundstücke Theil nehmenden Freunde. Außer dem Banquier und seiner Tochter, die für sich selbst schon ein so großes Interesse an der neu zu gründenden Heimath hatten, fanden sich ein: Eduard und der nie fehlende Jesehson, der Zimmermeister Dossow, Ernst und Karl, die beiden Amerikaner, Mr. Staunton und Mr. Treaden und endlich Waldau selber

mit einem hochkundigen Oeconomen, den er sogleich gewonnen, und zu Eduard's großem Vergnügen bei den vorzunehmenden Arbeiten und Einrichtungen betheiligte hatte. Diese elf Personen vertheilten sich nach ihrer Neigung in die drei mit raschen Postpferden bespannten Wagen und fuhren schnell dem Orte ihrer Bestimmung, entgegen. Schon um elf Uhr Morgens waren sie an Ort und Stelle. Doch gehen wir ihnen voran und machen wir uns vor ihnen mit der Lage, der Umgebung und dem vorgefundenen allgemeinen Inventarium der angebotenen Grundstücke bekannt.

Die Sommerresidenz selbst, von der wir so oft gesprochen haben, war eine Stadt von ungefähr 50,000 Einwohnern. Sie lag selbst auf einer Insel desselben schönen Flusses, der auch die beiden kleineren umspülte, von denen sogleich die Rede sein wird. Jene erstere, die durch ihren furchtbaren, mit schönen Bäumen und reichen Aeckern gesegneten Grund und Boden der Anlage einer Stadt günstig gewesen war, hatte ungefähr vier Meilen im Umfange. Unmittelbar hinter der Stadt, die auf der Nordspitze dieser Insel gelegen war, vereinigten sich die beiden Arme des Flusses wieder zu einem großen Strome, der sich von Strecke zu Strecke seeartig erweiterte, dann allmählig wieder enger zusammenzog und so die natürlichen Reize einer an sich schon schönen, romantischen Gegend durch größere und kleinere Wasserbecken vermehrte. Denn die Ufer dieses eben so klaren

wie gewöhnlich ruhigen und in schönster Bläue sich spiegelnden Flusses bildeten eine ziemlich gleichmäßig fortlaufende Kette von anmuthigen Höhen und dazwischen eingestreuten Wiesen und Gartengründen, in deren Tiefe Dorf an Dorf, Landhaus um Landhaus sich eingenistet hatten. Die Höhen selber waren mit den herrlichsten alten Bäumen, vorzüglich Eichen, Buchen und Edeltannen geschmückt, welche letztere namentlich viele Landhäuser regelmäßig umgaben und hierdurch schon dem fernschauenden Auge des Wanderers den Wohnsitz glücklicher Menschen verriethen. Denn glücklich waren diese Menschen. Des allgemein verehrten Monarchen Kunstsinne und heimische Neigung hatte diese Gegend mit vielen Denkmälern seiner Großmuth geschmückt, er hatte treuen Dienern, fleißigen Beamten hie und da einen Wohnsitz erbaut und für sich selbst und seine Prinzen die freundlichsten Sommervillen eingerichtet. Wo sonst noch eine passende käufliche Stelle zu finden war, da hatten der wohlhabende Adel, reiche Privatleute oder Handelsherren sich angebaut und so verfolgte das Auge, wenn man den Strom langsam hinabfuhr, eine fast ununterbrochene zusammenhängende Kette von Natur- und Kunstschönheiten in abwechselndster Gestaltung. Unmittelbar nach dem Zusammenströmen beider Flußarme zwängte sich der durch die Eindämmung unwillige Strom zwischen nahe sich gegenüber liegenden Bergrücken dahin. Sobald er diesen engen Weg überwunden, athmete er gleichsam wieder freier und lebendiger auf und dehnte

seinen glatten blauen Spiegel weit nach allen Richtungen aus. Hier war der so entstandene See beinahe meilenbreit, kaum konnte man seine entferntesten Ufer mit dem Auge erreichen und in tiefster Perspektive erblickte man nur auf zwei höher gelegenen Bergrücken die matten Umrisse kleiner zierlicher Burgen, von denen die eine ein königlicher Prinz, die andre ein wohlhabender Kaufmann gegründet hatte. Hatte man diesen See durchschnitten, so gelangte man nun erst recht eigentlich in die belebteste und anmuthigste Gegend des Flusses. Die Berge rückten einander wieder näher und waren mit den herrlichsten Wäldern geschmückt. Landhäuser drängten sich an Landhäuser, deren Bewohner sich auf beflügeltem Kiele, in kleinen Ruderschiffchen oder geschmeidigen Segelbooten auf dem klaren Spiegel des Wassers nachbarlich begegneten. Gerade in der reizendsten Umgebung dieser romantischen Gegend breitete sich plötzlich der Fluß wieder mit aller Mächtigkeit aus, das grüne Land mit seinen Bergen und Bäumen wich zurück und verlor sich in bescheidener Ferne. Da trat denn mitten in dem seeartigen Gewässer, schon aus weiter Ferne sichtbar, die schattenreiche erste Insel, die Schnepfen-, auch Königsinsel genannt, hervor, ließ ihre grünen Wipfel hoch in die reine Luft ragen und nach ungefähr dreiviertel Meilen Länge sich wieder an den Armen des Flusses umschließen. Ihre Breite betrug eine halbe Meile; die ihrer Ost- und Westseite zugekehrten Uferländer waren mit den schönsten Waldungen aus freundlichen Bergen bedeckt.

Auf der höchsten Spitze dieser Berge, im Westen der Insel, stand nun die sogenannte Königsburg, ein Lustschloß des Monarchen, welches derselbe jeden Sommer zu seiner Erfrischung auf einige Wochen besuchte. Unmittelbar hinter dieser ersten Insel war der Fluß seeartig ausgebreitet, umspülte aber eine Viertelstunde nordwärts die zweite sogenannte Fischerinsel, welche von einem heiteren, aber armen Fischervolke bewohnt war, das sich seine kleinen Häuschen in unmittelbarer Nähe des flüssigen Elementes erbaut hatte. Diese Fischerinsel gehörte zu dem zu verkaufenden Grundstücke, ebenso die östlich und westlich der Schnepfeninsel gegenüber liegenden Länderstrecken auf der östlichen Seite, bestehend aus einem tiefen Buchen- und Tannenwalde, in dem sich vieles Roth- und Schwarzwild aufhielt, auf der östlichen, dem Uebergangspunkt nach der Insel, einen bewachsenen Hügel darbietend, über dessen Scheitel die große Landstraße führte und an dessen Fuße ein Wirthshaus gelegen war, in welchem der Fährmann der Insel und ein kleiner Pächter des Fürsten sein Wesen trieb.

Vor diesem Wirthshause hielten elf Uhr Morgens an dem vorher bezeichneten Tage die drei Wagen mit unseren Bekannten. Als sie ausgestiegen waren und während der Fährmann sein großes Boot in reisefertigen Zustand versetzte, labten sie sich an dem wunderlieblichen Anblick der Schnepfeninsel, die sich ihnen von hier aus mit allen ihren Reizen der Länge nach darbot. Der östliche Flußarm war hier nur dreihundert Schritt breit, während seine Weite auf der entgegengesetzten Seite wenigstens

das Doppelte betrug. Die Insel selbst hatte ziemlich die Form eines Kastanienblattes, dessen breite Seite nach Süden, dessen Spitze nach Norden lag. Die breite Seite war hügelartig erhoben und ragte mit ihren hochstämmigen schlanken Buchen bedeutend über die anderen Theile der Insel hervor. Auf diesen Punkt richtete sich augenblicklich Waldau's Kennerauge.

»Da,« sagte er zu dem neben ihm stehenden Ernst, »da oben wird das Schloß gebaut, die Front gerade nach Süden gekehrt. Alles Uebrige ist Nebensache. Es ist herrlich, köstlich, viel herrlicher und köstlicher, als ich es wünschen und mir einbilden konnte.«

Allen schlug das Herz höher, als sie sich, nachdem sie den Nachen bestiegen und der Insel näher gerudert wurden, dem Orte näherten, wo sie vielleicht den größten Theil ihrer kommenden Jahre in freundschaftlicher Muße und mit edlen Studien beschäftigt hinbringen sollten. Der Nachen stieß an eine kleine Landungsbrücke. Eduard sprang zuerst hinaus.

»Wie Kolumbus das undankbare Amerika einst zuerst betrat,« rief er halb im Scherze aus, »so will ich zuerst meinen künftigen Grund und Boden betreten, in der Hoffnung, er werde mir dankbarer und ergiebiger sein!«

Alle waren jetzt am Lande und besichtigten zuerst das sich ihnen darbietende Gartenhaus, welches dicht am Strande lag und eine Art Eingangspforte in das fürstliche Gebiet bildete. Sogleich fing jetzt Karl's schöpferische Phantasie in Thätigkeit zu gerathen an. Er merkte sich jeden Baum im Geiste, den ein Weg oder kleinerer Pfad

streifen sollte, er sah schon in Gedanken die duftenden Blumenbeete, die er hier und da hervorzaubern würde. Waldau und Ernst liefen sogleich in wahren Sturmschritt voran und nahmen gleichsam von jedem Hufen Landes Kenntniß und Besitz. Die anderen folgten langsamer, bedächtiger, keiner aber hatte sich den Boden so fruchtbar, die Vegetation so üppig gedacht, obgleich Beides ziemlich verwildert und in einem höchst vernachlässigten Zustande war.

»Hier wird es was zu roden geben!« bemerkte Ermeling.

»Um so besser,« erwiderte Eduard, »da bekommen arbeitslustige Hände genug zu thun und die Freunde können ihr Meisterstück machen.«

Beim Vorschreiten sah man deutlich, daß der vordere Theil der Insel, wenigstens früher, eine Art englischen Garten gebildet hatte, Spuren waren genug davon übrig geblieben. Blumen waren nirgends angepflanzt, die Baumgruppen aber und namentlich einzelne Bäume auf dem grünen Rasengrunde waren vom kräftigsten Alter und mußten, mit ihrem Sommerschmuck versehen, herrliche Hintergründe bilden. So wanderte man unter Scherzen, heiteren und ernsten Gesprächen, die bei jedem neuen Schritte von einem neuen Stoffe belebt wurden, eine kleine halbe Stunde weiter und hatte nun den Mittelpunkt der Insel, den bisherigen Hauptpunkt erreicht. Hier stand inmitten eines immergrünen Gebüsches dunkler Edeltannen, ein altes, sehr geräumiges Jagdschloß, in

welchem früher der Besitzer des Gutes den Sommer verlebte und von wo aus er die großen Jagden auf die friedlichen Rehe und Hasen, die sich in zahlloser Menge zwischen den Bäumen blicken ließen, unternommen hatte. In diesem halb verfallenen Schlosse wohnte ein alter Kastellan mit einigen ergrauten Dienern, dem Förster und verschiedenen Tagelöhnern. Hinter dem Schlosse zeigten sich ziemlich erhaltene Pferdeställe.

»Das soll unser Wohnhaus sein,« rief Waldau, »während wir an der Arbeit sind. Laßt uns hineingehen.«

Man fand große und kleine Räume in Ueberzahl. Hier konnten zwanzig Menschen mit ihrem ganzen künstlerischen Hausrath sich einnisten. Man war allgemein befriedigt, für das erste Unterkommen so wohl sich versorgt zu sehen. Der Kastellan und der Förster kamen herbei; sie hatten schon von dem beabsichtigten Verkaufe der Insel vernommen. Sie geleiteten die Gesellschaft und theilten ihre einfachen Bemerkungen über Alles, was sie wußten, mit.

Man verließ das alte Schloß und trat wieder die Rundreise an. Jetzt öffnete sich die Waldung mehr und mehr und man gewahrte einen größeren Rasenplatz, dessen Mitte von einer hügelartigen Erhöhung eingenommen war und dessen Seiten von verschiedenen Baulichkeiten und ergötzlichen Einrichtungen begränzt wurden. Auf dem kleinen Berge, erzählte der Kastellan, hätte früher ein Springbrunnen spielen sollen, man wäre aber nicht zu der Ausführung gelangt, theils der Kosten wegen,

theils weil man noch nicht wie jetzt die Kraft der Maschinen habe benutzen können.

Eduard sah hier Ernst und Waldau verständliche Blicke austauschen und er selber nickte ihnen Beifall zu.

Das erste Gebäude, dem man sich jetzt näherte, war ein altes, halb verfallenes Treibhaus, hoch und weit genug, eine Menge Bäume und Pflanzen zu fassen. Als man aber sein Inneres betreten hatte und den offenbaren Verfall bemerkte, in dem es sich befand, konnte man sich eines lauten Bedauerns nicht enthalten, denn einige schöne Palmen mit ihren breiten Blättern, mehrere schöne Brodfrucht bäume, der Gummibaum mit seinen lackirten, glänzend saftigen Blättern, vorzüglich aber einige herrliche Citronen- und Orangenbäume standen darin, wie etwa ein großer Mann in einer zu niedrigen Schiffskajüte steht, senkten das Haupt und sahen ängstlich und verdrossen aus, daß sie ihre schlanken und gerundeten Wipfel nicht frei nach Gottes Willen emporstrecken konnten.

»Pfui,« rief Karl, der Gartenkünstler, dem das physische Wohl der Pflanzen eben so wie das der Menschen am Herzen lag, entrüstet, »pfui – so schöne Bäume in einem so schlechten Hause! Seht da, jene schöne Dattelpalme und hier diese Cedern, dort die Stechpalme; was sind das für herrliche Exemplare – und nun dieser Wald von Azaleen, Kamelien, Geranien – wie schön, wie reichlich, und doch Alles in Allem wie abscheulich.«

»Ich kann es kaum noch ansehen,« bemerkte Waldau und wandte den Kopf nach Judith's schönem Antlitz, als

wollte er sich an dessen Anblick erquicken. – »Sie sehen, mein Fräulein, hier thun des weisen Arztes Hände Noth, denn Alles, was wir erblicken, ist krank und Manches vielleicht gar nicht zu retten.«

»Sie finden insgesamt eine angenehme Arbeit, meine Herren,« erwiderte Judith und warf einen verstohlenen Blick auf den Erben, »es muß eine wahre Wollust sein, Sinkende zu halten und Kranke zur Genesung zu führen. Ich beneide Sie um Ihre schöne und für Ihre Kunstfertigkeit nicht allu schwere Aufgabe.«

Jetzt besah man sich das eigentliche Treibhaus für die genießbaren Früchte. Der Wein, die Pflaumen, die Kirschen, alles schwoll schon seine Reife entgegen und war in ziemlich erhaltenem Zustande, so daß die Beschauenden sich wieder befriedigter fühlten. Von dem Treibhaus schritt man weiter, an einem kleinen runden Fischteiche vorbei, aus dessen Tiefe große Karpfen sich neugierig an die Oberfläche des Wassers wagten, um die Brodstücke in Empfang zu nehmen, die ihnen der Kastellan zuwarf, wie es seine Gewohnheit war, wenn er diesen Theil der Insel besuchte. Vom Fischteiche gelangte man an ein großes Wasservogelhaus. Schönes Gefieder paarte sich hier mit wohlschmeckendem Fleische; es waren so ziemlich alle Gattungen vertreten, die der leckere Mensch seinem Gaumen zu opfern pflegt. Von dem Federvieh kam man an die Wohnung vierbeiniger Geschöpfe. Zwei alte Füchse lagen an Ketten vor dem selbstgegrabenen Bau und sahen mit ihren gelben stehenden Augen die seltene Gesellschaft neugierig an. Alsdann kam ein Gehege, in welchem sich

schöne Hirsche und seltene Rehe in anmuthigen Bewegungen vorführten.

»Die müssen die Freiheit haben, nicht wahr, Herr Hutten?« fragte Judith.

»Ihr Wunsch wird dem Baumeister ein Befehl sein – merke es Dir, Waldau!«

Man hatte sich so, von einer Breitseite der Insel zur andern langsam fortwandernd, allmählig der Ostküste genähert und sah wieder die schönen blauen Gewässer vor sich liegen. Hier, hinter Gebüsch verborgen, lagen niedrige flache Häuserchen, für frühere Arbeiter bestimmt, jetzt unbewohnt. Man näherte sich dem Meer und fand eine allerliebste, von Weiden und Gesträuch begrenzte Ausbuchtung des Landes, die einem kleinen natürlichen Hafen nicht unähnlich sah.

»Dies nennen wir den Hafen,« sagte der Förster, »und hier lagen die kleinen Segelboote vor Anker, auf denen der alte Fürst seine Inseln zu umfahren pflegte.«

»Wie tief ist das Wasser an dieser Stelle?« fragte Eduard.

»Fünfzig Schritt vom Lande entfernt dreißig bis vierzig Fuß tief, bis beinahe ans jenseitige Ufer hin.«

»So soll das unser wirklicher Hafen werden, denn wir wollen auch eine kleine Marine besitzen, deren Kommodore unser guter Capitain Schröder von der Beata werden soll,« bemerkte Eduard gegen Mr. Treaden.

Jetzt wandte man sich wieder dem Mittelpunkte der Insel zu und betrat bald einen Wald von Buchen, Eichen und Edeltannen, wie man ihn selten schöner zu sehen

bekommt. Der Boden war selbst jetzt im Winter mit grünem Moose bedeckt und man trat wie auf dem sanftesten Teppich einher. An den hoch- und gradstämmigen Buchen, deren Kronen sich jetzt ohne Laubschmuck sogar berührten, sah man, daß, wenn noch die Blätterfülle hinzukäme, der Himmel nicht würde zu sehen sein.

»Hier ist im Sommer ewige Nacht,« bemerkte der Förster, der sich hier wie in seinem Element befand. »Kein Sonnenstrahl bricht hindurch, es ist der lieblichste Spaziergang der ganzen Insel.«

»Diesen Buchenwald tastet mir nicht an,« rief Eduard. »Die ganze Insel mag in einen Park verwandelt werden, nur dieser Wald bleibe in seiner natürlichen Schönheit und Unschuld. Hauet einen Weg zum fahren und Reiten hindurch, das lasse ich mir gefallen, damit man auch so den Schatten genießen kann, aber für die Erhaltung des Ganzen lege ich meine Fürbitte ein.«

Der Förster schmunzelte. »Drüben, jenseits dieses Waldes, unmittelbar am westlichen Ufer, ist unser Schnepfenstrich, gnädiger Herr, darf der auch erhalten bleiben?« fragte er beinahe flehend.

»Das versteht sich,« rief Josephson – »ich bitte um Gnade für den Schnepfenstrich!«

Auch diese Gnade wurde bewilligt. So gelangte man endlich, indem man etwas rascher durch den Buchenwald schritt, an das Nordende der Insel, wo sich eine große Meierei mit Pferden, Kühen und Schafen befand, ebenso einige Vorrathshäuser und das Geräthe, welches man zur Landwirthschaft gebraucht. Man hatte von hier

aus eine herrliche Aussicht nach der gerade gegen Norden liegenden Fischerinsel, deren Häuserchen man am Strande liegen sah und deren Bewohner auf der See in ihren schmalen Nachen beim Fischfange gegenwärtig beschäftigt waren. –

»Da sehen Sie die armen Leute,« sagte der Förster und deutete mit der Hand auf die fliegenden Nachen. »Arbeitsamere, redlichere Menschen habe ich nie gesehen; so fischen sie den ganzen Tag, und in der Nacht rudern sie mühsam ihre kleine Beute nach den beiden Hauptstädten, mit Aufopferung ihrer Ruhe, um nur das ärmliche Leben zu fristen und die Steuern zu bezahlen.«

»An wen zahlen sie denn die Steuern?« fragte Eduard.  
»An den Staat?«

»An den Staat und den Besitzer dieser Insel, mein Herr. Dieser ist eigentlich ihr Oberhaupt. Und die Steuer ist für sie nicht unbedeutend.«

»Wie viele Köpfe sind es?«

»Ich glaube, achtzig Familien, reich mit Kindern gesegnet.«

»Es ist gut, ich danke Ihnen. Sollte ich die Insel kaufen, was ich beinahe als gewiß annehme, so hört ihre Steuer augenblicklich auf.«

»Nein, das müssen Sie nicht thun,« belehrte der Förster »Eine Steuer muß sein, sonst halten sie sich selbst für die Herren und werden übermüthig. Aber geringer, sehr gering, wenn Sie wollen, kann sie ihnen auferlegt werden. Und Sie sprachen vorher von einer kleinen Marine – da eben in Angesicht des Hafens. Da haben Sie gleich in den

Bewohnern jener Insel Ihre Matrosen und brauchen keine zu pressen.«

Der künftige Besitzer der Insel war erfreut, so vernünftige Rathschläge zu hören. Er dankte dem Förster und fragte nach seinen eigenen Verhältnissen. Sie waren dürftig.

»Wenn ich dieses Besitzthum kaufe,« würden Sie dann in meinem Dienste bleiben?« fragte er den kundigen Waldmann.

»Darüber brauche ich nicht lange nachzudenken, denn ich bin zwanzig Jahre lang an den Schatten dieser Bäume gewöhnt und kenne jeden Fuß breit Holzes. Wenn Sie sich aber auf dieser Insel anbauen, so fände ich es räthlicher, das Försterhaus auf jenes westliche Ufer zu verlegen, denn dort ist der schönste Wald, das beste Holz und der reichste Wildstand. Es ist mühsam, alle Tage hinüber zu rudern, und die Strecke, die ich dort zu durchlaufen habe, ist groß.«

»Ich danke für den Wink – da drüben also, Waldau, merke Dir das, kommt unser Forsthaus zu stehen.«

»Wenn Sie einmal am Vertheilen Ihres Reichthums sind,« begann der aufmerksam zuhorchende Oekonom, den Waldau gewonnen und zu dieser Bitte ermuthigt hatte, »so lassen Sie mich hier auf dieser Meierei wirthschaften, falls Sie keinen besseren Diener dafür haben. Diese Stelle gefällt mir und wo sich der Mensch heimisch fühlt, da arbeitet er auch gern.«

»Angenommen! Zugestanden!« rief Josephson, der Eduard's Auge schon die Genehmigung angesehen hatte.

Finden Sie sich hier mit diesem Herrn, dem Architekten, ab, damit er Ihre Wünsche befriedige.«

Die Fischerinsel selbst und das am westlichen Ufer jenseits liegende Land konnte nicht mehr in Anspruch genommen werden, man behielt es sich auf einen andern Tag vor. Die Besichtigung und das Umherwandern hatte viel Zeit in Anspruch genommen und es neigte sich bereits die Sonne. Auch spürte man, von dem langen Spaziergange und der frischen Luft angeregt, einen ziemlichen Appetit und man lobte Josephson's Voraussicht, der, als dienstthuender Hofmarschall, in dem Wirthshause am Strande ein ländliches Mahl, wie es die Umstände erlaubten, bestellt hatte. Der alte Kastellan bot von seinen eigenen Vorräthen an, aber man dankte und lud ihn zur Theilnahme am allgemeinen Mahle ein, eben so wie den Förster, der auch von Herzen gern mit jenem die Einladung annahm.

So schickte man sich zur etwas hastigen Rückkehr an, wobei der Förster die nächsten Wege führte. Es war schon beinahe fünf Uhr, als die Gesellschaft, tüchtig ermüdet, über den Flußarm setzte und ihr Mahl bereits zum Auftragen fand. Bald saß man um die langen, in der Eile aufgeschlagenen Tische, denn es mochte lange her sein, daß die alte, lebensmüde Wirthin am Ufer so viele und vornehme Gäste, wie sie dachte, bewirthet hatte. Man speis'te die schönen Fische des Flusses, einige Hühner und ließ sich den herrlichen Wein dabei wohlschmecken, den man vorsichtiger Weise in den Wagenkasten mitgenommen hatte.

Als man endlich bei dunkelm Abend nach Hause fuhr und Eduard mit Waldau in Ermeling's Wagen saß, sagte jener zu den Dreien: »Ich habe es beschlossen, die beiden Inseln und was dazu gehört, müssen mir und uns Allen gehören. Die Gegend ist reizender, als ich sie mir vorgestellt und ich hege die Hoffnung, wir werden sämmtlich in dem neuen Besitz glücklich und zufrieden sein.«

»Und die Stelle für das Schloß gefällt Dir?« fragte Waldau.

»Sie ist allerdings die passendste, Deinem Auge kann man schon trauen – aber Du weißt, ich selbst will nicht im Schlosse wohnen.«

»Nun ja – ich weiß es. Im kleinen Pavillon, ich vergesse das nicht. Ueberlaß mir die Sorge, sie ist in guten Händen. Morgen fahre ich wieder her mit den beiden Dossows und nehme den Plan der Insel auf, dann geht es an die Arbeit. Heida! das soll ein Leben werden!«

Und so geschah es. Der Architekt, der junge Bau- und Maschinenmeister, der erfahrene Zimmermann und der Gartenkünstler Karl hielten sich mehrere Tage auf der Insel und den gegenüberliegenden Uferstrecken auf, zeichneten, machten Risse und bald war man so weit, daß Eduard sich mit Waldau in seine geheime Arbeitsstube begeben und die Räumlichkeiten bezeichnen konnte, die er ausgeführt haben wollte. Der Kauf wurde abgeschlossen und vierzehn Tage später war Eduard Hutten der rechtmäßige Erbe und Grundherr eines Besitzthums, welches unter vielen des Landes seines Gleichen suchte und durch die kunstfertigen Hände seiner Freunde zu

einem ländlichen Paradiese umgeschaffen werden sollte, wie noch keines in diesen Landstrichen zu finden gewesen war.

Es war beschlossen, die Schnepfeninsel in einen einzigen großen Park umzumodeln, und um die einzelnen kleinen Häuser, die man zu bauen beschloß, sollten Gemüse- und Obstgärten von der Ausdehnung und Größe angelegt werden, wie sie den Bedürfnissen der verschiedenen Bewohner entsprechen würden. Die Pläne waren bald fertig, Waldau's frühere Entwürfe halfen an der Vollendung mit; die Kontrakte mit den Werkmeistern, den liefernden Stein-, Holz- und Eisenhändlern waren geschlossen und es war noch nicht die Mitte Februars gekommen, als Waldau, Dossow, Vater und Sohn, Karl Michel, der Oekonom, nachdem sie ihre Aufträge und ihre ersten Gehalte empfangen, mit eben ihren Plänen und sonstigen Materialien aufbrachen und sich in dem alten Jagdschlosse einbürgerten, von wo aus die Leitung aller neuen Anlagen und Bauten geschehen soll. Wenige Tage vergingen, und es herrschte ein Leben, eine Bewegung, eine Regsamkeit auf der sonst so einsamen und kaum besuchten Insel, daß die darauf hausenden Thiere verwundert die Köpfe emporstreckten und sich den Lärm, das Hämmern der Aexte, das Gewirr der vielen arbeitenden Menschen nicht erklären konnten.

Doch lassen wir die Insel noch seitwärts liegen. Zur gehörigen Zeit kehren wir wieder zu ihr zurück. Zuvor müssen wir einen weiten Weg über den atlantischen Ocean

zurücklegen und eine neue Welt mit eigenen Augen betrachten, deren Geheimnisse für uns noch nicht gelüftet sind, und deren innerem Gehalte noch Geschenke entströmen sollten, so unüberschwenglich reich, so kostbar und so weit über alle Hoffnungen hinausgehend, daß, wenn sie dem Erben verborgen geblieben wären, wie es ohne den Ausspruch des Erblassers so leicht hätte geschehen können, er den schönsten und seltensten Besitz seines ganzen Erdenlebens wahrscheinlich verloren hätte.

#### SECHSTES KAPITEL. DER ABSCHIED.

In den letzten Tagen des Januar traten Mr. Staunton und Treaden bei ihrem neuen Herrn ein und brachten die Meldung, daß mit dem letzten Dampfboote aus Neuyork die Nachricht eingetroffen sei, die Beata habe die Küsten Amerika's verlassen und man könne sie spätestens in drei Wochen in Hamburg erwarten. Eduard hatte dieses Schiff zu seiner Ueberfahrt gewählt, einmal weil es bequem und zu weiten Reisen eingerichtet war, sodann weil er seine Bemannung kannte und im dankbaren Herzen das Bedürfniß fühlte, nach längerer Zeit in denselben Räumen zu weilen, wo der edle Mr. Hutten geathmet und zu seinem Besten gearbeitet hatte.

»Wie ist es mit Ithyssa?« fragte der Erbe.

»Ihr Wunsch wird auch in dieser Beziehung erfüllt werden,« antwortete Mr. Staunton. »Der Schwarze war zeitig benachrichtigt, er weilte auf dem Landsitze am Hudson, folgte aber dem Rufe sogleich und befindet sich auf dem Schiffe, welches jetzt mitten auf dem Oceane schwebt.

Capitain Schröder hat es ausdrücklich in seinem Schreiben bemerkt; hier ist der Brief.«

Eduard las mit Freuden die dankbare Ergebnisheit, die aus den Zeilen des liebgewonnenen Schiffsführers gegen ihn selber sprach, denn er hatte eigenhändig an den Capitain geschrieben und ihn gebeten, nicht aus dem Dienste zu scheiden, den er so lange Zeit mit Ehren und der vollständigsten Anerkennung des älteren Hutten versehen hatte.

Die Reise nach Amerika hätte freilich schneller vollführt werden können, allein Eduard hatte keine Eile. Ueberdies liebte er die Dampfboote nicht, wie er auch die Eisenbahnen nicht liebte und sich deren so selten wie möglich bediente. Die reißend schnelle Bewegung, die Gemäßige Eile, mit der man dabei die schönsten Striche durchfliegt, von einem todten Eisenwerke so viel Leben oder Tod abhängig zu wissen, benahm seinem ruhig vorwärtsschreitenden Geiste alle Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit, die der Reise in einem bequemen Wagen oder einem guten Segelschiffe so viel Annehmlichkeit verleiht. Ob er nun vierzehn Tage oder vier Wochen auf dem Wasser lebte, das war im Ganzen einerlei. Langeweile bedrohte ihn nicht, denn er hatte theils allein, theils mit Josephson einen ganzen Berg aufregender Arbeit vor sich. Außerdem wollte er sich in der englischen Sprache vervollkommen, die Josephson, dessen Vater – wie wir wissen – Sprachlehrer gewesen war, fertig sprach; denn wenn auch die Beamten und Diener des älteren Hutten, als eines geborenen Deutschen, meist deutsch sprachen

oder theilweise selbst Deutsche waren, so mußte Eduard doch mit andern Amerikanern verkehren, von denen eine so umfangreiche Sprachkenntniß nicht zu erwarten war.

So wurden denn jetzt von den fünf Männern, die die Reise zusammen antreten sollten, alle die Vorbereitungen getroffen, deren eine so große und lange Ausflucht bedurfte.

Mr. Staunton und Treaden waren längst mit allem Nöthigen versehen und bald waren Eduard selbst, Josephson und Kannenschmidt ebenfalls vollständig ausgerüstet. – Mit dem Handelsministerium war ersterer in nahe Beziehungen getreten; er hatte seine diplomatische Aufgabe kennen gelernt und ihre Erfordernisse gründlich studirt; seine Depeschen hatte er bereits empfangen und es handelte sich nur noch um die Abschiedsaudienz, die der König dem vertraulichen Botschafter bewilligt hatte. Eduard wurde wie das letzte Mal gnädig und beinahe liebevoll empfangen und eben so entlassen. Daß er die Insel wirklich gekauft und die Arbeiten auf derselben schon begonnen hatten, schien dem Monarchen die größte Freude zu bereiten. Schwerer wurde Eduard der Abschied von seiner stillen Wohnung, denn er wußte, daß er sie in seinem Leben nicht wiedersehen würde, da Holzbrecher auf Waldau;s Antrieb unwiderruflich ihre Niederreißung beschlossen hatte. Acht Jahre hatte er beinahe darin gewohnt, tausend Freuden und nur wenige kurze Leiden hatte er darin überstanden, den Grund zu seinem Wissen, seinen Kenntnissen darin gelegt und wie ihn das ernste Leben in ihren Wänden zuerst angeblickt, so hatte

die heitere Kunst inmitten seiner Freunde, die schweren Stunden menschlichen Arbeitens und Wirkens darin verschönert und erleichtert. Eduard war betrübt, als er hierdurch an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert wurde; er hoffte zwar, aber er wußte nicht bestimmt, ob seine neue, prächtigere Wohnung ihm gleiche Freuden, gleiche Zufriedenheit bieten würde. Doch es war einmal nicht zu ändern. Wenn der vorwärts eilende Mensch einer großen Zukunft entgegengeht, muß er, das ist ein allwaltendes Naturgesetz, die ihm lieb gewordene Vergangenheit hinter sich lassen, nur die Erinnerung darf ihn noch bisweilen besuchen und die ungewohnte neue Gegenwart mit ihrem leisen Flüstern versüßen. Auch Eduard raffte sich auf und schickte sich in das Unabänderliche. –

Bei Schwarzkopfs und den andern Handwerkern war im eigentlichen Sinne des Worts Heulen und Zähneklappen eingekehrt, seitdem der Tag der Abreise in nahe Aussicht gestellt war. Sie glaubten Alle, sie würden ihren geliebten Herrn, wie sie ihn jetzt nannten, im Leben nicht wiedersehen, denn eine Reise nach Amerika war in ihren Augen gleich einer Reise um die ganze Welt und das heißt mit andern Worten, sein Leben geradezu in's Wasser werfen, sagte Meister Becker der Schneider. Dennoch mußten sie sich trösten, und die Schwarzkopf tröstete sich zuerst, denn sie hatte, wie sie sagte, das unbedingte Gottvertrauen, ihr kleiner Eduard, der ein so großer Mann geworden, daß er sogar zum Könige berufen werde, könne im Wasser nicht untergehen, er *müsse* wiederkommen

und noch viele andere Menschen glücklich machen. Anna hatte schon seit einigen Wochen verschiedenen Unterricht genommen; Eduard wollte sie einer höhern geistigen Bildung theilhaftig werden lassen, denn er hatte wohl bemerkt, daß einer seiner Freunde dem Mädchen gar zu gern nachsah und in ihren schwarzen Augen am liebsten sein eigenes Bild hätte widerspiegeln sehen. Er schwieg und ließ die Zeit walten.

»Die wirkliche Neigung reift die Zeit und der Ernst des Lebens,« sagte er, »wir wollen abwarten, ob die Frucht einträgt, was die Saat und die Hoffnung verspricht.« –

Meister Schwarzkopf selber wurde von Waldau bald nach der Insel berufen und er zog mit einer ganzen Schaar auserlesener Gesellen dahin, wo wir ihn nach Verlauf einiger Zeit in rüstiger Betriebsamkeit wiederfinden werden.

Holzbrechers waren schon ergebener in ihr Loos. Sie wußten und sagten sich, die Reise und also der Abschied sei eine Nothwendigkeit, das Wiedersehen dagegen eine große Freude. Der Akademiker hatte überdies seine besonderen Gedanken, die er gegen Niemanden als vielleicht gegen seine Frau und Waldau allein aussprach. Eduard merkte am wenigsten davon und das war gerade die Absicht, die der gute Mann hegte.

Ermelings lebten, seit ihrer durch den Erben herbeigeführten Erhöhung, die ihnen in allen Einzelheiten nun kein Geheimniß mehr war, in dem glücklichsten Umstande, den sich ein Mensch zu denken vermag. Sie hatten

auch alle Ursache dazu. Der Banquier selber hatte alle diejenigen Geschäfte beseitigt und von der Hand gewiesen, die ihm für die Zukunft von irgend einer Seite her bedenklich werden konnten, er war, mit Einem Worte, beinahe allein des jüngern Hutten ältester Geschäftsführer in der Hauptstadt geworden, wobei er selbst so großen und sichern Gewinn hatte, daß er bei seinem übrigen Vermögen das angenehmste Leben führen konnte. Sein Sohn, der bereits ausstudirt hatte, Eduard's früherer Schüler, der wilde Emil, hatte auch jetzt noch keine Lust zum Geschäfte seines Vaters an den Tag gelegt, dagegen war er, sogar auf Kosten seiner Studien, ein umso besserer Pferdekennner und Reiter geworden, so daß sein Vater schon öfters in den letzten Tagen gegen Eduard sich dahin ausgesprochen hatte, er werde ihn zu sich nehmen und, wolle er dann dem gelehrten Wesen entsagen, ihn zum Stallmeister ausbilden lassen, dann übernehme es vielleicht Judith, ihn dem ehemaligen Lehrer zu empfehlen, der ihn dann in seinen Hausstand aufnehmen und ihm die Oberaufsicht seiner Stallungen und alle dahin einschlagenden Gegenstände übertragen könne.

»Wenn er sich dazu eignet,« hatte der Erbe erwiedert, »so soll er mir willkommen sein, ich denke schöne und viele Pferde anzuschaffen und da ich Niemanden kenne, der sich zur Beaufsichtigung derselben eignet, so mag er dies Amt vorweg in Anspruch nehmen.«

Judith, da sie sah, welche innige Freundschaft und aufrichtige Ergebenheit Eduard Hutten mit ihrem Hause verband, und wie sie selbst künftig mit Manowsky

einen wesentlichen Bestandtheil seiner großen Familie bilden würde, war glücklicher denn je. Manowsky selbst hatte auf die erste ihrer Mittheilungen, über des Freundes große Erbschaft, bereits geantwortet und augenblicklich auch seine Hand dem allgemeinen Werke angeboten. Italien sagte obenein ihm eben so wenig wie Oeggering zu und Beide warteten nur den schmelzenden Schnee der Alpen ab, um in ihre Heimath zurückzukehren und sich mit den anderen Freunden zur Ausführung und Schmückung der neuen Bauten zu verbinden.

»Wann wird die Hochzeit sein?« fragte Eduard das schöne Mädchen an einem verlebten Tage seines Aufenthaltes in der Hauptstadt, »hat Raphael darüber nichts geäußert?«

»Mein Freund,« war die mit hohem Erröthen gegebene Antwort, »das ist nicht Raphael's, sondern meine Sache. »Ich selbst werde den Zeitpunkt bestimmen, habe aber noch keine besondere Neigung, »meine freiere Mädchenstellung, die mir nichts zu wünschen übrig läßt, um einer andern zu vertauschen.«

»Wenn das ist, so möchte ich eine Bitte aussprechen.«

»Sprechen Sie, sie ist bereits gewährt.«

»Lassen Sie mich Zeuge Ihrer Verbindung sein, das heißt, warten Sie meine Rückkehr ab. Ihre Vermählung soll das erste Fest in dieser Wohnung sein und dieselbe einweihen.«

»Es ist beschlossen,« sagte Judith ernst, »jetzt hat Raphael seine Bestimmung. Vielleicht feiern auch Sie dann eine ähnliche Verbindung, wie?«

»Es kenn wohl sein,« lächelte Eduard, dem es im Grunde seiner Seele noch nicht eingefallen war, an seine eigene Verheirathung zu denken, wie Judith auch in allem Ernste wußte, denn sie kannte des Freundes freies Herz.

»So viel wenigstens ist gewiß,« fügte er hinzu, »Ihre Hochzeit seit soll mit der vieler Anderer an Einem Tage gefeiert werden, denn ich bin in letzter Zeit hinter Geheimnisse gekommen, die mir bisher verborgen geblieben waren.«

Und er erzählte, was er von den verschiedenen Neigungen seiner Freunde in Erfahrung gebracht hatte.

»Das ist herrlich, das ist herrlich!« rief Judith und schlug vor Freude die Hände zusammen. »Nun fehlt nur noch *eine* Zaubrerin für den größten aller Zauberer, dann wird unsre Kolonie den Inbegriff aller Glückseligkeiten der Erde umschließen.«

»Wer weiß,« sagte Eduard und hob, wie es seine Art war, wenn er dem Himmel eine Möglichkeit anheimstellte, seinen rechten Zeigefinger empor; »es begegnet mir, der ich nun doch einmal in Ihren Augen ein Zauberer sein muß; vielleicht auf dem Wasser eine Nymphe, und seien Sie versichert, gefällt sie mir, so werfe ich augenblicklich mein Netz aus!«

»Sie thörigter Mann,« rief scherzend die heute so fröhliche Judith, und schlug ihn auf die noch immer emporhaltene Hand, wie sie es so oft und so gerne that. »Sie wollen nur eine Nymphe, die Ihnen gefällt. Warten Sie ab, ob Sie ihr selbst gefallen.«

»Ja, da haben Sie auch Recht. Ich hatte nicht daran gedacht, daß dergleichen gegenseitig sein muß.«

»Da haben wir's! Sie wollen Alles wissen und wissen das noch nicht. Nehmen Sie Unterricht unterwegs bei dem beißigen Wolf, der wird Sie darin am besten belehren können.«

So scherzten sie kurz vor einer so ernsthaften Reise – und Beide wollten sich damit über die lange Trennung trösten, die auch ihnen, so sehr an freundliche Mittheilung und Unterhaltung gewöhnt, schwer werden mußte wie allen Uebrigen.

In der Mitte des Februar endlich kam die Nachricht, daß die Beata in Hamburg eingelaufen sei, daß sie nur einige Vorkehrungen zu treffen habe, die Spuren ihrer Reise zu vertilgen, um alsbald ihre neuen Gäste aufzunehmen und insgesamt nach besten Kräften über das atlantische Meer zu tragen.

So war denn also der Augenblick der Trennung gekommen, und alle Herzen waren bewegter, als sie es sich selbst kurz vorher hätten gestehen wollen. Es war nicht zu läugnen, diese Reise war für alle Betheiligte wohl ein ernster Punkt des Bedenkens, denn wenn sie unglücklich ablief oder wenn gar dem Freunde der Untergang, was doch möglich, beschieden war, was wäre dann aus allen ihren schönen Hoffnungen und Erwartungen geworden? Es wären wieder nur phantastische Luftschlösser gewesen und die eherne Wirklichkeit wäre jetzt für sie um so schmerzreicher gewesen, obgleich Eduard, umsichtig

an Alles denkend, auch dafür seine Bestimmungen insgeheim zurückgelassen hatte.

Am Abende vor der Abreise war Waldau mit den übrigen Insulanern noch einmal nach der Hauptstadt gekommen, um dem Scheidenden Lebewohl zu sagen. Der ganze Freundeskreis, Holzbrechers mit eingeschlossen, waren zum gemeinschaftlichen Abendessen im Hause des Banquiers versammelt, und noch einmal wurden bei einem Glase perlenden Weins Worte der gegenseitigen Achtung und Liebe wie des aufrichtigsten Wunsches baldiger und glücklicher Wiederkehr gesprochen.

Am nächsten Morgen war Eduard mit Josephson schon auf dem Wege nach Bilsingen, während Kannenschmidt, Staunton und Treaden geraden Weges nach Hamburg abgingen, um den nachkommenden Gebieter einige Tage später auf Bord der Beata zu erwarten.

Man kann sich die Freude des Wiedersehens im Pfarrhause denken. Es war das erste Mal, daß die Bewohner desselben ihren ehemaligen Gespielen nach dem großen Wendepunkte seines irdischen Geschicke wiedersahen. Josephson wurde ebenfalls von Allen mit den sichtbarsten Zeichen ergebener Freundschaft empfangen, nur Frau Dossow war nicht mehr in Bilsingen, sie war schon ihrem Manne nach der Insel gefolgt, wo sie dem Hauswesen der daselbst arbeitenden Künstler und Handwerker vorstand.

–

Mit welcher Aufmerksamkeit, welcher liebevollen Hingebung an das Kleinste und Geringste beschaute der in Freuden und Leiden geprüfte Freund das Haus und die

Umgebung, wo Eduard seine Jugendzeit in reiner Eintracht verlebt, und, nachdem er Alles betrachtet und gewürdigt hatte, wunderte er sich nicht mehr, wie aus dem Knaben ein so bedeutender Mann geworden, wie sein Geist zugleich mit seinem Herzen gewachsen und erstarrt war, denn Alles, was er sah und bewundern mußte, war eben so einfach, so klar, so rein und doch so gemüthlich und heiter-ernst, wie sein theurer Eduard selber.

Auch die Spaziergänge, von früherer Zeit noch in unserm Gedächtniß, wurden trotz der winterlichen Jahreszeit besucht. Vor Allem der Rabenstein mit dem tiefen, unergründlichen, düstern Teufelssee an seinem Fuße, den auch wir jetzt zum letzten Male mit unserem Auge zu beschauen gekommen sind. In tiefer Rührung standen die Freunde unter dem entlaubten alten Eichenstamm und blickten mit dankbarem Herzen zu dem Schöpfer auf, der da oben, weit über Ihnen und über dem blauen Himmel thronte, als Eduard mit kurzen Worten die inneren und äußeren Ereignisse wiederholte, die hier am Auge seines Leibes und seiner Seele vorübergerauscht waren.

»Es ist ein großer Geist da oben, rief er, bevor er dieser heißgeliebten Stelle seiner Jugendjahre auf lange Zeit Lebewohl sagte, – »es ist ein großer Geist da oben, Josepson; mein Leben hat es wieder bewiesen, komm, laß es uns auch Andern beweisen.«

»Ich gehe mit Dir, wohin Du gehst.« erwiderte Josepson und schlug in die dargebotene Freundeshand ein – »ich gehe mit Dir – über das Meer und noch weiter –

vielleicht einst mit Dir sogar in jenes unerreichbare Land, wo unser Schöpfer waltet!«

---

Es war der letzte Abend, den die Pfarrersfamilie, vollständig versammelt, in Bilsingen bei einander verleben sollte. Am nächsten Morgen war die Extrapost bestellt, die Eduard und seinen Reisegefährten nach Hamburg zu bringen bestimmt war. Die ehrwürdige Mutter mit ihren vier liebenswürdigen Töchtern saß an dem großen Familientische, der sie jeden Abend, mit der gewöhnlichen Hausarbeit beschäftigt, um sich versammelt sah. Josephson rauchte mit dem Kantor, Karl's Vater, eine wohl-schmeckende Cigarre, und unterhielt sich mit dem gemüthlichen Alten, der dem forschenden Freunde nicht genug aus dem Jugendleben seines ehemaligen Schülers erzählen konnte und ihm immer besser gefiel, je länger und je mehr er in seiner redlichen Treuherzigkeit von dem Einwirken des begabten Pfarrers als seinem eigenen sprach. Eduard selbst war mit dem Geistlichen in dessen Studirzimmer; sie hatten sich eingeschlossen und der Vater nahm die Mittheilungen des dankbaren Sohnes mit freudigem Lächeln entgegen. Eduard hatte noch einmal dem beipflichtenden Geistlichen seine ganze Zukunft, seine Pläne, seine Wünsche dargelegt und ihm in einem versiegelten Packete sein Testament überreicht, falls ein Unglück ihn bedrohen sollte. Man war zum Schluß der

Unterredung gelangt. Der Pfarrer hatte eine große Summe Geldes für die Armen in Bilsingen und Umgegend erhalten. Der ehemals bedürftige, vaterlose, jetzt so reiche, zum Manne herangereifte Knabe wollte nicht, daß in der Umgegend, wo ihm so viel Glück und Freude widerfahren war, irgend ein Leidender sein sollte. Jeder sollte empfangen, jetzt und künftig, und wer Lust und Willen zur Arbeit hatte, sollte an Waldau geschickt und vor allen Uebrigen bedacht werden. Später stellte sich heraus, daß beinahe achtzig Arbeiter, beständig beschäftigt und auf der Insel wohnend, Mitglieder der großen Kolonistenfamilie wurden und auf diese Weise ein Loos erreichten, welches ihnen ohne Eduard wahrscheinlich niemals zu Theil geworden wäre.

Ein anderer Punkt der abendlichen geheimen Verhandlungen war die künftige Stellung des Geistlichen selber gewesen. Anfangs war er geneigt, die Predigerstelle auf der Insel, die der Besitzer derselben zu vergeben hatte, selber zu übernehmen, aber das war durchaus gegen des Letztern Willen.

»Du mußt Dich ausruhen,« sagte er eifrig, »Du bist in einem Alter, wo Du Dir den Frieden und das Glück der Muße mit allen Genüssen gönnen mußt, die ich Dir jetzt zu bereiten im Stande bin. Auch finden wir gewiß einen jungen Mann, der, mit frischen Kräften ausgerüstet, dieses Amt einnehmen kann und den wir dadurch glücklich machen. Ich überlasse Dir allein die Wahl, Du wirst gewiß einen erforschen, der in Deinem Sinne und Deinem Geiste dieser Gemeinde vorstehen kann. Du selbst

wohnst herrlich und vor Allen in den bequemsten Gemächern meines Schlosses und bist der Leiter und oberste Vorsteher aller Wohlthätigkeitsanstalten, die ich begründen will. Strebe nicht gegen meinen süßesten Wunsch, es ist Alles vergeblich, denn ich habe beschlossen, diesmal zum ersten Mal in meinem Leben Dir gegenüber Recht zu behalten.«

Der Pfarrer schwieg und der dankbare Pflegesohn nahm sein Schweigen für Einwilligung an.

»Was fangen wir aber mit dem Kantor an?« fragte er weiter. »Ich möchte so gern seinen geheimsten Herzenswunsch erfüllen, wenn ich ihn nur wüßte,«

»Ach mein Sohn,« erwiderte der Geistliche, »dieser sein geheimer Herzenswunsch ist sehr einfacher Art. Frage ihn nachher, ich bin überzeugt, er wird damit keinen Augenblick hinter dem Berge halten.«

Mit diesen Worten standen sie auf und begaben sich in den ihrer harrenden Familienkreis. Des Pfarres glühendes Gesicht, Eduard's leuchtende Blicke deuteten der Mutter, den Töchtern und den beiden Freunden an, daß Vater und Sohn nicht nur einverstanden, sondern auch von ihrer Unterhaltung mehr als befriedigt waren.

Sogleich stellte sich Eduard vor den Kantor, der, sein schwarzes Sammetkappchen auf dem ergrauten Kopfe, dicke Rauchwolken von sich blies, denn der Alte war in Verlegenheit; er merkte allen auf ihn gerichteten Blicken an, daß jetzt die Reihe der Frage und Antwort an ihn gekommen wäre.

Eduard lächelte, als er vor dem geliebten Manne stand, dem er so viel verdankte und der selbst so einfach und liebenswürdig geblieben, wie er es stets gewesen war. In seiner hohen Verehrung des zu einem so reichen und begabten Manne herangereiften Jünglings war er stets in Verlegenheit, ob er ihn Du oder Sie anreden sollte, und da Alle es merkten und ebenfalls lächelten, wurde er nur noch verlegener.

»Was soll's denn?« fragte er endlich und stand auf.

»Zuerst sitzen bleiben!« rief Eduard und drückte ihn wieder auf seinen bequemen Sessel nieder.

»Und nun?« fragte er, und die Pfeife, seine stete Begleiterin, ging ihm aus.

»Der Vater sagt mir,« begann Eduard neckend, »Sie wollten hier bleiben, lieber Michel, wenn er selbst mit seiner Familie auf mein Landgut zieht. Ist das wahr?«

Der Kantor sah den Pfarrer an und drohte mit dem Finger; sogleich aber besann er sich und erwiderte, sich an Josephson wendend:

»Das ist die erste Unwahrheit, Herr Doctor, die ich aus seinem Munde höre.«

»Nun,« rief Eduard, »wenn das die Unwahrheit ist, so sagen Sie selbst die Wahrheit.«

»Die Wahrheit ist,« erwiderte der Angeredete, »daß ich am liebsten, dahin gehe, wo Heinrich Wollzagen selber geht, daß ich aber obendrein gern mein kleines Häuschen mit der alten Susanne als Wirthschafterin darin und ein blumiges Gärtchen davor hätte, wie hier.«

»Da haben wir's!« rief Eduard erfreut, »so habe ich ja das Rechte getroffen, denn also ist es bestellt und so soll es auch werden. Nun kommt Ihr aber, Ihr Mädchen,« wandte er sich zu diesen und sah sie der Reihe nach fragend an. Alle schwiegen, blickten verstohlen sich und die Mutter an und senkten die blühenden Gesichter zur Erde.

»Nun, wenn Ihr nicht sprechen wollt, so muß ich wohl sprechen,« fuhr Eduard fort und zog eine Briefftafel aus seiner Brusttasche. »Meine Lieben,« sagte er laut zu Allen gewendet, »es ist nichts Neues und Ungewohntes in der Welt, daß Mädchen heirathen wollen und zwar verständige, rechtschaffene und geschickte Männer. Ich aber kenne solche Männer, die diesen drei Mädchen vielleicht gefallen dürften.«

»O Eduard! Pfui, Eduard! liebster Eduard!« waren allein die Worte, die jetzt in verschiedenen Modulationen vernommen wurden. Der böse Bruder aber ließ sich dadurch nicht stören.

»Hättet mich weiter!« fuhr er fort. »Ich stehe hier als öffentlicher Ankläger. Ihr habt drei Männern das Herz gestohlen und seid daher Verbrecherinnen. Ich bestimme also Eure Strafe, da ich von Seiten der Bestohlenen zum Richter erkoren bin. Du, Marie, wirst also einen gewissen Ernst Dossow, Du, Minna, einen gewissen Karl Michel, und Du, Amalie, einen gewissen Felix Wessely zum Manne und Gebieter nehmen. Ich verkünde hiermit offen und vor aller Welt ihre Verlobung, zur Hochzeit aber lade ich

mich selber ein und sie wird also erst nach meiner Rückkehr aus der neuen Welt, in die ich mich jetzt begeben, vollzogen werden können.«

Wir wollen es unterlassen, den allgemeinen Freudenausbruch, der jetzt erfolgte, mit matter Feder zu schildern. Nachdem das erste Jauchzen vorüber war, erhob Eduard seine Stimme und rief:

»Drei Bräute aber müssen ihre Ausstattung haben und die vierte, meine sanfte Louise, kann die ihrige gleich mit besorgen, damit sie gerüstet ist, wenn der vom Himmel bestimmte Bräutigam endlich kommt. – Still! keine Widerrede. Hier ist für Jede von Euch meine vorläufige Ausstattung, für das Uebrige wird späterhin Sorge getragen werden.«

Und damit händigte er jedem der Mädchen einen versiegelten Brief ein. Die Mädchen aber standen erstaunt beinahe erschrocken da.

»Ah, nun zielt Euch nicht, und sehet doch das Angebinde an!« rief eifernd der Kantor und stampfte mit einem Fuße den Erdboden. »Minna, meines Sohnes Braut, gib her, ich will Dir das Siegel erbrechen; Deine Händchen zittern vor Schrecken, ich seh' es.«

Er öffnete den hingereichten Brief und zog einen Zettel heraus.

»Was!« rief er zurückprallend – »da – lies Du es, Heinrich, ich bin zu vorlaut gewesen, oder meine alten Augen sind plötzlich blind geworden!«

Der Pfarrer las langsam die Zahl, die auf dem Wechsel einer Jeden stand.

»Fünftausend Thaler!« sagte er langsam, ließ die Hände sinken und suchte Eduard mit den Augen. Dieser aber hatte sich still entfernt, denn die große Freude, die ihn in diesem Augenblick erschütterte, wollte er allein niederämpfen.

»Wo ist er, der Junge!« rief plötzlich der alte Kantor, von dem alle Verlegenheit gewichen war. »Ich glaube, da, in des Pfarrers Zimmer.«

Und Alle stürzten ihm nach und hingen an seinem Halse.

Als der erste Freudenrausch aber vorüber war, näherte sich die ehrwürdige Mutter dem geliebten Pflegesohn und seine Hand fest in die ihrige drückend, fragte sie mit innigem, zarten Muttertone:

»Wann wirst Du Dich aber selber bedenken, mein Sohn, und Deiner Braut ein ähnliches reiches Geschenk zum Angebinde geben?«

»Mütterchen, sei ruhig,« erwiederte dieser; »Gott hat so viel für mich gethan, er wird auch noch das für mich aufgespart haben. Vielleicht finde ich ein Mädchen in den Urwäldern Amerika's, und mag sie nun schwarz, roth oder weiß aussehen, wie diese lieben Mädchen da, nicht wahr, ich darf darauf rechnen, daß Du sie an Deinem Mutterherzen willkommen heißen wirst?«

»Bringe sie, woher Du willst!« rief die glückselige Mutter, »ich weiß nicht, ob ich diese da mehr lieben kann als sie.« –

Und so schloß dieser liebliche Familienabend. Am andern Morgen aber in aller Frühe kam die Post und unter

tausend Segnungen der Zurückbleibenden, tausend zärtlichen Küssen und Umarmungen, sprangen die Reisenden in den Wagen und sprengten mit verhängten Zügeln dem nächsten Ziele zu.

ACHTES BUCH. DIE NEUE WELT.

ERSTES KAPITEL. UEBERFAHRT UND ANKUNFT.

Da lag sie, die scheue Beata, mit ihren schlanken Masken und Raaen, dem zierlich geschweiften Buge und dem blinkenden Spiegel, schaukelnd auf dem fluthenden Flusse, dessen Wellen vom frischen Morgenwinde flüsternd und spielend bewegt wurden; da lag sie, dicht an der London-Tavern im Altonaer Hafen und hatte, zum Zeichen der Trauer über ihren alten verstorbenen guten Herrn, die kleine schwarze Flagge auf halbem Hintermaste aufgezogen, die der mächtigen Nationalflagge erst in dem Augenblicke weichen sollte, wo der Erbe des Verstorbenen seinen Fuß auf das Hinterdeck des Schiffes setzen würde. Auf dem obersten Mastkorbe hielt ein Matrose Wache, um das von Hamburg heranschauende Dampfboot schon in der Ferne zu erspähen, denn man wußte am Bord, daß mit dem ersten Boote an diesem Morgen die beiden erwarteten Herren eintreffen würden.

»Da kommt es!« rief die Wache vom Hauptmaste herab und das zum Abholen der Reisenden bestimmte Boot war schnell im Wasser und die bedienende Mannschaft, gefolgt von Mr. Staunton und Treaden, sprang hinein. –

Allmähig kam das Dampfboot näher und legte endlich an die Hamburger Landungsbrücke an. Es befanden sich nur wenige Passagiere darauf; unter ihnen waren die beiden hohen Gestalten der Erwarteten bald zu erkennen.

Schon von Weitem hatte der jüngere Hutten das ihm entgegengesandte Boot gesehen und den am Steuer stehenden Schwarzen erkannt.

»Siehe da ist es!« rief er Josephson zu – »und hinten am Steuer steht unser guter Ithyssa!«

Die beiden Reisenden sprangen auf die Brücke und von da in das Boot. Eduard reichte schweigend, aber, freundlich dem Schwarzen die Hand.

»Alter Massa – todt!« sagte der dankbare Neger, und deutete mit seiner Rechten auf den schwarzen Flor, den er um den linken Arm trug – »Ithyssa sehr, sehr traurig!« Aber dann seine blendenden Zähne zeigend, setzte er hinzu:

»Junger Massa aber sehr willkommen!« –

Rasch fielen die Ruder in's Wasser und pfeilschnell, wie ein Vogel fliegt, eilte das kleine Boot der Beata zu. Die Staatstreppe war an ihr heruntergelassen, oben an der Bordpforte stand der Capitain Schröder mit den beiden Steuerleuten; alle drei schwenkten schweigend die Hüte. Wenn nicht die Erinnerung an den Todten gewesen wäre, würden sie ihr amerikanisches Hurrah an den Ufern des deutschen Flusses haben ertönen lassen.

Das Boot legte an's Schiff, Eduard sprang rasch hinauf und begrüßte mit festem Händeschütteln die Seeleute, der Reihe nach, wie sie vor ihm aufgestellt waren. Sobald er seinen Fuß an Bord gesetzt hatte, sank die Trauerflagge und die dreizehn silbernen Sterne der Union stiegen triumphirend in die Lüfte. Nun erst erscholl das dreimal

wiederholte Hurrah, dem drei weithin rollende Kanonenschüsse folgten.

Eduard begab sich, von dem Capitain gefolgt, in das Billardzimmer. Einige herzliche Worte drückten alle seine Gefühle aus; das neue Verhältniß zwischen dem jetzigen Herrn und seinen Untergebenen stellte sich augenblicklich zu allseitiger Befriedigung her. Die Mannschaft wurde reichlich beschenkt und dann die Einrichtung der Wohnungen vorgenommen. Eduard bezog die beiden Kajüten, die vor anderthalb Jahren sein Adoptivvater inne gehabt hatte, Josephson und Kannenschmidt die Eduard's, Mr. Staunton und Treaden richteten sich behaglich in des Letzteren Zimmer ein.

Mit welchen Gefühlen betrat der Erbe die Räume, in denen der Erblasser vor wenigen Monden noch so glücklich geathmet hatte! Wie heilig waren ihm die kleinsten Gegenstände, die er benutzt hatte und die er sogleich wieder erkannte. Da stand das schneeige Bett mit den seidenen, dunkelgrünen Vorhängen, da der bequeme Sessel, auf dem er zu sitzen pflegte. Und mit welchen sein ganzes Wesen durchschauernenden Empfindungen betrachtete er das Billard, an dem er so oft mit dem alten guten Manne ein Stündchen verplaudert hatte! – Zwei Stunden etwa blieb Eduard in diesen Räumen allein, er mußte erst dem Geschiedenen den Zoll der Dankbarkeit abtragen; dann aber erinnerte er sich, daß nicht der Tod allein, sondern auch das Leben Ansprüche an seine Gedanken habe, und fast mit Gewalt die Erinnerung an die Vergangenheit

von sich schüttelnd, griff er kühn und schnell in die neue tagende Gegenwart ein.

Der Capitain ließ sich bei ihm melden. Als er eingetreten war, sagte er:

»Herr Hutten, wir haben einen frischen Südost, das Schiff ist segelfertig, dürfen wir in See stechen?«

»Mit Gott, lieber Schröder, immer vorwärts!«

Und augenblicklich wurden die Befehle ertheilt, die Ankerketten aufgewunden, das Steuer in Bewegung gesetzt und die fallenden großen Segel faßte der Wind. Seit einer kurzen Viertelstunde strich die Beata dahin und die schönen Ufer von Blankenese flogen an den Reisenden vorüber.

Jetzt rief der Schiffsherr den schon harrenden Schwarzen. Er hatte nicht eher Ruhe, als bis der treue Diener, der bis zum letzten Augenblicke bei seinem alten Herrn geblieben war, Alles, was er wußte, von diesem erzählt hatte.

»Ach!« sagte der Neger, »alter Massa sehr betrübt gewesen, als junger Massa fort war – viel geweint – viel geschrieben!«

»Ja, Ithyssa, das weiß ich. Und willst Du mir eben so treu sein, wie Deinem alten Herrn? Du sollst es eben so gut bei mir haben wie bei ihm.«

Der Schwarze legte die Hand auf's Herz, bückte sich tief und sagte mit einem rührendem Ausdruck der Stimme:

»Ithyssa gehorsam und treu bis in den Tod!« –

In wenigen Stunden gelangte man beim günstigsten Winde bis Stade. Nach Tische bis Glückstadt; in der Nacht wurde die rothe Tonne bei Kuxhaven passirt und nun ging es in die offene See. Der Wind blieb günstig und stetig, erst in der Höhe von Harlem wurde er heftiger und als man in den Kanal gelangte, so stark, daß, mehrere Segel gerefftt werden mußten. Eduard hatte auch im Nordmeere nicht an der Seekrankheit gelitten, hier verschonte ihn diese bittere Begleiterin der oft so schönen Seereisen ebenfalls. Kannenschmidt wurde nur in geringem Grade davon ergriffen; Josephson allein schien das einzige Opfer zu sein, welches sich das schaukelnde Meerungethüm mit aller energischen Wuth seiner Laune ausersehen hatte. Der arme Premierminister und Hofmarschall befand sich in einer traurigen Lage. Einer der jungen Leute war beständig bei ihm und suchte ihn zu trösten. Auch Eduard hatte ihm öfter Gesellschaft geleistet und von Tag zu Tag auf eine Besserung seiner Lage gehofft. Endlich, am Ende des fünften Tages, als das Wetter wunderbar klar und die Luft durchsichtig wie Glas war, so daß man die französische Küste, an der man entlang segelte, mit bloßen Augen verfolgen konnte, that es ihm leid, daß der Freund dieses langersehnten Anblickes verlustig gehen sollte. Er begab sich in die Kajüte des Kranken und fand ihn auf einer am Boden ausgebreiteten Matratze liegen, die Augen hohl, das Gesicht bleich, mit dem Würgengel, der ihn gepackt, vergeblich ringend. Er hatte schon seit vielen Tagen nichts mehr genießen können, so sehr sich der in solchen Dingen praktische Kochmaat

bemühte, durch gewürzige Speisen und Getränke das Uebel zu besiegen. Alles war vergeblich geblieben und der Leidende trostlos und wüthend zugleich. –

»Wie geht es Dir?« fragte der Eintretende theilnehmend und im allergrößten Ernste. Als er aber den sich krümmenden Freund erblickte, der die gräßlichsten Grimassen schnitt und kaum eine verzweifelnde Geberde mit der Hand zu machen im Stande war, riß ihn der tragikomische Zustand desselben wider seinen Willen zur scherzhaften Laune hin.

»Was,« rief er ermuthigend, »Du willst ein geborener Seestädter sein, und bist so stolz auf Deine Blutsverwandtschaft mit dem Meere gewesen? Das hast Du nun davon. Täglich hast Du Dir das Wasser angesehen und bist doch von ihm in der Freundschaft betrogen? O, wenn das Adalbert Lambeck, Dein Antipode, sähe, was würde er sagen, oder gar eine gewisse Dame mit den schönen blonden Locken –«

Josephson ermannte sich mit krampfhafter Anstrengung.

»Schweig mir vom Himmel still,« schrie er beinahe, »wenn ich die Hölle im Leibe trage. Ihr müßt einen Magen von Eisen haben, sonst verstehe ich's nicht. Ich wünschte, Dein Adoptivvater hätte Dir Deine Millionen nach Europa geschickt.«

»Mein lieber Josephson, ich sagte Dir das nicht, um Dich zu erzürnen, und Dein Uebel zu vermehren; im Gegentheil, ich sagte es, um Dich zur Kraft des Widerstandes zu reizen und so Dich zu heilen. Denn schon als Arzt

mußt Du wissen, daß die Nerven des Magens mit denen des Gehirnes in Verbindung stehen und wenn letztere gestachelt werden, die Wirkung davon auch auf die ersten übergeht.«

»Es ist gut, ich danke Dir. Mir wird schon wohler, ich glaube, ich sehe inwendig aus wie eine leere Tonne, deren Inhalt man ausgeschüttet hat. Ich habe nichts mehr zum Ausschütten in mir, es müßte denn mein Herz und meine Lunge sein. Sprich weiter – die blonden Locken thun mir wohl.«

»Siehst Du, ich wußte es ja. Merke Dir, wie verschiedene Heilmittel es in der Welt giebt. Wenn man sie nur bei jeder Krankheit wüßte!«

»Das ist es gerade! Wenn ich diese Specifica alle gekannt hätte, wäre ich Arzt geblieben und hätte vielleicht auch eins gefunden, mir den blonden Lockenkopf zu erobern.«

»Freilich, das wäre Dir ziemlich gewiß gewesen, und wenn Du es auch nicht gefunden, ich hätte es sicher besessen.«

»Wie so? Was willst Du damit sagen?«

»Das laß nur jetzt, künftig will ich Dir eine Antwort darauf geben. Aber versuche einmal aufzustehen, die Bewegung des Schiffes ist ruhiger geworden und auf dem Deck manches Neue zu sehen. Wir sind schon an der Küste von Frankreich.«

Josephson erhob das bleiche Haupt und sah seinen Freund wie ein lebendiges Jammerbild mit einem herzdurchbohrenden Blicke an. Eduard legte rasch Hand an

und bald war der Patient mit seiner Hilfe soweit bekleidet, daß er im Schlafrock in den Speisesaal kommen und die seiner harrenden Freunde begrüßen konnte.

»Nun ein paar kräftige Pikles, dann ein Rostbeef und eine Flasche Burgunder, was meinst Du dazu? Wie?«

Josephson lächelte matt. Das Antlitz der blühenden Erde hatte ihn wieder freundlich angeblickt. Sein Appetit wurde schon bei dem Gedanken an das Vorgeschlagene rege.

»Gieb her,« rief er ungeduldig, »wenn Du es hast. Ich fühle wieder, daß ich außer dem geborenen Seestädter auch noch ein geborener Wolf bin.«

Und hastig, wie Jemand, der fünf Tage gehungert und gedurstet hat, griff er die Speise und den Wein an und fühlte sich mit jedem Augenblicke wohler. Aber eine Cigarre wollte er doch noch nicht zu rauchen wagen, so köstlich der Duft war, der von Eduard's Röllchen in seine Nase zog. Von dieser Stunde aber an war die Seekrankheit gewichen und quälte ihn nicht wieder. Aber die überstandenen kleinen Leiden sollten nicht die einzigen sein, die Josephson in der neuen Welt auszustehen bestimmt war. –

Bei Tag und bei Nacht zog jetzt das wackere Schiff seinen ziemlich ebenen Weg weiter. Die französischen Küsten und das biscayische Meer ließ es bald hinter sich. Ihnen folgte das Kap Finisterre und Portugals rosige Küsten zeigten sich. In Lissabon hielt man sich einige Tage auf. Dann ging es bei halbem Nordost schnell weiter, den Azoren entgegen. In Madeira wurde angelegt und

die herrliche Insel mit ihrer würzigen Luft und den köstlichen Früchten besucht. Einige große Fässer des besten Weines wurden eingenommen und, zum Geschenk für die heimathlichen Keller bestimmt, zurückgelegt. Denn auf dem Schiffe war, Dank der Vorsorge des Mr. Wharton, ein so großer Vorrath der wohlschmeckendsten Weine der Welt, daß sie alle Freunde des Erben, wenn sie die Fahrt mitgemacht hätten, nicht hätten verzehren können. Nachdem in Madeira frisches Wasser und Fleisch eingenommen war, steuerte die Beata nun in ziemlich geradem Laufe, nur etwas nördlich gewendet, den Küsten Amerika's entgegen und der Wind wie das Wetter blieben den Reisenden günstig.

Während nun Kannenschmidt die bis jetzt schon eilig gesammelten Skizzen sorgfältiger mitführte und in der ungewohnten Lage des neuen Seelebens tausend Zerstreuungen und Annehmlichkeiten bei einem eben so kräftigen wie ausgesuchten Tische genoß, waren Eduard, Josephson, der Kassirer und der Secretair vielfach versammelt, um den Etat des künftigen Haushalts aus allgemeineren Umrissen in die kleinsten Einzelheiten zusammensetzen. So groß auch die Summen waren, die der Besitzer so ungeheuer Reichthümer vielen neuen und alten Wohlthätigkeitsanstalten zuwendete, so vielen einzelnen Armen wie der allgemeinen Bedürftigkeit der Vaterstadt Mr. Hutten's bestimmte jährliche Vermächtnisse er aussetzte, so sah man nur zu bald, daß die vorhandenen Mittel kaum zur Hälfte damit erschöpft wurden.

Seiner Freunde, der Beamten seines Handhaltes, der übrigen Künstler, Handwerker und Arbeiter Besoldung, die er Alle mit einem sicheren jährlichen Einkommen beglücken wollte, und deren Zahl nach ungefährer Berechnung etwa dreihundert Köpfe betrug, selbst wenn er, was bis jetzt noch nicht seine Absicht war, sogar eine Schule für die Schauspielkunst errichtete; verlangte immer nur eine jährliche Ausgabe von noch lange nicht 300,000 Thalern. Für vaterländische große Bauten waren jährlich etwa 150,000 Thlr. ausgesetzt, für wohlthätige Zwecke 400,000 Thaler, für die vaterländische Marine 500,000 Thlr., für Hebung der Künste, Wissenschaften und Gewerbe 4 bis 500,000 Thlr. und das machte Alles zusammengerechnet noch nicht zwei Millionen Thaler aus, die zu diesen Zwecken bestimmt waren. Es blieben also zur Bestreitung des vorgeschriebenen glänzenden Lebens noch mehr als eine Million und 400,000 Thaler jährlichen Einkommens übrig, allerdings ein mehr als fürstliches Vermögen, welches dem Besitzer noch immer viel zu unermesslich war, als daß er sich mit seinen reichlichen Schenkungen hätte beruhigen können.

»An Ihrer Stelle,« nahm Mr. Staunton das Wort; »wenn ich mir eine solche Aeußerung erlauben darf, würde ich mich sehr beruhigt fühlen. Was Sie zu thun entschlossen sind, hat noch kein Mensch gethan und wenn er es auch gekonnt hätte. Mr. Hutten selber würde sagen, wenn er lebte: Genug, genug, Ihr Gewissen kann sich befriedigt fühlen!«

»Der Meinung bin ich auch,« sagte Josephson. »Wenn man auch das Beste der ganzen Welt wollte, so darf man sich doch nicht selbst aus dem Auge verlieren. Frage die wohlthätigsten Fürsten, die Tausende glücklich gemacht haben, wie viel Dankbare sie darunter gefunden haben?«

»Die Menge der Undankbaren kann nie die Hand meines Wohlthuns schließen. Auch rechne ich nicht auf Dank. Aber es giebt so viel Unglück in der Welt.«

»Mein Herr,« sagte Mr. Staunton, »selbst *dieser* Gedanke darf die Fülle Ihrer Gaben nicht vermehren. Gießen Sie ein ganzes Meer flüssigen Goldes auf das Unglück der Welt aus, hier werden Sie es lindern und an tausend andern Stellen quillt es von Neuem hervor. Das Unglück gehört mit zur Welt, ohne Unglück giebt es kein Glück; schon das einzelne zu lindern, ist eine Handlung voller Edelmuth und zeugt von dem reinsten Herzen, wie viel mehr nicht, wenn man wie Sie im Großen und Ganzen mit vollen Händen austreut. Ich kann nur das Genug! Genug! des Mr. Hutten wiederholen.«

»Auch würde ich nicht an Deiner Stelle,« fuhr Josephson fort, »meine jährlichen Unterstützungen an Arme, Institute und dergleichen schriftlich und unumstößlich festsetzen. Es giebt Menschen, die nachher ohne Rücksicht fordern und eine Gabe der Mildthätigkeit als eine Nothwendigkeit betrachten, die ihnen gezollt werden muß. Gieb ihnen, gieb Allen, aber binde Dich nicht; Du kannst auch nicht wissen, ob nicht Dinge geschehen und Ausgaben erfordern, die für die Zukunft nothweniger sind als Du für die Gegenwart anzunehmen geneigt

bist. Also überstürze Dich nicht, man kann auch mit dem besten Willen und Herzen des Guten zu viel thun.«

»Das ist ein weiser Rath!« sagte Mr. Staunton halblaut vor sich hin.

»Ich sehe es ein, Ihr habt Recht,« bemerkte nach einigem Besinnen der jüngere Hutten. »Ich werde mich nicht binden. Aber wie lange werden wir noch auf dem Wasser sein?«

Der Capitain wurde gefragt; er machte seine Berechnungen und fand, daß die Beata nördlich von den Bermuda-Inseln und beinahe in gleicher Höhe mit Neuyork stand, daß sie also bei anhaltendem Winde in einigen Tagen die Küsten der neuen Welt erblicken werden.

»Ich habe wieder Sehnsucht nach dem festen Lande,« sagte Josephson, »und möchte doch nicht die Reise um die Welt machen, so schön sie sein mag.«

»Du bist ein Mensch, in dessen Adern Quecksilber läuft,« scherzte Eduard. »Ich befinde mich ganz behaglich auf dem Wasser, namentlich bei solchem Winde und mit der frohen Aussicht, das Land bald zu erreichen. Was eilst Du so? Wir können noch lange nicht an unsre Rückkehr denken; wo wir also sind, mag es gut sein. Schmeckt Dir der Wein nicht auf meinem Schiffe?«

»Doch, doch, es ist nur das Verlangen, die große Stadt Amerika's, Neuyork, zu sehen und wieder ruhig in einem stillstehenden Bette schlafen zu können. Ich will es nur gestehen, in jenen ersten Nächten, die wir glücklicher

Weise hinter uns haben, als mich das Seeungethüm gepackt hatte, habe ich mich stets festgebunden, denn ich fürchtete beständig aus den Decken zu rollen, und wenn ich träumte, so sah ich eine ungeheure Welle, die ihre nassen Arme öffnete, um mich in ihren tiefen Schooß hinab zu ziehen.«

»Wer weiß, woran Du da gedacht hast, als Dir dieser Traum kam, und welche Arme Dir geöffnet waren,« lachte Eduard.

»Und was Ihre Sehnsucht nach Neuyork betrifft,« bemerkte Mr. Staunton, »so wird diese sehr bald gestillt sein; ich kenne keine Stadt in der Welt, die mir so viele Langeweile verursachte wie diese, und verlange vielmehr, wenn ich doch nach Etwas Verlangen haben soll, nach der schönen Insel zurück, die Mr. Hutten in Europa angekauft hat.«

»Wie das klingt! In Europa!« rief Josephson. »Da, wahrhaftig ja,« setzte er hinzu, »wir sind ja auch dem Weltmeere und Amerika näher als Europa, beinahe hätte ich es vergessen.«

»Gefiel es Ihnen denn auf jener Insel?« fragte Eduard.

»Fragen Sie Mr. Treaden,« entgegnete der Kassirer, »was wir uns gesagt haben. Seitdem ich Europa wieder gesehen, gefällt mir Amerika nicht mehr, und so mag es allen denen ergehen, die voll Lebendmüde das alte Land verlassen und voll Lebenshoffnung in das neue ziehen. Amerika ist in meinen Augen nicht das paradiesische Land, selbst Huttenpark am Hudson nicht, der doch gewiß schön liegt.« –

Nach einigen Tagen sah man schon fliegende Vögel, die vom Lande gekommen waren, und am Morgen des nächsten Tages, eben als die Sonne im strahlendsten Glanze aufging, das Meer vergoldete und die blassen Wolken rosig umsäumte, sah man den blassen, glatten Streifen vor sich liegen, in welchem sich den von der See Kommenden die Insel Long-Island zeigt. Am andern Mittag, nachdem ein Lootse an Bord gekommen war, befand sich das Schiff auf der Rhede und einige Stunden später warf es dicht an der Stadt im Hafen seine Anker aus.

Mr. Staunton und Treaden bestiegen sogleich ein Boot und ruderten an's Land. Aber der wachsame Mr. Wharton, der die Beata schon lange erwartet und als sie signalisirt worden war, seine Vorkehrungen getroffen hatte, begegnete ihnen auf dem Wege und schüttelte den Freunden herzlich die Hand. Beide hatten dem älteren Mitgliede des früheren Hauses Hutten, Brown und Moore viel mitzutheilen, und Eduard Hutten, wenn er Zuhörer ihrer ersten Gespräche gewesen wäre, hätte mit der ihm zu Theil gewordenen Beurtheilung können zufrieden sein. Sogleich kehrten die beiden jüngeren Leute mit Mr. Wharton zurück und dieser betrat, den Hut in der Hand, das Deck der Beata, zum ersten Mal dem vielbewundernten Erben vor's Angesicht tretend. Beide Männer waren mit ihrem gegenseitigen Anblick zufrieden. Mr. Wharton war ein mittelgroßer, kräftiger Mann in den Dreißigen. Sein Gesicht war offen und ehrlich, seine blauen Augen ließen jeden Menschen bis in sein Inneres blicken, seine

breite und feste Stirn verrieth den energischen männlichen Sinn, den Mr. Hutten so sehr an ihm zu schätzen gewußt, und die stets um Auge und Mund spielende Heiterkeit ließ den fröhlichen Gesellschafter in ihm erkennen, den sein früherer Chef so gern und gewöhnlich um sich gehabt hatte.

Einige Stunden vergingen, ehe die unumgänglichen Maßregeln der Hafen- und Gesundheits-Polizei ausgeführt waren. Dann führte Mr. Wharton die Europäer – Josephson war in Amerika stolz auf diese Bezeichnung – in einem Boote nach dem Landungsplatze. Einige Diener folgten mit dem ganzen Gepäck. Als sie aber den Kai erreicht hatten, fand man einen glänzenden Galawagen mit zwei herrlichen schwarzen Pferden bespannt, einen Perrückenkutscher auf dem Bock und zwei Schwarze am Schlage ihrer warten. Ehe der Erbe noch Zeit sich umzusehen gehabt, saßen er und Josephson darin, ihnen gegenüber Mr. Wharton, und im Galopp rasselte der Wagen dahin, die Broadwaystraße hinunter, in den Flur eines großen Pallastes hinein – Eduard Hutten Stolling befand sich in seinem eigenen Hause in Neuyork.



Dieses Haus aber war prächtig. In der größten Königsstadt der alten Welt hätte ein Fürst darin wohnen können. Die Wohnräume waren groß, mit den köstlichsten

Tapeten, Teppichen, venetianischen Spiegeln und herrlichen Gemälden, größtentheils Meisterstücken italienischer Kunst, geschmückt. Die Fluren und Treppen mit geschliffenem Marmor oder Granit belegt, alle mit dunkelgrünen Teppichen wohnlich ausgestattet. Die massiven, kostbaren Möbel schienen hervorgegangen aus den Händen wahrer Künstler, die Sessel, Sopha's und wie die an Ausdrücken verschwenderische, ausländisch sprechende Mode alle diese Ruhegegenstände benennt, waren mit den schwersten Seiden- und Sammtstoffen überzogen. Die Geräte, deren man sich zu allerlei Verrichtungen der Bequemlichkeit und des modernen Lebens bedient, waren von ausgesuchtester Arbeit, dem Auge wohlthuend, dem Zwecke vollkommen entsprechend. Die großen Kamine von amerikanischem, geadertem, blauem, rosenrothem und schwarzem Marmor oder Granit waren mit vergoldeten Gittern eingefast, die Fußböden von wohlriechenden Holzarten in Mosaik gearbeitet, die Decken der Zimmer entweder mit Freskogemälden bedeckt oder von wunderschöner Stukkaturarbeit. Massiv silberne Kronleuchter, Armleuchter in allerlei künstlichen Formen und Gestaltungen, auch solche von glitzerndem Bergkrystall, hingen von allen Decken herab, standen auf Konsolen, vor den Spiegeln, an den Wänden und verbreiteten Abends, wenn sie angezündet wurden, ein magisches Licht mit ihren hunderten rother, weißer und grüner Wachskerzen.

In derselben Art war die Bedienung auf das Geschmackvollste gekleidet. Mr. Hutten's Lieblingsfarben,

Meergrün und Silber, gaben den Grundton an; die Neger gingen in orientalischer Tracht einher, weite, unten geschlossene Beinkleider, griechische Sammtjacken, flittergestickte Gürtel, auf der Straße lange faltenreiche Gewänder darüber tragend. Die Bedienung selbst geschah rasch, lautlos, einem halben Winke folgend.

Eduard empfand bei der Wahrnehmung aller dieser Kostbarkeiten beinahe ein unbeschreibliches Angstgefühl, er hatte dergleichen nie gesehen. Josephson war wie geblendet und folgte Mr. Wharton, der dem Erben die Schlüssel des Hauses überreicht hatte, eher mit Benommenheit als Wohlbehagen. Mr. Wharton führte sie durch das ganze, weite Haus, durch die langen, gewölbten noch kostbareren Festsäle, durch Keller, voll der ältesten und gepriesensten Weinsorten der Welt, durch die Stallungen, in denen Vollblut-Pferde, namentlich spanisch-mexikanischer Zucht, die besten des neuen Kontinents, standen und voll ungebändigten Feuers, mit glühenden Blicken und scharrenden Hufen den Augenblick zu erwarten schienen, wo ihr neuer Gebieter sie in die Luft in Bewegung führen würde, damit sich das innen lodernde Feuer nicht kraftlos selber verzehre.

Und als sich die Staunenden nun an den Speisetisch setzten und eine unzählbare Reihe der wohlschmeckendsten, unbekanntesten Speisen in massiv silbernem Tafelzeug Auge und Zunge berauschte, da konnte sich Josephson nicht länger halten und er stöhnte beinahe hervor:

»Mein Gott, mein Gott! die Seekrankheit muß mir neue Organe gegeben haben, denn ich sehe, esse und

trinke, was ich noch nie in meinem Leben gesehen, gegessen und getrunken habe.«

Mr. Wharton lächelte und erwiderte nur:

»Dieser ganze glänzende Staat ist nichts gegen die gemüthliche und einfache Bequemlichkeit des Landhauses Mr. Hutten's im Huttenpark am Hudson.«

»Wie,« rief der erschrockene Hofmarshall, »soll es noch herrlicher und kostbarer kommen?«

»Kostbarer wohl nicht, aber herrlicher, schöner, lieblicher, meiner Meinung wenigstens nach, gewiß.«

»Bewohnte Mr. Hutten allein dies Haus und lebte er alle Tage so, wie wir heute leben?« fragte still und beinahe traurig der Erbe.

»Nein, Mr. Hutten, nein! Er lebte sehr einfach, wie Sie es auf seinem Schiffe müssen gesehen haben; er aß und trank freilich nur Gutes und Auserlesenes, aber nicht in so reicher Auswahl. Im Winter freilich waren alle Räume des Hauses, wenn er hier war, erwärmt und Abends erleuchtet, denn er liebte es, aus einem immer in das andere zu gehen und bald ein Gemälde, bald einen anderen Gegenstand der Kunst mit einem von uns zu betrachten. Aber er wohnte hier allein, denn Mr. Brown und Mr. Moore, als sie noch lebten, besaßen jeder für sich ein ähnliches Haus, welches aber nach ihrem Ableben verkauft wurde und jetzt anderen Großhändlern gehört.«

»Jene Gewohnheit mit der Erwärmung im Winter und der Erleuchtung des Abends scheint mir indessen sehr angenehm,« meinte der epikuräische Josephson, »die wollen wir bei uns auch einführen, Eduard, was meinst Du?«

»Darin stimme ich Dir bei, aber das Essen, Mr. Wharton, lassen Sie in Zukunft, so bitte ich, etwas weniger reichlich ausfallen; unsere europäischen Verdauungswerkzeuge sind an so viele indische, amerikanische und peruanische Gerichte nicht gewöhnt.«

»Sie haben nur zu befehlen, Mr. Hutten, indessen habe ich auch nur heute der Neuheit und des Anfangs wegen Ihnen zeigen wollen, was man hier leisten *kann*. Ich selbst liebe dergleichen nicht, wußte übrigens auch von Mr. Hutten, daß Sie kein Schwelger sind. Morgen werden Sie zufriedener sein. Aber wie ist es, reiten oder fahren Sie nach Tische?«

Eduard sah Josephson fragend an.

»Haben Sie nur mexikanische Hengste zur Reiterei?« fragte dieser kleinlaut den ersten Kassirer.

»Nur solche und einige kleine Pony's für Spazierfahrten im Park hinter dem Hause.«

»Ich verzichte auf das Reiten, meine Herren. Ich muß erst einen mexikanischen Stallmeister annehmen, denn ein solches Thier ist mir ein fremdes Element.«

»So wollen wir fahren, Mr. Wharton!«

»Sogleich!«

Und er winkte einem Neger.

Einige Minuten später saßen die erstaunten Europäer in einem Wagen, den man mit vollem Rechte ein fahrendes Bett hätte nennen können und die gefürchteten Hengste rannten wie vom Dämon besessen davon. Sie fuhren durch die ganze Stadt und in der benachbarten

Umgehend umher und als sie nach einer Stunde zurückkehrten, glaubten sie in dieser kurzen Zeit an einer ganz neuen Welt vorübergekommen zu sein.

»Mir ist sonderbar zu Muthe,« sagte Josephson zu Kanenschmidt, der bei allen ungewohnten Vorgängen des Tages einen stillen, innerlich erschütterten Zuschauer abgegeben hatte, als sie nach ihrer Rückkehr auf ihr Zimmer gegangen waren, »mir ist sonderbar zu Muthe, Willibald, mir schwindelt der Kopf. Aber so sprich doch, wie gefallen Dir so ein hundert Millionen, wie der gute Ermeling zu Hause hat?«

»Frage mich gar nicht,« erwiderte der sanfte Willibald leise, als fürchte er in diesen kostbaren Räumen zu laut zu sprechen. »Frage mich gar nicht, ich bin ganz verdutzt. Giebt es denn solchen Reichthum auf der Welt?«

»Gewiß giebt es ihn, siehst Du ihn denn nicht?«

»Das ist es ja eben – ich sehe und doch weiß ich nicht, ob ich recht sehe, denn ich denke mir bisweilen, ich sei blind geworden.«

»Wenn alle Blindheit so beschaffen wäre, mein Junge, so brauchte man sich nicht den Staar stechen zu lassen. Uns wird er hier bildlich, aber wirklich gestochen, und der Mensch, der junge Mr. Hutten, wie der Kassirer sagt, sieht diese Operation so ruhig an, als ob sie sich ganz von selbst verstünde.«

»Was soll er denn auch sonst wohl thun? Verlangst Du, daß er in das Gold und Silber beiße und es verschlucke, das vor ihm liegt?«

»Nun, ich weiß nicht, ob er das verdauen kann, was er nur sieht, viel weniger das, was wir heute wirklich verschluckt haben. Ich muß mich einen Augenblick niederlegen, Willibald, hole mir eine Cigarre – da steht ein ganzes Kästchen davon – so!«

Und der lose Ex-Referendarius warf sich in seiner ganzen Länge auf ein weiches Polsterbett, dampfte die edle Cigarre Havannah's in die Luft und sah den stillen Maler an, als wollte er sagen: »Mir fehlt blos noch ein Harem und ich wäre ein Pascha!«

## ZWEITES KAPITEL. DIE PERSON, WELCHE RENTEN BEZIEHT.

Die ersten Tage in der großen Hauptstadt der amerikanischen Republik gingen unseren jungen Reisenden bei der Neuheit und Menge der zu verarbeitenden Gegenstände, wie im Fluge vorüber. Als aber die ersten Eindrücke ihres neuen Lebens vorüber waren, und die Ruhe des Gemüthes und die Lust weiterer Arbeit sich Bahn brach, dachte Eduard an die Geschäfte, die seiner in Neuyork warteten, und er wandte sich deshalb ernstlich an seinen darin unterrichtetsten Rathgeber, an Mr. Wharton.

»Lassen Sie uns das Original des Testamentes in Empfang nehmen, Mr. Wharton,« sagte er, »dann wollen mir unsere Bücher vornehmen und mit allen laufenden und zumeist drängenden Geschäften auf's Reine zu kommen suchen.«

Der eben so heitere Tischgefährte wie kenntnißreiche Geschäftsmann war augenblicklich bereit, und die Vorstellung des Erben vor die versammelten Testamentsvollstrecker fand am nächsten Tage in Mr. Hutten's, des Erblassers, Hause Statt. Das Testament wurde übergeben und in Besitz genommen.

Jetzt begaben sich der Erbe und der oberste Buchführer in das alte, jetzt geschlossene Comptoir des ehemaligen Großhauses Hutten, Brown und Moore. Auf demselben Platze, wo Mr. Hutten früher gesessen und seinen Namen unter die vorgelegten Schriften gezeichnet hatte, saß jetzt sein Erbe und hatte vielfache Gelegenheit, sowohl die ungeheure Ausdehnung des ehemaligen Weltgeschäfts seines Erblassers, wie die Kühnheit, Entschlossenheit und die geistige Macht zu bewundern, mit welcher dasselbe ausgeführt worden war.

Eduard, obwohl kein Kaufmann, sah auf den ersten Blick, ein wie mächtiger Gehülfe Mr. Wharton in dem großen Geschäfte gewesen war, und wie er mit so gleichen Rechte das Vertrauen verdiente, welches Mr. Hutten unbedingt in ihn gesetzt hatte. Denn er war nicht allein ein ordnungsliebender, pünktlicher Buchführer im Kleinen, sondern auch ein umfassender, das Schwerste Ueberwindender, augenblicklich gehörig eingreifender Sach- und Werkführer im Großen. Sein Gedächtniß war ungeheuer, eben so seine sprachlichen, geographischen, politischen und finanziellen Kenntnisse aller Staaten und Völker der alten und der neuen Welt. Eduard bewunderte dieses Wissen; er hatte selbst nicht gewußt,

daß es Kaufleute, ausgerüstet mit so ausgebreiteten umfangreichen Kenntnissen aller Art geben könne.

»Sie könnten ein großer Staatsmann mit Ihrem Wissen sein,« bemerkte ihm Eduard, als sie mit ihren Rechnungen zu Ende gekommen waren und der Erbe in klaren Zahlen seinen Besitz vor sich verzeichnet sah, »Sie sollten bei einem Finanz- oder Handels-Ministerium eine Anstellung suchen, ich verheiße Ihnen jeden gewünschten Erfolg, denn mich dünkt, es giebt wenige so unterrichtete Geschäftsleute wie Sie.«

»Es ist mir,« antwortete Mr. Wharton bescheiden und, als wenn ich aus Ihnen meinen theuren seligen Herrn, Mr. Hutten den Aelteren sprechen hörte. Er hat mir oft dasselbe gesagt. Ich will Ihnen aber auch dieselbe Antwort geben, die ich ihm gab: Ich bin zufrieden mit meinem Loose, denn ich bin in meinem jetzigen Geschäft zu Hause, während ich in einem andern in der Fremde sein würde. Was meine Kenntnisse betrifft, so habe ich sie nicht für Andere, sondern für mich, zu meiner eigenen Aufklärung gesammelt. Meine äußerlichen Glücksgüter sind, Dank der Güte Mr. Hutten's, geordnet und übersteigen meine Bedürfnisse. Ehrgeiz besitze ich nicht; denn ich bin vollkommen mit meiner Lage zufrieden, und wenn Sie, wie Mr. Hutten, meine Zukunft in gleichem Maaße sicher stellen, so werde ich dankbar sein, falls Sie mir die geschäftliche Verwaltung Ihrer Finanzen vor wie nach überlassen.«

»Sie wollen also wirklich zur Begründung meines Glückes Ihre Fähigkeiten hergeben und mein erster Geschäftsträger bleiben?«

»Mr. Hutten – ich war der Freund Ihres Adoptivvaters, er hat mich nie eine Unterordnung fühlen lassen, und ich habe mich ihm stets und für mein ganzes Leben geweiht. Als er aus dem Leben schied, gelobte ich ihm, Ihnen zu sein, was ich ihm war, und, wenn Sie mich nicht aus eigenem Antriebe beseitigen, so gelobe ich Ihnen hiermit feierlich dasselbe. Denn ich bin, ich wiederhole es, glücklich in diesem meinem Berufe, ich bin darin groß geworden und will – so Gott es gestattet – darin endigen, wie ich darin begonnen habe.

»Hier ist meine Hand, Mr. Wharton, ich begreife und verstehe Sie jetzt vollkommen; lassen Sie mich für Sie Mr. Hutten der Aeltere sein, und bleiben Sie mir, was Sie ihm waren – hiermit ist Alles gesagt.«

Mr. Wharton stieg ein, und der Bund war für alle Zukunft besiegelt.

»Und nun sagen Sie mir aufrichtig, Mr. Wharton,« fuhr Eduard fort, »bleiben Sie lieber hier oder gehen Sie mit mir nach Europa zurück?«

»Unbedingt wähle ich das Letztere lieber. Aber für's Erste noch nicht. Ehe unsre Geschäfte hier abgewickelt sind, können Jahre vergehen. Bin ich aber hier fertig, so soll mich das erste beste Schiff in Ihren Hafen geleiten.«

»Angenommen! Bleiben Sie in Mr. Hutten's Hause in Neuyork und thun Sie in meiner Abwesenheit so, als ob Sie der Besitzer desselben wären. Ich behalte es für die

Zukunft; es scheint mir gut, in zwei Welttheilen ein Besitzthum zu bewahren, damit man sich nach Belieben aus dem einen in das andere zurückziehen kann, je nachdem die Weltereignisse es erheischen. Auch bin ich ja amerikanischer Bürger, oder werde es, sobald ich in Washington gewesen bin. Der Oberaufseher dieses Hauses bleibt hier wohnen, eben so wie der in Huttenpark, wohin wir uns bald begeben werden, denn dieses Landgut würde ich behalten, wenn es mir auch nicht im Testamente befohlen wäre, es umschließt die irdischen Ueberreste unsere gemeinsamen Wohlthäters. Wer von den Dienern meines Vorgängers nun mit mir gehen will, der gehe mit, die andern mögen bleiben, ich zwingen keinen.«

»Ich habe einen Jeden bereits um seine Neigung befragt. Die meisten werden es vorziehen, ihren neuen Herrn zu begleiten, da sie bereits erfahren haben, daß er dem alten gleicht. Daß Einige hier bleiben, ist ebenfalls gut, die Besitzungen bedürfen der Hände treuer Diener. Somit also werden Sie etwa zwanzig Seelen von hier mitnehmen, von denen die Hälfte etwa aus Schwarzen besteht, denen Mr. Hutten wegen ihrer Treue und Ergebenheit vorzüglich zugethan war, und wegen ihrer geknechteten Brüder in anderen Ländern Genugthuung zukommen ließ. Sie haben daher keinen zu verabschieden, und nur das bisherige Gehalt fortzuzahlen; meine Rechnung bleibt ungeändert. Sie erben somit Alles, was Mr. Hutten hinterlassen hat, mit Ausnahme der 10,000 Dollars Renten, die er einer Person bei Thomsen und Clarke ausgesetzt hat.«

»Ja, ich erinnere mich dessen, es steht auch in meinem Testament. Wer ist aber diese Person? In welcher Beziehung steht oder stand sie zu meinem Adoptivvater?«

Mr. Wharton schwieg und wandte zum ersten Mal sein offenes Gesicht von seinem neuen Herrn ab.

»Ich frage nicht aus Neugierde, Mr. Wharton,« äußerte dieser ernst. »Reine Theilnahme veranlaßt mich dazu.«

»Ich denke es mir auch nicht anders, Mr. Hutten, nein, durchaus nicht. Ja, ich bin, ich weiß es wohl, sogar namentlich in dem Testament genannt, und von Mr. Hutten autorisirt, Ihnen diese Person zu bezeichnen, aber – die Zeit dazu ist noch nicht da. Warten Sie, ich bitte Sie, noch eine Weile, die Gelegenheit, diese Bekanntschaft zu machen, ist augenblicklich nicht günstig. Vielmehr, wenn ich Ihnen rathen darf, gehen Sie zunächst nach Washington, stellen Sie sich dem Präsidenten und dem Senate vor, beendigen Sie Ihren patriotischen Auftrag, in dem ich Ihnen Unterstützung angedeihen lassen kann, denn ich kenne die angeregten Verhältnisse genau, und dann, wenn Sie naturalisirter Bürger dieses Staates sind, gehen Sie in der schönsten Jahreszeit dieses Landstriches nach dem Hudson, wohin ich Sie selber zu führen den Auftrag habe. Ich glaube, Ihnen wie uns Allen wird die ländliche Stille und behagliche Bequemlichkeit die wir dort finden, wohler thun, wie alle Herrlichkeiten dieses Stadthauses, welches Ihr Erblasser nur der Form und der Geschäfte halber, nicht aber aus eigener Neigung, in so glänzendem Zustande erhielt.«

»Ich bin in Allem mit Ihnen einverstanden und folge Ihren Anleitungen gern, aber lassen Sie mich eine Bitte aussprechen, Mr. Wharton, – lassen Sie mich die stillen Zimmer mit der Aussicht nach dem Flusse und den Bergen gegenüber bewohnen, die Mr. Hutten, wie er mir selbst oft gesagt hat, am Hudson bewohnte; ich trage ein großes Verlangen darnach, ganz in seinen Sinn mich einzuleben, denn dieser Sinn, Sie wissen es, war ein vortrefflicher.«

Mr. Wharton lächelte zufrieden bei dieser Bitte.

»Es ist Alles schon so eingerichtet,« erwiderte er, »Mr. Hutten selber hat uns einen ähnlichen Auftrag gegeben, wie Sie ihn hier aussprechen, denn er kannte auch Ihre Neigungen, wie Sie die seinigen kannten. Sie werden Ihren Geschmack befriedigt finden.« –

Die schnell wirkende Dampfkraft, die in Amerika mehr als irgend wo anders Wunder verrichtet, trug die Reisenden schnell von Ort zu Ort. Nur Mr. Staunton blieb allein zurück, die laufenden Geschäfte zu überwachen. Philadelphia, das Sodom und Gomorrha der neuen Welt von den Amerikanern selbst genannt, hatte trotz seiner Werfte, seiner Schiffe, seines Handels, seiner Lebendigkeit, seiner Bewegung auf den Straßen und in den Häusern keinen größeren Reiz für unsere Fremden, als das schöne Neuyork. Die Stille in Washington zog sie schon mehr an, obwohl diese Stadt von genußsüchtigen Reisenden langweilig genannt wird. Die Geschäfte in Washington waren bald beendet. Mr. Hutten der Jüngere hatte sich dem

Präsidenten vorgestellt, und war von ihm wie von den Senatsmitgliedern zuvorkommend aufgenommen worden. Eben so seine vertraulichen Botschaften von Seiten seines Königs. Man versprach sich, die Vorschläge zu überlegen und mit Mr. Hutten in Verkehr zu bleiben, da derselbe seinen Aufenthalt in Amerika für längere Zeit zugesagt hatte.

»Seien Sie froh,« sagte der Präsident bei der Abschiedsaudienz zu ihm, »daß Sie amerikanischer Bürger sind. In Europa geht es arg her, Frankreich hat angefangen, wie immer, und die guten Deutschen denken, sie müssen das Schlimme wie das Gute nachahmen. Wenn die alte Welt zusammenbricht, kommen Sie zu uns, wir stehen fest.«

»Sie bricht nicht zusammen, Herr Präsident,« erwiderte Eduard. »Ein Erdbeben und der Ausbruch eines Vulkans reinigt den Schooß der Erde von Auswurfstoff, wie das Gewitter die sengende Luft von der angehäuften Elektrizität reinigt. Europa bewegt sich freilich, aber Amerika hat sich schon stärker bewegt, und um so fester steht es jetzt.«

»Freilich, freilich – aber vergleichen Sie unsre frische Quelle nicht mit dem sumpfigen Gewässer der dortigen Welt.« –

»Ich vergleiche sie keinesweges, aber sorgen Sie selber für schnelleren Abfluß, denn mir scheint, als wenn wir die sumpfigen Bestandtheile unserer Gewässer nach Amerika selber entsendeten, und als ob Ihre Quelle später trüber werden könnte, als die unsrige, die sich in demselben Verhältnisse klärt und säubert.«

»Hat gute Zeit, Mr. Hutten. Amerika ist groß!«

»Aber die Zeit, Herr Präsident, hat Beine, sie kommt langsam, aber sie kommt.«

»Das hat gute Wege – wenn *sie* da ist, bin *ich* nicht mehr da! Reisen Sie glücklich!«

---

»Und nun ist der Mai da, Mr. Hutten,« sagte Mr. Wharton mit einem besonders verklärten Gesichte zu seinem jungen Herrn, »jetzt sind die Wälder und Fluren grün, die Wellen und die Luft klar und die Hoffnung ist in des Menschen Brust neu erwacht, wollen wir nun nicht hinaus an den Hudson?«

»Sobald Sie wollen, ich habe eine wahre Gier nach stillem Landleben; diese vollgepfropften Städte ermüden mich eben so sehr, wie sie mich aufregen, und Sie wissen es ja, mein Herz dürstet nach Ruhe.«

»Die sollen Sie haben. Voran denn, Ithyssa, Dein Herr geht an den Hudson!«

Der Schwarze lächelte und zeigte wie nie den blendenden Glanz und die Fülle seiner weißen Zähne.

»Worüber lachst Du, Schelm?« fragte ihn Hutten.

»Massa – ich freue mich – Hudson mein Vaterland – Hudson meine Heimath – Hudson mein Alles!«

»So, bist Du da geboren?«

Der Neger nickte bejahend.

»Ithyssa ist dort geboren,« sagte Mr. Wharton, als jener hinausgegangen war, die Einrichtungen zu treffen.

»Es ist Ihnen doch recht, daß wir über Neuyork den Fluß hinauf gehen?«

»Führen Sie mich, wie Sie wollen, wenn wir nur an Ort und Stelle kommen. Die Luft ist köstlich, und meine Brust sehnt sich nach grünen Wäldern und ihrer Stille.«

–

Jetzt kam Bewegung und Leben in die Gesellschaft; die Geschäfte hatte man im Rücken, das Vergnügen vor sich. Josephson war so heiter und launig wie je, Kanenschmidt war schon ein ganz anderer Mensch geworden, denn er gehörte zu den wenigen Leuten, die sich schnell an den Glanz neuen Reichthums gewöhnen können, und dennoch dabei die Bescheidenheit ihrer früheren ärmlicheren Lage bewahren. Mr. Wharton hatte dafür gesorgt, daß Hutten und seine Begleiter als vornehme Herren reis'ten. In Neuyork bestiegen sie ein eigenes kleines Dampfboot, das Mr. Hutten der Aeltere hatte bauen lassen, um jeden Augenblick, wie es das Bedürfniß oder seine Laune mit sich brachte, bald in der Stadt, bald auf dem Lande sein zu können.

Die Reise war eben so erheiternd wie unterhaltend, denn sie führte den schönen Strom hinauf durch romantische Gegenden, denen man noch deutlich genug ihren eben erst verlassenen Urzustand an den hie und da auftauchenden ungeheuren Wäldern ansah, während an geeigneten Stellen das Bilden und Treiben der rastlosen Menschenhand durchblickte, die der wilden Natur überall Grund und Boden abzugewinnen bemüht ist. Im Hintergrunde, namentlich gegen Westen hin, ragten, als die

Reisenden nach einer mehrtägigen Fahrt sich ihrem Ziele näherten, die steilen Alleghany-Gebirge in tiefvioletten Tinten hervor, ihre Ausschnitte und Vertiefungen oft kahl, felsigt, oft mit dunkeltem Urwald oder heller gefärbtem Gebüsch bewachsen zeigend. Bis Albany, dem betriebsamen Ansiedlerorte, folgten sich Landhäuser, Pächtereien, Niederlassungen in allen Größen, Stylen und Formen, in ununterbrochener Reihenfolge. Hinter Troy, wo der Mohawk wild schäumend in den Hudson fällt, begann allmählig die urwäldliche Einsamkeit ihre stille Größe zu entfalten, und die ungestörte Schweigsamkeit einer erhabenen Natur umfächelte mit lindem Friedenshauche die Stirnen der jungen Männer, während der würzige Duft des von dem atlantischen Ocean hertreibenden lauen Frühlingswindes auch die Blüten in ihrer Brust kennen ließ.

Eduard fühlte sich glücklicher, als er sich hieher in der neuen Welt gefühlt hatte; selbst Josephson blickte ruhiger und der stille Künstler versank in gänzlichem Schweigen. Man war auf dem Deck. Ithysa stand neben Mr. Wharton und schien ihm etwas zuzuflüstern.

»Was haben sie nur?« dachte der junge reiche Mann.  
»Ich sehe sie beständig neben einander.«

Josephson war es auch schon aufgefallen, daß der Neger Geheimes mit dem Buchhalter zu verhandeln hatte, jetzt aber, je näher sie ihrem Ziele kamen, wurde ihr Flüstern und verstecktes Zuwinken häufiger und deutlicher. Mr. Wharton schien endlich die ihn beobachtenden Blicke

zu gewahren und gab Ithyssa einen Wink, der sich so gleich, blendendes Lächeln auf dem Gesicht, nach seinem Herrn wandte und neben ihm blieb, bis sie landeten.

Denn sie waren wirklich in die Nähe von Huttenpark gekommen. Der Abend begann zu dunkeln und die helle Mondscheibe trat über die Alleghanygebirge hervor.

»Sind wir bald da, Ithyssa?« fragte Hutten.

Der Schwarze antwortete nicht, sondern erhob nur die Hand und deutete auf das östliche Ufer. Gegen den klaren, mit azurnem Dufte umzogenen westlichen Horizont traten im Hintergrunde die dunkelvioletten Gebirgskämme scharf hervor; am Fuße derselben zeigte sich dichter Wald, in welchem die tiefste, unergründlichste Stille herrschte. Die östliche Uferseite dagegen öffnete sich immer mehr und mehr und man sah angebautes Land, welches, im Hintergrunde wieder von blauen Gebirgszügen umschlossen, bald in eine parkartige Anlage überging und von maigrünen lebendigen Hecken eingefast war. In diesem Augenblick bückte sich der Capitain des Schiffes, der vor der Brustwehr des Maschinenraumes stand, gegen die im Innern desselben arbeitenden Neger hinunter und sprach zu ihnen leise hinab. Er schien das stille Summen in der Natur nicht durch einen lauten Anruf stören zu wollen. Augenblicklich hörte die Maschine auf zu arbeiten und das leicht dahin schießende Schiff flog langsamer im leisesten Wellenrausche dahin. Ithyssa hob den Arm höher und blickte mit Entzücken in den glänzenden Zügen seinen Herrn an. Da sah dieser, daß aus dem grünen Laubdach großblättriger Tulpenbäume

und riesiger Platanen ein hell schimmerndes Landhaus allmählig hervor trat, welches das Ziel ihrer Wünsche war.

Noch ein paar Schritte weiter und inmitten eines mit Blumen reich ausgestatteten Gartens, aus dem zahllose Düfte den Ankommenden entgegen hauchten, während im Vordergrund, unmittelbar am Wasserrande, einige weit überhängende Trauerweiden den vollen Anblick des Ganzen wie hinter einem Schleier verbargen, stellte sich das Landhaus Mr. Hutten's deutlicher dar, ein großes Gebäude, aus dem Gestein des nahen Gebirges aufgeführt, mit einer tempelartigen, vorspringenden Giebelfront geschmückt, die von acht korinthischen Säulen getragen wurde und die Ausfahrt überdeckte, die breite Vorderfront dem Wasser zukehrend und nach hinten in zwei rechtwinklig zurücktretende Flügel auslaufend. In diesem Augenblicke hielt das Schiff plötzlich an einer kleinere Landungsbrücke still, und fast zu gleicher Zeit erhob sich das Geheul einer unzähligen Hundeschaar, freilich gedämpft, denn es schien aus einem verschlossenen Raume hervorzubringen.

»Ah! sie haben sie eingeschlossen,« sprach halblaut Mr. Wharton, »das ist gut! Mr. Hutten,« sagte er laut, »Sie sind auf Ihrem eigenen Grund und Boden, ich heiße Sie willkommen!«

»Mr. Wharton,« entgegnete dieser und berührte sanft und feierlich den Arm des Amerikaners – »ich habe es gelobt, führen Sie mich, ehe ich etwas Anderes sehe, sogleich an die Stelle, die ich zu besuchen gekommen bin, – Sie wissen, was ich meine; mein Herz verlangt es.«

Mr. Wharton machte eine bejahende Bewegung und gab Ithyssa einen Wink. Der Schwarze sprang an's Land und verschwand hinter den Bäumen des Gartens.

Bald stand man am Ufer und schritt in tiefem Schweigen dem Hause zu, von dem eilfertig einige weiße und schwarze Diener herbeigesprungen kamen. Diesen wurden Josephson und der Maler überwiesen. Eduard folgte, den Arm Mr. Wharton's ergreifend, denn er war sehr bewegt, seinem Führer.

Dieser schritt durch einen höchst sauber gehaltenen, eben so einfach wie geschmackvoll angelegten Garten, an einem leise rauschenden Springbrunnen vorüber, in dessen traulichem Geplätscher verschiedene Wasservögel sich belustigten. Bald erreichten sie einen geschlängelten Weg, den stark duftende Juniperushecken düster einschlossen. Langsam, beinahe feierlich, wandelten sie in dem würdigen Abend dahin, dessen Schweigen allein durch die sanfte Klage einer amerikanischen Nachtigall unterbrochen und belebt wurde. Bald öffnete sich dieser Schlangenweg, und man betrat, eine kleine hölzerne Brücke überschreitend, einen runden mit Rosengebüschen umgebenen Platz, in dessen Mitte düstere Pinien in schlanker Pyramidenform einen mäßig großen Kreis bildeten. An der inneren Seite dieses Kreises sah man einen kleineren Kranz schwarzer Cypressen gepflanzt, über deren Wipfeln sich eine riesige Hängebirke erhob und mit ihren lispelnden Blättern gleichsam das Dach dieses lebendigen Tempels bildete. Dem Eingange dieses Kranzes

gegenüber aber erblickte man einen einfachen, frischgrünenden Rasenhügel und dahinter ein dorisches Grabmal von glänzendem Granit, auf dessen Vorderseite die langsam sich erhebende Mondsichel die großen goldenen Buchstaben lesen ließ:

**Edward Hutten.**

»Hier ruht Ihr Vater und Freund!« sagte mit leiser Stimme der Amerikaner, indem er mit der einen Hand den Hut zog und mit der andern auf den Rasenhügel deutete. Dann, als fühle er das Bedürfnis des Erben, an dieser Stelle allein zu sein, entfernte er sich langsam und verschwand hinter den Pinienhecken.

Eduard ward in tiefster Seele ergriffen. Ihm war es, als wenn er den noch lebenden alten Mann mit seiner ausdrucksvollen Stimme freundlich flüstern hörte: Guten Abend, mein Eduard, Sohn meiner geliebten Beata, ich heiße Dich willkommen!

Der von seinem eigenen Gewissen also willkommen Geheißene kniete nieder, und der Schmerz und die Dankbarkeit seines Inneren lös'ten sich in einen besänftigenden Thränenstrom auf, als er das Gebet, das lange auf seinem Herzen geschlummert hatte, in stille Worte kleidete und Alles dem grünen Hügel sagte, was er dem darunter Schlafenden nicht mehr sagen konnte. –

Es war eine lange Zeit vergangen, als Mr. Wharton hinter den Gebüschten wieder hervor kam und den Erben noch knieend fand. Dieser aber hatte die nahenden Schritte vernommen und erhob sich. Er ergriff die Hand

des edlen Mannes und drückte sie sanft, aber fest; in diesem Drucke lag Alles, was seine Lippen jetzt nicht zu sprechen vermochten. –

Mr. Wharton leitete jetzt den Erben in das Haus zurück. Sie umgingen den südlichen Flügel und stiegen unter dem korinthischen Säulendache die Auffahrt hinauf, von wo sie durch das große Thor in den zirkelrunden Corridor gelangten. Zwei bronzene, schön gearbeitete Lampen hingen von der gewölbten Decke herab und erleuchteten den runden Raum zur Tageshelle. In diesem Raume nun standen, nach ihrem Alter geordnet, die sämtlichen Diener des Hauses, Schwarze und Weiße durch einander, und begrüßten, halb wehmüthigen, halb freudigen Auges, den neuen Herrn, der Allen kräftig die Hände schüttelte, die sie ihm ehrerbietig, aber freundlich entgegen hielten.

Sodann wandte sich dieser neue Herr rechts und erblickte eine große, weit geöffnete Flügelthür, an deren Pfosten die beiden ältesten, schon silberhaarigen Diener standen, ein Schwarzer und ein Weißer, beide tief vor dem jungen Gebieter ihr zitterndes Haupt beugend.

Nachdem auch diese herzlich begrüßt waren, trat der Erbe in das erste Zimmer. Augenblicklich war er angenehm überrascht. Ein glänzender Krystallkronleuchter, mit zwölf weißen Kerzen besteckt, erhellte ein großes und hohes, regelmäßig viereckiges Gemach. Im schwarz-marmornen Kamine, hinter bronzenem Gitterwerk, loderte ein sanftes Feuer und verbreitete einen lieblichen Wohlgeruch durch das ganze Zimmer.

Eine der ersten gegenüberliegende Thür, ebenfalls geöffnet, führte in ein zweites, gleich großes, hell erleuchtetes Gemach, aus welchem man ein wiederum helles drittes folgen sah.

»Hier,« sagte Mr. Wharton, »ist Mr. Hutten's Wohnung gewesen. Das erste Zimmer bewohnte er in der Regel, das zweite war seine Bibliothek, und das dritte sein Schlafgemach. Dies ist nun Ihre Wohnung, Mr. Hutten, und ich hoffe, sie wird Ihren Wünschen entsprechen – machen Sie es sich bequem, bis ich wieder komme.«

Eduard war allein. Nicht stürmische, wohl aber tief wallende Gefühle erfüllten seine ganze Brust. Er hätte die ganze Welt an sich reißen und mit einer dankbaren innigen Umschließung an sein Herz pressen mögen. Er wandelte auf und nieder; wohl zwanzig Mal betrat er alle drei gleich große, gleich warme, gleich helle Gemächer. Und welche friedliche Stille, welche Behaglichkeit, welche Seelengenügsamkeit lag darin. Da war nichts, was an den Luxus, die Pracht, die Herrlichkeit des städtischen Hauses erinnerte, und dennoch war Alles so schön, so dauerhaft und so bequem.

Der moosweiche grüne Teppich am Boden, die altväterischen, mit veilchenfarbenem Plüsch überzogenen Sessel, der große runde Tisch mit der gleichfarbigen Samtdecke darüber, der einfache breite und lange Spiegel in mattbronzenem Rahmen, die Geräthe, die Tische; kurz Alles, was zu sehen war, war so einfach, so schmucklos, so gediegen, daß Eduard nicht genug schauen und sich wiederholen konnte: ach, wie schön, ach, wie freundlich,

ach, wie so ganz Mr. Hutten ähnlich! Kaum aber war er mit der Betrachtung des Allgemeinen fertig geworden, so fesselte seinen Blick auch schon wieder das Einzelne. Ueber dem breiten, langen Sopha hing ein einziges Bild – ah, es war das lebensgroße Bild des abgeschiedenen Hutten – ganz wie er im Leben ausgesehen, so milde, so freundlich, so heiterernst. Sein kluges Auge schien auf dem vor ihm stehenden Erben zu ruhen, und während seine linke Hand ein Blatt Papier hielt, streckte sich die rechte mit erhobenem Zeigefinger empor. Er schien zu sagen: sieh hier, ich halte das Testament und Alles, was ich Dir gegeben habe, in meiner Hand. Benutze es weise und fröhlich, dann will ich Dich segnen!

Als sich der Blick des Erben nach langem Betrachten von diesem schönen, trefflich ähnlichen Bilde abwandte, fiel er auf die dunkle Samtdecke, die über den runden großen Tisch ausgebreitet war, und er bemerkte etwas Weißes, Glänzendes darauf. Er trat näher hinzu. Es war eine Menge des schönsten Zeichenpapieres daneben eine schöne goldene Feder, die einen schwarzen Zeichenstift umschloß.

»Wie sinnig!« dachte Eduard – »als wollte er mich gleich an meine Lieblingsarbeit erinnern!«

Im Bibliothekzimmer, dessen Wände bis an die Decke hinan mit gefüllten Bücherrepositorien bekleidet waren,

stand in der Mitte das Spiel der Erholung Mr. Hutten's, ein prächtiges Billard von dunkelglänzendem Holze, zwei ebenholzene Queues, voller Elfenbein- und Perlmutterverzierungen, lagen friedlich nebeneinander darauf, die Bälle auf ihren Punkten, als hätte der Spieler so eben erst die grüne Tafel verlassen, oder als wolle er sogleich wieder dahin zurückkehren.

In einer Ecke dieses Zimmers stand ein kleines geöffnetes Pult von wunderschöner Arbeit in Polysanderholz, wie das Billard. Dadurch, daß es offen war, wurde die Aufmerksamkeit des Beobachters sogleich darauf gerichtet. Eduard blickte hinein und fand es mit einer Reihe Kästchen versehen, die manchen Europäer bezaubert – haben würden. Denn diese Kästchen waren mit den edelsten Sorten havannesischer Cigarren gefüllt, und boten, wie sich später auswies, für jeden beliebigen Geschmack eine Auswahl der leichtesten bis zu den schwersten dar, wie sie nur Mr. Hutten so köstlich und reichlich besaß.

Der Erbe auch dieser lieblichen Schätze war noch in stille Betrachtung des behaglichen Zimmers und seines Inhaltes versunken, als Mr. Wharton wieder erschien. Ersterer wußte nicht, daß schon zwei Stunden seit seinem Eintritt in dieses Haus verflossen waren.

»Wie,« redete ihn der Eintretende an, »sind Sie noch nicht im bequemen Hausrocke, den Ithyssa schon in jenes Zimmer ausgebreitet hat? Hat Sie die Reise denn gar nicht ermüdet?«

»Nicht im Mindesten! Ich kann nur sehen und wieder sehen, und das ist für mich der Ruhe genug. Aber was haben Sie da in den Händen?«

»Ich bringe die Schlüssel des Hauses, Mr. Hutten. Dieser große hier öffnet den Eingang zum nördlichen Flügel, in dem sich das sogenannte Museum Ihres Erblassers befindet. Diese anderen kleineren Schlüssel gehören den übrigen Räumen an. Heute aber sehen Sie sie wohl nicht an – ich denke morgen – jetzt aber speisen wir, wenn es Ihnen gefällig ist.«

»Wo ist das Speisezimmer, Mr. Wharton?«

»Hier, nebenan, die zweite Thür vom Corridor aus führt in die Zimmer Ihrer Freunde, daneben ist das Speisezimmer.«

»Gut, gut. Aber wohin führt die verschlossene Thür da hinten aus meinem Schlafzimmer?«

Mr. Wharton schien verlegen. »In einige Fremdensäle, ohne Zweifel,« antwortete er zögernd. Eduard bemerkte weder die Verlegenheit noch die Zögerung. Auch sammelte sich Mr. Wharton schnell und versetzte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: »Ich weiß in der That nicht, wo die Schlüssel dieser Zimmer sind, ich habe sie bereits gesucht, und die alten Diener wissen es auch nicht.«

»Beunruhigen Sie sich nicht, Mr. Wharton, ein paar Schlüssel werden bald verlegt, sie werden sich schon finden. Ich wollte nur wissen, ob ich etwa einen Nachbar hätte?«

»Nein, Mr. Hutten, einen Nachbar haben Sie nicht, die Zimmer stehen jedenfalls leer.«

»So ist es gut, und nun wollen wir Küche und Keller in der Wildniß versuchen.« –

Mr. Wharton, welcher still und unablässig den neuen Besitzer mit seinen Augen verfolgte, führte Eduard durch den runden Saal, an dessen leeren mit Stukkatur bekleideten Wänden nur einige alte Sessel mit hohen Lehnen standen, und trat in die erste Thür rechts. Sie fanden Josephson und Kannenschmidt behaglich auf einem Divan sitzen und eine von den köstlichen Cigarren rauchend, die Josephson nicht genug bewundern konnte, und deren aromatische Würze man in der alten Welt kaum je kennen lernt. Die Zimmer Beider lagen neben einander und waren denen des Erben ähnlich, nur etwas kleiner, sonst ebenfalls gemüthlich und wohnlich eingerichtet. Ihre Fenster aber lagen, dem Flusse entgegengesetzt, nach dem Garten hinaus. Josephson war froh, daß es zum Speisesaal ging; er folgte schnell, denn sein Appetit war wie gewöhnlich rege. Man trat in ein großes Gemach, worin nichts stand als ein langer, breiter Tisch, mit Kerzen Tellern, Flaschen und Gläsern bedeckt; hinter den Sesseln erwarteten schwarze und weiße Diener die Gäste. Vor einem ungeheuren Anrichtetisch stand ein ehrwürdiger, alter weiser Diener, in die Livrée Mr. Hutten's gekleidet, den großen Suppenlöffel in der Hand und die Terrine vor sich, als erwarte er nur das Erscheinen des Gebieters, um sein gewöhnliches Amt zu beginnen. Als die Herrn erschienen waren, verbeugte er sich tief und tauchte dann seinen Löffel sogleich in die Schüssel.

Ein köstlicher Geruch kitzelte Josephson's Nase; er roch die Schildkrötenbrühe, und sein Herz that sich auf. Man begab sich schweigend an's Essen, denn Eduard's Kopf war voller Gedanken, und die übrigen mochten ihn nicht stören. Als aber der rosaroth Kapwein erst die Lippen befeuchtet und zugleich, wie er immer thut, die Herzen entfesselt hatte, begann ein heiteres Tischgespräch. Das Essen war einfach, aber kräftig. Nach der Suppe, kamen Pasteten von Hudsonkrebse, dann die ersten Gemüse des Jahres, die sich von den unsrigen nicht besonders unterschieden, und zuletzt ein saftiger Rehrücken, den der Wald jenseits des Flusses geliefert hatte. Beim Dessert, das aus eingemachten Früchten, namentlich Ananas bestand, wurde Champagner aufgesetzt.

»Heute trinke ich *ein* Glas davon,« sagte Eduard heiter, »ich muß meine Gäste in meinem stillen Hause willkommen heißen – auf Ihr Wohl, meine Herren!«

Man erwiederte den Wunsch und leerte die Gläser schnell.

»Du wirst auch noch ein zweites trinken.« fuhr Josephson fort; und winkte dem alten Diener, die Gläser zu füllen, der sich sein Amt nicht nehmen ließ.

»Ich bezweifle es noch,« erwiederte der Angeredete, »Du weißt, es ist nicht *mein* Wein.«

»Aber der unsrige. Auf denn, die Freunde zu Hause sollen leben und ihr Werk gedeihen! Nun?«

»Ja, da hast Du Recht, Wolf, das war freilich nicht zu bezweifeln.«

Und er trank mit wahrer Begeisterung das zweite Glas.

»Meine Herren,« rief Mr. Wharton laut und winkte dem Diener – »dem zweiten muß das dritte folgen, und es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß es seine Wirkung thun wird.« – Alle blickten ihn an, da er so laut sprach, lauter, als seine Gewohnheit war.

»Der todte und der lebendige Mr. Hutten,« fuhr er mit gleichbelebter Stimme fort, und erhob sich mit dem Glase in der Hand – »und *Alles*, was *Beide* verbindet!«

Schweigend leerte Eduard sein Glas und nickte dankend, Josephson mit Jubel, der Künstler mit bestimmendem Zurufe. So wurde das erste Mahl in Huttenpark beschlossen.

Man blieb noch einige Zeit in Josephson's Zimmer bei der Cigarre zusammen, und als die Abendglocke des Hauses elf Uhr schlug, verfügte sich Jeder in sein Gemach. Ithyssa begleitete seinen Herrn, und wollte bei ihm bis er zu Bett ging, wie er es gewohnt war.

»Du kannst gehen, Ithyssa,« redete dieser ihn an. »Ich gehe noch nicht zur Ruhe, aber um fünf Uhr morgen früh wecke mich.«

»Massa möge sanft schlafen,« bemerkte der Neger. »Ithyssa wird die Hunde einsperren, sie bellen sonst des Nachts. Gute Nacht, Mr. Hutten.«

»Gute Nacht, Ithyssa!«

Der Neger ging und Eduard öffnete das Fenster, das an der linken Seite des plätschernden Wassers auf dem Hofe lag. Die Quelle, es war ein artesischer Brunnen, rieselte heute Abend leise, denn der Zufluß des Wassers, welches

wahrscheinlich von den Bergen kam, war nicht immer gleich stark. In den kleinen, im Mondenlicht um die Säule glitzernden Wellen, aus der es quoll, saßen schlafend bunte Wasservögel und ein riesiger Kranich; ihre Ruhe störten die fallenden Tropfen nicht; dabei flöteten die Nachtigallen ihr traurig schönes Lied, das in der neuen Welt wie in der alten gleichen Zauber auf das weiche Menschenohr übt, und das leise Wehen des Nachtwindes, der vom Meere kam, zitterte säuselnd durch die frischen Blätter des jungen Mais, der die Springquelle mit seinen langen Blätterstengeln umgab. Es war eine jener köstlichen Nächte, wie sie nur der liebliche Wonnemonat hat, wenn er milde und schön ist.

Jenseits des Gartens rauschte der mächtige Hudson, drüber hinaus duftete der düstere Urwald seine Blütengerüche aus, hinter und über ihm ragten die schwarzen Umrisse des Alleghanygebirges, und über allen diesen herrlichen Gaben der verschwenderischen Natur leuchtete die goldene Mondsichel, indem sie mit ihren bläulich schimmernden Strahlen einen Zaubermantel über das prachtvolle Nachtgemälde warf.

Wohl eine Stunde lang lehnte der einsame Erbe am offenen Fenster, ohne eigentlich zu wissen, was er dachte, denn er war in jenes halbwache Traumleben versunken, welches halb dem Himmel und halb der Erde gehört. Nur die laut klagenden Schmetterttöne der Nachtigallen weckten ihn zuweilen auf, und er sagte bei sich: »Wenn es wirklich wahr ist, daß diese Töne eine unergründliche Liebestiefe verrathen, so muß ich gestehen, daß diese

Liebe eben so schön wie tief sein muß. Ach! ich möchte wohl auch so lieben und so geliebt werden!« –

Warum kam ihin dieser Gedanke, dieser Hauch einer ihm so fremden Empfindung grade jetzt? Weil er hier, inmitten seines Reichthums, seiner Schätze, die er nie erstrebt und die ihm dennoch der segnende Himmel spendet hatte, zum ersten Male in seinem Leben fühlte, daß dem reichsten Manne das Köstlichste fehle, wenn er keinen weiblichen Busen hat, an den er sein denkendes Haupt lehne, kein weibliches Herz, in welches er seine mächtigen Empfindungen ausgießen könne.

»Natur,« fuhr er leise grübelnd fort, »die Du mir so Vieles geschaffen und gegeben hast, schaffe und gieb mir das Herrlichste, was Du zu vollbringen vermagst, eine Seele, in welche ich Alles, was ich Anderen nicht sagen kann, aus meiner eigenen Seele ausströmen kann!«

Und, als wenn er ein Gebet zu Gott gesprochen habe und die vom Himmel zurückstrahlende Stärkung, die aus dem Gebete kommt, empfinde, schloß er das Fenster und begrub sein müdes Haupt in die schwellenden Daunen, die eine wohlthätige Hand für ihn zurecht gelegt hatte.

### DRITTES KAPITEL. DIE GESPENSTER.

Am nächsten Morgen Punkt fünf Uhr, steckte der wachsame Neger seinen dunkeln Kopf durch die leise geöffnete Thür des Schlafzimmers seines Herrn. Er schlief noch; als sich Ithyssa aber leise zurückziehen wollte, knurrte die Thür und der Schläfer erwachte.

»Komm herein, Ithyssa!« rief er sogleich. Der Gerufene kam und zeigte seine blendenden Zähne.

»Massa – schönsten besten guten Morgen!«

»Dank, Dank, guter Ithyssa, wie ist das Wetter?«

»Ah, prächtig, Sonne, wie Gold, Himmel, wie eine blaue Wasserblume.«

»Die muß etwas groß sein,« dachte Eduard und nickte dem treuen Diener freundlich zu. »Aber wo sind meine Stiefeln?« fragte er sogleich und sah sich suchend im Zimmer um.

»Alter Massa hat nie Morgens Stiefel angezogen. Stiefel draußen – hier aber weiche Schuhe.«

Und er nahm ein Paar köstliche gestickte Schuhe auf und setzte sie vor das Bett des Herrn.

»Zeige mal her, von wem sind diese schönen Schuhe?«

»Weiß nicht, Massa, sie standen da unten.«

»So! Die habe ich ja gestern Abend nicht gesehen. Ei – sie passen, das ist ja hübsch. Und nun bringe mir den Kaffee.«

»Kaffee? – Alter Massa hat immer Thee getrunken.«

»Nein, Ithyssa, ich trinke Kaffee und esse etwas Brod dazu.«

»Hat Massa auch gethan – ich weiß schon. Und Eier und Honig. Ithyssa weiß Alles.«

Und damit ging er schnell zur Thür hinaus.

»Eier und Honig,« sagte Eduard lachend, »das muß ein amerikanisches Frühstück sein, nun, wir wollen es versuchen. Ich muß ihm schon gehorchen – alter Massa steckt ihm noch zu fest im Kopfe.«

Nach einer Viertelstunde, als Eduard seine Morgentoilette beendete, brachte der schwarze Diener ein großes silbernes Brett mit allem möglichen Imbiß. Außer Eiern und Honig, gab es noch Schinken, Butter und Käse.

»Ei der Tausend, ißt man das schon hier des Morgens so früh?«

»Gewiß, Massa, da schmeckt es am besten. Mr. Wharton läßt fragen, ob er Massa besuchen darf?«

»Sogleich, Ithysa, sogleich, ich erwarte ihn schon.«

Nach einigen Augenblicken trat der Gemeldete ein, und wunderte sich, den Europäer so früh auf den Beinen zu finden, wie den arbeitsamen Hinterwäldler. Eine halbe Stunde später kamen Josephson und der Maler, und da sie noch nicht gefrühstückt hatten, setzten sie sich an Eduard's Tisch. Der Amerikaner aber stellte sich vor das Bild Mr. Hutten's, und sah darauf den Erben häufig und forschend an.

»Warum besichtigen Sie das Bild so genau und mich ebenfalls?«

»Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich finde jetzt, da ich beide Gesichter vor mir habe, eine Aehnlichkeit, die mir früher schon dunkel vorgeschwebt hatte, als ich nur Sie allein sah.«

»Es sind die Augen,« sagte der Maler, »ich habe es auch schon bemerkt.«

»Ja wohl, beide sind blau,« bemerkte Eduard.

»Bitte um Entschuldigung,« erwiederte der aufmerksame Künstler, »es ist nicht die Farbe allein. Es ist der Geist,

der in beiden liegt, der Ausdruck der Offenheit und des Vertrauens – ich weiß es gewiß.«

»Das kann wohl sein!« dachte Eduard und seufzte leise, indem er an die tiefen und unzerreißbaren Gefühle dachte, die die beiden Verstorbenen, seine Mutter und Hutten, im Leben unter so traurigen Verhältnissen verknüpft hatten.

»Wenn Ihr fertig seid,« sagte er zu den Frühstückenden laut, »so wollen wir im Garten eine Cigarre rauchen.«

»Das wollte ich eben in Vorschlag bringen,« meinte Mr. Wharton.

»Ich muß aber erst meine Stiefel haben,« erinnerte Eduard, »der Schwarze aber hat sie mir verweigert.«

»Sie können mit den Schuhen gehen,« sagte Mr. Wharton, »es ist trocken im Garten.«

»Ich mag die schöne Stickerei nicht verderben, denn ich habe sie erst heute zum Geschenk erhalten.«

»Von wem denn?« rief der neugierige Josephson.

»Ithyssa hat sie gebracht, sie werden wohl von Mr. Hutten herrühren.«

»Gewiß,« erwiederte Wharton und erröthete. Da er es aber selbst zu merken schien, brannte er sich seine Cigarre an und ging den Uebrigen in den Garten voran.

Ein prachtvoller amerikanischer Maimorgen empfing die jungen Männer im Freien. Ueber den Garten, das Wasser, den Wald, die Gebirge, über die helle Nähe und die violette Ferne breitete er seine weiten blüthenreichen Schwingen und stand da, wie eine überreiche Jungfrau am Hochzeitsmorgen, mit Gold und Edelsteinen und

einem schimmernden Gewande bekleidet, von tausend Wohlgerüchen duftend, und dennoch durch all den Glanz und den künstlichen Schimmer die natürliche Anmuth, die angeborenen Reize hindurchstrahlend, womit sie die schöpferische Natur so verschwenderisch bedacht hatte. Nie war die Luft so milde, so gewürzig, nie der Himmel so blau und goldklar, nie die tausend wilden und gepflanzten Blüten so glühend in der Morgensonne, der Gesang des unzählbaren kleinen Geflügels in den Schatten der Bäume schmeichelnd für Ohr und Herz gewesen. Die jungen Männer standen still und athmeten den balsamischen Morgenhauch in langen Zügen ein. Es war ein wahres Luft-, Duft- und Sonnenbad, in welchem sie ihre Organe, ihre gesunden Functionen mit ganzer Hingebung erfüllen ließen. Von der Terrasse, die das ganze Haus umgab und einen kleinen sanft ansteigenden Rasenhügel darstellte, der nur an der Vorderfront fehlte, wo ihn die Auffahrt unter dem korinthischen Frontispiz ersetzte, schritten sie hinunter in den Garten. Dieser bildete, wie alle in englischem Geschmack angelegten Gärten, ein unregelmäßiges, aber voller natürlicher Abwechslungen gefälliges Ganze. Duftige Blumen und seltene Gesträuche füllten den ganzen Vordergrund; die hinteren Anlagen waren durch die schönsten, gruppenweise geordneten Obst- und Zierbäumen auf das Antmuthigste belebt, unter denen sich der schattigste und üppigste Rasen in unabsehbliche Ferne ausbreitete. Durchschnitten waren die Rasenteppiche allein von kleinen Kanälen, die mit dem Flusse selbst in Verbindung standen und gerade tief

und breit genug waren, einen kleinen Nachen zu tragen, der auf einem derselben lag. Durch die kreis- oder eirunden Linien, welche diese rieselnden Kanäle beschrieben, wurden hie und da kleine Inseln gebildet, zu denen zierliche Brücken von natürlichem Holze führten, und welche gewöhnlich mit einer Gruppe langzweigiger Hängeweiden bepflanzt waren. Eine solche Insel war es auch, auf der sich das Grabmal befand, das Eduard am Abend vorher in seiner feierlichen Stimmung nicht bemerkt hatte. Die freundlichsten Ruheplätze waren fast überall, wo sich eine Gelegenheit bot, angebracht. Hier standen sie in einem duftigen, blüthenbedeckten Gebüsch, dort inmitten einer Fülle der schönsten Waldbäume, dort vor einem seltenen Blumenbeet. Auch ein paar kleine Moosgrotten, von den Negern, die dergleichen Spielereien beinahe abgöttisch verehren, auf zwei künstlichen Hügeln angelegt, ließen sich blicken und waren so angebracht, daß man aus ihrem Innern heraus, selbst unbeobachtet, von zwei verschiedenen Seiten den Garten wie den Park überschauen konnte.

Aus diesem zurück führte sie Mr. Wharton zwischen die Flügel der Hinterfront des Landhauses. In der Mitte des unbepflanzten Raumes, der von der abgeflachten Rasenterrasse bis an den Garten reichte und mit weichem, röthlichem Kiessande bestreut war, stand eine riesige alte Platane, die ihre schattigen Zweige nach allen Seiten gleichmäßig herabsenkte und so einer rings herumlaufenden Bank den angenehmsten Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne gewährte. Unter diesen Baum führte

der Amerikaner die Europäer und beschrieb von hier aus die Theile des Hauses, mit der Hand das Einzelne andeutend.

»Wollen Sie es vielleicht jetzt in seinem Innern besehen?« fragte er den Erben.

»Nein,« entgegnete dieser, »ich will mich erst in diese schöne Außenwelt hineinleben, sie ist so schön, so wohlthuend, so erquickend, daß ich nur langsam in der Erkenntniß des Ganzen fortschreiten darf. Aber wie ist es, haben sich die Schlüssel zu den Zimmern gefunden – ich glaube, diese hier in dem südlichen Flügel müssen es sein, deren Fenster mit grünen Vorhängen dicht geschlossen sind.«

»Ja, sie mögen es sein – dort ist Mr. Josephson's, und dort Mr. Kannenschmidt's Zimmer, aber die Schlüssel haben sich noch nicht finden lassen.«

»Es thut Nichts; warum klatschen Sie in die Hände?«

»Ich will nur den Negern ein Zeichen geben. Gestern habe ich Ihnen die menschlichen Bewohner dieser Ansiedelung vorgestellt, heute will ich Ihnen die thierischen vorführen. Jack, sage Deinem Bruder, er solle die Hunde herbeibringen.«

Ehe diese kamen, gab Eduard dem Maler den Auftrag, den ganzen Park, den Garten, das Grabmal mit einbegriffen genau abzuzeichnen, um es Waldau zuzuschicken, damit er etwas ganz Aehnliches in der nächsten Nähe seines Gartenhauses einrichte. Der Maler versprach es und erfüllte schon in den nächsten Tagen den unschweren Auftrag.

In diesem Augenblicke ließ sich ein seltsam verworrenes Freudengeheul vernehmen. Es kam von einem Hinterhause des Parks her allmählich näher, und man sah zwei Schwarze, mit kurzen dicken Peitschen bewaffnet, eine Meute herbeiführen, wie sie so schön und gewaltig in Europa wohl nicht erblickt werden dürfte. Es war dieselbe Race großer Waldhunde, von welcher Eduard schon auf dem Schiffe vor einigen Jahren ein Exemplar bewundert hatte. Große, starke, dunkelgraue Büffeldoggen, von riesiger Stärke und antilopenartiger Gelenkigkeit.

»Ah,« sagte Eduard, »die kenne ich schon, ist nicht der gute Boxer auch dabei?«

»Gewiß ist er dabei, er wird aber schon alt und hat sich deshalb von der See zur Ruhe auf das Land zurückgezogen. Wo ist er denn? Aha, da! Hierher, Boxer!«

Und der schöne Hund mit dem breiten Genick, dem großen Kopfe und der doppelten Zahnreihe kam wedelnd herbei und that, als kenne er den damaligen Begleiter seines verstorbenen Herrn wieder. Zutraulich schmiegt sich die Thiere an Mr. Hutten und Wharton, als wüßten sie, was sie ihnen bedeuteten; Josephson aber, der sich etwas fern von ihnen hielt, schienen sie unwillig zu beschnüffeln und wandten sich düster blickend von ihm ab.

»Mit diesen Hunden,« erzählte Mr. Wharton, indem er sie nach einander liebte, »jagt man in Mexiko, in den Urwäldern und den Prairien Büffel und Bären. Zwei dressirte Hunde genügen, einen Bären aufzuhalten; drei kämpfen mit ihm um Leben und Tod, und vier erwürgen ihn. Ihre natürliche Eigenschaft aber ist, Menschen,

die in's Wasser gefallen, augenblicklich herauszuholen, und das verstehen sie meisterhaft und mit schlauer Unterscheidung, denn während sie einen nackten badenden Menschen unberührt im Wasser lassen, springen sie einem bekleideten augenblicklich nach, fassen seine Kleider und tragen ihn an's Land.«

»Das sind ja prächtige Geschöpfe! Josephson mache uns das Vergnügen und begieb Dich in das Wasser dort.«

»Ich danke, mein Lieber. Mich scheinen sie überhaupt nicht mit allzu zärtlichen Augen zu betrachten – sehen Sie diese Blicke, Mr. Wharton – warum knurren sie mich an?«

»Sie verstehen, daß Sie von ihnen sprechen und vielleicht merken sie, daß Sie kein Hundeliebhaber sind. Ein so kluges Thier fühlt das bald heraus; sehen Sie nur, wie sie Mr. Hutten schmeicheln.«

»Ich lasse mich nicht gern von wilden Bestien lecken, sie könnten einmal Lust bekommen, nach einem meiner Finger zu schnappen.«

»Das ist es gerade – vertrauen Sie ihnen, und sie werden Ihre Kameradschaft suchen. Boxer, weg da!«

»Ich wundere mich gar nicht, daß sie Dich mit grimmigen Augen betrachten,« bemerkte Eduard. »Der Instinkt leitet sie, sie wittern den Wolf in Dir.«

Alle lachten, denn Mr. Wharton kannte bereits den Vornamen des Freundes seines Herrn.

»Nun aber wollen wir,« sagte er, »nach den Ställen und Pferdewiesen gehen, Sie müssen auch Ihre Pferde in Huttenpark kennen lernen.«

Damit durchschritten sie den Park, kamen über einige Brücken und betraten den großen Hofraum, in dem sich die Stallungen und andere Gebäude des ländlichen Haushalts befanden.

Auf die zweckmäßige und auch äußerlich gefällige Einrichtung der Wohnungen dieser edlen und nutzbaren Hausthiere hatte der frühere Besitzer große Sorgfalt verwendet. Augenscheinlich war seine Liebhaberei dafür. Die Pferde wohnten schöner, reinlicher, ja kostbarer als viele Menschen der alten und auch der neuen Welt. Es wäre für zwanzig solche Thiere der nothwendige Raum gewesen, und doch waren nie mehr als acht bis zwölf darin gehalten worden. Gegenwärtig standen keine darin, die vier Arbeits- und neun Luxuspferde, eine vollkommen hinreichende Anzahl für den Bedarf des Landgutes, da dasselbe nicht sowohl zum Oekonomiebetriebe als zum Vergnügen benutzt wurde, sprangen munter und von keiner Fessel belästigt, auf einer großen Wiese herum, die, hinter den Ställen gelegen, mit einer einfachen Bohlenwandung umgeben war. Die vier Arbeitsthiere waren Zugpferde von schwerer flamländischer Race, wie man sie in Nordamerika so häufig findet. Vier kleine schottländische Pferde, kohlschwarz, von wildem und beinahe unzähmbarem Schlage, wurden abwechselnd von Mr. Hutten zu Spazierfahrten im Park benutzt, wozu ein allerliebstes kleines Gefährt vorhanden war. Außerhalb der Grenzen des Gutes konnte man wegen der schlechten Wege und des ungleichen Bodens wenig oder gar nicht fahren; daher waren die vier übrigen

Reitpferde von der schönsten spanisch-amerikanischen Race, sämmtlich schwarz, vom Kopf bis zum Schweif, mit glänzend feinem Haar, kleinem Kopfe, großen klugen Augen, starker Brust, graziösen Springbeinen und fasanenartig getragenen Schweife. Das Feuer ihres Stammes leuchtete aus ihren Blicken, die schnurgeraden Nüstern waren in steter Bewegung, doch waren sie ungesattelt ruhig; nur wenn sie gezäumt wurden und die bevorstehende Bewegung merkten, lebhaft und wild.

Als die fremden Männer in ihre Nähe traten, wieherten sie laut und drehten die schlanken Hälse herum, an denen jede Hautader sichtbar war. Augenblicklich aber wurde ihr Gewieher aus einem benachbarten höhern Verschlage mit lautem Gebrüll erwiedert. Hatten die Europäer schon diese vier kostbaren Thiere bewundert, was sollten sie sagen, als Mr. Wharton den oben erwähnten Verschlag mit eigener Hand öffnete und ein geräumiger viereckiger, an allen Wänden sorgfältig ausgepolsterter Stall ohne Dach sichtbar wurde, in dem ein edles Roß, ohne jede Fessel, sich in anmuthigen Wendungen bewegte.

»Kortes, komm heraus!« rief die Stimme eines Negers und in lebhaften, zierlichen Sprüngen folgte sogleich das gehorsame, schöne Thier in den freien Raum vor dem Hause. Es was eher klein als groß, aber von ungemein elastischem, springfähigem Bau. Seine Glieder waren wie aus Stahl gedrechselt. Es war milchweiß von Haaren und

seidenweich für die fühlende Hand. Zwischen den dunkeln, sprühenden, im Kreise umherblitzenden Augen fielen wellenartig gelockte lange Kammhaare herab, der Schweif, von ähnlichem wellenartigem Haar, wurde fast horizontal in der Luft getragen. Es tanzte mehr als es ging, und hüpfte mit anmuthigen Bewegungen auf den Hof hinaus.

»Das ist ein kostbares Thier!« rief Mr. Hutten entzückt.

»Sehen Sie es sich genau an,« bemerkte Mr. Wharton.

»Sie sehen vielleicht nie wieder ein so schönes Roß. Es ist ein Prairiepferd, wild eingefangen und jetzt vollständig gezähmt. Diese Thiere sind seltener, als man sich in Europa erzählt, von dieser Farbe und Vollkommenheit aber gibt es ihrer jetzt nur noch sehr wenige.«

»Wer reitet dies Thier?« fragte Eduard.

»Jetzt wird es nicht benutzt; es war Mr. Hutten's gewöhnliches Reitpferd, aber es ist schwer von Fremden zu besteigen und will seinen Bändiger erst kennen. Sehen Sie, wie es herumschnuppert, es sucht seinen Bekannten. Wollen wir einen Morgenritt versuchen?«

»Ich bin damit einverstanden, aber diesen Schimmelhengst reite ich nicht, er ist mir zu feurig. Lassen Sie uns die schwarzen satteln; Du reitest auch mit, Josephson, Du hast es ja von mir gelernt.«

Dieser entschloß sich nach einigem Bedenken, bat aber um das frommste Pferd. Willibald zog es unbedenklich vor, zu Hause zu bleiben. Die Neger gingen sogleich an die Arbeit. Der Schimmel ward hineingeführt und die Rappen gesattelt.

»Wohin reiten wir aber?« fragte Josephson,

»Hinüber in den Wald, Mr. Josephson.«

»Ist denn eine Brücke da?«

»Sie können über den Hudson schwimmen, die Pferde sind es gewohnt.«

»Ich danke; unter diesen Bedingungen ziehe ich es vor, zu Hause zu bleiben.«

»Fürchten Sie Nichts, wir lassen die Pferde auf einer Fähre übersetzen und folgen in einem Boote nach.«

Die jungen Männer kehrten in ihre Gemächer zurück und kleideten sich zu ihrem Ausfluge an. Zwei Neger machten ein kleines Boot zurecht und ruderten sie an das gegenseitige Ufer. Die Büffelhunde, der Freiheit preisgegeben, schwammen mit lustigem Freudengebell um dasselbe herum und erreichten mit dem Boote zugleich das jenseitige Ufer. Da standen denn die Europäer, zum ersten Male auf der Schwelle eines Urwaldes, welcher aber vom Ufer aus, wie man jetzt sah, in drei breiten Fährten gelichtet war, bis an den Fuß des Gebirges hin. Die aus diesen Fährten gehauenen Bäume hatten das Material zu den verschiedenen Holzbauten des Landgutes geliefert, und das Holz, welches man jetzt noch darin brannte, stammte ebenfalls von ihnen her. Am Ufer hingen alte Weidenstämme mit ihrem glänzenden Blätterdache weit über das Wasser hinaus. Dann folgten, in kaum unterscheidbarem dichtem Gemisch, Tulpenbäume mit ihren großen saftigen Blättern, Eichen mit ungeheuren Aesten, Buchen von einem Umfange und einer Höhe, gegen welche die der deutschen Insel Zwerge zu sein

schienen. Platanen und ächte Kastanien mit ihren rothen Doldenblüthen waren in unzählbarer Menge darunter gemischt. Oben war der Wald von den dichten Laubkronen geschlossen, man ging in ihm wie unter dem Dache eines riesigen Hauses dahin; zwischen den Stämmen selbst wuchsen tausenderlei blühende Gebüsche auf dem üppigen Boden, die ein undurchdringliches Schlingwerk bildeten. Frischer, warmer Duft entschwebte dieser Vegetation ohne Gleichen, und das Moos, welches zwischen den einzelnen Bäumen in dichtem Gefüge hervorquell, betrat der staunende Fuß des Europäers wie den weichsten orientalischen Teppich. So sah der Wald aus, in welchen Mr. Wharton seinen neuen Herrn und dessen Begleiter führte, und er zeigte ihnen die Lichtung, die mittelste und breiteste von allen, welche sie zu ihrem Morgenritte wählen wollten und die sich meilenweit vor ihnen erstreckte und am Ende ihrer Sehweite immer wieder zu verschwimmen schien, während sie doch stets gleich weit geöffnet blieb.

Die Pferde kamen. Gesattelt sahen sie viel schöner aus, aber auch wilder war ihr Benehmen; sie schnoben und wieherten laut, indem sie mit ihren unbeschlagenen Hufen das Moos des Waldes in die Höhe schnellten.

»Mir vergeht etwas die Lust,« sagte Josephson zu seinem Freunde, »ich werde ein Unglück haben.«

»Dann bleib aus dem Sattel. Ich steige hinauf.«

Mr. Wharton und Ithyssa aber, die das Zögern bemerkten, redeten zu und der Zaghafte entschloß sich, ein Reitersmann zu werden.

Das frommste der Pferde, Ralph mit Namen, wurde vorgeführt. Er sah sich mit sprühenden Augen seinen Reiter von der Seite an. Später erzählte Wolf seinen Freunden zu Hause, es hätte ihn sogar mit Verachtung angeblickt. Ithyssa griff das Thier mit eisernern Finger in die Nüstern und es stand augenblicklich ohne alle Bewegung. Kaum aber war der zaghafte Reiter auf seinem stolzen Rücken, so raffte es sich zusammen, scharrte mit den Vorderhufen wild in dem Boden und begann zierlich zu tänzeln.

»Es wird gehen, es wird gehen,« rief Eduard, »fest gesessen!«

Und alle drei, Ithyssa mit eingerechnet, schwangen sich schnell auf ihre Thiere hinauf. Die Hunde umsprangen Pferde und Reiter, und merkwürdig genug, um Josephson's Pferd waren sie am lautesten und ungestümsten. Ithyssa ergriff die Peitsche, die am Sattel hing, kaum aber knallte sie, so fuhren alle vier Pferde in die Höhe und dicht neben einander gedrängt, setzten sie sich in einen Galopp, daß der dampfende Boden unter ihnen dröhnte. Josephson ritt zwischen Wharton und dem Neger, beide hielten ihre Blicke fest auf ihn gerichtet.

»Es geht!« rief Eduard, der am linken Flügel ritt, »aber Du bist ja ganz still, mein Junge!«

Der halbe Sonntagsreiter sprach kein Wort. Er war zufrieden, daß er fest im Sattel saß und daß die schnelle Bewegung, die angenehmer war, als er sich vorgestellt, ihn nicht zu Boden warf. Je mehr die schnaubenden Thiere sich aber im Laufe erhitzten, um so feuriger wurde ihr

Blut, um so schneller wurde ihr Galopp. Da sie aber alle in gleicher Linie blieben und die Lichtung stets gleich weit war, so hielt keiner der Reiter den Zügel an. Man sah nur, wenn man überhaupt etwas sah, den dunkeln Wald zur Seite, den blauen Himmel über der Lichtung und den geraden Weg vor sich. So ging es eine halbe Stunde lang fort. Josephson ging der Athem aus, er sah den Neger mit einem demselben verständlichen Blicke an. Dieser pfiff und augenblicklich standen die Thiere still. Jetzt erst kam dem bisher Schweigenden die Sprache wieder, aber sie war heiser und seine Lippen und Zunge waren trocken.

»Das wäre ganz hübsch,« sagte er keuchend, »wenn es nur nicht so rasch ginge, man verliert den Athem dabei.«

»Massa Joseph,« nahm Ithyssa das Wort, »muß nicht den Mund so weit offen halten bei'm Galoppiren – Luft kommt herein – hui!«

Alle lachten, aber gaben die Versicherung, er werde ein ganz guter Reiter mit der Zeit werden.

»Das will ich auch, ich nehme es mir fest vor; es ist für einen Mann etwas Klägliches, nicht ein Pferd regieren zu können, was sogar viele Frauen vermögen.«

Ithyssa unterdrückte ein stilles Lächeln und suchte Mr. Wharton's Gesicht. Der aber sah gerade aus, rief die Hunde aus dem Dickicht und drehte sein Pferd herum.

»Nun wollen wir einen leichten Trab einschlagen,« sagte er und gab mit seinem Pferde das Tempo an. Diese Reitart aber wurde dem ungeschultesten Reiter unter ihnen schon schwerer und bald fiel der fromme Ralph, der auch nicht eben viel von einem Lamme an sich hatte, in

einen kurzen Galopp. Ithyssa pfiß wieder und die Pferde gingen im Schritt.

»Ithyssa morgen Massa Unterricht im Trabreiten geben, Galopp leicht, Trab schwer.«

»Das soll mir lieb sein, mein Junge, und Du wirst Dir meinen Dank verdienen. Aber was will der Schlingel von Hund immer an meinem Stiefel? Ich glaube, er will mich vom Pferde reißen, da er denkt, es gehöre mir nicht.«

Der Hund wurde zur Ruhe gewiesen und man ritt ruhig weiter. Diese langsame Bewegung aber behagte Massa Joseph selber nicht lange, und er bat, man möchte wieder galoppiren.

»Ich werde den Mund zuhalten,« sagte er, »und ich hoffe, Ihr werdet diesmal mit mir zufrieden sein, ich *will* ein Reiter werden, ich habe es beschlossen.«

Man war mit dem Vorschlage zufrieden und setzte sich zu einem scharfen Ritt zurecht. Es war aber vom Schicksal bestimmt, daß dieser Ritt nicht so gut enden sollte, wie der erste, und wie es vorherzusehen, war Massa Joseph zum Opfer auserlesen.

Eduard, jetzt auf dem rechten Flügel reitend, trieb seinen schwarzen Hengst zuerst an. Das Thier fühlte den mächtigen Reiter und setzte mit einem lauten Freudengewieher zum schnellen Laufe an. Die drei anderen folgten sogleich. Eine Zeitlang ging es ganz gut, nur die Hunde, die hinter den Pferden liefen und beständig heulten, jagten diese zu einem schnelleren Laufe. Kaum merkte man, daß aus dem starken Galopp ein voller Rosseslauf geworden war, und daß die schnellfüßigen Mexikaner wie die

Windsbraut dahin stürmten. Je schneller sie aber liefen, um so schneller wollten sie laufen, Eins strebte das Andere zu überholen, Jedes aber hielt dem Gefährten Stand. Da wollte es das Schicksal oder der Zufall, daß einer der Hunde dem Pferde Josephson's einen kleinen Biß in den Schenkel versetzte; das Thier erschrak und glaubte einen treibenden Stachel darin zu erkennen. Plötzlich, mit einem gewaltigen Satze sich einporhebend, eilte es der Reihe voraus und, von den dahinter her hetzenden Hunden auf's Aergste getrieben, war es von den drei Reitern nicht wieder einzuholen. Eduard fürchtete ein Unglück, denn schon näherte man sich bedeutend dem Flusse, und er sah voraus, daß sein Freund das Pferd nicht werde pariren können. Er wollte rufen: »Das Wasser, das Wasser!« aber die reißend schnelle Bewegung ließ seine Worte nicht verständlich werden. Er hob den rechten Arm und zeigte vorwärts. Der Neger verstand ihn. Wüthend peitschte er sein Pferd, um an Josephson's Seite zu kommen, aber es war nicht mehr möglich. Schon sah man den glänzenden Spiegel des Hudson, auf welchem die Morgensonne glitzerte; noch einige hundert Schritte, und man mußte das Ufer erreicht haben. Eduard fühlte sein Herz mächtig gegen seine Brust klopfen, er stand eine unbeschreibliche Angst aus. Sämmtliche Doggen umgaben das durchgehende Pferd, sie schienen es einmal auf seinen Reiter abgesehen zu haben. Da war es am Ufer – noch ein Satz – noch ein dumpfes Gebrüll des schäumenden Pferdes und – es sprang kühn und verzweifelnd mitten in den Fluß hinein. Aber schon war der Neger dicht

hinter ihm her. Er trieb sein Pferd ebenfalls in die Wellen. Jetzt war die Bewegung eine langsamere, und er rief, was er rufen konnte:

»Massa Joseph, Massa Joseph, ruhig und fest sitzen! Pferd schwimmt!«

Beinahe wäre Eduard's Hengst den beiden anderen gefolgt, aber Mr. Wharton, der des seinigen vollkommen Herr geblieben war, beugte sich herab und riß mit einem gewaltigen Ruck die Zügel des Thieres rückwärts. Beide standen wie angewurzelt hart am Rande des Flusses keuchend und mit den Nüstern die Luft von sich blasend, während ihre glühenden Augen die Schwimmenden verfolgten.

Eduard sprach kein Wort, sein Athem war zu kurz, auch sah er, daß die beiden Pferde das Wasser kräftig zertheilten und ihrem Ziele sicher entgegenstrebten. Glücklicher Weise war der Hudson gerade an dieser Stelle am schmalsten, denn erst viele Meilen unterhalb Huttenpark dringt der Mohawk in ihn ein und macht ihn mit der Fülle seiner Gewässer breit und reißend; auch waren die Pferde solcher Anstrengung gewohnt.

»Es bringt ihm einen Schnupfen ein, Mr. Hutten,« sagte der Amerikaner gefaßt, »weiter Nichts. Sie sind schon über die Mitte und den Strom hinaus. Aber seine Angst möchte ich nicht ausstehen!«

Erst als die Beiden das jenseitige Ufer erreichten und wohlbehalten am Park angelangt waren, stieg Eduard vom Pferde, übergab es dem harrenden Diener und ließ sich mit seinem Gefährten hinübereudern. Josephson war

schon in seinem Zimmer und kleidete sich um, als Eduard bei ihm eintrat.

»Gott sei Dank, daß Du erhalten bist,« sagte dieser, konnte aber doch, als er den Gesichtsausdruck des durchnächsten Freundes wahrnahm, ein stilles Lächeln nicht unterdrücken.

»Lache nur zu,« sagte Massa Joseph, »lache tüchtig, ich muß eine jämmerliche Figur gespielt haben. Gut, daß der verteufelte Tempera-Maler nicht dabei war, sonst gäbe es wieder eine Karikatur. Aber ich sagte es ja, die verdammten Bestien waren daran Schuld, sie haben mich auf's Korn genommen und Du hättest nur ihre gierigen Blicke im Wasser sehen sollen, wie sie nach mir zu schimpfen liebten.«

»Sie wollten Dich retten, Wolf!«

»Ich danke für ihren guten Willen!«

»Du hast wohl die Lust an einem Morgenritt verloren?«

»Im Gegentheil! Jetzt weiß ich, was mir höchstens droht. Ich sitze schon fest. Nur das Wasser war nicht gerade kochend. Von morgen an reite ich jeden Tag, aber ohne die Kanailen.«

Als Josephson in trockenen Kleidern war, wurde das zweite Frühstück eingenommen und eine Flasche erwärmenden Dry Madeira's stellte bald das Gleichgewicht seiner schnell gefaßten Seele wieder her.

Am Nachmittage dieses für Josephson beinahe so verhängnißvollen Tages führte Mr. Wharton die Freunde in einem mit vier Ruderern bemannten Boote den Hudson nordwärts hinauf, um ihnen die Arbeiten einer deutschen Ansiedlerfamilie zu zeigen, die erst vor einigen Wochen in dieser Gegend eingetroffen war. Der Fluß verengte sich, je näher man seinem Ursprunge kam, immer mehr, und der Wald trat beinahe bis ganz an die Ufer heran. In diesem so öden, menschenleeren und noch tausenden von Ansiedlern günstigere Erdstrich, indem das Land fruchtbar, der Winter zwar kalt, der Frühling, Sommer und Herbst dagegen außerordentlich lieblich und segensreich ist, gab es noch große Heerden allerlei Wildes; nur der Büffel kam weniger zum Vorschein, und die Bären, Schakals und Wölfe, von der vorschreitenden Kultur und dem häufiger gesehenen Menschenantlitz zurückgedrängt, wurden nur äußerst selten noch wahrgenommen. Man hatte sich daher mit vortrefflichen Jagdflinten und Messern bewaffnet, in der Hoffnung, eine schmackhafte Beute mit nach Hause zu bringen. Auch gelang es Mr. Wharton, vom Boote aus einen Hirsch zu erlegen, der sofort in Beschlag genommen wurde. Andere Abenteuer stießen ihnen nicht auf. Man fand die Ansiedler, aus zwei thüringischen Familien bestehend, fleißig bei der Arbeit; die nächsten Nachbarn waren gekommen, ihnen zu helfen, und schon stand das erste Blockhaus beinahe fertig da.

Ein großer Theil Urwaldes war bereits gerodet und die zum Häuserbau nicht mehr gebrauchten Stämme als

Bollwerk gegen wilde Thiere aufgerichtet. Die Leute waren heiter und gefielen sich in der Gegend; Eduard versprach ihnen am nächsten Tage eine Sendung allerlei nothwendigen Geräths und hielt auch Wort. Einige Stunden waren auf diese Weise bald verflossen und man mußte sich zur Rückkehr entschließen, die ebenfalls wieder einige Stunden wegnahm. Heitere und ernste Gespräche verkürzten den weiten Weg, und man bemerkte die schnell nahende Dämmerung beinahe erst, als sie schon eingetreten und man noch eine ziemliche Strecke von Huttenpark entfernt war. Mr. Wharton hatte sich schon während der ganzen Fahrt ungewöhnlich schweigsam und nachdenkend gezeigt; gegen Ende derselben nahm diese Stimmung merklich zu, und er saß da, mit abgewandtem Antlitz in die rauschenden Wellen blickend und schien die Anwesenheit seiner Begleiter kaum zu bemerken. Allgemein war dies aufgefallen, aber man fragte ihn nicht und ließ ihn gewähren. So lange es Tag blieb, hatte Willibald auf seiner Mappe verschiedene Erinnerungen der Gegend, sonderbare Baumgruppen, Blockhäuser mit ihren Umgebungen und was ihm sonst aufstieß, gezeichnet, so daß Eduard mit Josephson allein das Gespräch führte und nur von Zeit zu Zeit den gedankenvollen Blick des Amerikaners beobachtete. Als der Mond ausgegangen war und den langen Wasserstrich, welchen das rasch fortgleitende Boot hinter sich ließ, vergoldete, während die Schatten der riesigen Bäume dunkelschwarz darauf fielen, wurden alle still und betrachteten das tiefe

sie umgebende Schweigen der einsamen und großen Natur mit einem nie vorher empfundenen, beinahe feierlichen Schauer. Die allgemeine Stimmung war daher eine ernste und gedankenvolle, und während die Ruder mit leisem, aber kräftigem Drucke das leichte Boot vorwärts trieben, bemerkten sie nicht, wie die Waldungen allmählich lichter wurden, sich vom Ufer mehr und mehr entfernten und endlich auf der Ostseite ganz öffneten, bis das Boot plötzlich hielt und einige am Strande wartende Neger die Ruderer scherzhaft begrüßten. Man stieg aus und begab sich in's Haus, in der Hoffnung, sich bald wieder um den verspäteten Mittagstisch zu sammeln.

Eduard trat in sein Zimmer, das bereits erhellt war, wie am Abend zuvor, als ihm ein lieblicher unbekannter Duft auffiel, der ziemlich stark das ganze Zimmer durchdrang. Er forschte, ob er etwa von einer in seiner Abwesenheit hereingebrachten Blume herrühre, aber er fand Nichts. Neugierig trat er in's Billardzimmer; derselbe Wohlgeruch herrschte auch hier, nur noch in stärkerem Grade, wie es ihm vorkam. Zufällig fiel sein Auge auf das Billard. Ehe er am Nachmittage das Boot zu der Fahrt betrat, hatte er einige Stöße darauf versucht und, wie er bestimmt wußte, sämtliche Bälle zu seiner Belustigung in *ein* Netz gespielt. Ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken, fand er jetzt die Bälle auf ihren gewöhnlichen Punkten aufgestellt. Ithyssa trat in diesem Augenblicke in's Zimmer, um ihn zur Tafel zu laden.

Der Schwarze hatte die Fahrt nicht mitgemacht, daher vielleicht selbst ein Spielchen versucht. Als ihn aber sein

Herr danach fragte, verneinte er es bestimmt, verwickelte sich aber in unzusammenhängende Reden, die Eduard nicht an ihm gewohnt war, und suchte das ernste Auge des Fragenden zu vermeiden.

»Wovon rührt der schöne Geruch her, den ich hier wahrnehme, Ithyssa, riechst Du auch das nicht?«

»Massa – ich rieche nichts Schönes,« betheuerte der Schwarze und legte seine breite Hand auf seine Brust, zum Zeichen, daß er die Wahrheit spreche.

»Ich glaube es wohl; nimm es aber nicht so streng; ich war nur der Meinung, es müsse Jemand in meiner Abwesenheit im Zimmer gewesen sein, denn Billard ist gespielt, das weiß ich gewiß.«

»Massa glaubt Ithyssa nicht? O! O!«

Und er schüttelte wehmüthig seinen klassischen Kopf, wobei er die Hände wie bittend zusammenlegte und gegen seinen Herrn erhob.

»Laß es gut sein, vielleicht ist es ein Anderer gewesen. Mir liegt nichts daran, es zu wissen.«

Und er ging in den Speisesaal, wo er die Freunde außer Mr. Wharton bereits versammelt fand.

Man war schon beim zweiten Gericht, als Mr. Wharton erschien und sein Ausbleiben damit entschuldigte, daß mit dem Abenddampfboot ein Brief gekommen sei, dessen Beantwortung nothwendig gewesen wäre. Darauf setzte er sich, aß und trank aber wenig, trotzdem er auf dem Wasser seinen Appetit gelobt hatte, und sprach gar Nichts.

»Sie sind doch nicht unwohl, Mr. Wharton?« fragte Eduard.

»Durchaus nicht, ich muß wegen meines Schweigens um Entschuldigung bitten, Mr. Hutten; aber Sie werden in einigen Tagen selbst einsehen, in welcher sonderbaren Lage ich mich augenblicklich befinde.« –

»Sie machen mich neugierig; ich hoffe, es wird nichts Unangenehmes sein.«

»Ganz und gar nicht, im Gegentheil – doch lassen wir das Gespräch darüber für heute noch fallen.«

Als das Essen vorüber war, begab Mr. Wharton sich auf sein Zimmer, Kannenschmidt, der sich ermüdet fühlte, ging zu Bett, und Josephson begleitete Eduard, um noch mit ihm Billard zu spielen.

Von dem vorher wahrgenommenen geheimnißvollen Wohlgeruch, obwohl er noch in den Zimmern bemerkbar war, sprach Letzterer eben so wenig, wie von dem benutzten Billard, da er es bis jetzt für gleichgiltig hielt. Dennoch war er zerstreut und spielte schlecht, Josephson gewann ihm sechs Partien hinter einander ab. Man rauchte noch eine Cigarre aus dem Schranke von Polysanderholz, die Alles an Feinheit überwog, was der Feinschmecker Josephson je gekostet hatte, und trennte sich dann, um sich zur Ruhe zu begeben.

Schon war Hutten im Begriff, sich zu entkleiden, als er ein leises Klopfen an der Thür hörte. Er öffnete sogleich und sah zu seiner Verwunderung Josephson wieder eintreten, der schon im Schlafrock war und ein höchst erstauntes Gesicht machte.

»Nun, Wolf, was gibt es noch so spät? Du siehst ja beinahe erschrocken aus.«

»Eduard, höre mich an, Du bist doch allein?«

»Gewiß bin ich allein; aber was hast Du für Geheimnisse?«

»Du sollst sie hören. Ich habe schon gestern Abend eine Bemerkung gemacht, die ich Anfangs für zu unbedeutend hielt, um sie Dir mitzuthemen, und die ich auch heute Morgen bei den Neuigkeiten, die wir gesehen, vergessen hatte. Heute Abend aber wiederholte sich dieselbe Erscheinung, und ich komme sogleich, Dich davon zu unterrichten.«

»Du machst mich sehr neugierig und sprichst so leise und bedeutungsvoll, als wenn Tod und Leben von Deiner Bemerkung abhängen.«

»Höre mich an. Freilich, wenn ich Waldau wäre, so würde ich mit *einem* Worte Alles gesagt haben, indem ich zu Dir trete, Dir in's Ohr flüsterte und sagte: Eduard, es gibt hier Gespenster.«

»O! O!«

»Jetzt aber, da ich nur Josephson bin, sage ich: Eduard, wir sind nicht allein in diesem Hause, so allein wir auch zu sein scheinen; das heißt, verstehe mich recht, außer den Dienern, die wir gesehen haben, gibt es noch andere Leute hier, die sich vor uns verbergen, und in stiller Nacht, oder wenn wir uns entfernt haben, ihr Wesen treiben.«

Der Erbe war betroffen. Augenblicklich fielen ihm die unsichtbaren Billardspieler ein, und ohne, daß er es sich

klar zu machen wußte, vermischte sich mit dem Gedanken an sie die Erinnerung an den lieblichen Wohlgeruch, den er in seinen Zimmern wahrgenommen und der auf den längeren Aufenthalt jener Gespenster Josephson's in denselben schließen ließ.

»Erzähle mir Alles, was Du weißt!« bat er diesen mit unwillkürlich leiser Stimme.

»Ich *weiß* Nichts, sage ich Dir, ich habe nur zu hören und zu sehen geglaubt.«

»Da bist Du schon weiter gekommen als ich, ich habe nur gerochen und vermuthet.«

»Was willst Du damit sagen? Gerochen?«

»Laß Dich dadurch nicht stören, sprich, was hast Du zu hören und zu sehen geglaubt?«

»Sieh, ich konnte gestern Abend, nachdem wir etwas reichlich gegessen und getrunken hatten, nicht sogleich schlafen. Ich hatte mich schon zu Bett gelegt, da war mir's, als hörte ich unter meinem Fenster, welches, wie Du weißt, nach dem Garten hinausliegt, einige leise Stimmen flüstern. Ich stand wieder auf und blickte zur Seite der herabgelassenen Vorhänge vorsichtig hinaus. Der Mond stand schon schräg am Horizont und hatte beinahe die Berggipfel im Westen erreicht. Es lag nur eine halblichte Dämmerung auf dem Garten. Wie ich so stehe und lausche, sehe ich, husch, husch! zwei Gestalten durch den Garten dahin fliegen, nach den Gebäuden zu, wo die Ställe sind, ihnen folgte ein großer Hund – ich sah es gewiß. Ich kleidete mich wieder an und wartete ihr Zurückkommen ab. So lange ich aber auch wartete, sie

kamen nicht. Endlich wurde ich müde und ging wieder zu Bett. Kaum aber hatte ich mich niedergelegt, so hörte ich auf dem Corridor vor meiner Thür dasselbe Flüstern und daneben – ich könnte es beschwören – das Rauschen seidener Damenkleider.«

»Joseph, bist Du gewiß, nicht im Schlafe gesehen und gehört zu haben?«

»Das fragte ich mich heute Morgen auch, und darum behielt ich meine Erscheinungen für mich. Heute Abend aber vernehme ich dasselbe Geflüster unter meinem Fenster, obgleich ich Niemanden gesehen habe, und ich bin überzeugt, ich werde auch das Rauschen der Kleider wieder hören.«

Eduard schwieg und schritt auf dem Teppich seines Zimmers leise auf und ab.

»Geh auf Dein Zimmer, Wolf,« sagte er endlich, »und bleibe wach. Beobachte Du den Garten, ich werde den Plan vor'm Hause bewachen. Morgen wollen wir berathschlagen und dann augenblicklich handeln. Ich muß wissen, was um mich her vorgeht. Gute Nacht!«

Josephson war gegangen, Eduard blieb in stilles Nachdenken versunken zurück. Ihm fiel der schweigende Amerikaner und der verlorene Schlüssel seines Nachbarzimmers ein, und er fand zwischen diesen Dingen eine Art Zusammenhang, den der Bericht des aufmerksamen Freundes noch fester knüpfte.

Es war nicht seine Art, die Geheimnisse Anderer zu belauschen und etwa in einem Hinterhalte die Entwicklung derselben abzuwarten. Hier aber schien man ihm

selbst, dem Besitzer des Hauses, etwas zu verbergen, was er wissen mußte, und ein eigenthümliches Etwas, für das er keinen Namen hatte und das seine Nerven zum ersten Male in seinem Leben mit einem unbekanntem geistigeren und aufregenden Gefühle belebte, ermuthigte ihn, das, was Wahres und Wirkliches in dem Geheimniß lag, zu erforschen. Bald hatte er seinen Entschluß gefaßt und stellte sich hinter dem Vorhange des Fensters seines Wohnzimmers auf, welches auf die artesische Quelle und darüber hinaus, auf den Fluß die Aussicht bot. Die Nacht war still und eine halblichte Dämmerung lag auf den verschiedenen Gegenständen, so daß sie wohl zu bemerken, aber nicht vollkommen zu unterscheiden waren. Als er so still da stand und das Schlagen seines Herzens in der tiefen Einsamkeit vernahm; kam es ihm plötzlich vor, als ob er in der Ferne den Laut eines galoppirenden Pferdes vernähme. Leise öffnete er das Fenster und horchte – nein! er konnte sich nicht täuschen, er hörte wirklich und deutlich die galoppirenden Hufschläge eines, vielleicht auch mehrerer Pferde.

»Es können auch Büffel sein, die durch die Lichtung gegen den Fluß laufen, um ihren Durst zu stillen,« dachte er.

In diesem Augenblicke aber schien es ihm, als sähe er hinter den Gebüsch, die den Springbrunnen umgaben, eine Gestalt hervortreten und sich an das Ufer des Hudson begeben. Er öffnete das Fenster weiter, und nun versicherte er sich, daß er sich nicht täuschte. Die Gestalt

stand auf der Landungsbrücke, an deren nördlichem Ende das kleine Dampfboot vor Anker lag. Eduard verbarg sich nicht länger, sondern stand, von Außen sichtbar, in dem geöffneten Fensterflügel.

»Wer ist da,« rief er laut der Gestalt zu, die er in ihren dunkeln Umrissen nicht zu erkennen vermochte.

Die Gestalt suchte sich auch nicht zu verbergen, trat hinter den Bäumen hervor und näherte sich dem Fenster, aus dem ihr der Zuruf ergangen war. Als sie ganz nahe war, sprach sie, und nun erkannte Eduard an der Stimme Mr. Wharton.

»Sind Sie noch wach, Sir?« fragte dieser. »Ich dachte, Sie wären längst zur Ruhe.«

»Ich konnte nicht schlafen, und da blickte ich in die Nacht hinaus. Haben Sie aber Nichts gehört, Mr. Wharton?«

»Was denn?« fragte dieser mit etwas bebender Stimme, deren ungewöhnlich vorsichtiger Ton dem aufmerksamen Hutten nicht entging.

»Mir war es, als ob ich da drüben am Ufer den Galopp einiger Pferde vernommen hätte.«

Die Antwort blieb etwas lange aus. Dann lautete sie:

»Freilich habe ich es gehört, Sir, ich bin aber der Meinung, daß sich eine Büffelherde an den Fluß begeben hat, und deshalb habe ich schon einige Leute hinüber gesandt, um nachzusehen.«

»Unterrichten Sie mich doch morgen von dem Ausfall Ihrer Erfahrungen – gute Nacht, Mr. Wharton.«

Und Eduard schloß das Fenster, ließ aber den Mann nicht aus den Augen. Da sah er denn nach einer Weile, wie sich zu der ersteren noch eine zweite Gestalt gesellte, wie Beide ein Boot vom Ufer lösten und mit stillen Ruderschlägen über den Fluß setzten. Weiter aber vernahm er in dieser Nacht nichts, und mit dem nur halb klaren Gedanken: »Wir können uns dennoch Beide getäuscht haben, Josephson sowohl wie ich!« legte er sich in sein Bett.

#### VIERTER KAPITEL. DER HINTERHALT UND DER WIEDERGEFUNDENE SCHLÜSSEL.

Am nächsten Morgen schlief er länger als gewöhnlich; Ithyssa hatte schon zwei Mal in seines Herrn Zimmer geblickt, ihn aber beide Male mit geschlossenen Augen gefunden. Die ungewohnten starken Bewegungen des vorigen Tages und der beständige Aufenthalt in der frischen Frühlingsluft mochten die Ursache dieser Müdigkeit sein.

Als der Schwarze aber zum dritten Male wieder vergeblich kam, schlich er sich leise vor das Bett des Schlafenden und betrachtete ihn mit großer Zärtlichkeit und einem Strome uns noch unbekannter Empfindungen.

»Massa – schöner, weißer Mann,« sagte er bei sich, »sehr, sehr schön – und die seidenen langen Haare – Ithyssa sie wohl einmal anfassen möchte!«

Aber er wagte dennoch nicht, seine Hand danach auszustrecken und trat abermals zurück, um das Zimmer zu

verlassen. Das Knarren der Thür weckte indessen diesmal auch den Schlafenden, der sich wunderte, daß es ungeachtet der grünen Vorhänge im Zimmer schon so hell war.

»Ithyssa, bist Du da?«

»Massa, hier! – gut geschlafen, Massa, ganz vortrefflich!«

»Habt Ihr gestern Abend Büffel gefangen?«

Der Schwarze glaubte, sein Herr träume und sah ihn mit großen Augen an.

»Büffel?« fragte er. »Wir haben ja keine gejagt, nicht einmal gesehen. Massa hat wohl davon geträumt?«

»Wahrscheinlich, Ithyssa; – rufe mir sogleich Mr. Wharton herbei.«

»Mr. Wharton? Nein, Massa, der kann nicht kommen, Mr. Wharton ist schon mit Tagesanbruch zu den Ansiedlern gerudert, um ihnen die versprochenen Geräthe zu bringen. Ithyssa soll grüßen, vor Abend kommt er nicht wieder.«

»Dann besorge mein Frühstück und ersuche Massa Joseph, sich zu mir zu bemühen.«

Der Neger verschwand.

»Das ist doch sehr sonderbar,« sagte Eduard zu sich. »Er entzieht sich mir, da ich ihn bestimmt ausforschen will. Sicher hat er meine Absicht gemerkt, und da er mir nicht wieder eine Unwahrheit sagen will, so hat er sich entfernt. Auch gut, er wird zurückkommen; dann werde

ich ihn auffordern, mich im ganzen Hause umherzuführen; es ist heute schon der zweite Tag, daß ich hier wohne und nur wenige Bäume kenne. Einstweilen wollen wir sehen, was wir allein unternehmen können.«

Josephson kam und sie frühstückten zusammen. Jetzt theilten sich Beide Alles mit, was sie wußten, oder vielmehr was sie über das Dasein weiblicher Personen vermutheten. Josephson war erfreut, sich auf richtiger Spur zu sehen und theilte in keiner Beziehung die ihm unerklärliche Besorgniß seines Freundes, der das Geheimniß Anderer, wenn es ihn auch selber berührte, dennoch zu achten schien.

»Aber Du hast Recht, Wolf,« sagte er am Ende des Frühstücks, »entweder bin ich alleiniger Besitzer dieses Hauses oder ich bin es nicht. Es wird sich bald zeigen. Warum verhüllt man mir etwas, was ich in kurzer Zeit entdecken muß? – Welchen Vorschlag hast Du zu machen, der uns zum Ziele führen könnte?«

»Laß uns augenblicklich das ganze Haus durchsuchen.« –

»Nein, das sieht zu gewaltsam aus. Mr. Wharton muß zurückkommen und dann soll er mich selber umherführen. Sobald ich ihn auf dem geringsten Schwanken ertappe, so greife ich ihn an, er wird Rede stehen, denn ich habe Beweise gegen ihn. Auch habe ich einen bessern Vorschlag. Laß uns den heutigen Tag wie den gestrigen in aller Ruhe hinbringen, damit man keine Unternehmung von unserer Seite befürchtet. Denn wenn wirklich Damen im Hause anwesend sind, wie Du behauptest und

auch ich beinahe glaube, so werden wir von ihnen in unserm ganzen Thun und Treiben beobachtet, das ist sicher. Daher laß uns zuerst die gestern eine Cigarre im Garten rauchen, zufällig berühren wir die Wege, die Du Deine Gespenster gestern Abend hast wandeln sehen, und da können uns ihre Spuren nicht entgehen. Nachher reiten wir wieder – ja, ja, ich verstehe – ohne Hunde und mit großer Vorsicht, Du scheinst das unfreiwillige Bad nicht zu lieben – dann verbringen wir den Tag theils im Freien, theils mit Schreiben, denn ich habe viel nach Hause zu berichten, und am Abend, wenn es dunkel ist –«

»Nun – sprich es aus – ich stimme Dir bei.«

»Mein Inneres sträubt sich noch dagegen, und doch ist es nicht anders zu machen. Also List gegen List – sie haben es sich selbst zuzuschreiben. Abends also, wenn es dunkel ist, begeben wir uns in den Park –«

»Man wird uns belauschen –«

»Wir werden wieder belauschen – die Ueberraschung oder Ueberlistung wird gegenseitig sein. Ist es nichts, gut, dann rücken wir morgen dem Kassirer auf den Leib, sagen ihm, wir hätten gesehen, gehört, wir wüßten was er uns verberge und – nun sei es an ihm, zu bekennen.«

«Bravo! das ist ein Abenteuer! das liebe ich!»

»Es ist mein erster und hoffentlich mein letztes. – Hier sind Cigarren – da ist Feuer. Ah! mir fällt noch etwas ein. Bevor wir heute Morgen reiten, wollen wir die Billardkugeln in ein bestimmtes Netz legen, jeden Ball in ein anderes und uns genau Ball und Netz merken. Ithyssa reitet mit – kommen wir wieder und haben wir wieder Besuch

gehabt, so sehen wir es an den Bällen. Die Liebhaberei an diesem Spiele scheint hier allgemein zu sein. Ueberdies werde ich wie zufällig meinen Schlüssel von diesem Zimmer mitnehmen und man kann dann nur durch die Thür im Schlafgemach hinein. Verstanden?«

»Das ist herrlich, mein Junge, prächtig! Nun wollen wir recht lange fortbleiben und den Vogel in die Schlinge locken. Aber still – keine Miene darf verzogen werden, Ithyssa ist sicher mit im Bunde und hat Sinne wie zehn Menschen zusammengenommen.«

»Natürlich ist er mit im Bunde, wie es Alle sind. Haha! Dies Spiel fängt an mich zu vergnügen. Ich habe immer nicht gewußt, wie die Leute an Kabalen und Intriguen Gefallen finden können, jetzt fange ich an es zu begreifen. Bist Du fertig? – Gut, dann komm!«

Sie gingen langsam schlendernd in den Garten, wo sie Willibald schon am Aufnehmen und Abmessen des Terains fanden. Sie begrüßten sich und sprachen über die Zeichnung zusammen. Eduard blickte sich, nachdem sie den Maler verlassen hatten, sorgsam um und als er sicher war, nicht belauscht zu werden, sagte er:

»Nun laß uns langsam den Weg der Gespenster verfolgen und ihre Fußstritte aufsuchen.«

Sie gingen, aber die Gespenster mußten entweder keine Fußspuren hinterlassen haben, oder ein früh thätiger Gärtner hatte sie bereits verwischt, denn die von Josephson als Pfad der Nachtgestalten angegebenen Wege waren alle frisch geharkt und nicht die geringste Fußspur auf ihnen zu entdecken.

»Man ist schlau, Wolf, bemerke es wohl. Wir haben mit einem klugen Feinde zu thun. Nun laß uns links abbiegen, nach der nördlichen Grotte hin, damit man, wenn wir beobachtet werden, nicht glaube, wir verfolgten einen bestimmten Weg.«

»Sieh hier,« rief der scharf umherspähende Wolf, »da auf dem Rosenbeet ist eine Hundespur.«

»Das will nichts sagen. Hunde giebt es mehrere hier, aber Gespensterfüßchen nur zwei, und wenn wir solche Spuren finden, können sie nur denen gehören, die Du wahrgenommen hast.«

Man kam an die kleine Grotte; sie war zwischen zwei breiten Platanenstämmen errichtet, innen ganz mit Moos bekleidet und hatte eine Bank, auf der etwa vier Personen bequem neben einander sitzen konnten. Drei Fenster waren darin angebracht; eins ging nach hinten, den Stallungen zu, zwei nach beiden Seiten; vorne war sie halb offen, denn die kleine nach außen aufgehende Thür nahm die Hälfte des Vordertheils ein. Man trat ein und setzte sich einen Augenblick. Der Boden wie die Bank waren mit Moos belegt, man saß sehr bequem und die dazu benutzten Kräuter athmeten einen starken, beinahe betäubenden Duft aus.

»Wie gefällt Dir das Ding, Wolf?«

»Als Schilderhaus vortrefflich. Es ist abgemacht, ich werde es diesen Abend bewohnen; wie aber sollten wir ungesehen hineingelangen?«

»Auf Umwegen – langsam – fein. Du siehst, ich scheine beinahe bewandert aus solchen krummen Wegen. Was

doch die Natur nicht in den Menschen gelegt hat! Ich hätte mir nie diese Vollendung im Schleichhandel zugetraut. – Aber der Geruch hier ermüdet; es wäre spaßhaft, wenn einer von uns beiden morgen früh beim Sonnenaufgang auf seiner Wacht schlafend gefunden würde.«

»Ich schlafe nicht, verlaß Dich darauf. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich stelle mir zwei sehr schöne Gespenster in den Unbekannten von.«

»Glaubst Du, daß ich sie mir häßlich denke. Eigentlich habe ich sie mir noch gar nicht gedacht. Es ist wahr, wie werden sie aussehen? – Was denkst Du?«

»Ich muß in der That lachen. Kaum lauern wir hier, eben erst angelangt, zwei weiblichen Gestalten auf, die wir noch nicht kennen, und schon kommt unsere Phantasie herbei und schmückt sie mit allen Reizen der Schönheit aus. So ist der Mensch. Wenn es aber nun zwei Milchmädchen wären – Schwarze vielleicht – hu!«

»Du erschreckst mich, Wolf, das war keine angenehme Vorstellung. Wollen wir es lieber lassen?«

»Dein Unternehmungsgeist is nicht weit her, Du bist doch nur ein anfängerischer Stümper. Spielen zwei Milchmädchen Billard? Rauschen sie mit seidnen Kleidern? Duften sie, wie diese Gespenster duften? Haha! Das ist niederschlagend und erhebend zugleich. – Da sind wir im Stalle.«

Sie traten ein und begaben sich zuerst zu Kortes, dem Schimmelhengst. Das Thier lag gegen seine Gewohnheit auf seiner weichen Streu von Waldmoosen und schien ermüdet.

»Warum liegt der Schimmel?« fragte Eduard den Neger.

»Massa – weiß nicht.«

»Ist er geritten worden oder überhaupt ausgewesen?«

»Massa – ich es nicht gesehen.«

Sie gingen in die Umzäunung, in der die schwarzen Hengste ihre Sommerwohnung hatten. Zwei von ihnen lagen ebenfalls. Ein zweiter Sieger, mit derselben Frage bedacht, gab dieselbe ausweichende Antwort. Man befahl die zwei aufrecht stehenden Hengste und einen der liegenden zu satteln, der letztere war der fromme Ralph, den Josephson zu seinem Ritte einmal bestimmt hatte.

Nach einer halben Stunde wurden die drei Pferde über den Hudson gefahren, und Ithyssa mußte die beiden Freunde zum Morgenritt begleiten. Eduard war schweigsam. Er suchte am jenseitigen Ufer des Hudson vergeblich nach Büffelspuren, nur Pferdehufe, dem festen Waldboden eingedrückt, ließen sich sehen.

»Beinahe vermuthete ich,« flüsterte er Josephson zu, »wer die galoppirenden Büffel in der Nacht waren. – Da man sich bei Tage keine Bewegung machen kann, so wählt man eine warme Mondscheinnacht dazu. Der Gedanke ist so übel nicht. Aber Wharton, Du Schelm, Du hast dort drüben Wache gestanden und den Rapport herübergebracht, daß wir wachsam sind. Aha! Nun – heute Abend, und dann morgen früh!« –

Die Reiter hatten die Pferde bestiegen und ritten langsam die Lichtung des Waldes hinauf. Ithyssa ritt zwischen

Beiden; sie hatten heute mehr Raum, da sie nur zu Dreien waren. Der wohlgeschulte Neger ertheilte den praktischsten Unterricht. Er zeigte, wie man diese Art Pferde leicht führen müsse, wie lenkbar sie seien, und wie es bei ihnen nicht der Sporen oder der Peitsche bedürfe, sie in alle mögliche Gangarten zu bringen. Das mexikanische Pferd ist und bleibt, es mag dressirt sein wie es will; ein Naturpferd, eben so wie der Indianer eine rothe Haut bleibt. Das Feuer, welches in dieser Race schlummert, das natürlich siedende Blut, das sich mit seinen eigenen Zähnen einen oft heilsamen Abfluß verschafft, leitet alle seine kühnen Bewegungen, beherrscht seine elastische Kraft. Wenig Futter, geringe Pflege nur ist hinreichend, diese edlen Thiere bei aller Munterkeit und angeborenen Schönheit zu erhalten, gutes Futter und sorgsame Pflege machen erstaunenswerthe Wunder daraus.

Es war ein herrlicher Anblick, den schönen jungen Schwarzen mit den elastischen Gliedern, der bronzenen Farbe, dem klassischen Kopfe in der malerischen Kleidung, die er jetzt trug, auf dem Rücken des brausenden Rosses zu sehen, das er mit einer kaum sichtbaren Hand- oder Schenkelbewegung, mit seiner liebkosenden, beinahe klagend weichen Stimme lenkte, wohin er wollte. Roß und Reiter waren *ein* Wesen, ein Gemisch von Kraft, Biegsamkeit und Schnelligkeit, das in Erstaunen versetzte. Ithyssa war geschmeichelt, seine Künste so bewundernden Augen zeigen zu dürfen; er ritt Schritt, Trab, Galopp, Karriere, Volten, parirte im schnellsten Laufe, und saß stets wie eine biegsame Statue auf dem Thiere, das sich

allen seinen Wünschen und Launen anzuschmiegen schienen. Josephson war ganz glücklich, einen solchen Lehrmeister gefunden zu haben und auch Eduard lernte viel von ihm.

Ithyssa wunderte sich nicht wenig, als er seinen Herrn und Massa Joseph den heutigen Morgenritt so ungewöhnlich verlängern sah, denn die Sonne war schon über ihren Zenith hinaus, als sie wieder an das Ufer des Hudson zurückkehrten und die Pferde übersetzen ließen. Heute ging es ohne Bad ab und Josephson war über seine trockenere Hinüberkunft nicht wenig entzückt.

Eduard fühlte sein Herz klopfen, als er in sein Zimmer trat, denn wieder athmete er den unbekanntem süßen Duft ein und auch Josephson, der ihm sogleich gefolgt war, nahm ihn ohne Frage wahr. Beide sahen sich an. Eduard zögerte, das Billardzimmer zu betreten. Es war ihm, als stände er unmittelbar an der Schwelle eines neuen, ihm noch unbekanntem Glückes, so dunkel es auch vor seinen Blicken lag, so wenig er sich enträthseln konnte, ob das, was er erwartete, ein Glück oder das entgegengesetzte davon sein könnte. Aber die ahnungsvolle Seele des Menschen, wenn er einmal auf der Fährte einer neuen Räthsellösung ist, stürmt unaufhaltsam weiter vor und vergebens vermag der Kältere Verstand den Schleier dieses göttlichen Geheimnisses zu heben.

Josephson trat zuerst in das Zimmer. Er winkte dem zagenden Freunde näher zu kommen. Beide sprachen nicht – in solcher Spannung befanden sie sich.

Und so standen sie nun und sahen sich, von wunderbaren Gefühlen ergriffen, schweigend an, denn es war unzweifelhaft, auch das Billardzimmer war in ihrer Abwesenheit wieder betreten worden, das bezeugten mit unwiderleglicher Wahrheit die mit Absicht vertheilten Bälle. Wieder zwar lagen sie, ein jeder in seinem Netz, und das eine, worin keiner gelegen, war leer; die Bälle selbst aber waren verwechselt, denn schon in dem ersten zur rechten Hand lag die Karoline, da die jungen Männer vorher den Spielball mit *einem* Punkte hinein gelegt hatten. In dem Netze zur Linken, wo der mit *zwei* Punkten gelegen, lag der bei uns sogenannte Kreuzball und so waren auch die übrigen verwechselt.

»So viel ist gewiß,« sagte Josephson leise, »die Gespenster spielen auch Billard.«

»Und der Schlüssel zu jener Thür,« fügte Eduard hinzu, »ist nicht verloren, sondern nur in den Händen der Gespenster. Ich bekomme Angst vor der Nacht, Wolf, diese Gespenster werden uns zu schaffen machen.«

»Ich nicht, mein Junge, wir werden ihre Gestalten und hoffentlich auch ihre Gesichter sehen. Ich bürgе Dir dafür. Sie sind nicht, wie wir dachten, ganz göttliche Natur, denn sie lassen sich überlisten, Dein Gedanke war vortrefflich. Ich freue mich sogar auf mein Schilderhaus heute Abend.«

Man ging zu Tische. Es wurde wenig gesprochen, aber der junge Besitzer von Huttenpark verschmähte es heute nicht, ein paar Gläser perlenden Schaumwein auf das Gelingen des Hinterhaltes mit seinem Freunde zu leeren.

Den Nachmittag verbrachten die jetzt mit großer Umsicht handelnden beiden jungen Männer mit Vermuthungen über den Ausfall ihres nächsten Abenteuers und mancherlei Vorbereitungen dazu; trotzdem aber konnten sie zu keinem festen Entschlusse kommen, da sie nicht einsahen, wie sie unbemerkt bei Nacht in den Park gelangen könnten, zumal vorauszusetzen war, daß die gespenstische Partei, falls sie wieder einen nächtlichen Spaziergang unternahm, ihrerseits vorsichtig zu Werke gehen und genaue Erkundigungen über den Stand der Angelegenheiten einziehen würde. Man war geneigt, einen sehr schlaunen Gegner anzunehmen und bereitete sich daher auf sichere und zum Ziele führende Mittel vor. Endlich glaubte Hutten den Weg gefunden zu haben, der das Beste versprach, und er theilte ihn seinem Freunde mit, der ihn billigte, worauf man sogleich zur Ausführung schritt. Es war Abends sieben Uhr, als sich Josephson entfernte und der treue Neger zu seinem jungen Herrn berufen wurde. Er kam sogleich.

»Ithyssa,« redete dieser ihn freundlich an, »Du bist Deinem früheren Herrn, meinem Adoptivvater, treu und ergeben gewesen bis in den Tod.«

Der Neger verbeugte sich und legte bedeutsam die Hand auf die Brust.

»Ich weiß es und liebe Dich deshalb und würde Dir selbst mein Leben anvertrauen. Aber warum hast Du ein Geheimniß vor mir?«

Bei dieser unvermutheten Frage, die so plötzlich und offen ausgesprochen wurde, wäre der Schwarze gewiß bleich geworden, wenn er überhaupt hätte erbleichen können. So aber schimmerte nur die bronzene Färbung die unter seinen Wangen spielte, deutlicher hervor und sein Gesicht nahm einen beinahe goldigen Glanz an, während sein glänzendes Auge sich öffnete und glänzendere Strahlen schoß. Er trat einen Schritt zurück und beugte vor dem unvorhergesehenen Schläge das Haupt.

»Sprich,« fuhr der Herr milde fort, »bist Du *gegen* mich oder *für* mich?«

»Massa, lieber, guter Massa,« bat der Neger mit beinahe weinerlicher Stimme, »Ithyssa ist nicht daran schuld, daß er etwas vor Massa verbergen muß. Ithyssa großes Gefühl, tiefes Gefühl – hier in der Brust – und große Freude, wenn Alles vorbei ist, aber Massa – Ithyssa – stumm!«

»Warum bist Du stumm? Eben das frage ich.«

»Ithyssa hat es Cigarita geschworen.«

»Cigarita? – Also schon ein Name,« dachte Eduard. »Cigarita?« wiederholte er leise, »wer ist das?«

Der Neger erschrak und seine mächtigen Glieder wurden von einem merklichen Beben ergriffen, als er fühlte, daß er sich so leicht hatte zum Plaudern hinreißen lassen.

»Cigarita?« fragte er leise, »wer das ist? Massa – das ist es ja – ich habe es geschworen, nicht zu sagen, bis es Massa erfahren.«

»Ich habe es ja nun erfahren, also sprich.«

»Nein, Massa weiß noch gar nichts; Cigarita ist Nichts – Staub – eine vorüberschwebende Wolke – mehr kann Ithyssa jetzt nicht sagen – später Alles.«

»Gut, ich bin damit zufrieden, ich werde bald Alles erfahren haben. Ich will es selbst erkunden und heute noch. Du freust Dich darüber, ich sehe es, Du wirst mir daher behülflich sein, meinen Zweck zu erreichen, weiter will ich von Dir nichts.«

»Wenn Ithyssa schweigen darf, will er Alles thun, was Massa gefällt. Ach! Ithyssa ist sehr unglücklich, daß er ein Geheimniß vor Massa hat.«

»So versprich mir, heute Niemandem mitzutheilen, was jetzt zwischen uns vorgefallen ist. Gieb mir Deine Hand darauf.«

Ithyssa reichte freudig die Hand und rief:

»Ithyssa gelobt es und Ithyssa hat niemals gelogen.« –

»So thue was ich Dir sage. Gehe hin und erzähle, wenn Du es willst, daß ich und mein Freund heute am späten Abend über den Hudson gehen und die galoppirenden Büffel suchen will.«

»Aber es sind jetzt keine Büffel im Walde, Massa, nur Hirsche und Rehe; im Herbste erst kommen die Büffel hierher.«

»Das ist einerlei. Genug, man mag glauben, ich suche die Büffel. Du sollst uns begleiten. Trage die dazu nöthigen Geräthe und Waffen zusammen, so daß man unsere Vorrichtungen sieht, und um zehn Uhr Abends, wenn der Mond am hellsten leuchtet, rüste ein Boot und rudere uns über den Fluß.«

»Ach – Ithyssa versteht – es soll nur so aussehen. Gut, es wird Alles besorgt werden.«

»Aber kein Wort weiter, bei Deinem Leben.«

»Ithyssa gelobt es noch ein Mal. Aber will Massa wirklich auf die Hirschjagd gehen?«

»Das wirst Du sehen. Jetzt thue, wie Du versprochen.«

Der Neger entfernte sich mit einem Freudenstrahl auf seinem dunkeln Gesicht und eine halbe Stunde später wußte Jedermann auf dem Landgute, daß Massa Hutten glaube, Büffel im Walde gehört zu haben und daß er die nächste Nacht benutzen wolle, um ihnen aufzulauern. Das war gerade, was Eduard bezweckte. Er ging zu Josephson und theilte ihm jedes Wort mit, was er gesprochen und gehört hatte. Die Freunde lachten und freuten sich im Voraus ihrer List. Es war jetzt beinahe acht Uhr. Sie begaben sich mit Kannenschmidt in's Billardzimmer und spielten abwechselnd, um sich die Zeit zu vertreiben. Mr. Wharton erschien nicht und das war den Freunden ganz lieb. Um neun Uhr ging man zu Tische, und als das Mahl beendet war, erfuhr Willibald, daß man eine Jagd beabsichtige, und im Geheimen erhielt er den Wink, den Abend über sein Zimmer nicht mehr zu verlassen. Er willigte gern ein und setzte sich an seine Arbeit, bis er um zehn Uhr das Lager suchte, worauf er auch nicht weiter gestört wurde. Nicht so Eduard und Wolf. Sie begaben sich auf ihre Zimmer und kleideten sich zu ihrem Scheinvorhaben jagdmäßig an, denn sie wußten wohl, daß sie genau beobachtet werden würden. Punkt

zehn Uhr erschienen sie an der Landungsbrücke, ein Neger trug die Gewehre und Jagdmesser in das Boot und ein anderer hielt zwei mächtige Büffelfänger an der Leine. Als Josephson die Hunde sah, die er für seine erbittertesten Gegner hielt, wurde er unruhig. Schon wollte er fragen, als Eduard, der sein Stillschweigen richtig deutete, ihm einen Wink gab und zum Fortschreiten ermunterte. Die beiden jungen Männer sprangen in das Boot, Ithysa folgte und ergriff die Ruder, nachdem er die Hunde im Boote angefesselt hatte. Diese, da sie die Zurüstungen zur Jagd sahen und kannten, hielten sich still, indem sie sich auf den Boden des Bootes unmittelbar neben ihre Herren legten. Die Neger am Lande stießen das Boot ab und empfahlen sich. Mit ein paar Ruderschlägen waren die Nachtwandler außer dem Bereich menschlicher Stimmen und Ohren und nun begann Eduard das Gespräch.

»An die Hunde, Ithysa,« sagte er, »habe ich nicht gedacht, sie hindern mich an meinem Vorhaben.«

»Sie mußten aber dabei sein, Massa, sonst hätte Niemand an unsere Jagd geglaubt. Sie sollen aber schweigen und Massa in keiner Weise lästig sein. Wenn Ithysa nur weiß, was er thun soll.«

»Du hast mit Ueberlegung gehandelt, ich sehe es und bin Dir dankbar dafür. Für's Erste rudere nur gerade über den Fluß. So. Die Richtung ist gut. Das Weitere sollst Du nachher erfahren.«

Es war eine warme, liebliche Nacht, wie sie in diesen Breitegraden gegen Ende des Mai nicht selten ist. Die hell goldene Mondsichel, die sich schon bedeutend gefüllt

hatte, stand gerade über dem Hudson, der wie ein glänzender silberner Streifen seine stillen Wellen dem Meere entgegenwälzte. Nur auf der jenseitigen Hälfte war er von dem hohen Urwalde tiefer beschattet und dieser Schatten war an der Grenze, wo Dunkel und Licht sich schied, durch einen schwarzen scharfen Strich im Wasser bezeichnet. Als sie diesen Strich hinter sich hatten, fragte Eduard:

»Ob sie wohl drüben nach uns schauen werden, Ithysa?«

»Gewiß werden sie das, Cigarita hat scharfe Augen; auch werden sie die Ohren öffnen, den Donner der Büchse zu hören.

»Da ist sie wieder, die Cigarita,« sagte Josephson lateinisch zu seinem Freunde. »Ein hübscher Name, beim Zeus! Frage ihn doch, wer diesen Namen trägt.«

»Nein, das werde ich nicht thun,« lautete die Antwort, »ich will ihn nicht ferner in Verlegenheit setzen.«

Dann die deutsche Sprache wie gewöhnlich wählend, die fast alle weißen Diener Mr. Hutten's außer der englischen sprachen, wandte er sich wieder an den Neger.

»Wie ist es mit den Hunden drüben in Huttenpark, liegen sie des Abends an der Kette?«

»Gewöhnlich nicht, Massa, aber seit vorgestern Abend sind sie eingeschlossen. Heute, wo wir Büffel oder Hirsche jagen wollen, sind alle angekettet bis auf einen, denn wenn sie hier eine Jagd wittern, schwimmen sie über das Wasser.«

»Gut. Aber Du sagst bis auf einen. Welcher eine ist dies?«

»Das ist Kolumbus, der größte und stärkste von allen, der weicht nicht von Cigarita's Seite.«

»Aha! das ist gut.«

»Das ist schlimm,« sagte Josephson. »Bedenke doch, wenn uns der Hund witterte!«

»Wenn er uns wittert, Wolf? Was schadet das? Wenn er uns wittert, muß er draußen sein und wenn er draußen ist, so sind auch Andere draußen und wir wittern dann auch.«

Der Neger lachte über den richtigen Schluß dieser Witterung und freute sich, obwohl man nicht recht wußte worüber, wenn man nicht annehmen wollte, daß er der Lösung des allgemeinen Geheimnisses freudig entgegenging.

»Es kommt nur darauf an, zu wissen,« meinte Eduard wieder, »ob Kolumbus ein böses Thier ist, oder nicht.«

»Kolumbus böse? Nein, Massa, nein, er ist freilich der stärkste von allen, aber auch der frommste und zahmste.«

»Nun, siehst Du wohl, Deine Hundebesorgniß ist umsonst.«

»Ich weiß nicht, ob sie umsonst ist. Mir besagen diese Hunde nichts Gutes, ich mag sie nicht leiden.«

Jetzt war man dem Ufer nahe gekommen. Das Boot fuhr knirschend auf den Sand, und dann stand es still. Die Männer sprangen hinaus. Ithyssa, der die Hunde an der Leine hielt, zog den Kahn höher auf das Land und

blickte dann fragend seinen Herrn an, da er nicht wußte, was nun geschehen sollte. Alle Drei standen im tiefen Schatten der Hängeweiden und horchten eine zeitlang hinüber über den Fluß, ob sie wohl etwas zu hören im Stande wären. Das Landhaus war im grellen Mondlichte deutlich sichtbar, erleuchtete Fenster aber sah man nicht, da jeden Abend die grünen Jalousieen rings herum geschlossen wurden.

»Sage mir, Ithyssa, kann man auf irgend eine Weise vom Ufer drüben unser Thau erspähen?«

»Kein Auge kann das, selbst Cigarita's nicht. Seitdem wir über den schwarzen Strich im Wasser fort sind, sind wir alle zusammen ihren Augen entschwunden.«

»Dann ist es gut. Nun müssen wir aber zeigen, daß wir hier sind. Halte die Hunde fest, Ithyssa, wir wollen ein paar Büchsen losschießen.«

»Aber nicht zu rasch, Massa, nicht zu rasch! Cigarita ist eben so klug, wie sie gut sieht und hört.«

»Dein Rath soll befolgt werden, erwarte uns hier am Ufer, aber halte die Hunde fest.«

Beide verließen das Ufer und verloren sich in dem Schatten der Lichtung, nur der helle Streif des blauen Himmels über derselben gab einige spärliche Beleuchtung.

»Wie man hier in dieser Dunkelheit sehen kann, begreife ich nicht,« bemerkte Eduard.

»Ich auch nicht, unsere Augen sind aber weniger daran gewöhnt, als die anderer Menschen; auch scheint mir die Finsterniß abzunehmen, je länger wie hier gehen.«

»Das ist wahr. – Siehst Du keinen Büffel?«

Josephson lachte laut auf und Eduard stimmte herzlich mit ein.

»Es thut mir leid,« sagte er, »Jemanden täuschen zu müssen, ich habe das nie gethan. Aber man greift uns an und wir müssen uns vertheidigen. Wie nennt das Deine juristische Sprache?«

»Erlaubte Nothwehr,« lachte Josephson. »Aber jetzt, denke ich, können wir ein Mal losknallen. Sieh, ist da nicht ein kleiner Büffel?«

Und er legte an und schoß in einen dicht vor ihm stehenden Baum, daß die Splitter davon flogen.

»Getroffen!« rief er, »er muß verenden.«

Beide lachten wieder überlaut, so daß das Echo ihre Stimmen zurückgab. Kaum aber war der Schuß gefallen, so hörte man das Geheul der vom Neger gehaltenen Hunde, die der Meinung waren, man entziehe ihnen ihre Beute.

»Bravo!« rief Wolf. »Die Meute bestätigt unsere kühne Jagd. Nun lade ihn auf Deinen Rücken oder schieße erst einen zweiten.«

Der zweite Schuß krachte; das Gesplitter des Holzes, das Gelächter, das Echo, das Hundegebell folgte wie das erste Mal.

»Nun haben wir genug Wild!« rief Eduard, »laß uns an das Boot zurückkehren!«

Bald hatten sie es erreicht; Ithysa zeigt seine blendenden Zähne, als er die Herren ohne das Wild sah. Jetzt folgte eine kurze Berathung. Nachdem diese vorüber war,

bestiegen Menschen und Hunde wieder das flott gemachte Boot und der Neger griff alsbald zum Ruder.

»Nun fahre stromabwärts, Ithyssa, denn Du hast Recht, sie werden drüben unser Boot von Norden her zurück erwarten, da man nicht zuletzt, sondern zuerst gegen den Strom schiffte. Halte nur die Hunde ruhig und suche diesseite des dunkeln Striches zu bleiben, bis wir um die Krümmung des Flusses herum sind.«

Der Neger gehorchte und das Boot schoß mit der abwärts fließenden Welle dahin.

»Sie werden am Lande lange auf uns warten,« sagte Josephson .

»Gewiß, Massa Joseph. Jack und Philipp sind auf der Lauer, wie alle Abende.«

Ithyssa wußte jetzt, was sein Herr beabsichtigte oder vermuthete es wenigstens. Er freute sich inniglich, daß bald alle Geheimnisse aufgeklärt sein würden, denn in seinem Sinne dachte er nichts Anderes, als daß die beiden Europäer die Amerikaner, die sie vermutheten, jagen und fangen wollten und beinahe hätte er auch nicht ganz Unrecht gehabt.

Jetzt war man über die Krümmung des Flusses hinaus und die Gefahr, vom jenseitigen Ufer beobachtet zu werden, war vorüber. Noch eine kurze Zeit ruderte Ithyssa stromabwärts, dann einem vom Landhause südlicher gelegenen Landungsplatze zustrebend, trieb er das Boot rasch quer über den Strom, wobei er das laute Plätschern der Ruder sorgfältig vermied. Endlich war man

am Ufer. Die beiden Europäer sprangen an's Land. Ithysa beschrieb ihnen, so gut er vermochte, den Weg, den sie zum Landhause einzuschlagen hätten und übernahm die schweigende und unthätige Rolle, die ihm für heute aufgegeben war, das heißt im Boote sitzen zu bleiben, die Hunde zu halten und zu warten, bis sein Herr ihm einen Neger schicken würde, der ihn nach Hause beordern sollte.

Lassen wir ihn in seiner stillen Herzensfreude in der milden Mainacht sitzen und den langsam dahin wandelnden Mond betrachten. Begleiten wir lieber die beiden Freunde, denen das Herz um so stärker schlug, je mehr sie sich dem Orte und der Zeit ihres Vorhabens näherten.

Das Boot hatte südlich vom Landgute angelegt. Bevor sie sich demselben wieder näherten, mußten sie einige Aecker und Wiesen überschreiten, die einem Nachbar Mr. Hutten's gehörten. Rasch flogen sie darüber hin und schauten sich nach allen Seiten um, obwohl sie nicht zu befürchten hatten, hier von irgend einem Menschen erspäht zu werden. Unmittelbar an die Aecker stieß ein kleines, zum Theil gerodetes Gehölz. Hier hielt ihren eilenden Fuß das junge Gestrüpp des neuen Jahres auf, das in diesen fruchtbaren Ländern nur einiger Frühlingsmonde bedarf, um ein dichtes Gewirr langer Wurzelfasern zu bilden. Auch dieses Gebüsch überwandten sie schnell und sahen nun die grüne lebendige Hecke vor sich, von welcher, wie bereits erwähnt, das ganze Landgut umgeben war. Obgleich diese Hecke ziemlich hoch war, so hielt sie doch die kräftigen und gewandten Männer nicht auf

und nach einigen Minuten standen sie zwischen den blühenden Gebüsch des eigenen Parkes. Jetzt hatten sie mehr Ursache, sich vorsichtig nach allen Seiten umzublicken; wie sie aber auch die Nähe und Ferne mit ihren Augen durchsuchten, nichts Störendes fiel ihnen auf. Leise schleichend, von Busch zu Busch springend, näherten sie sich der Stelle, wo die Mooshütte stand, die der, welche sie heute Morgen besucht hatten, gerade gegenüber, also den Stallungen und Hundehütten am Fernsten lag. Flüchtig wie Hirsche, die sich dem nachfolgenden Jäger entziehen wollen, huschten sie in die Grotte und hier erst schöpften sie, von dem schnellen Laufe sich erholend, frischen Atem. Sie setzten sich einen Augenblick schweigend auf die Moosbank und vergönnten ihren rasch klopfenden Herzen die nöthige Ruhe. Dann erhoben sie sich wieder und untersuchten durch die kleinen Fenster nach allen Richtungen den Park. Aber nichts war zu sehen, und obgleich die Thür weit offen gelassen, auch nichts zu hören, als der schwellende Ton der im nächsten Gebüsch liegenden Nachtigall. Der Mond warf seine hellsten Strahlen auf die Stelle des Parks, welche vor der Grotte lag, nur im nahen Westen zogen einige Wolken heran, die sich langsam der Mondscheibe näherten.

»Wenn die Wolken da oben den Mond erreichen,« sagte Josephson leise, »so ist der Garten dunkel und wir werden gar nichts sehen. Meine armen Augen werden beinahe alle Tage trüber.«

»Hast Du die Brille nicht?«

»Gewiß habe ich sie, aber was nützt sie mir im Dunkeln? – Was mag wohl die Uhr sein?«

Eduard ließ die schöne Uhr, die er von Mr. Hutten geerbt hatte, repetiren und man erfuhr, daß es halb zwölf war.

»Am Ende sind sie schon zu Bette,« meinte der kurzsichtige Josephson.

»Das glaube ich nicht. Sie können nur bei Nacht frische Luft schöpfen, und da sie heute wegen des besetzten Waldes drüben nicht reiten können, so bleibt ihnen nur der Spaziergang im Park. Jedenfalls haben wir nichts verloren, wenn wir sie erst morgen treffen.«

»Still!« wisperte Josephson, dessen Ohren besser waren als seine Augen. »Mir kam es so vor, als hörte ich so eben ein fröhliches Gelächter.«

Augenblicklich schwiegen beide so still, wie das Häuschen selber, in dessen Hintergrunde sie kauerten. Und in der That, ein leises Geflüster in der Ferne, als wenn zwei heitere Mädchen mit silberklarem Tonfall lachten und scherzten, wiederholte sich, ja, wurde von Augenblick zu Augenblick lauter.

Der Weg, der zur Grotte führte, war, wie die übrigen alle, breit, aber schlangenförmig gewunden, so daß man ihn nur etwas auf achtzig bis höchstens hundert Schritte übersehen konnte; an seiner rechten und linken Seite standen einzelne Baumgruppen, um welche herum duftende Blumenbeete in Korbgeflecht gezogen waren.

Als des heitere und unschuldige Lachen näher kam, und wie das Läuten eines silbernen Glöckchens im Walde sich hören ließ, faßte Eduard Josephson's Arm fest und drückte den aufwallenden Freund buchstäblich zu Boden.

»Wolf,« flüsterte er leise, »mein Herz schlägt, das es mir bis in den Kopf hinauf tönt, wir spielen hier eine schlechte Rolle.«

»Ich weiß nicht, was Du willst, wir spielen gar keine Rolle, wir sitzen ganz ruhig in unserer Grotte und beobachten nur als Zuschauer die Rolle, welche andere vor uns aufführen. – Siehst Du keinen Hund?«

»Nein, aber auch keinen Menschen. Vor dem Hunde fürchte ich mich nicht, wohl aber vor den unschuldigen Menschen.«

»Bei mir ist es gerade umgekehrt, ich fürchte die Menschen nicht, wohl aber den Hund.«

»Still! da sind sie, ich höre schon ihren Schritt auf dem Kiese knistern. Bei Gott! Deine Gespenster wandeln in rauschender Seide einher, hörst Du?«

Man hörte ganz deutlich den eigenthümlichen Ton, den ein langes seidenes Damenkleid im Gehen verursacht. Es verging kaum eine halbe Minute und um die Biegung am Ende des Ganges traten zwei weibliche Gestalten langsam daher, indem sie bald stehen blieben und sprachen, bald weiter gingen. Noch konnte man nicht einmal ihre Umrisse erkennen; sie gingen aber dicht neben einander, als wenn sie ihren Arm in einander verschlungen hätten.

Die Freunde hielten sich trotz ihrer zunehmenden Aufregung still. Eduard's Herzklopfen wurde so stark, daß er beinahe nur dieses hörte und seine Augen drangen so weit und scharf in die matt erleuchtete Ferne, daß sie ihn anfangen zu schmerzen. Josephson dagegen, als er keinen Hund sah, den er zumeist und zunächst fürchtete, wurde allmählig ruhiger und freute sich wie ein Kind, dem eine klug angelegte List zu gelingen schien.

»Wenn sie hierher kämen und sich auf unsern Schooß setzten, wie gefiele Dir das?« fragte er so leise, wie er konnte.

»Scherze nicht, mir ist wunderbar ernst zu Muthe. Still! ich glaube, sie sprechen.«

Langsam kamen die Gestalten näher. Beide schienen groß zu sein, sicher aber war die eine größer als die andere. Beide waren in dunkle lange Gewänder gehüllt; an der größten aber schien bisweilen, bei einer ihrer etwas hastigen Armbewegungen, etwas Glänzendes in den flimmernden Strahlen des Mondes zu blitzen. Sie sprachen jetzt wirklich, und in der Stille der Nacht tönten ihre Stimmen lauter, als sie waren. Die eine Stimme, die der größeren, sprach in einem reinen Alt, die andere, viel weicher und feiner, war eine glockenreine Sopranstimme von unendlich lieblichem Wohllaut. Eine solche Stimme war nie an Eduard's Ohr geklungen, selbst Judith's helles Organ erschien rauh dagegen. Dieser Ton, so sanft wie der leiseste Windhauch durch die leichten Blätter der Espe lispelnd, wirkte dennoch so stark und ergreifend auf

ihn, daß sein ganzes Nervensystem wie von einem inneren Orkan erbebte.

»Cigarita,« sagte diese liebliche Stimme – der Alt also gehörte Cigarita an – »lache nicht so laut, wir hören sonst nicht Philipp's warnenden Ruf. Er wird doch auf das zurückkehrende Boot Acht geben?«

«Besorge nichts,« versetzte Cigarita, »diese Männer jagen Büffel – haha! sie lieben ein stärkeres Wild. Aber so ist es. Mr. Wharton sagt, sie haben uns aufgespürt. Nun suchen sie in der Ferne und vergessen die Nähe. Aber die Stunde wird kommen, wo sie auch die Nähe durchsuchen werden und unsere Neckerei hat dann ein Ende; der Ernst beginnt, und wirklich, ich freue mich darauf.«

»Ich auch,« erwiderte die Sopranstimme und blieb an einem Blumenbeete stehen, von dem sie eine Knospe pflückte. »Ich wäre froh, wenn es erst überstanden wäre, so wollte es ja auch – nicht.«

Die Lauschenden verstanden den eben ausgesprochenen Namen nicht, aus der Antwort Cigarita's aber konnten sie ihn erkennen.

»Freilich wollte das Mr. Hutten so nicht, aber man kann nicht Alles so ausführen, wie man es sich vornimmt. Warum hast Du den ersten Augenblick verfehlt, da er kam, jetzt mußt Du Dich schon von ihm finden lassen.«

»O, käme er nur, Cigarita, ich muß es immer wiederholen, wie ähnlich ist er seinem Bilde.«

»Es ist wahr, ja! ich finde ihn auch so schön wie Du, freilich mit andern Augen sehe ich ihn an – aber, ich muß wieder lachen, – ob sie wohl heute Abend einen Büffel

schießen? Ich habe Appetit auf einen so seltenen Braten, aber ich bekomme ihn nicht. Und sie lachte wieder fröhlich über die in der Ferne jagenden Männer.

»Du wirst ihn morgen speisen, Cigarita, wenn sie ihn schießen, denn wir in unserm Verschuß theilen ihre Speisen und werden auch vom Büffel bekommen.«

»Haha! wenn sie nur keinen Bock schießen!«

Eduard hielt es nicht länger aus, er schämte sich vor sich selber. Josephson aber, muthig bis zur Kühnheit, da er keinen Hund sah, hielt ihn fast mit Gewalt zurück. Auch war es zu spät, denn die beiden Gespenster in seidenen Röcken gingen wieder vorwärts und kamen der Grotte immer näher.

»Komm in die Grotte,« sagte Cigarita's Begleiterin und näherte sich schon mit lebhafteren Schritten dem Eingange derselben. »Aber halt!« rief sie plötzlich, »können wir auch Jack's und Philipp's Zeichen hören? Welches geben sie heute?«

»Sie knallen mit ihrer starken Hundepeitsche, wir hören es im ganzen Park. Komm hinein.«

Und sie standen dicht an der Schwelle der Grotte und waren eben im Begriff dieselbe zu überschreiten, als Cigarita's scharfes Ohr das laute Athmen der keuchenden Brust Eduard's vernahm. Plötzlich stand sie still, beugte sich vor und lauschte. Da entwand sich Eduard's Brust ein beinahe schallender Seufzer und er riß sich gewaltsam von Wolf's umschlingender Hand los. Er trat hervor. Ein lauter Doppelschrei ließ sich hören, und, wie vom

Sturmwinde getrieben, liefen die beiden menschlichen Gespenster den Gang, den sie gekommen waren, zurück.

Schon waren sie etwa hundert Schritte von der Grotte entfernt, da erst gelang es dem schwächern Josephson, sich von der umschlingenden Hand Eduard's zu befreien und im raschesten Lauf stürzte er den beiden Frauen nach. Eduard, er wußte später selbst nicht anzugeben, warum er es gethan, denn erschrecken wollte er sie eben so wenig wie im Laufe aufhalten, folgte ihm beinahe eben so schnell durch die gewundenen Gänge nach. Leider aber hatte die dunkle Wolke am Himmel, die schon lange den hellen im reinen Aether schwimmenden Mondkörper erstrebt, diesen bereits erreicht, als die beiden weiblichen Gestalten sich der Grotte zu nähern im Begriff standen, und der Park wie der näher am Hause liegende Garten waren in eine nicht allzu lichte Dämmerung gehüllt. Auch kannten die in dem Parke erzogenen Flüchtigen die nächsten Wege besser und es schien, als ob den verfolgenden Männern ihre Absicht, die wenigstens Josephson hegte, sie namentlich von der Thür des Hauses abzuschneiden, nicht gelingen würde.

Die Mädchen hatten sich jetzt getrennt; um einen runden Rasenfleck herumlaufend, mußten sie sich jedoch an dem zusammentreffenden Wege wieder vereinigen. Die rechts laufende war die größere, Cigarita, die links laufende die kleinere, deren Namen uns noch nicht bekannt

ist; dieser war Eduard zunächst und hatte sie beinahe erreicht, während die stärkere und größere von dem langsameren Josephson verfolgt wurde, den seine Kurzsichtigkeit bedeuter an Schnelligkeit zurückstehen ließ. Dennoch konnten sich beide Männer die Hurligkeit der Verfolgten nicht erklären, die ihnen fabelhaft erschien, denn sie liefen wie aufgescheuchte Rehe dahin. Unmittelbar hinter dem Vereinigungspunkte der beiden um den runden Rasen führenden Wege kam eine Brücke; auf diese lief diejenige von ihnen zu, die Eduard verfolgte; hätte sie die Brücke betreten, so würde auch ihr Verfolger sie erreicht haben und was dann geschehen wäre, wissen wir nicht. Die größere, kühnere von beiden Frauen aber, die nur den Schreck allein und die augenblickliche Verwirrung, sich verrathen zu sehen, zur Flucht bewogen hatte, gebrauchte hier eine List, um ihre Gefährtin vor der Erreichung zu bewahren. Als sie mit ihr zusammengetroffen, rief sie, sie am Arm ergreifend:

»Schnell! schnell, da über den Steg!«

Die also Geleitete verstand rasch, und anstatt über die Brücke zu fliehen, sprang sie kühn den Rasen hinab, der in einen der Kanäle führte, über den an dieser Stelle ein schmaler Fußsteig führte. In diesem Augenblicke trafen an demselben Flecke auch die beiden Verfolger zusammen, und da sie die beiden unbekanntten Gestalten sich trennen sahen, beschlossen sie augenblicklich dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Personen wechselten, so daß Josephson der Kleinern, Eduard aber der

Größern nachsprang. Da aber geschah beiden Männern etwas völlig Unerwartetes.

Josephson, der den Felspfad am Rasen hinabliefe, verfehlte in der hastigen Eile das schmale Brett über den Graben und stürzte kopfüber mit ungeheurem Geplätscher in das Wasser. Eduard, der schon die Brücke und die größere Gestalt erreicht hatte und an dieser schnell vorbei schlürfen wollte, um seiner ersten Verfolgten, deren Stimme ihn so mächtig bewegt hatte, am jenseitigen Ufer entgegenzutreten, fühlte, wie sich seine jetzige Nachbarin mit einem kühnen Entschlusse plötzlich umwandte und mit kräftigeren Armen, als er ihr zugemuthet, ihn umschlingend auf der Brücke festbannte. Das angenehmste Schlingwerk, in welches je ein Mann gerathen kann, hielt den hitzigen Verfolger unauflösbar zurück.

»Schnell, schnell, in's Haus,« rief sie der Freundin zu, welchem Rufe dieselbe auch folgte, und ihre eigene Brust, von dem schnellen Laufe erhebend, gegen die Eduard's schlug. Dieser wollte sich nicht mit Gewalt losreißen und blieb einen Augenblick ruhig, erwartend, was nun geschehen würde, und fühlte den heißen Athem des körperreichen kräftigen Gespenstes seine Wange berühren. In diesem Augenblicke aber vernahm er das Plätschern des in das Wasser fallenden Josephson. Er fürchtete für diesen, den das feuchte Element diesmal vollkommener umschlang, als das erste Mal.

»Laß mich los! Laß mich los!« rief er in Angst, kaum wissend, was er sprach. »Mein Freund ertrinkt!«

»Er ertrinkt nicht!« hauchte athemlos das mächtige Gespenst, das ihn fest umschlossen und den Kopf nach der entrinnenden Freundin gewandt hielt. Jetzt aber sah sie dieselbe das Haus erreichen, und, dem jungen Manne in ihren Armen einen kräftigen Stoß versehend, der so unerwartet kam, daß er ihn gegen das Geländer der Brücke warf, lief sie ihn los und sprang mit gewaltigen Schritten dem Hause und der Freiheit zu.

Eduard stand einen Augenblick wie betäubt da, seine Gemüthsbewegung, sein schneller Lauf seine plötzliche Gefangenschaft, wo er sie am wenigsten vermuthet, hatte ihn geistig und körperlich niedergeschlagen – da dachte er an den Freund im Wasser und schnell wollte er herbeieilen, um ihn den Fluthen zu entreißen. Aber eine raschere Hilfe war ihm schon zuvorgekommen. Kolumbus, die große Büffeldogge, die, während ihre Herrinnen der Grotte zuginen, zu den Männern am Strande gelaufen war, gleichsam um sich von ihrer Wachsamkeit mit eigenen Augen zu überzeugen befand sich eben auf der Rückkehr nach dem Parke, als sie das Plätschern und den Fall eines Menschen in das Wasser vernahm. Von ihrem angeborenen Instinkte getrieben, sprang sie heulend und mit großen Sätzen dem Orte des Ereignisses zu und einen Augenblick später war sie im Graben und hatte den im Schlamm steckenden Josephson am Rocke ergriffen. Mit einem gewaltigen Rucke schleppte sie ihn in die Höhe und zerrte ihn an's Ufer hinauf. Dies war die Zeit, wo Eduard herbei kam. Der Hund hatte das Seinige gethan, und da er den geretteten Menschen auf dem Trocknen

sah, sprang er, freudig bellend, den entwichenen Frauen nach. Eduard aber stand mit klopfender Brust, nicht wissend, ob er lachen oder klagen sollte, vor dem durchnässten und mit Schlamm bedeckten Freunde, der sich eben auf seine Füße erhob und mit seinen Händen die nassen Haare aus dem Gesicht strich.

»Die Bestie!« murmelte der arme Premierminister voller Unmuth sich schüttelnd, »ich habe es mir wohl gedacht!«

»Danke ihr doch,« entgegnete sein Freund, der sich jetzt das Lachen nicht verbieten mochte, da er Wolf wieder reden hörte und am Leben sah, warum läufst Du in's Wasser?«

»Du hast gut lachen – sieh, wie ich aussehe – und meine Brille ist fort – ich bin so gut wie blind.«

Und dennoch stimmte er jetzt mit aller ihm übriggebliebener Kraft in das herzliche Gelächter des Freundes ein. –

»Komm, ich werde Dich führen,« sagte dieser endlich, »die Brille wird sich morgen finden, das war ein schlimmer Hinterhalt!«

Und Beide betraten Josephson's Zimmer, wo Eduard diesen entkleiden half und immer fort lachen mußte, als er des Freundes ruhige Ergebung sah. Dieser betrachtete kopfschüttelnd seinen Rock, dessen Kragen beinahe abgerissen war.

»Sieh,« sagte er, »die Kanaille, der fromme Kolumbus, hat hier ein schönes Loch gearbeitet; sagte ich es nicht, daß die Hunde mir feindlich wären?«

»Im Gegentheile, sie wollen Dir wohl, nur das Wasser will Dir übel.«

»Ich danke für Beides; ich scheine übrigens hier der allgemeine Sündenbock zu sein. Aber die Gespenster hatten wir erwischt, und das ist die Hauptsache.«

»Laß die Gespenster,« bat Eduard, »ich habe jetzt andere Gedanken darüber, morgen werde ich sie von Angesicht zu Angesicht sehen: Und nun gute Nacht!«

Als er auf sein Zimmer kam, erinnerte er sich des harrenden Ithyssa, dem er sogleich einen Boten schickte, wie er versprochen hatte.

Am andern Morgen aber, es war erst sieben Uhr, erschien auf des Erben Zimmer, der nachdenklicher als gewöhnlich war, Mr. Wharton mit ernstem, beinahe feierlichem Gesichtsausdruck.

»Mr. Hutten,« sagte er, »ich weiß Alles und auch Sie vielleicht ahnen das Rechte. »Ich brauche also wohl nicht meine Handlungsweise zu entschuldigen, die sich heute in allen Einzelheiten aufklären wird. Ich habe mich den ganzen gestrigen Tag entfernt, um die Entwicklung, die ich voraussah, nicht zu stören. Ich komme vielmehr, Ihnen den Schlüssel zu jenem Zimmer zu bringen, der sich nun von selbst wiedergefunden hat. Oeffnen Sie die Thür, Sie werden in jenem Zimmer zu jeder Stunde willkommen sein; man erwartet Sie. Ich aber werde Ihre Freunde

einige Tage zu den Ansiedlern in der Nachbarschaft führen, damit Sie ungestört hören, sehen und handeln können, wie es Ihnen gut dünkt. Leben Sie wohl und genießen Sie das Glück, welches ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche.«

Er ging mit einer tiefen Verbeugung hinaus. Eduard aber hielt den lange vermißten Schlüssel in der Hand und legte diesen dann auf sein Herz, das er in stärkern Pulsen klopfen fühlte.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE BEIDEN KINDER DER NATUR.

Es war schon zehn Uhr desselben Vormittags vorbei, Mr. Wharton war mit Josephson und Willibald den Strom hinauf zu den Ansiedlern gerudert, um einige Tag bei ihnen und in der Nachbarschaft sich aufzuhalten, und immer noch nicht hatte der junge Erbe sein eigenes Zimmer verlassen. Die Fülle neuer, unbekannter Gemüthsbewegungen, den Strom dunkler Erwartungen konnte er so rasch nicht bewältigen; sein Inneres war zu tief aufgewühlt, als daß er es wie sonst mit einem Machtspruch seines kräftigen Willens hätte besänftigen und zu einem entscheidenden Entschlusse leiten können. Er betrachtete immer wieder von Neuem den empfangenen Schlüssel, der einfach wie jeder andere Schlüssel aussah und ihm dennoch verhängnißvoll zu werden versprach. Wenn er gewußt hätte, daß dieser verloren geglaubte Schlüssel von der Vorsehung bestimmt war, ihm die Pforten eines Paradieses zu eröffnen, welches ihm die ganze vollwiegende Macht aller seiner Reichthümer nicht zu eröffnen

im Stande war, er hätte vielleicht noch länger mit seinem Entschlusse zurückgehalten. So aber faßte er sich endlich männlich, und von einer dumpfen Gefühlsaufregung angetrieben, durchschritt er sein Zimmer nach der verschlossenen Thüre hin. Nun stand er davor; schon hob er den Schlüssel – da fühlte er wieder sein Herz so gewaltig klopfen, daß es ihm war, als sende es die mächtige Blutwelle nach seinem Gehirn empor und drohe das klare Wirken desselben zu umwölken.

»Das muß ein Ende nehmen,« sagte er, sich selbst er-muthigend, laut, und – der Schlüssel fuhr leise in das Schloß. Er drehte ihn um, – augenblicklich sprang das Schloß auf und die Thür bewegte sich leicht in ihren Angeln. Er öffnete sie ganz und siehe da! das große Zimmer, in welches er blickte, war leer. Jetzt kam ihm sein ganzer geistiger Muth wieder; er schritt vor und sah sich um. Aber welches Zimmer war es, in dem er sich jetzt befand! Zuerst nahm er nun wieder den köstliche Wohlgeruch wahr, der ihm nun schon bekannter duftete. Sodann sah er sich um und betrachtete die in allen vier Ecken aufgestellten herrlichen Blumengruppen in rothen und weißen Porzellantöpfen; die seltensten Blattpflanzen reihten sich um den glänzenden Kamin von rothem Marmor und umgaben den mit hellblauem Seidenzeug überzogenen Divan, so daß dieser unter einem lebendigen Dache der schönsten Kinder der amerikanischen Flora zu stehen schien. Die zierlichen Möbel waren von hellgelbem Rosenholze und wie die Wände eben mit demselben Seidenstoffe überzogen; mattgoldene Arabesken faßten

die einzelnen Felder der Wände ein und umschlossen in anmuthigen Schnörkeln die Thüren, die Fenster und den Kamin. Die Vorhänge, ebenfalls blauseidene, waren halb zugezogen und ließen nur wenige Sonnenstrahlen ein, so daß das Licht in dem Gemach ein sanftes und beinahe künstliches war. Auf einem kleinen Arbeitstische von Rosenholz mit Perlmutter ausgelegt, stand ein kleines Lesepult von Silber; ein duftender Rosenkranz umgab dasselbe, als aber der entzückte Erbe genauer hinsah und das Buch betrachteten wollte, welches er darauf stehen glaubte, fuhr er zurück und konnte kaum seinen Augen trauen. Denn inmitten der Rosen gewahrte er zwei kleine Bilder, beide ihm wohlbekannt, das eine Mr. Hutten, das andre ihn selber darstellend, wie es der reisende Künstler aus Bremen in Aarhus so schön gefertigt hatte.

Noch war er in Gedanken über dieses unerwartete Wiederfinden des Bildes verloren, da hörte er über den Teppich des Nebenzimmers das Rauschen eines seidenen Kleides. Die Schritte näherten sich rasch, die Thür öffnete sich, und eine hohe majestätische Gestalt stand vier Schritte vor ihm.

Aber wie von dem gewaltigsten Schrecken ergriffen, taumelte er zurück, denn das Gesicht, die Arme, der Hals, die er in den herrlichsten Formen vor sich sah, waren das Gesicht, der Arm, der Hals einer – Negerin.

Aber welche Negerin war es! Wohl gingen Alle ihre Formen über das Maß der mediceischen Venus bedeutend hinaus, aber dennoch war sie ein Muster von seltener, großer, nie gesehener Schönheit. Ihr Antlitz bot

nicht den Typus der äthiopischen Race. Das Kind zweier Schwarzen, zeigte sie dennoch Züge, die sich denen des kaukasischen Menschenstammes näherten. Wir sagen, näherten. Denn ganz rein wie diese waren sie nicht. Aber wie das Kind europäischer Eltern, in Ost- oder Westindien geboren, allmählig den Typus der Ureinwohner des neuen Vaterlandes annimmt, das blonde Haar, das blaue Auge und die milchfarbige Haut verliert und dafür das glänzendere, dunklere und feurigere Aussehen der sogenannten Kreolen annimmt, so verliert auch das Kind der Neger, die sich unter Europäern, in einem fremden Himmelsstriche aufhalten, entwickeln, vergeistigen, allmählig den stumpfen Ausdruck der äthiopischen Race.

Das schöne Weib, welches wir jetzt zum ersten Male bei Tage sehen, war eine solche Negerkreolin. Freilich war ihr Haar kohlschwarz, lockig und stark, aber es war zugleich weich, fiel in großen Wellen vom Scheitel herab und zeigte sich biegsam, wie das des Europäers. Die Gesichtsfarbe war nicht sehr schwarz; wohl aber hatte sie einen goldfarbigen Untergrund, der namentlich am Halse, an den Armen und besonders auf den Wangen beinahe rosig hindurchschimmerte. Diese Theile aber waren alle wunderbar voll, rund und weich geformt und bezeugten das wilde üppige Leben, das in ihren Adern kreis'te. Die Augen waren allein sprühend und beinahe sengend geblieben, die Nase hatte eine edle Form, die Lippen, zwar voll und rund, waren im reinsten Ebenmaaße mit den übrigen Theilen des Gesichts, und ihre Zähne so glänzend, weiß und beinahe blendend, daß sie, da

der Mund fast beständig zum Lächeln geneigt schien, den Beschauer augenblicklich an das schöne Gebiß Ithyssa's erinnerten.

Die Kleidung dieser schönen, hohen und üppigen Negerin war ihrem Körper entsprechend, reich, geschmackvoll, ja kostbar und gewählt. Ein mattschwarzes, in weiten Falten rauschendes Taftkleid umhüllte ihren Körper bis zu den Schultern. Die Aermel unterhalb derselben waren nach vorne offen und ließen den rundesten, vollsten Arm sehen. Um die Handgelenke, auf der Schulter, um den Hals und in den Ohren blitzten Geschmeide, in denen hellgrüne Edelsteine an Farbe die bemerklichsten waren. Ihre Haare waren etwas seitlich vorne auf dem Kopfe gescheitelt und verliehen dadurch dem Gesicht ein etwas kühnes Ansehen, über die Wangen fielen sie in einem leicht geschwungenen Bogen herab, am Hinterkopfe aber war eine Fülle dichter Locken in ein goldenes, wie Spinnewebe feines, mexikanisches Gitternetz eingeschlossen.

So war das schöne, junge, in seiner Art blühende Weib beschaffen, welches vor dem betroffenen Erben in dem geheimnißvollen glänzenden Zimmer stand, und vor dem dieser zurückbebt war, nicht weil er von ihrer eigenthümlichen Schönheit sich überrascht fühlte, sondern weil er in ihr eine Weiße zu finden gehofft hatte.

Die Negerin schien etwas dem Aehnliches erwartet zu haben, die geringste Empfindlichkeit war auf ihrem freimüthigen und mit dem Ausdruck der Kühnheit bezeichneten Gesichte wahrzunehmen. Daher begann sie auch zuerst die kurze Unterredung, indem sie sagte:

»Mr. Hutten, ich sehe, Sie erschrecken vor der dunklen Farbe meines Gesichts, Sie hatten vielleicht eine Andere erwartet. Aber wenn Sie mich erst genauer kennen, werden Sie finden, daß mein Herz so roth wie das Ihrige ist. Ich kam, da ich Sie eintreten hörte, hierher, um Sie in Ihrem Eigenthume zu begrüßen, und stelle mich vor als die Hüterin dieser Zimmer, das heißt, als Ihre ergebene Dienerin. Zugleich bitte ich um Entschuldigung wegen meiner gestrigen Dreistigkeit, denn diese Arme haben Sie in Ihrem Laufe aufgehalten, um die Beschämung, bei einem einsamen Spaziergange und einer geheimen Unterredung überrascht zu werden, einer Andern zu ersparen.«

»Was die Beschämung anbetrifft,« nahm Mr. Hutten das Wort und zeigte die eigene auf seiner hohen Stirn, »so hätte sie uns, die Ueberraschenden, nicht die Ueberaschten getroffen, und ich bin Ihnen eigentlich dankbar, daß Sie mich abgehalten haben, meinen Fuß einen Schritt weiter zu setzen, da ich selbst wider meinen Willen durch die Leidenschaft des Augenblicks beherrscht, zu dieser unmännlichen Verfolgung fortgerissen worden bin. Da Sie mich aber gehalten haben, so sind Sie auch Cigarita, – nicht wahr, das ist Ihr Name?«

»Ja, ich bin Cigarita, Ithyssa's Schwester, und ich bitte meinen jetzigen Herrn, dem ich von heute an, wie mein Bruder, mein ganzes Leben widme, diesem meinem Bruder das Schweigen über unsre Gegenwart zu verzeihen, denn wir, besonders ich, haben ihn durch beständiges Bitten dazu genöthigt.«

»Halten Sie mich nicht, schöne Cigarita, für einen allzustrengen Herrn, ich bin es nicht –«

»Ich weiß es und wir Alle wissen schon, daß Sie es nicht sind. Gegenwärtig aber, ich fühlte es, sind Sie begierig, zu erfahren, wer die Weiße ist, die Sie neben und mit mir gestern erblickt haben?«

Die Frage nach der zweiten abwesenden Erscheinung erfüllte allerdings schon lange Eduard's Herz, so eigentümlich ihn auch die vor ihm stehende Cigarita anzog; aber eine gewisse Scheu hielt seine Lippen ab, die Frage auszusprechen; auch jetzt, da bereits ihrer Erwähnung geschehen, kam er nur mit Mühe dazu, mit leiserem Tone zu fragen:

»Wer ist das Mädchen hier im Hause, welches die sanfte Stimme und den schwebenden Gang eines Engels hat?«

»Wer kann sie sein, Mr. Hutten, die sich hier solche Freiheit gegen Sie, den Herrn, herausnimmt, daß sie sich vor Ihnen verbirgt, als die eigene Tochter Ihres väterlichen Freundes, meines theuren, früheren Gebieters, Mr. Hutten's?«

Als der Erbe diese Mittheilung hörte, stand er unbeweglich wie eine versteinerte Bildsäule. Erst nach einer Weile der Sammlung vermochte er auszurufen:

»Was? Seine Tochter? Großer Gott! hatte er denn eine Tochter?«

»Ja, Herr, eine Tochter und eine sehr schöne Tochter, die, wie Sie gestern wahrscheinlich gehört haben, Sie schon lange kennt und in Ihnen den besten und nächsten Freund ihres Lebens zu finden, von ihrem eigenen Vater unterwiesen ist.«

Und sie deutete mit der Hand auf die beiden Portraits, die, von dem Rosenkranze umwunden, auf dem kleinen Tische standen. Dies hörend, kam es Eduard vor, als wenn eine zauberhafte Wolke ihn erhebe und meilenweit durch himmlischere Regionen, durch eine Welt voll göttlichen Aethers trage, um ihn dem schwachen und kalten Erdenleben auf ewig zu entrücken. Beinahe wäre eine Thräne in sein Auge gekommen, aber es wäre ein Thräne der Freude und der Wollust gewesen, denn der Gedanke, daß der edle Mr. Hutten ein Kind und noch dazu eine schöne Tochter habe, erfüllte ihn mit einem Entzücken, dem er keinen Namen geben konnte, so reich er an Worten und Empfindungen sonst war.

»Aber mein Gott,« rief er, »warum hat er mir das verborgen?«

»Er hatte wohl seine Gründe dazu, denn Mr. Hutten that nichts ohne Gründe, und Sie werden dieselben wohl von ihr selbst erfahren, da Mr. Wharton bisher auf unsern Wunsch geschwiegen hat. Er trägt ebenfalls keine

Schuld an unserm sonderbaren Benehmen; wollen Sie aber wissen, wer sie trägt, so strafen Sie mich, denn ich, die Freundin der Tochter Mr. Hutten's, ihr einziger Gefährte in diesen abgelegenen Wäldern, ich, das Kind einer wilden Natur, hatte ein Wohlgefallen, ein Spiel, ein Vergnügen an dieser Ueberraschung.«

»Still, still – nichts von Schuld, nichts von Strafe. Aber wo ist sie, Mr. Hutten's Tochter?«

»Beata, wo sie ist?«

»Beata heißt sie?« und abermals erstarrte das Blut in Eduard's Herzen.

»Beata – ja, wie Ihre Mutter, ich weiß es. Zur Erinnerung an diese trägt sie ihren Namen. Und wo sie ist? Am Grabe ihres Vaters – Mr. Hutten, da, wo sie seit zwei Tagen nicht in ungestörter Ruhe für ihn, für sich und Andere beten und ihm danken konnte, daß –«

Eduard hörte nichts mehr. Das Zimmer, das Haus lag schon hinter ihm – er durchflog den Garten, den Park, er schritt über die kleine Brücke, schon sah er den dunkeln Kranz der im Morgenwinde sich anmuthig wiegenden Cypressen, – da sah er eine Gestalt mit den Knien den Rasen des Grabes berühren, und ehe er noch einem weiteren Gedanken, einem längeren Anschauen Raum gegeben, warf er sich neben sie auf die Kniee und seine Lippen konnten kein anderes Wort hervorbringen, als:

»Beata! da bin ich!«

Langsam, mit thränenden Blicken, ohne allen Schein einer neuen Ueberraschung, denn die Tochter Hutten's konnte dieselbe wohl schon voraussehen, wandte sich ein

Kopf zu ihm herum, wie er noch keinen im Leben gesehen hatte, weder im Bilde, noch in der Wirklichkeit. Und so überwältigend war für ihn, den starken Mann, dieser göttliche Anblick, daß er, die Arme öffnend, sie beinahe umschlungen hätte. Aber er hielt sich zurück und starrte sie mit seinen liebevollsten Blicken an, die mehr sagten, als je eine Sprache in Worten sagen kann.

Beata Hutten war eine Kreolin von spanischer Abkunft mütterlicher Seits. Wer eine solche in den südlichen Strichen Amerika's je gesehen hat, wird sie nie vergessen. Der Körper, geformt von weicher, elastischer Grazie, voll und doch zart, die Gesichtsfarbe ohne durchschimmernden Glanz wie Leonardo da Vinci's Madonnen, aber voll matter sammetartiger Weiche und von einer Lebenswärme strahlend, die der nordischen Schönheit mangelt, mag sie so anziehend sein wie sie will. Alle Glieder voll des schönsten, harmonischen Ebenmaaßes. Das Auge sanft schwarz, und, wie die Spanier sagen, halb voll Schläfrigkeit und Träumerei des Herzens. Das Haar blauschwarz, wie die Fittiche des mitternächtlichen Raben. Und die Hände, Arme, Füße – schön und vollkommen, wie sie kein Maler malen kann!

So lag ihm, dem schönen, reinen, herzenswarmen Manne, das schönste Weib gegenüber, deren biegsamen Körper ein faltiges schwarzes Atlasgewand umschloß, worüber sie einen enganliegenden violetten Sammetüberwurf trug, die Locken wie Cigaarita in das goldene mexikanische Netz geschlungen, die Haare auf dem Scheitel anmuthig in der Mitte gescheitelt.

So lag sie vor ihm, wie er vor ihr, ihre Blicke suchten und fanden sich, und die Stunde war für ihn gekommen, wo, wie er einst auf dem Rabensteine zu seiner Schwester gesagt, das Kind der Natur aus dem Walde hervortretend zu ihm sprach: »Hier bin ich!« und er ihm erwidernnd mit Frohlocken ausrief: »Ich sehe Dich! ich komme!« –

»Beata!« rief er noch ein Mal.

»Eduard Hutten! Sohn und Freund meines Vaters,« hauchte sie leise und die vier Hände fielen zusammen.

Was sie sich Alles sagten, wir wissen es nicht; wer wollte auch solches Zwiegespräch belauschen, wer die Blicke, die Laute, die unendlich mannichfaltig abgestuften Biegungen der menschlichen Stimme, wenn sie die Gefühle der Engel ausspricht, mit dem todten Nachhall einer kalten Beschreibung wiedergeben! Ach! eine solche Stunde erlebt, wenigstens in ähnlicher Weise, wohl jeder einmal glückliche Mensch! Mag er sein Innerstes befragen, und sich selbst das Flüstern der Liebe wiederholen, welches damals seinen Lippen nicht, wohl aber seinem von Glückseligkeit vollgepreßten Herzen entströmte. –

Zwei Stunden dauerte es, bis der grüne Rasen des Cypressenkranzes wieder in Einsamkeit lag, und als diese beiden Menschen, die eben so ein merkwürdiges Verhängniß, wie der mächtige Wille eines edeldenkenden Vaters an diese seltsame Weise zusammengeführt, diese ihre theuerste Stätte verließen und Arm in Arm langsam dem Hause zuwandelten, waren sie glücklich, glücklicher, als sie es bisher je gewesen.

Ueberspringen wir hier die zwei nächsten Tage in unserer Erzählung. Wir vermögen doch nicht in Worten die Vorgänge zu entwickeln, die in diesen beiden Tagen sich in dem ländlichen Hause am Hudson zutrugen. Es waren keine erhabenen und für das allgemeine Wohl der Menschheit bedeutungsvollen Handlungen, die hier in's Leben gerufen wurden, dennoch aber waren es Handlungen, bedeutungsvoll genug, für zwei Seelen, die sich in ihrer ganzen Einfachheit, Schönheit und Natürlichkeit für dieses ganze Leben einander hingaben. Denn Beide waren einander werth und lernten sich bald vollkommen in ihrem ganzen Umfange kennen; zwei Herzen aber, wenn sie wie diese sind, lieben sich auch bald, wenn sie sich kennen gelernt haben. Denn bei ihnen war die Liebe, die sich in dem Gehirn so Vieler nach einem Plane entwickelt und also keine wahre Liebe ist, da ihr eine Berechnung, eine Absicht zu Grunde liegt – bei ihnen, sagen wir, war die Liebe nur ein Gefühl, welches augenblicklich aus dem Herzen und aus der Seele, worin es geboren, also göttlich vollendet ist, in das Auge, auf die Lippe, an das Licht des Tages tritt. Dieses schöne, herrliche und göttliche Gefühl hatte in Eduard Hutten schon lange geschlummert; da er aber keinen Gegenstand bisher gefunden, dem er es hätte erschließen mögen, so war es bis jetzt in ihm unangetastet geblieben. Erst in Beata fand er das unnennbar schöne und vollkommene Wesen, an welches ihn nicht allein das äußere Wohlgefallen, sondern auch die Dankbarkeit, die Ergebenheit seiner ganzen Seele für ihren Erzeuger knüpfte, und mit um

so stärkeren Gewalt trat plötzlich seine Neigung hervor, als er sie solange unverbraucht in seinem Innern, wie in einem verschlossenen Schrein, mit sich herumgetragen hatte. Denn die ganze Empfindung, die Kraft seiner Umgebung und seiner Seele, die die Natur in ihn gepflanzt und zur Liebe geschaffen hatte, hatte er bisher in voller Reinheit zusammengehalten, sie nie in vereinzelt kleinen Gaben gesplittert, wie es heut zu Tage mit der sogenannten Liebe so häufig geschieht, und eben deshalb trat sie auch jetzt als ein Ganzes, Untheilbares und Mächtiges hervor, und die glühende Leidenschaft, die dieser Liebe folgen sollte, war kein Brand, der die Sinne versengt, sondern allein ein wohlthätiges Feuer, welches alle seine Gedanken und Gefühle erwärmte und für seine ganze Zukunft eben so beseligende Folgen haben sollte, wie es ihn für den Augenblick zu dem glücklichsten aller Menschen machte.

Beata hatte schon geliebt, ehe sie Eduard gesehen, aber sie hatte nur *den* geliebt, den sie jetzt zum ersten Male lebendig als Eduard sah. Ihr Vater und das, Bild, welches dieser ihr von dem jungen Manne mitgebracht hatte, nachdem er ihn zu dem Erben aller seiner Reichtümer ausersehen, Beide hatten ihrer glühenden Einbildungskraft den inneren Gehalt sowohl wie das äußere Wesen eines Mannes vor Augen gestellt, den die Vorsehung bestimmt hatte, sie aus den Wäldern des Hudsen inmitten der Civilisation der alten Welt zurückzuführen und da sie den Lebenden so schön, so vollkommen mit allen Eigenschaften ausgerüstet fand, wie ihr Vater und

ihre Phantasie ihr denselben ausgeschmückt, so war der Uebergang ihrer Neigung von einem leblosen Bilde zum wirklichen Leben nur ein kurzer, schneller und unaufhalt-samer Schritt.

Die Aufklärung ihrer noch dunkeln Verhältnisse war von beiden bald gegeben, und entgegengenommen, und der Leser wird sich selbst bald unterrichtet finden, wenn er einen Brief gelesen haben wird, der noch an diesem Tage, wo wir wieder zu ihnen treten, in Eduard's Hände niedergelegt werden sollte.

Als Beata und Hutten am Ende dieses zweiten Tages in das Zimmer der Kreolin traten, kam ihnen Cigarita lächelnd entgegen.

»Cigarita,« rief die silberhelle Stimme der Kreolin ihr entgegen, »hier bringe ich Dir also Deinen und meinen Herrn. Ich bin eine gebotene Hutten und brauche meinen Nennen nicht zu ändern, denn mein künftiger Gemahl ist der Sohn meines Vaters geworden. Komm und reiche ihm Deine Hand – es sei Frieden zwischen Dir und ihm.«

Die schöne Negerin drückte die zarte Hand des glücklichen Europäers in ihre beiden schwarzen, dann umschlang sie die üppige Taille der Freundin, küßte sie auf die Stirn und flog zur Thür hinaus. sie die üppige Taille der Freundin, küßte sie auf die Stirn und flog zur Thür hinaus.

»So ist sie,« sagte Beata, »sieh, mein theurer Hutten, sie ist die Gefährtin der Jugend Deines Weibes, sie ist mit ihr in den Wäldern des Hudson aufgewachsen, eine wilde Blume neben der andern; vergieb Beiden, daß sie

nicht in der Schule der Welt erwachsen sind, denn Du allein sollst ihnen die Weihe ihrer Bildung geben, so wollte es Dein und mein unvergeßlicher Vater. Jetzt aber folge mir in den nördlichen Flügel, in sein Museum, da hat er etwas niedergelegt, was er die Blüthe und den Duft seines Testaments nannte, womit ich freilich nicht übereinstimmen kann, denn ich weiß nicht, warum der zärtliche Vater mich, wildes Kind der Natur so innig liebte.« –

»Aber ich weiß es, Beata, und will es Dir sagen.«

»Jetzt nicht – ein anderes Mal – nur schnell in das Museum.«



Das sogenannte Museum Mr. Hutten's des Aelteren, welches seit seinem Ableben von keinem Menschen mehr betreten worden, lag, wie schon erwähnt, in dem nördlichen Flügel des Landhauses und nahm die vier großen Gemächer desselben vollständig ein. Ithyssa, der von dem zartfühlenden Mr. Wharton, welcher Eduard's Freunde entfernt hatte, um diesen in ungestörter Muße seinem Glücke zu überlassen, das er eben so gut wie der weitschauende Hausherr vorhergesehen hatte, Ithyssa, sagen wir, der zu Hause zum Dienste seines Herrn zurückgelassen war, und dem die fröhliche Schwester das neueste Geheimniß des Hauses mitgetheilt hatte, lief mit beinahe springenden Schritten durch die weiten Räume voran und öffnete die Jalousieen und Fenster, dann zog er

sich wieder bescheiden zurück. Welche Seelenwonne erfüllte die beiden Menschen, die nun allein in der Mitte ihrer Reichthümer, die ersten köstlichen Stunden einer Vereinigung verlebten, die aber so natürlich zu erklären, wie in ihren Ergüssen lebhaftester, herzinnigster Freude für Beide gleich beseligend war. An Beata's Hand durcheilte der Erbe fest in beflügelten Schritten das große Ganze, um zuerst einen allgemein in Ueberblick der vorgefundenen reichen Sammlungen zu erhalten. Dann erst betrachteten sie das Einzelne; aber auch das war nur flüchtig zu erfassen, denn das Vorgefundene war einer genaueren Prüfung würdiger, als Eduard anfangs geglaubt hatte. Denn in diesen vier Sälen waren die hauptsächlichsten und merkwürdigsten natürlichen und künstlichen Erzeugnisse aller Länder der Erde, die Mr. Hutten auf seinen vieljährigen Reisen besucht und in ihnen gesammelt hatte, in reichhaltigster Auswahl aufgestellt und mit weisem Geschmacke geordnet.

In dem ersten sah man – wir wollen nur kurz und oberflächlich bei der Aufzählung der unmöglich genau zu schildernden vielen Reichthümer sein – die vollkommensten Kunstwerke der Stukkatur aller Länder des Alterthums und der neuesten Zeit. Von jedem Lande, jedem trefflichsten Künstler war wenigstens ein kleines Zeugniß seines Genie's vorhanden. In dem zweiten Saale hingen an den Wänden Gemälde, Kupferstiche, Handzeichnungen in gleicher Auswahl und Trefflichkeit. Sie Alle zu beurtheilen und zu genießen, bedurfte man einer längeren Zeit und einer wiederholten Anschauung. Beide Säle

versprochen für die drei Europäer, namentlich für Wilibald, die reichste Ausbeute und die angenehmste Unterhaltung. Auch dieser Saal wurde nur im Allgemeinen heute betrachtet.

Im dritten dagegen verweilte man schon länger. Hier lagen die Produkte der blüthenreichsten Industrie in Seidenstoffen, Wollen-, Leder- und Holzarbeiten. Die prachtvollsten Teppiche aus der Türkei, Persien, Indien und China in den glänzendsten Farben und den seltensten Mustern lagen auf allen Tischen, hingen an allen Wänden herab, denn hierin hatte Mr. Hutten eine ganz besondere Liebhaberei gehabt. Namentlich waren die köstlichen Behänge von Federn orientalischer Vögel ein Luxusartikel, den wenige Fürsten und Sammlungen Europas aufzuweisen vermochten.

Zwischen diesem und dem vierten Saale war ein kleiner Verbindungsgang. In demselben waren die herrlichsten Waffen aller Art aufgestellt. Von der kleinsten Pistole an, mit golddamascirtem gezogenen Laufe, bis zu der kolossalen Büffel- und Bärenbüchse hinauf, waren alle Gattungen vorzüglicher Feuergewehre vertreten. Dann kamen Hieb-, Schnitt- und Stichwaffen aller Art, aller Nationen, aller Himmelsstriche, eine Sammlung venetianischer Dolche, von allen Metallen und Zusammensetzungen.

Endlich in dem vierten Saale waren einzelne Sammlungen in verschlossenen, dazu eingerichteten Schränken von wohlriechendem Holze aufgestellt. So sah man eine Auswahl alter bekannter Goldmünzen der Erde, die

an reinem Goldwerth einen unermeßlichen Schatz darboten. In einem anderen Schranke sah man künstliche Holzschnittarbeiten, dann prächtige Krystalle, zu allen Formen des täglichen Gebrauches und des Luxus geschnitten und geschliffen. Und zuletzt kam man an einen Schrank, zu dem Beata selbst einen vergoldeten Schlüssel bei sich trug.

»Hier,« sagte sie, und schmiegte sich dem glücklichen Manne an ihrer Seite an, »wirst Du meinen kleinen Vorrath köstlicher Steine und Juwelen sehen, oh! und ich brauche sie so wenig!«

Eduard ließ seine Blicke über die anmuthige Gestalt laufen, die kindlich liebevoll zu ihm aufblickte und sich an dem Lichte seines glänzenden blauen Auges zu sonnen schien. Er bemerkte erst jetzt, daß sie, im Gegensatz zu Cigarita, keinen einzigen Schmuck an sich trug, sogar ihre kleinen, wie von Wachs gebildeten Ohren waren frei davon, was sogar selten bei einem europäischen Weibe ist, und nur, was die Natur ihr verliehen hatte, zierte sie. Freilich, etwas Aehnliches hatten auch alle diese todten Schätze nicht aufzuweisen.

Sie öffnete den Schrank und seine Behälter, und der Erbe war beinahe geblendet von dem Glanze, der ihm entgegenstrahlte. Alle Juwelen der Erde hatten ihre Abgesandten in herrlichster Vertretung hierher geschickt. - Von der kleinsten Perle des arabischen Meeresgrundes bis zur größten des stillen Oceans waren reiche Geschmeide sichtbar. In allen Farben, Größen, Fassungen zeigten sich

die Smaragde, Granaten, Rubinen und Diamanten. Letztere waren in ungeheurer Menge vorhanden. Endlich – in einem eisernen großen Fache lehnten, schwer von ihrem Inhalte, mehrere größere und kleinere Säcke vollgeprägter Goldstücke, amerikanischen, englischen und deutschen Gepräges.

»Das ist der Mammon,« sagte Beata lächelnd, »um den sich die Menschen bis auf den Tod bekriegen, sieh, wie friedlich diese verschiedenen Mächte hier bei einander liegen!« –

Eduard sah bald Beata, bald die Schätze an, er schüttelte wie immer, wenn er sich zu reich und glücklich fühlte, das lockige Haupt und sagte:

»Zu viel, zu viel des Schönen!«

»Sieh,« sagte Beata, und nahm aus einem schwatzen Sammetkästchen zwei gleichgefaßte, blitzende Solitaire von ungeheurem Werthe, »sieh, diese Ringe müssen wir von heute an tragen, so wollte es unser guter Vater, er selbst hatte sie zu unseren Verlobungsringen bestimmt; da, nimm ihn hin und stecke ihn mir an die Hand, und hier hast Du den meinigen!«

Er that wie sie verlangte und sprach: »Möge Dein Glück so groß wie das meinige sein, jetzt wie immer, dann können wir beide mit unserm Loose zufrieden sein.«

Und sie erwiderte:

»Mögest Du nie bereuen, den Willen unsers Vaters erfüllt zu haben und nach Amerika gekommen zu sein!«

»Ach, Beata – wir sind sehr glücklich, aber wie leicht konnte dieses ganze Glück durch ein leichtes Ungefähr zerstört werden!«

»Wie so? Was meinst Du?«

»Warum sagte mir Dein Vater nicht, daß er eine solche Tochter hatte?«

»Still! Ich denke wie Du, aber *er* dachte anders. Und hat er nicht Recht gehabt?«

»Was ist das für ein Brief da?«

Und die Hand des Erben nahm einen mit rosarothem Einschlag versehenen Brief auf, der in einem der Fächer lag und dreimal versiegelt war.

»Nimm ihn – er ist an Dich gerichtet. Siehst Du? Diesen Brief sollte ich Dir geben, wenn Du, wie jetzt, mit mir allein im Museum wärest, ich habe es unserm Vater auf dem Sterbebette gelobt. Jetzt ist er in Deiner Hand – Du magst ihn lesen, aber nein – jetzt nicht, heute Abend, wenn wir uns trennen, um morgen wieder einen ganzen Tag beisammen zu sein.«

»Ich gehorche, sieh, er ruht schon auf meinem Herzen; und nun sind wir hier oben fertig, nicht wahr?«

»Noch nicht. Da ist noch ein kleines Kabinet. Komm hinein – doch, ich sage Dir vorher, wenn Du etwas Großes erwartest, wirst Du Dich getäuscht finden.«

»Was in das?« fragte der Erbe und blickte erstaunt eine Menge kleiner brauner, schön gearbeiteter Kästchen an.

»Das war meines Vaters Vorrathskammer an – ja, lache nur – an Cigarren. Sieh, da liegen sie alle friedlich bei

einander. Er rauchte so gern, der gute Mann, und uns Alle hat er mit seiner Liebhaberei angesteckt.« –

»Wie? Du rauchst auch?«

»Ganz gewiß, ich will es Dir beweisen, diese Röllchen kann eine Königin genießen.«

Und ein kleines goldenes Feuerzeug aus ihrer Tasche ziehend, strich sie das Wachskerzchen auf der Rückseite, nahm eine der köstlichen Cigarren aus einem Kästchen und blies die blauen Rauchwölkchen aus ihrem schönen Munde gegen ihren Verlobten hin. Sie sah reizend aus. Eduard umschlang sie und brannte an ihrem Feuer das seinige an.

»Das schmeckt,« sagte er, »o, nun können wir zusammen rauchen und Billard spielen.«

»Billard? Woher weißt Du das?«

Und er erzählte ihr die kleine List, die er angewandt, um ihren heimlichen Besuch in seiner Abwesenheit zu erspähen.

»Wie schlau!« rief sie. »Ich werde mir das merken, ich selber dachte es gut zu machen, als ich die Bälle wieder einzeln in die Netze warf, und damit habe ich es sogleich verrathen. Aber nun können wir zusammen spielen, ich thue es so gern und habe, wie Alles, auch dies von meinem Vater gelernt.«

Sie schlossen die Schränke und das Kabinet wieder zu, nachdem sich Beata ein Kästchen der feinsten Cigarren auserlesen und mitgenommen.

»Wir dürfen nicht zu sparsam damit sein,« sagte sie, »alle Jahre kommt eine neue Sendung und muß ein Jahr

trocknen, ehe sie zu unserm Genusse reif ist, und diese Sendung ist so groß, daß wir sie Alle zusammen nicht verzehren können.«

Als sie hinuntergingen, fragte Eduard, ob der Vater nicht bestimmt habe, wo diese Herrlichkeiten bleiben sollten, wenn sie Beide nach Europa übersiedelten.

»Sie gehen Alle mit, so hat er es gewollt, und schmücken die Zimmer, die wir bewohnen werden; damit wir sie jeden Augenblick vor Augen und zur Hand haben.«

»Wie reich sind wir, Beata!«

»Und vor ein paar Tagen war ich noch so arm!«

»Deine Armuth war gegen die meinige vor sechs Monaten eine Welt gegen eine Nußschale – Deinem Vater verdanke ich Alles – o, was habe ich Dir zu erzählen!«

»Wir haben viel Zeit vor uns, Manches weiß ich auch schon vom Vater – ihm aber verdankst Du nicht Alles – Dir selbst das Meiste!«

»Schweig!« rief er zärtlich und drückte sie an sich, als sie in Beata's Zimmer zurückkehrten. Sie trafen Cigarita, die sich entfernen wollte, als sie sie kommen sah.

»Cigarita, bleib, Du mußt stets dabei sein, wenn Hutten etwas erzählt, und er wird uns sogleich sein ganzes Leben erzählen. Hier, nimm eine Cigarre, sie trägt Deinen Namen, ist also gewiß Deiner würdig.«

Cigarita sah mit ihren glühenden Blicken den schönen weißen Mann, den Verlobten ihrer Jugendgespielin an. Er aber nahm eine Cigarre, hielt ihr die seinige hin

und sie zündete die ihrige an. Mit einer graziösen Bewegung hielt sie sie zwischen den schlanken Fingern und als sie den perlreichen Mund öffnete, den bläulichen Duft herauszulassen, flog ein Lächeln des süßesten Wohlbehagens über ihre dunkel glühenden Züge.

---

Man denke sich Josephson's und Willibald's Erstaunen, ihre Verwunderung, als sie kurz vor'm Abendessen mit Mr. Wharton von ihrer mehrtägigen Reise zurückkehrten und von diesem, der durch Ithyssa sogleich von allen Vorfällen benachrichtigt worden war, durch Eduard's Zimmerreihe hindurch in Beata's Gemach geführt wurden.

Eduard in der Mitte, die beiden so verschiedenen und doch in ihrer Art gleich herrlichen Frauengestalten zu seiner Seite auf dem blauen Divan sitzend, alle Drei die Hände verschlungen und Jeder eine brennende Cigarre im Munde, deren balsamischer Duft allein dem Epikuräer bewies, daß er hier kein Bild, sondern die reine Wirklichkeit vor Augen habe – Auch so fanden die Freunde das wunderbare Kleeblatt sie erwarten. Auf Eduard's ausdrücklichen Wunsch blieben die Mädchen sitzen, ohne sich im Geringsten zu bewegen; nur ihre Blicke sprachen, denn diese in ruhigem Ausdruck zu bewahren, war von ihnen, in deren Adern ein südliches Blut kochte, nicht zu verlangen.

Mr. Wharton, an jeder Hand einen Freund haltend, trat in das Zimmer. Der brave Mann lächelte, denn er sah seine letzte und schwierigste Aufgabe glücklich gelöst. Josephson, dessen Brille von einem Neger im Garten wiedergefunden war und wieder auf ihrem gewohnten Platze saß, prallte einen Schritt zurück, rieb sich die Stirn und wußte nicht, was er und wen er von den sonderbaren Dreien zuerst anstaunen sollte.

»Mein Gott!« rief er endlich, »bin ich denn ein Jahr lang fort gewesen? Oder träume ich – Willibald, siehst Du dasselbe, was ich sehe?«

»Ich sehe und spreche meinen Glückwunsch aus,« entgegnete der ruhig gefaßte Künstler.

Nun sprang Eduard auf und umarmte stürmisch den theuern Freund.

»Wolf, mein Junge,« rief er voller Entzücken, »erst heute habe ich meine ganze Erbschaft angetreten – sieh, hier ist Beata Hutten, meine Braut, und hier die schalkhafte Cigarita, derenwegen Du neulich in's Wasser gefallen bist.«

»Ich hoffe, Sie sind wieder trocken geworden,« riefen die Freundinnen beinahe zugleich.

»Meine Damen, – zuerst meinen herzlichsten Glückwunsch! Was dann aber mein Bad betrifft, welches mich hier wie mein Schicksal verfolgt, so bin ich genesen, nur mein Rock ist von dem göttlichen Kolumbus für immer zerstört. Nun aber, mein Gott, rufe ich noch ein Mal, wie ist das Alles so schnell gegangen?«

»Das sollst Du bei Tische erfahren, ich sehe den Ithysa da schon lange mit seinen lustigen Augen zwinkern – wohlan, zur Tafel! Heute trinken wir Champagner!«

»Noch ein Wort, meine Herren,« sagte Beata zu Wolf und dem Maler. »Ich habe Ihnen noch nicht mein Willkommen und meinen Dank ausgesprochen, daß Sie Hutten über das Meer hierher begleitet haben. Meinem Vater war es Gewohnheit, Freunden, die ihn zum ersten Male besuchten, ein Gastgeschenk zu reichen. Ich lasse keine Sitte aussterben, die von ihm herrührt. Eduard, gib heraus, was Du in dieser Tasche trägst.«

»Ich – ich weiß von nichts.« erwiderte dieser und griff in die Tasche. Sogleich aber zog er ein Kästchen hervor. »Wie kommt das hinein?« fragte er.

»Deine Tasche, mein Freund, ist ja wohl auch die meinige,« sagte lächelnd Beata, »und da die meinige voll war, belastete ich in aller Stille die Deinige mit dem kleinen Angedenken, welches ich diesem Herrn zur Erinnerung an die Büffeljagd, den Fall in's Wasser und an diesen Tag verehere.«

Sie reichte Beiden etwas Glänzendes hin. Willibald war erschrocken, Josephson erstaunt; es waren zwei köstliche Solitaire, ähnlich denen, die die Verlobten heute selber trugen.

»Nun aber zu Tische!« bat Eduard, um den stürmischen Danksagungen und Verwunderungen der Freunde ein Ende zu machen.

Und er reichte Beata den Arm, Mr. Wharton führte Willibald, so mußte Josephson Cigarita den seinigen bieten.

Das glänzende Weib nahm ihn an, sie war beinahe eben so groß wie ihr Führer. Diesem aber war zu Muthe, als wäre er der kühne Antonius und führe die Perle des Orients, die stolze Kleopatra selbst zur Tafel.

---

Am späten Abende dieses glücklichen Tages aber saß Eduard Hutten auf seinem Zimmer und nachdem er Gott inbrünstig für seinen reichen Segen gedankt hatte, erbrach er den rosarothenen Brief mit drei Siegeln und las Folgendes:

»Hiermit, mein vielgeliebter, theurer Sohn, der Du es nun in doppelter Beziehung geworden bist, erhältst Du die letzte und sicher nicht die schlechteste meiner Besitzungen, mein eigenes Kind, denn ich habe gewollt, daß Dir diese meine letzten Zeilen nur dann von Beata selbst überreicht werden sollten, wenn sie die Deinige geworden ist, was ich seit dem Augenblicke als höchsten Wunsch in meinem Herzen getragen habe, wo ich Dich kennen und nach Deinem ganzen Werthe schätzen lernte.

»Ich habe diesem meinen spät geborenen Kinde einen Namen gegeben, der Dir und mir doppelt theuer sein muß. Und wie dieser Name und die Erinnerung an den Verlust der Person, welche ihn früher trug, mein ganzes Leben mit Schmerz und Wehmuth ausgefüllt hat, so fülle – wollte es der allmächtige Gott! – der Besitz dieser

anderen Beata Dein ganzes Leben allein mit Glück und Freude aus.

»Meine Beata ist das Kind einer Ehe, die ich Erst spät, lange nach dem Tode Deiner unvergeßlichen Mutter geschlossen habe. Ihre Mutter war eine Kreolin, von spanischen Eltern in der Havannah geboren, die Beide ohne weitere Nachkommen verstorben sind. Aus diesem Ursprunge trägt sie die sichtbaren Spuren auf ihrem Antlitze, und will ich hoffen, daß das lebhaftere, südliche Blut, welches in ihren Adern rollt, und die sonnigere, wärmere Farbe, welche ihr Antlitz schmückt, Dich nicht minder mit dem süßen Gefühle gänzlicher Hingebung erfüllen, als das weißere Aussehen und das ruhigere Herz eines nordischen Weibes.

»Lege, mein Sohn, ich flehe Dich väterlich an, nicht diesen Deinen europäischen Maaßstab an die Beurtheilung dieses meines einzigen Kindes. Es ist nicht hervorgegangen aus dem Schooße der höheren Civilisation Deines Vaterlandes, nicht die Einwicklung des Wissens und des Benehmens der sogenannten Gesellschaft hat die Formen ihres Körpers und ihres Geistes entwickelt; vielmehr ist sie das Kind einer wilden Natur, die Tochter der freigeborenen Urwälder Amerika's, oder wenn Du es richtiger hören willst, eines freigewordenen Naturvolkes, welches diese Wälder bewohnt. Ihr Herz ist noch der ungeschliffene kostbare Edelstein, der seinen ihm innewohnenden Glanz erst vollständig erhalten wird. Sie giebt sich wie sie ist, was sie denkt, spricht sie aus, was sie

fühlt, verbirgt sie nicht, was sie will, das thut sie. Habe also Nachsicht mit ihr. Keine zwingende Regel, keine hemmende Schnürbrust europäischer Erziehung hat jemals weder ihren Geist noch ihren Leib umschlossen, Du allein wirst ihre Regel, ihr Leitstern, ihr Führer sein. Was sie weiß, an Sprachen, Kunst und Wissenschaft, weiß sie allein von mir, denn ich bin ihr einziger Lehrer gewesen. Wenn ihr Wissen daher gering ist, so glaube nicht, daß ihr Verstand weniger reif und ihr Begriffsvermögen vernachlässigt ist; prüfe sie selbst und dann handle, denn nur Du allein mögest ihr zweiter Lehrer sein, Du allein ihre Bildung vervollkommen, und sie wird gern und mit eben so viel Leidenschaft wie Ergebenheit Deine Schülerin sein, da sie Dich liebt von dem Augenblicke an, wo ich ihr sagte: Beata, der Mann Deiner Zukunft ist gefunden – siehe, hier ist er!

»Mein Benehmen und meine Verschwiegenheit über diesen Punkt gegen Dich während unserer Reise wird Dir auffallend und vielleicht wunderbar erscheinen, aber ich habe mich zu dieser Handlungsweise nur nach langer und schmerzlicher Prüfung entschlossen. Denn ich kenne das menschliche Herz; seine Licht- und Schattenseiten, seine Tugenden wie seine Fehler sind mir bekannt. Hätte ich Dir ohne alle Verheimlichung, wie es eigentlich mein stillschweigender Wunsch war, die Heirath meiner Tochter zur Bedingung der Erbschaft gemischt, so würdest Du mir vielleicht willfährig gewesen sein, aber ich hätte immer nicht gewußt, ob Dein Herz selbst aus eigenem Antriebe Dich zu meinem Kinde geführt hätte, und

das wollte ich; Du solltest sie lieben lernen, ohne zu wissen, daß sie mit mir in so nahem Zusammenhange stehen. Warst Du so edel, wie ich glaubte, so entschlossen, wie Du mir schienst, so wurde mein Kind unter allen Bedingungen mit Dir glücklich, ob Du sie ein Jahr früher oder später kennen lerntest.

»Jetzt weißt Du auch, warum ich so oft und so bedeutungsvoll nach Dir forschte, ob Du bereits eine andere Verbindung eingegangen seiest. Wie viel Kummer habe ich über diese für mich so traurige Voraussetzung im Stillen empfunden! Wie oft und wie lange habe ich geschwankt, Dir von dem Dasein Beata's Kunde zu geben und nur die wiederholteste, ruhigste, beinahe erzwungene Ueberlegung hat mich zum Schweigen ermuthigt. Wärest Du, wie ich es am liebsten gesehen, gleich mit mir nach Amerika gewandert, so hätte ich vielleicht noch bei meinem Leben die entzückende Freude gehabt, Dich mit ihr vor meinen Augen für alle Zukunft verbunden zu sehen; Du wolltest oder konntest mir aber nicht folgen, und an mir war es nicht, Dich zu überreden. Wäre ich länger am Leben geblieben, so hätten wir, ich und Beata, Dich eines Tages in Deinem Gartenhäuschen überrascht, und ich selber wäre vielleicht der Bote Deines doppelten Glückes gewesen. Das aber war mir von der Vorsehung nicht bestimmt, und ich beuge in ruhiger Ergebung mein Haupt.

»Eure Verbindung, so will ich es, werdet Ihr erst nach ganz vollendetem Trauerjahre schließen, denn Beata ist

jung und Ihr sollt erst die wonnigen Freuden des glücklichsten aller menschlichen Zustände, des Brautstandes, genießen. Lernet Euch kennen und tauschet erst Eure Gefühle aus, ehe Ihr das Wort der ewigen Verbindung austauschet. Lebet aber so lange wie Ihr wollt, ruhig und unangefochten in meinem Hause am Hudson zusammen, Eure beiderseitige Seelenreinheit bürgt mir dafür, daß ich diesen Wunsch nichts unausgesprochen wünschen muß. Ich kenne mein Kind und auch Deiner bin ich in allem Guten gewiß. Das tadelnde, kittelnde, auch im reinsten Golde den gewöhnlichen Staub menschlicher Schwäche erblickende Auge der sogenannten civilisirten Welt, der Alltagsgesellschaft, habt Ihr dort in stiller Einsamkeit und Abgeschlossenheit nicht zu fürchten, fürchtet Niemanden als allein Gott und gebet Eure Seelen einander hin, wie Ihr einst Eure Leiber einander hingeben werdet.

»Daß Beata beinahe zehn Jahre jünger ist als Du, ist mir gerade lieb und recht. Der Mann, der ein schönes Weib lieben und es in seiner Schönheit zu seinem Wohlgefallen erhalten sehen will, *muß* so viel älter sein. Es hat dies seine eigenen Segnungen, seine eigenen Vortheile, die Jeder erkennt, wenn er sie zu erfahren oder zu vermissen bestimmt ist.

»Führe meine Tochter nach Europa und schließe ihr mit dem Schlüssel der Belohnung die Schätze und das Glück der Welt und des menschlichen Lebens auf. Sie geht gern mit Dir, wohin Du sie führst, und wäre es bis an das Ende der Welt selber, – das weiß ich, das fühle ich, denn sie wird für Dich sein, was Deine Mutter für mich

gewesen wäre, ein ganzes, im Großen und Kleinen Dir vollkommen sich hingebendes Weib.

»Noch Eins könntest Du mich fragen. Warum ich nämlich nicht meinem Kinde allein mein ganzes Vermögen vererbt? Meine Antwort ist die, daß ich dieses Wagniß selbst bei einem Sohne nicht unternommen haben würde, wenn ich denselben nicht in allen Beziehungen dieser Erbschaft würdig erachtet hatte. Bei einem Mädchen, welches wie Beata allein in der Welt stand, wäre es eine Verwegenheit, eine Thorheit, ja, eine schlimme Handlung gewesen. Denn was ist für die nie geduldig harrende, stets angreifende Welt eine so reiche Erbin? Ein Spielball männlicher Speculation, ein Gegenstand oft niederträchtigster Bewerbung, ein Preis, den nicht der Erste, sondern oft der Stärkste oder der Schlaueste, und das will oft heißen der Schlechteste erringt. Meine Beata sollte, eben so wenig an Gut, wie an ihrer Seele das unschuldige Opfer eines kunstfertigen Betrügers sein, sie sollte glücklich werden und selbst beglückt, so war es meine väterliche Absicht, mein Wille, meine Hoffnung und diese habe ich ja jetzt wohl am besten und leichtesten erreicht.

»Die Renten, die ich für den Fall ausbebe, daß Du Dich nicht mit ihr vereinigest und die hinreichend waren, ihr ein Leben voller Annehmlichkeiten und Genüsse, wie es meiner Tochter geziemte, zu bereiten, gieb ihr, wenn sie Dein Weib ist, als Nadelgeld. Sie mag davon ihre häuslichen Ausgaben bestreiten und nach eigenem Wunsche Bedürftige glücklich machen. Denn auch ein Weib will,

wie ein Mann, einen kleinen Schatz haben, in dessen Tiefe sie greife, wenn sie das Bedürfniß dazu fühlt, ohne immer einen Beitrag eines Andern, selbst wenn dieser ihr Mann wäre, fordern zu müssen.

»Und so scheidet ich von Dir – für ewige Zeiten! Nur in Eurer Erinnerung werde ich fortleben, das weiß ich, während meinen vergänglichen Leib längst die Erde umschließt. Ich breche kurz ab – ich habe Euch gegeben, was ich hatte, gebe Euch der Allmächtige, was ich Euch nicht geben konnte, *seinen* Segen! Seid glücklich und gedenket Eures treuen Vaters, des einstigen armen Krämers,

»*Edward Hutten!*«

Eduard küßte diese Unterschrift, kniete nieder und gelobte in seinem Innern zu bewahren, zu schützen, zu fördern, was Edward Hutten ihm zu seinem Glücke, zu seiner Beseligung in so unermeßlich reichem Maaße überliefert hatte. Dann ging er auf sein Lager und genoß einer Ruhe, wie sie nur der Mensch genießt, der das Leben vor sich geöffnet sieht und den breiten Weg, der ihn hinein führt, bequem und leicht zu wandeln im Stande ist.

#### SECHSTES KAPITEL. DER ABSCHIED VON AMERIKA.

Nie war das Landhaus Mr. Hutten's am Hudson in früheren Tagen so freudig belebt gewesen wie jetzt, nie hatte in den weiten Räumen und in den schönen wilden Umgebungen desselben eine so fröhliche Menschenschaar ihr Wesen getrieben, wie in dem Sommer des Jahres, bis zu welchem wir jetzt in unserer Erzählung vorgeschritten sind. –

Mr. Wharton, der seine schwierige Aufgabe am Hudson glücklich gelöst sah, wurde von den Geschäften nach Neuyork gerufen, dafür fand sich Mr. Treaden ein und brachte noch einige gut gerittene Pferde mit, an denen man jetzt bei der größeren Anzahl der Gäste und den bereits zur Gewohnheit gewordenen weiteren Ausflügen anfang Mangel zu leiden.

Im Parke vergnügte man sich am frühen Morgen schon damit, daß man die vier kleinen Schottländischen Pferde, breitgespannt, den kleinen Wagen ziehen ließ, in deren Lenkung sich besonders Beata und Cigarita eine große Meisterschaft erworben hatten. Dann begab man sich, wenn es heißer wurde, in die kühlen Zimmer und zeichnete, las oder unterhielt sich mit solchen Dingen, die eben so zum Ruhen wie Vergnügen der Menschen in der Welt sind. Eine bei Weitem größere Rolle als früher hatte dabei Willibald übernommen. Der Anblick der beiden herrlichen Frauengestalten hatte seine Künstlerphantasie belebt und bald war die Erlaubniß erwirkt, sowohl Beata wie Cigarita in ihren malerischen Kleidungen, die sie nach allmählig ablaufender Trauerzeit anzulegen angingen, in Lebensgröße mit seiner kunstfertigen Hand der Zukunft zu erhalten. Beata trug auf diesem Bilde die schöne spanische Tracht, das weiße, mit emailirtem Glanze ausgestattete Atlaskleid, die faltenreiche Mantilla und den spitzenschweren Schleier, der ihre wolüstigen Glieder mit einer unglaublichen, zauberartigen Schönheit umgab. Cigarita trug für gewöhnlich die mexikanische Tracht, ein bis auf die Knöchel reichendes

Seidenkleid von glänzenden Farben, darüber ein enganschließendes, braunrothes Leibchen von Sammt, welches die Fülle ihrer Formen kaum zu umschließen vermochte, eine langhinflatternde Schürze um die Hüften und das goldene Netz in den Haaren; Arme, Hals und Ohren mit den funkelndsten Edelsteinen geschmückt, die sie so sehr liebte; oder sie zeigte sich zur Abwechslung im griechischen kurzen Seidenrock, mit den weiten atlassenen, unten gebauschten Beinkleidern, den saffianenen Stiefeln am kleinen Fuß, um den Oberkörper die orientalische Tunika flatternd und auf dem Kopfe das griechische rothe Käppchen mit der schweren Goldtroddel daran. In dieser Kleidung bewegte sie sich am freiesten, in dieser ritt sie und in dieser ließ sie sich von Willibald malen, worüber sie eine beinahe ausgelassene Freude bezeugte, denn sie hatte nicht gewußt, daß ihr schwarzer Körper so viel Stoff zur Bewunderung bieten würde, wie sie sie jetzt laut werden sah.

Sowohl Beata's wie Cigarita's Bild schritt rasch vorwärts, denn Willibald war fleißig und führte einen gewandten Pinsel, und während die Mädchen abwechselnd vor dem Maler standen oder saßen, las ihnen Hutten etwas Interessantes vor, um ihre Gesichtezüge zu beleben und dem Künstler dadurch selber behülflich zu sein. Diese beiden Bilder sollten ein Zimmer in Eduard's künftiger Wohnung schmücken, und waren die Maaße davon an Waldau mit allen übrigen Wünschen des Besitzers abgesandt worden.

Nach Mr. Hutten's, des Aelteren, hergebrachter Gewohnheit wurde im Landhause, wie bei uns in den meisten Familien ein oder zwei Uhr Mittags die Hauptmahlzeit gehalten, um den Nachmittag nicht zu zerstören, und dann gleich nach Tische ein gemeinschaftlicher Ritt unternommen, an dem auch Willibald jetzt bisweilen Theil nahm. Nach und nach dehnte man diese Spazierritte zu kleinen Reisen im Urwalde aus und drang bis an's Ende der Lichtung, bis an den Fuß der Alleghanygebirge vor. Bei diesen Gelegenheiten lernte dann Eduard den Reiter des schönen Schimmelhengstes kennen. Es war Beata selber, die, von frühster Jugend an diese Reiseart gewöhnt, mit seltenem Glück und beinahe wilder Lebendigkeit das herrliche Thier zu tummeln verstand.

Der Abend wurde im Parke oder auf dem Hudson oder wieder im Hause verlebt, mit Gesprächen verkürzt, mit leichten Studien veredelt, und durch gemeinsamen Antheil zu dem heitersten Tagwerke umgewandelt.

So verflog der heiße Sommer rasch und es nahte sich mit schnellen Schritten die Zeit, die Eduard zu seinen Reisen in den südlicheren Theil Amerika's, nach dem Mississippi, Mexiko, ja vielleicht bis auf Kalifornien auszu dehnen bestimmt hatte, wohin zu gehen ihn sogar Beata aufforderte, damit er in Europa sagen könne: das habe ich gesehen, das habe ich erlebt, dort bin ich selbst gewesen. Denn Beata war anders beschaffen, wie viele unserer deutschen Mädchen, die, wenn sie Bräute sind, weinen, sobald ihr Geliebter sie auf einen Tag verläßt. Sie war stolz auf ihr Vaterland und wollte ihrem theuren Hutten

denselben Stolz einflößen; dazu war aber nöthig, daß er die neue Welt mit eigenen Augen sah und deshalb trieb sie ihn an. Wäre sie schon sein Weib gewesen, so würde ihr keine Reise zu beschwerlich gewesen sein, als seine Gesellschafterin ihn zu begleiten, so aber zog sie es vor, am Hudson zu bleiben und sich allmählig auf ihre wichtigere Zukunft ernstlich vorzubereiten. –

Es war schon im October, als Eduard Hutten den Hudson verließ und nach Neuyork zurückkehrte, wo Mr. Wharton alle Vorbereitungen zu der großen Reise getroffen hatte. Man blieb noch einige Tage in der großen Stadt, bevor man sie auf lange Zeit verließ und ordnete alle Geschäfte, denn Mr. Wharton sollte Eduard, Josephson und Willibald begleiten, während Mr. Staunton und Treaden die Geschäftsführung zu Hause übernahmen. –

Am Tage vor der Abreise erschien der Capitain Schröder vor Hutten, um Abschied von ihm zu nehmen. Er sah traurig und nachdenklich aus.

»Wie geht es Ihnen, mein lieber Schröder,« fragte Hutten, »Sie sehen nicht so vergnügt aus wie sonst?«

»Ach! Mr. Hutten, mir selbst geht es, Dank Ihrer Güte, wohl. Aber da drüben in Europa sieht es trübe und traurig aus. Alles geht drunter und drüber, wie wir zu sagen pflegen. Die ganze Nordküste Deutschlands ist von den Dänen blockirt, da ihnen der Krieg erklärt ist. Der Handel stockt, die Arbeiten ruhen, die armen Leute sind übel daran.«

»Das ist dem großen Deutschen eigentlich recht, Schröder, wenn wir es genau betrachten; ich habe diese Neuigkeiten schon leider am Hudson vernommen. Warum läßt er sich das von dem kleinen Dänen gefallen? Warum baut er keine Schiffe, seine Hafen und seinen Handel zu schützen?«

»Freilich wohl, das sind die alten Sünden, Mr. Hutten, die sich jetzt empfindlich rächen. Aber denken Sie gar nicht von dem Dänen so klein. Diese kleinen Dänen sind so klein nicht auf dem Wasser, sie haben feste Zähne und tüchtige Fäuste, es sind richte nordische Seehunde. Aber die armen deutschen Hafenstädte! Alle Häfen liegen voller Schiffe und können nicht in die See – da wird viel zu Grunde gehen, und mein bischen Hab und Gut auch.«

»Wie so? Was hat ihr Hab, und Gut damit zu schaffen?«

»Es steht bei meinem Vater in Stettin, dort bin ich erzogen und groß geworden.«

»Also Sie sind ein Preuße? Ich habe alle Achtung vor Ihrem Vaterlande. Aber es fehlt ihm an Schiffen, seinen jetzt schon mächtigen Handel zu schützen. – Was treibt Ihr Vater dort?«

»Er ist Schiffbauer, Mr. Hutten, was ich früher auch war, und hatte in ruhigen Zeiten gute Aussichten auf eine Fülle von Arbeiten. Aber jetzt ist Alles vorbei, seine Arbeiter feiern und es wird in Jahren nichts bestellt.«

»Ein Schiffbauer? So! das wußte ich noch nicht. Kann er auch große Schiffe bauen?«

»Gewiß kann er das, er ist ja lange in England und Philadelphia gewesen und hat es studirt; auch hat er englische Schiffszimmerleute mit nach Hause genommen, die jetzt sein Brod essen. Wenn er nur was zu bauen hätte, sogar Linienschiffe kann er herstellen.«

»So? Nun, dem *kann* man helfen, Schröder, und da es *Ihr* Vater ist, so *muß* man ihm helfen. Wissen Sie was? Er soll mein Schiffsbaumeister sein.«

»Wollen Sie denn Schiffe bauen? Sie haben ja genug und brauchen keine mehr.«

»Ich nicht, aber mein Vaterland braucht eine große Marine auf dem Meere, und ich eine kleine auf meiner Insel. Wollen Sie für mich bestellen? Sie wissen, meine Zahlungen sind sicher.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Mein vollkommener Ernst. Lassen Sie Ihren Vater zum Anfang eine Fregatte von sechzig Kanonen bauen, aber schön muß sie sein, eine Zierde für das ganze Land. Alle Jahre soll etwas Aehnliches bestellt werden, wenn es gut wird. Und was mich selbst betrifft, so möchte ich zwei kleine Dampfboote haben, ein gewöhnliches mit Schaufelrädern, zum täglichen Hin- und Herfahren nach der Stadt, als Post und Packetboot für die Inselbewohner und ein Schraubenboot als Kriegsschiff im Kleinen eingerichtet, zu meinem Vergnügen. Die Maschinen kann Ihr Vater bestellen, wo er einen der Unterstützung bedürftigen Maschinenmeister kennt, wenn er seine Sache versteht. Außer diesen beiden Dampfbooten will ich etwa

ein Dutzend kleiner Flußsegelboote haben, von verschiedener Größe und Form, als Schooner, Kutter und Jachten getakelt. Ein größerer Kutter aber mit Kajütenraum und für acht bis zwölf Mann Bemannung muß dabei sein.«

»Der Tausend, Mr. Hutten, das wird ja eine allerliebste Flottille. Wer soll denn die auf dem süßen Wasser commandiren?«

»Irgend ein verdienter alter Seemann, der sich verheirathen und seine Tage in Ruhe verleben will. Haben Sie vielleicht Jemanden vorzuschlagen?«

»Mich selber, wenn es Ihnen gefällig ist.«

»Ich bin es zufrieden. Wenn Sie die Beata verlassen wollen, nachdem sie mich hinübergetragen, kommen Sie mit mir; ich habe meinem Marinecommandanten ein Gehalt von 1000 Thalern bestimmt. Meine Schiffe habe ich bereits an meine Regierung verschenkt und Sie hätten doch meinen Dienst verlassen müssen.«

»Nimmermehr, Mr. Hutten, und wenn ich Ihr Ruderknecht hätte werden sollen! Aber wie, die Beata soll auch mit fort?«

»Die Beata nicht gern – ich weiß nur nicht, wohin damit?«

»O nein. Herr, das thun Sie nicht. Legen Sie sie in die Docks, und wenn uns einmal die Lust anwandelt, das Salzwasser zu versuchen, so segeln wir darin umher. Das Uebrige nehme ich dankbar an – ich bin also Ihr Admiral?«

»Topp – es ist abgemacht; leben Sie wohl, Herr Admiral!« –

Und schon am Abend desselben Tages hatte der neugeschaffene glückliche kleine Admiral die Bestellung seines Herrn niedergeschrieben, um sie nach Europa zu senden und seinem alten Vater den neuen Glücksstern zu verkünden, der wiederum über eine große Anzahl Menschen aufgegangen war.



Am nächsten Morgen begab sich die Reisegesellschaft, bestehend aus Hutten, Josephson, Kannenschmidt, Mr. Wharton und einer hinreichenden Anzahl schwarzer und weißer Diener – Ithyssa war natürlich unter ihnen – auf ihren langen Weg durch den Kontinent von Nordamerika. In diesem Lande aber reis't man verhältnißmäßig rascher als bei uns, denn die Dampfkraft ist hier viel allgemeiner verbreitet und eine größere Hülfquelle des Fortkommens als in dem alten Europa, wo erst viele Jahre später als in der frischthätigen neuen Welt einer der größten Erfindungen des menschlichen Geistes die unerläßliche Huldigung dargebracht wurde. Von Neuyork gingen unsere Reisenden über Washington, Cincinnati, Indianopolis nach St. Louis am Mississippi, fuhren denselben bis zu seiner Mündung hinab, bestiegen ein Schiff, besuchten die Küsten von Texas und durchschnitten dann den Meerbusen von Mexiko bis Vera Cruz, von wo sie nach Mexiko selber gingen, und wo Mr. Hutten sich der Aufträge seines Monarchen mit demselben glücklichen Erfolge wie

bei seinem letzten Aufenthalte in Washington erledigte. Diese großen und herrlichen Reisen waren nicht ohne Mühseligkeiten und Gefahren, Mr. Wharton aber, der überall Handelsverbindungen und Freundschaften hatte, wußte sie so angenehm wie lehrreich zu machen und kein ernstlicher Unfall begegnete der kleinen Karavane. Für Willibald besonders war die Ausbeute unermeßlich, seine Skizzen häuften sich so, daß er öftere große Sendungen davon nach dem Hudson schicken mußte, weil sie ihm auf der Reise unbequem wurden.

Von Mexiko gingen sie nach Sacatula, an der Westküste Amerika's, bestiegen hier ein Schiff und fuhren nach der goldreichen Halbinsel Kalifornien, wo sie lange Zeit blieben und der Auferstehung einer neuen Weltindustrie mit großem Antheil zuschauten. Von hier aus segelten sie an der Westküste Amerika's durch den großen Ocean südlich, gingen über Mexico zurück, durchschnitten quer den gleichnamigen Meerbusen, berührten die Havannah, das Vaterland der Mutter Beata's, statteten Florida einen Besuch ab und gelangten so wieder in den atlantischen Ocean. Beinahe ein Jahr waren sie vom Hudson abwesend gewesen, als sie im Anfange des Octobers des nächsten Jahres sich demselben wieder näherten und stolz, eine halbe Welt durchwandert zu haben, mit tausend neuen Erfahrungen bereichert, von der mittäglichen Sonne gebräunt, aber im Herzen froh und glücklich, an einem lauen Herbstabend wieder eintrafen.

Beata und Cigarita, die zeitweise in Neuyork gewesen waren, um sich zu ihrer weiten Reise vorzubereiten, saßen in ihrem Zimmer, als ein Neger, sprachlos vor Freude, zu ihnen gelaufen kam, um mit glotzenden Augen, weit aufgerissenem Munde und heftigen Armbewegungen die große Neuigkeit zu verkünden.

Einen Augenblick darauf trat Hutten, selber gebräunt, aber vollkommen gesund, vom Glück des Wiedersehens strahlend, vor das sehnsuchtsvolle Auge Beata's. Sprachlos lag sie an seinem Halse und jetzt erst entquoll ihrem Auge die erste Thräne, aber es war die der Freude, denn von nun an sollte keine Trennung mehr sein zwischen ihr und dem Geliebten ihrer Seele.

Was war da Alles zu erzählen, zu hören, von beiden Seiten! Und wunderbar! der weitgereis'te Mann, der so viel Neues gesehen und erlebt, er hatte viel weniger zu berichten, als das unschuldige Kind der Natur, welches in seinem Hause und bei seinen gewohnten Beschäftigungen geblieben war und nichts Neues gesehen, wohl aber tausend neue Gedanken erfunden und ausgemalt hatte. Denn eine ganze neue, schönere Welt war in des Mädchens Herzen aufgeblüht, zahllose, unbeschreiblich schöne Blumen sproßten in ihrem jungfräulichen Busen und erfüllten mit ihrem zauberhaften Dufte ihre ganze in Gährung gerathene Seele. Und mit welchem Antheil, welcher Bewunderung lauschte der gereifere Mann diesen ihm noch unbekanntem Ausbrüchen der glücklichen Trunkenheit eines fremden Wesens, nie war das Alles für

ihn so schön, so lieblich, so wonnevoll und Glück verheißend! Untrennbar lag sie an seinem Herzen, lispelte Worte der Liebe und berauschte sich an der milden Flamme seines den ganzen Himmel seiner Seele offenbarenden Auges.

»Cigarita, erzähle,« sagte sie mit der musikalischen Stimme, die wie Harfenton und Flötengesang klang, erzähle, was wir beschlossen, – Cigarita, zeige, was wir gemacht, Cigarita, hole herbei, was wir zurecht gelegt haben.

Und da schwieg denn von selber der in einen Lauscher verwandelte Glückliche, denn er sah ja, daß nur seinetwegen diese Freude da war, nur um ihn diese tausendfachen Erzählungen kleiner Lebensfälle sich drehten. Josephson sah das Alles mit einem sonderbaren Gefühle an, denn das reine Kind des amerikanischen Urwaldes hatte kein Geheimniß vor den Freunden ihres Geliebten; was sie fühlte und dachte, das sprach sie aus, denn es war ihr ja von ihrem Schöpfer in die Seele gelegt, und was sie ihm, dem Einen zu sagen hatte, das konnte ja die ganze Welt vernehmen. Josephson selbst ging ein ganz neues Leben bei diesen Gesprächen, diesen Zärtlichkeiten auf, seine Gefühle für das blondgelockte Mädchen mit dem durchsichtigen Antlitz, für Emma, erwachten von Neuem und in seinem Innern löste sich ein stiller Sehnsuchtsseufzer los, der um so lauter von seinen Lippen wiederhallte, als er das Ziel seiner Wünsche abermals in weitere Ferne gerückt sah. Denn es waren Briefe von Europa gekommen, die Eduard's Rückkehr dahin verzögerten, aber

auch seine Verbindung mit Beata hinausschoben. Eduard war mit Beata übereingekommen, erst kurz vor ihrer Ueberfahrt nach seinem europäischen Besitzthum diese Feier zu begehen, weil er mit frischen Lebenskeimen die alte Welt betreten wollte. Und da er noch in diesem Jahre diese Reise anzutreten gesonnen war, so sollte nach seiner Meinung seine Vermählung auch noch in demselben Jahre stattfinden. Aber ein Brief Waldau's vernichtete alle diese süßen Hoffnungen. Der ergebene Freund schrieb viel, in jedem seiner Berichte waren die wachsenden Fortschritte seines Fleißes und des Gelingens seiner Werke verzeichnet. Man glaubte also bald den Ruf erwarten zu können, womit er seinen Freund in die Heimath berief. Diesmal aber standen in seinem letzten Berichte unter vielen anderen Mittheilungen folgende Worte:

»– Mein und unser Aller Wunsch, mein theurer Hutten, Dich noch in diesem Jahre in unserer Mitte wiederzusehen, kann leider nicht erfüllt werden. Wenigstens, wenn Du meine dringendste Bitte erfüllen willst, bleibst Du auch diesen Winter noch wo Du bist. Und da ich sehe, zu meiner Freude sehe, daß Du glücklich bist, denn alle Deine Briefe sprechen von einem unbeschreiblichen Glücke, welches Du uns freilich nicht näher bezeichnest, so hege ich die Hoffnung, daß Du mir zu Liebe dieses Glück noch länger genießen mögest. Ich bin unausgesetzt für Dich und die Deinigen thätig gewesen, und alle Freunde haben mit ihren Kräften und Fähigkeiten mich treulich unterstützt, allein – unser Werk ist noch nicht so weit gediehen, daß ich Dir zurufen könnte, komme und

genieße! Die meisten Baulichkeiten Deiner Herrschaft – denn eine Herrschaft im schönsten und vollkommensten Sinne ist es, Dank vielen hundert fleißigen Händen! geworden – sind freilich vollendet, einige sogar wurden schon von Deinen Schützlingen, die mir redlich zur Seite stehen, bezogen, ja, Dein eigenes kleines Haus ist so, wie Du es wolltest, bis auf wenige Kleinigkeiten bereit, Dich würdig zu empfangen, allein so, wie ich es will und verlange, ist noch nicht Alles vollendet. Wir bauen jetzt an der schönen Abteikirche, die Dir gefallen wird und an dem Schlosse, welches ein Denkmal des Reichtums der Kunst und der Schönheit zu werden verspricht, aber kaum zwanzig Monate sind zu wenig gewesen, diesen Prachtbau ganz zu vollenden, ungeachtet der vielen hundert Hände, die an seiner Vollführung und Ausschmückung täglich sich müde arbeiten. Wir brauchen – Gott gebe uns wieder einen so gelinden Winter wie den vorigen – noch wenigstens sechs Monate, bevor er so ist, wie er sein soll, und Du darfst, wenn Du zu uns zurückkehrst, nicht sagen, das muß noch so oder so werden. Nein! ich sehe meine ganze Ehre und mein Glück darin, vor Dich zu treten, Dir die Schlüssel zu überliefern und zu sagen: ›Herr und Freund, ziehe ein und sei mit Deinen Gesellen zufrieden! Fürchte nicht, daß Deine kleine Wohnung noch an Feuchtigkeit leidet; ich habe alle Mittel aufgeboten, Dir eine behagliche und trockene Stätte zu bereiten, Du wirst sie finden, wie Du sie wünschtest, denn Du wirst selbst zufrieden, gesund und glücklich darin sein.<

»Kannenschmidt fehlt uns sehr, für die großen Fresken haben wir kaum fähige Hände genug gehabt, und haben deshalb Hülfe bei Auswärtigen suchen müssen, Lambeck hat etwas Außerordentliches geleistet; er ist ein Mensch, den wir nicht genug bewundern können, wenn er sich auch meist unserer Bewunderung entzieht. Raphael, der glückliche Bräutigam, hat seine Meisterschaft in Italien vollendet, Du wirst seiner Hände Werke herrlich finden. Riepenstahl, der gute Kerl, arbeitet Tag und Nacht, er ist unermüdet. Was Ernst und Karl betrifft, so sind sie meine rechten Hände geworden, Du wirst in ihnen mit Deinen Jugendspielen zufrieden sein.

»Daß Josephson ein halber Mohr, ein kühner Reiter, ein wilder Jäger geworden, glauben wir gern, er hat Talent zu Allem, sogar zu dummen Streichen. Sage ihm doch, daß der ehemalige Kammergerichtspräsident, sein Gönner, Gesandter in Rom ist und noch daselbst weilt; Judith schickt für ihn einige Briefe mit, deren Schreiber ich nicht kenne. Alle sind gesund und herzlich Dir ergeben wie immer.

»Also bleibe, wo Du bist, überrasche mich um Gottes willen nicht, Du verdürbest Dir und uns die beste Freude. Vier Wochen vorher muß ich wenigstens Deine Ankunft gemeldet erhalten, sonst bin ich nicht mehr Dein Hans Waldau, sondern ich laufe zum Teufel. Gott segne Dich!

«

»Sieh,« sagte Eduard, als er diesen Brief laut vorgelesen hatte, »der ehemalige Gespensterseher spricht von

Gott und dem Teufel in Einem Athem. Aber er meint es gut und wir müssen ihm gehorchen.«

Ueod zu Josephson sagte er, als er mit ihm allein war:

»Da hast Du Deine Briefe. Ich will nichts davon wissen, aber ich freue mich, daß Emma Dir treu geblieben ist. Vertraue ferner und harre aus, sie ist in Rom, und Du würdest sie demnach zu Hause nicht finden.«

Und das beruhigte Josephson in der That, denn nach seiner Rückkehr nach dem Hudson, wo es jetzt für ihn am stillsten war, hatte eine große Sehnsucht nach seiner Heimath sich in seinem Innern eingefunden; und eine viel größere nach dem Schatze, der ihm einst, wie er hoffte, diese Heimath zur Himmelsfreude umwandeln sollte.



Eduard's Lieblingswunsch wäre es gewesen, seine Verbindung mit Mr. Hutten's Tochter durch seinen Pflegevater eingeseget zu sehen, und an einem und demselben Tage sich selbst, die Geschwister und seine Freunde glücklich zu machen. Allein dies konnte nicht geschehen, Beata konnte nur unter seinem gesetzlichen Schutze eine so weite Reise unternehmen und er wollte nicht, daß irgend ein Sterblicher einst von dem geliebten Wesen sagen sollte: sie ist mit ihm als Braut über das atlantische Meer geschwommen. So mußten sich Beide fügen und so war die Verbindung auf den kommenden Frühling festgesetzt; dann aber sollte ihn keine Bitte mehr länger von seinem Heerde zurückhalten, wenn er auch befürchten

müßte, Waldau würde, wie er sagte, zum Teufel gehen. Josephson war dazu erkoren, mit Willibald und Mr. Treaden voranreisen und seine eigene Ankunft zu melden; zuvor aber, ehe er Amerika verließ, wollte er mit seiner jungen Gattin den Erie- und Ontariosee bereisen und mit ihr am Niagarafalle eins der größten Weltwunder beschauen, wie überhaupt den schönen nördlichen Theil der Provinz Neuyork besuchen. So war es beschlossen und so wurde es ausgeführt. –

Der Winter mit seinem ernsthaften nordamerikanischen Gesicht kam näher und endlich war er ganz da. Man rückte in dem wohnlich bequemen Hause näher zusammen. Alles, was geschah und geschehen konnte, in Gemeinschaft unternommen, die Studien im Hause, das Zeichnen, das Malen, worin Beata und Cigarita von Eduard und Willibald unterrichtet wurden, und große Fähigkeiten bewiesen, das Lesen in Mr. Hutten's reicher, auserlesener Büchersammlung und die Vorbereitungen für eine noch reichhaltigere Zukunft – alles Das fanden Allen Theilnehmer und Beförderer. Das Billardspiel wurde fleißig geübt, und kaum sollte man es glauben, die Damen übertrafen hierin bei Weitem die Männer. Mochten sie einen schärferen Blick oder mehr Gemüthsruhe beim Spiele selbst, oder eine größere Uebung besitzen, genug, der Sieg war auf ihrer Seite und jeden Tag wurden Josephson sowohl wie Eduard, in mehreren Schlachten geschlagen. Es war für letzteren ein reizendes Schauspiel,

Beata und Cigarita selbst wetteifern zu sehen. Ihre geschmeidigen Körper, ihre weichen Formen, ihre anmuthigen Bewegungen und ihr Siegesruf dabei, alles Das gewährte eine Unterhaltung, wie er sie in dieser Art nie zu genießen sich eingebildet hatte.

Und außer dem Hause, wie auch die Beschäftigungen und Vergnügungen beschaffen sein mochten, stets waren die den sonst so weichlich erzogenen Frauen in Allem, was Abhärtung und Trotz der Witterung anbetraf, so weit überlegenen Kinder des freien Natur die Begleiter und Theilnehmer an dem Treiben den Männer. Als der Hudson gefroren war, und fußhoher Schnee, die schöne Umgebung des Landhauses verhüllte, da gingen sie, die zarten Glieder in kostbare Zobelpelze gehüllt, mit auf das Eis, fuhren die Ponies im leichten Schlitten umher, ritten mit auf die Hirschjagd und kehrten, freudig und glücklich, mit den Männern wieder heim, um beim lodernden Kaminfeuer und der wohlbesetzten Tafel sich zu erwärmen und mit heiteren Gesprächen und Spielen die langen Winterabende zu bezwingen.

Aber der Schnee schmolz, das Eis des Hudson borst und trieb in gewaltigen, kühnen Bildungen aus dem mächtiger flnthenden Strome dem Ocean entgegen. Mit schnellen Schritten nahte das junge, keimende Jahr und die Zeit war nicht mehr fern, wo die ersten duftenden Blumen im Freien ihr farbiges Haupt erhoben und mit freudigem Winken und Grüßen den Jubelruf erschallen ließen: er kommt, er kommt, der wonnige Frühling, noch

wenige Nächte und die Nachtigall wird Euch den lieblichen Gast verkünden!

Um diese Zeit liefen für unsre Bewohner des Landhauses am Hudson zwei wichtige und eben so erfreuliche Botschaften ein. Die eine kam mit Mr. Wharton aus Washington, die zweite von Waldau durch eben denselben. Mr. Wharton war von Zeit zu Zeit, wenn es gerade seine Geschäfte erlaubten, in Huttenpark gewesen und hatte sich dann stets einige Tage aufgehalten. Er hatte namentlich die Verpackung der kostbaren Hinterlassenschaft Mr. Hutten's übernommen und man war zur Vollendung dieser Arbeit, seines Besuches gewärtig, als er eines Tages Ende März erschien und ein doppelt angenehmer Bote wurde. Zuerst entledigte er sich seines Auftrages vom Präsidenten der Vereinigten Staaten. Dieser nämlich fragte bei Mr. Hutten an, ob er in seiner Eigenschaft als naturalisirter Bürger seines neuen Vaterlandes geneigt sei, die zur Zeit erledigte Stelle als außerordentlicher Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten am Hofe seines Monarchen in Europa zu vertreten? Er würde dadurch keineswegs in seiner vollen Freiheit beschränkt werden, könne wohnen, wo er wollte und habe nur die nothwendigen Geschäfte in des Präsidenten Namen zu führen.

Nach kurzem Besinnen nahm Hinten diesen ehrenvollen Auftrag an, denn er fühlte sich seinem neuen Vaterlande, von dem er so viel empfangen hatte und dem er so viel zu entziehen genöthigt war, verpflichtet und dankbar. In einigen Tagen, waren seine Instruktionen da und

vor seiner Abreise nach Europa hatte er nur einige wenige Tage nöthig, um sich von Neuyork aus in Washington zu verabschieden.

Die zweite Nachricht von Waldau enthielt die mit der lebhaftesten Freude geschriebene Meldung, Eduard möge kommen, Alles sei zu seinem Entpfange bereit, aber Josephson müsse seine bevorstehende Ankunft verkünden.

Jetzt wurde in Huttenpark alles Nothwendige in Bereitschaft gesetzt; alle mitzunehmenden Gegenstände nach Neuyork zum Schiffe gesendet, wo sie Mr. Schröder in Empfang nahm und in dem weiten Raume der Beata glücklich barg. Dann rüstete sich Josephson, Kanenschmidt mit seinen Bildern und Skizzen, Mr. Staunton und Mr. Treaden, die nach Huttenpark gekommen waren, um Zeuge der Vermählung zu sein, zur Abreise, die sie auf dem Postdampfschiffe Washington vollführen wollten. Mit ihnen gingen die kostbaren Pferde und solche Gegenstände ab, die nicht allzulange auf dem Meere gelassen werden sollten. Es gab also Arbeit und Aufregung in dem sonst so stillen Landsitze genug. Auch die Diener, die zur Reise mit dem Dampfboot bestimmt waren, mußten sich fertig machen, die wenigen ausgenommen, die zu des jungen Paares Begleitung ausgewählt waren und diejenigen, welche aus eigener Wahl in Huttenpark zurückzubleiben vorgezogen hatten.

Schon war der Geistliche aus Neuyork angelangt, der früher Beata's Religionslehrer gewesen war, um das

glückliche Paar einzusegnen; alle Vorbereitungen zur Abreise nach beiden Seiten hin waren vollendet und die Stunde selbst war gekommen, wo Beata die Gattin Hutten's werden sollte.

Da berief Eduard seinen Freund Josephon auf sein Zimmer und sprach zu ihm Folgendes:

»Du gehst, Wolf, um vor mir die neue Welt zu verlassen und unsre Heimath wiederzusehen. Du bringst viele unserer Schätze derselben zu, ich brauche Dir keine besondere Obhut über diese Güter anzuempfehlen. Meine Verbindung aber mit Mr. Hutten's Tochter laß bis zu meiner Ankunft mit ihr ein Geheimniß sein, selbst mein Vater erfahre nichts davon; ihn zumeist will ich mit diesem köstlichsten Geschenke überraschen. Der Einzige vielleicht, der es wissen muß, ist unser Architekt, er darf aber Niemanden sein Wissen verrathen. Ich habe ihn zwar beauftragt, meine Wohnung so einzurichten, daß meine künftige Gattin, wer sie auch sei, ein geeignetes Unterkommen finde, und ich hoffe, er wird auch diese meine Bitte wie die übrigen nicht vergessen haben, dennoch aber erinnere ihn daran und theile ihm meinen Wunsch darüber mit. Denn so einfach ich hoffentlich wohnen werde, so glänzend, schön und reich soll Beata's künftiger Aufenthaltsort sein. Wie eine Königin soll sie beherbergt sein, und die Reichthümer ihres Vaters, als dessen Verwalter auf Erden ich mich betrachte, sollen ihr an allen Orten, worauf ihr schönes Auge ruht, entgegenstrahlen. Sorget also dafür nach Euren besten Kräften.

»Wenn ich glücklich mit Beata nach Europa gelange, gehe ich mit ihr zuerst nach Frankreich; sie soll eine Weltstadt sehen, die an Geschmack, wie man uns lehrt die erste von allen ist. Von hier aus sende ich Dir Nachricht über den Tag meines Eintreffens auf der Insel, welcher ich von heute an den Namen Hutten-Insel beilege: Während ich in Frankreich und vielleicht in Italien bin, sendet Schröder die auf dem Schiffe verpackten Gegenstände an Euch, – er wird alle meine Aufträge dazu empfangen. Sie können von Hamburg mit einigen Dampfbooten nach der Insel abgehen, die durch den Westkanal mit der Elbe in Verbindung steht. Nehmet Alles sorgfältig heraus und vertheilte es nach Eurem Geschmacke an die geeignetsten Oertlichkeiten unserer Beszung. Nur die Edelsteine, die Goldsammlungen, die Cigarren bleiben in den mitgenommenen und dazu eingerichteten Schränken verschlossen und werden in einem Kabinet neben meinem Wohnzimmer aufgestellt, wozu Beata allein die Schlüssel bewahrt, denn sie muß in diesen Dingen die kleine Hausfrau bei mir fortsetzen, wie sie es hier zu sein gewohnt war.

»Für die Einrichtung unserer Küche und die Füllung unserer Keller habe ich Waldau bereits meine Aufträge zugefertigt. Er hat, wie er schreibt, die geeigneten Persönlichkeiten dazu gefunden. Du bist ein Kenner darin, ich weiß es. Sorge dafür, daß namentlich unsre schönen Weinsorten ihr angemessenstes Lager haben, und was Dir noch daran zu fehlen scheint, schaffe nach Deinem Gutdünken an. Du hast freie Wahl und ich billige Alles, was

Du für nöthig und erfreulich darin erachtest, denn ich will ein großes Haus machen, wenn ich der Herr desselben bin und Niemand soll es uns darin gleichthun.

»Adalbert Lambeck, der bewährte Pferdekennner, hat für unsern Marstall bereits Sorge getragen. Ich hoffe, daß wir an Zug- und Reitpferden wie an geschmackvollen Wagen keinen Mangel verspüren werden. Sollte man darin säumig oder zu sparsam gewesen sein, so hilf Du nach; auch darin wirst Du freie Hand haben.

»Und nun, mein theurer Herzensfreund, ich sehe da schon im Garten die Hochzeitszeugen versammelt und unser warten. Lebe wohl und reiset glücklich, denn, wie ich höre, habt Ihr beschlossen, den nächsten Augenblick nach der Feierlichkeit Euren Weg anzutreten. Gott geleite Euch!«

Die Umarmung der beiden seit so langer Zeit unzertrennlichen Freunde, die den Kummer und die Freude des Lebens bis jetzt zusammengetragen hatten, war kurz, wortlos, aber innig. Josephson begab sich zu den anderen Zeugen in den Garten hinab.

Der Ort der bevorstehenden feierlichen Handlung war von dem jungen glücklichen Paare im Parke gewählt. Die stille Ruhestätte des theuren abgeschiedenen Vaters, dem sie so Vieles verdankten, war in einen Altar Flora's und Hymens verwandelt. Die Cypressen waren mit Blumenkränzen umwunden, um ihnen für den Augenblick den düsteren Ausdruck einer ewigen Trauer zu nehmen. Der grüne Rasenhügel selbst war mit den duftigsten Kindern des Frühlings geschmückt, davor stand der ehrwürdige

Geistliche, der Beata in das Leben der Göttlichkeit eingeführt hatte. In einem großen Bogen um denselben herum standen die Zeugen, die Diener, die benachbarten Freunde und Ansiedler in traulicher Gemeinschaft.

Da nahte sich das schöne, herrliche Brautpaar in einfacher, beinahe gewöhnlicher Kleidung, denn es sollte keine Feier des Prunkes sein, die hier stattfand, vielmehr nur ein Fest der schon so eng verbundenen Herzen und Seelen. Nur der bräutliche Schleier, von Cigarita's kunstfertigen Händen gefaltet, deckte mit dem grünenden Myrthenkranze das überirdisch glänzende Haupt der jungfräulichen Braut.

Die Worte des Geistlichen waren kurz, ergreifend, dem Orte, der Stunde und der glücklichen Zukunft des Paares angemessen. –

Beata war die Gattin Eduard Hutten's. Eine lange innige Umarmung sprach ohne Worte die Empfindungen Beider aus. Die Beglückwünschungen der Freunde und Diener waren mit den Worten einer nicht allzu langen Trennung verbunden. Da standen sie Alle, die Zeugen und die Diener, und drückten sich stumm und herzlich die Hände. Auch die Thierwelt war in diesem Augenblicke vertreten, denn die mitreisenden Schwarzen führten die gekoppelten Büffelhunde herbei, die nicht ahnten, daß sie für immer ihrem Vaterlande Lebewohl sagen sollten, um inr einer neuen, ihnen unbekanntem Welt ihren dauernden Aufenthalt zu nehmen.

Bald nahm ein großes Boot alle Reisenden auf, die die Zurückbleibenden an das Ufer des schäumenden Hudson führten. Still glitt es auf abwärtsströmenden Flusse dahin, von den Segenswünschen der Glücklichen begleitet, dem Meere zu. In einigen Tagen waren sie am Bord des riesigen Dampfschiffes, das sie nach Europa zu tragen bestimmt war. Die mächtigen Maschinen, die der Winde und des Meeres Gewalt mit alltäglich und allnächtlich stetiger Arbeit bekämpfen, setzten sich in Bewegung, der Dampf sprühte in die helle amerikanische Luft hinaus. Der Kannonendonner erscholl und das Schiff schoß durch das lang aufathmende Meer dahin, mit seinen mächtigen Kiele die wogenden Fluthen zu durchpflügen.

Während es aber auf den Wellen des atlantischen Oceane schwebte und in kurzer Frist die gastlichen Küsten des alten Europa erstrebte, wandelte das glückliche Paar, nur von Cigarita, Ithyssa, zwei schwarzen Dienerinnen und zwei weißen treuen Dienern begleitet, an den Ufern des romantischen Erie- und Ontariosee's. Ein göttlicher Frühling, mit den Boten des Himmels und der Erde vereinigt, sproßte um ihre Tritte. Die schönen Gegenden der nördlichen Provinzen dieses von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Erdstrichs wurden von ihnen durchflogen. Am donnernden Niagarafalle rasteten sie. In Boston erwartete sie der vorausgefahrene Fremd und Diener, der Capitän Schröder mit der Beata. Hier betraten sie zuerst wieder ihren gastlichen Bord, um der

alten Heimath den Rücken zu kehren und der neuen entgegenzusteuern. Selten hatte ein schöneres Schiff, mit kostbareren Gütern befrachtet, die Küsten Amerika's verlassen. Mr. Hutten's, des Aelteren, reichste Schätze trug es in seinem weiten Buge dem Aufgang der Sonne entgegen.

Da standen sie nun, die Glücklichen, und senkten ihre Blicke voller Wehmuth, aber ohne Schmerzen, in das reiche vor ihnen liegende Land. Die Anker hoben sich, die Segel fielen herab, das Steuerrad drehte sich herum und der günstige Lufthauch faßte es frisch und riß das Schiff in die mächtigen Wogen.

In Eduard's hellem Auge perlte eine köstliche Thräne. Er umfaßte das theure Weib, das in seinen Armen lag, und flüsterte ihm Worte der innigsten, dankbarsten Liebe zu.

»Du verlässest viel, meine Beata,« sagte er und küßte ihre schöne Stirn.

Sie aber schmiegte sich fester an sein edeles männliches Herz und entgegnete freudig:

»Ich verlasse nichts als die Ruhestätte meines theuren Vaters. Er aber ist mir im Geiste vorangegangen nach seiner schönen Heimath und wir folgen ihm. Aber habe ich dafür nicht Dich gewonnen, Du Vielgeliebter, und führst Du mich nicht selbst in unsre neue Heimath zurück?« –

Und der Wind rauschte stärker um sie, die Wellen schäumten auf, und der pflügende Kiel des schönen Schiffes schoß ohne Rast durch die Wogen des atlantischen Oceans dahin.

NEUNTES BUCH.

ERSTES KAPITEL. HANS WALDAU'S LUFTSCHLÖSSER.

Während wir die eben verlassenen Glücklichen auf dem Meere zwischen beiden Welttheilen schweben lassen, wollen wir einen Rückblick auf die in der Heimath Geblienen werfen und sehen, was Hans Waldau, der Architekt, an der Spitze der übrigen Freunde des reichen Erben, jetzigen Grundbesitzers in Deutschland, amerikanischen Bürgers und Gesandten der größten Republik der Erde, zu leisten vermocht, und ob er den Erwartungen zu entsprechen fähig war, die sein Freund in so vollem und umfangreichem Maaße in ihn gesetzt hatte.

Sechszwanzig volle Monate hatte der thätige Baumeister für die Ausführung seiner großen und umfassenden Werke vor sich gehabt, aber vollkommen hatte er sie auch zu benutzen verstanden. Beide Winter, welche in diesem langen Zeitraume lagen, waren äußerst milde gewesen, und kaum waren die Arbeiten durch den Frost oder stürmisches Regenwetter auf kurze Zeit unterbrochen worden. Auch die politischen Zeitereignisse, sonst so störend auf den allgemeinen Verkehr, auf staatliche wie private Bestrebungen einwirkend, waren ihm, dem umsichtigen Leiter einer so schwierigen Aufgabe, nicht hinderlich, ja, in manchen Dingen sogar förderlich gewesen; denn hunderte von Arbeitern, bei der allseitigen Stockung der Geschäfte und baulicher Unternehmungen ohne Brod, waren dadurch für ihn gewonnen worden,

und da jeder Exceß sogleich mit Entfernung des Uebeltäters bestraft, und ein fleißigerer, ruhigerer Gesell für den Abgehenden eingestellt wurde, so hatten sich bei der guten Löhnung und dem trefflich vorgesorgten Unterhalte die tauglichsten Hände unter seine Aufsicht begeben; und Baumeister wie Tagelöhner waren dabei im Vortheil gewesen.

Die sonst so einsam in dem stillen See liegende Insel war bald ihrer Einsamkeit auf ewige Zeiten entrisen worden. Die benachbarten Ufer, Wälder und Landsitze hallten wider von den Schlägen der fleißigen Art und dem fröhlichen Jauchzen so vieler rastlos thätigen Handwerker. Der ruhige Fluß hatte sich belebt, zahllose Kähne und Boote fuhren in stündlicher Aufeinanderfolge die Materialien herbei, die der überall bekannte Werkführer aus verschiedenen Lagern und Vorräthen an's Tageslicht gerufen hatte.

Auch die Neugierde der Nachbarn der zu einer fürstlichen Herrschaft umgestalteten Insel und der weiter entfernt wohnenden Bewohner der Sommerresidenz des Königs war geweckt worden. In zahlreichen Gesellschaften kamen sie von allen Seiten herbei, mit lauterer oder stillerer Verwunderung die Werke zu betrachten, die so plötzlich, wie aus dem Schooße des Wassers aufgetaucht, unter den Händen so vieler Hunderte emporstiegen. Denn wie in einem gefüllten Bienenkorbe oder einem Ameisenberge regte es sich auf der schnell bevölkerten Insel; da gab es viel zu schauen, viel zu fragen, viel zu erwarten. Privatpersonen und Beamte, Militairs

und der wunderbar betroffene Adel strömten herbei, um sich zu unterrichten, ob es denn wahr oder gar nur möglich sei, daß so ungeheuer viel Geld noch in der Welt verborgen liege, daß so kostbare und zahlreiche Bauten aus dem Säckel eines einzigen Menschen bestritten werden könnten. Nur der wahnsinnige Bummel hielt sich von den Ufern der Insel fern, denn er wußte aus mannigfacher Erfahrung, daß Herr König, der Polizeibeamte aus der Hauptstadt, den wir am Abende der Ankunft Mr. Staunton's kennen gelernt haben, und der bereitwillig die Beaufsichtigung der Arbeiter auf der Insel übernommen hatte, – er wußte aus mannigfacher Erfahrung, sagen wir, daß Herr König ein entschlossener Mann mit mächtigen Hilfswerkzeugen sei, der keinen Spaß verstehe, und eine ungeheuer feine Nase in Bezug auf fahrende, talentvolle Spitzbuben und faullenzende Staatsumwälzer habe.

Waldau selber, wir müssen es hier kurz wiederholen, hatte sich zuerst mit den beiden Dossows, mit Karl Michel, dem Gärtner, dem neugeworbenen Oekonomen und einigen tüchtigen Maurermeistern auf der Insel eingest. Bald waren ihnen einige hundert Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen und Handlanger gefolgt, und man war zuerst bemüht, für die Arbeiter selbst ein gedeihliches Unterkommen zu schaffen. Denn bei der Abgelegenheit der Insel konnten diese nicht alle täglich den weiten Weg nach ihrer Behausung zurücklegen, es hätte eine solche Einrichtung zu viele Kräfte und Zeit weggenommen.

Bald waren die alten Scheunen, Ställe und sonstigen Baulichkeiten der Insel zu Lagerstätten eingerichtet und

eine provisorische Küche erstand dicht daneben in einem Bretterhause. Denn das Essen wurde, damit der Arbeiter gut und kräftig genährt würde, von dem reichen Bauherrn, so lautete sein Wille, allen Arbeitern auf der Insel als ein Theil ihres Verdienstes und eine Belohnung ihrer Mühe umsonst geliefert. Und das ließen sich denn auch viele Hungernde und vergeblich Arbeit Suchende gern gefallen.

Nachdem nun die Behausungen der Arbeiter geschaffen waren, zogen diese selbst von allen Gegenden in hellen Haufen herbei. Namentlich Bilsingen lieferte einige achtzig willfähige Tagelöhner und Erdarbeiter. Dossow der Aeltere, der die Oberaufsicht über die dreihundert angenommenen Zimmerleute führte, beschäftigte diese sogleich auf der Stelle, die er sich zu seinem künftigen Arbeitsplatze ausersehen hatte, und da die Holzsendungen rasch und beinahe zuerst eintrafen, so fanden diese Truppen zunächst ihren Geschäftskreis eröffnet vor. Zweihundert Steinmetzen hämmerten die von dem nahen Sandsteinbruche her verschriebenen Felsstücke zu recht, sechshundert Maurer begannen auf allen Theilen der Insel, in einzelne größere und kleinere Abtheilungen geschieden, eine jede unter besonderer Aufsicht arbeitend, die Grundsteine der vielen Gebäude zu legen. Denn auf einundzwanzig verschiedenen Baustellen wurde sogleich rührige Hand angelegt, damit die Masse der Hände, auf einem Punkt zusammen wirkend, sich nicht

selber im Wege wäre. Und zuerst wurden diejenigen Baulichkeiten mit dem größten Eifer betrieben, in deren Räumen die Handwerker selber wohnen sollten, welche, zu künftigen Bewohnern der Insel bestimmt, der Stille und der Behaglichkeit bedurften, ihren Theil an dem Ganzen so gut und so schnell wie möglich zu liefern. Es waren dies die Wohnungen des Zimmermeisters Dossow, eines Maurermeisters, das Handwerkerhaus für die Meister Schwarzkopf, Becker und Ritter, die wieder in alter Eintracht in einem Hause ihre Werkstätten haben sollten, die Oekonomiegebäude an der Stelle der alten Meierei, und endlich ein neues, sogenanntes Schweizerhaus, im Alpenstyle errichtet, worin die Gärtnergehülfen der Insel in Zukunft wohnen sollten. Sodann wurde auch auf das Maschinenhaus vorzugsweise Bedacht genommen, in welchem Ernst sein Wesen trieb, und daneben das freundliche Wohnhaus gebaut, in welchem er selbst sein Haupt niederzulegen bestimmt war. Nicht weit davon, ebenfalls am Strande der Ostküste, wurde der Grund zu Karl's Obergärtnerhause gelegt, durch einen Blumengarten damit verbunden das ländliche Asyl seines Vaters, des Kantors und der alten Susanne, denen Eduard eine besonders gemüthlich eingerichtete Wirthschaft zugedacht hatte.

Außer diesen zunächst in Arbeit gegebenen Stellen ward die Hauptkraft aller Regsamkeit auf das großartige Schloß verwandt, woran allein die Hälfte aller vorhandenen Arbeiter beschäftigt war, denn an dessen zeitige Vollendung glaubte der Architekt seine Ehre und seinen ganzen Ruf gebunden. Der daran stoßende Pavillon, zu

des Erben stillem Landsitze bestimmt, wurde ebenfalls mit tüchtigen Händen angegriffen, und so sah man bald die allgemeinste Thätigkeit über die ganze, beinahe meilenlange Insel verbreitet, und es gab des Stoffes zu interessanter Betrachtung genug.

In kaum vier Wochen waren die nöthigen Erdarbeiten beendigt und die Maurer begannen die Grundpfeiler zu legen, überall fast zu gleicher Zeit. Ein wahrer Wett-eifer beseelte die sich selbst anfeuernden Arbeiter, die sich nicht allein gut und pünktlich bezahlt, sondern auch besser und nahrhafter beköstigt sahen, als sie es bisher gewohnt gewesen waren. Was nun die sachkennerische und umsichtige Leitung im Ganzen und Großen betraf, so war diese in Fülle vorhanden. Man hätte hier Hans Waldau sehen müssen. Wenn es möglich gewesen wäre, sich selber in zehn Theile zu zerspalten, er hätte es gewiß gethan. Er war überall. Wie der Wind trug ihn sein stets gesattelter schneller Pony von Ort zu Ort, von Baustelle zu Baustelle, und Ernst war sein oberster und unmittelbarer Werkführer. Wo man diese Beiden nicht vermuthete, da waren sie, oft kam der Eine nach dem Andern, oft Beide zugleich, und stets gehorchte man ihren Anordnungen auf der Stelle. Es war *ein* Kopf, der Alles leitete, *ein* Wille, der überall gebot, und da die kleinen Werkkräder genau und geschickt in das große Triebrad griffen, so wurde überall die Arbeit gefördert, und das allgemeine Werk gelang.

Bald nach dem Beginn der einzelnen Gebäude und sobald ihre Grundmauern über dem Boden sichtbar wurden, erschien Karl Michel, als Obergärtner, mit seinen Heerschaaren, stellte sie in Schlachtlinie auf und führte sie unmittelbar darauf in's Treffen. Bis auf den unversehrt bleibenden Buchenwald ward die Oberfläche der ganzen Insel beinahe aufgewühlt, und in Rasenhügel, Blumenbeete und geschlängelte Wege eingetheilt. Die schönsten Baumgruppen wurden von dem verunzierenden Gestrüpp gereinigt und in perspektivischer Fernsicht klar hergestellt. Viele Bäume wurden ganz und gar ausgegraben und an andere Stellen gebracht, mancher Platz auch gelichtet, manche Lücke neu angepflanzt. Ein Theil dieser Arbeiten, zu denen ein ungeheurer Andrang war, weil sie die am wenigsten schwierigen waren und oft von alten Leuten oder Kindern ausgeführt werden konnten, wuchsen gleichzeitig mit den Bauwerken aus dem Erdboden hervor; man sah schon, was das wüste Chaos einst zu werden versprach, und der Liebhaber an solchen Dingen gab es Viele, die bald durch den Einen, bald durch den Andern auf die Insel geführt und als Beschauer zugelassen wurden.

Im Herbste des ersten Jahres hatte man denn schon einen sichtbaren Erfolg vor sich. Die Werkhäuser waren ganz fertig bis auf die inneren Verzierungen; die Arbeitsplätze aber, wie der Zimmerhof und die Werkstellen der Tischler wurden schon benutzt und in ihnen das Erforderliche für die weiteren Bauten angefertigt. Meister Schwarzkopf befahl jetzt hier als Herrscher, und mehr

als zwanzig gewöhnliche und etwa ein Dutzend Luxustischlergesellen hatten alle Hände voll zu thun. Eben so waren fertig bis auf den Abputz das künftige Matrosenhaus, die Oekonomiegebäude mit der Meierei, die Wohnungen des Zimmer- und Maurermeisters, das Prediger- und Schulhaus, das kostbare, aus Eisen und Glas erbaute Gewächshaus, das Schweizer- und Obergärtnerhaus mit des Kantors Einsiedelei, das Forsthaus drüben jenseits des Flusses am Saume des Waldes, das Atelier der Bildhauer, und endlich auch das Wirthshaus an der Landstraße auf der Ostseite der Insel. Diese Gebäude sollten alle bis zum Frühjahr gehörig austrocknen, dann aber sogleich von Außen abgeputzt und im Innern geziemend eingerichtet und mit den nothwendigen Möbeln versehen werden, denn gleich fertig zum Bewohnen wollte der freigebige Herr seinen Freunden und Arbeitern ihre Wohnungen anweisen.

Sobald nun die in einzelne Abtheilungen gebrachten Maurer- und Zimmerleute an diesen Orten fertig waren, zogen sie sich in gedrängteren Massen auf die Hauptgebäude zurück und wetteiferten hier mit ihren eben so fleißigen Gefährten. Es waren dies das sogenannte Herrenhaus, in welchem die Künstler und Musiker wohnen sollten, ein großes, in schönen architektonischen Verhältnissen aufgeführtes Gebäude, im altdeutschen Style mit Thürmen und Thürmchen, Spitzfenstern und weit nach hinten in den Buchenwald hinausgehenden Flügeln; ferner Eduard's Pavillon, die schöne Abteikirche im normännisch-romantischen Styl, und endlich das Schloß

selbst, welches ein großes, unregelmäßiges Viereck darstellte, beinahe vierhundert Fuß lang und zweihundert Fuß breit war, mit der Vorder- und Hauptfront nach Süden von dem Hügel der Insel her über den Wasserspiegel sah, und einen länglichen Hofraum einschloß, in dessen Kreis die Corridore herumliefen, während die Säle, Fremden- und Wohnzimmer alle nach Außen hin lagen. Diese vier Gebäude wurden jetzt mit vereinigten Kräften angegriffen und der Pavillon zuerst im Dezember äußerlich beendet, worauf im Februar das Herrenhaus und die Abtei folgten, während das Schloß erst am Ende des zweiten Jahres äußerlich vollendet ward. Sobald nun der Winter, die Zeit und die angewandten künstlichen Mittel ein Gebäude gehörig ausgetrocknet hatten, bemächtigten sich seiner die Tischler, Anstreicher, Tapezierer, Glaser und Schlosser. Jetzt sah man die Arbeiter nicht mehr, man hörte nur an dem steten Pochen und Lärmen ihre im Innern der Gebäude betriebene Thätigkeit.

Im Sommer des zweiten Jahres wurden die meisten Gebäude schon bezogen und wohnlich eingerichtet. Dossow, der Zimmermeister, war mit seiner Frau der erste, der sagen konnte, da steht mein Haus, ich wohne schon darin. Ihm folgte sein Sohn Ernst, der, nachdem die Maschinen zur Berieselung des Parkes und zu den verschiedenen Springbrunnen im Gange waren, nach eigenem Geschmacke seine reizende Villa, wie er sie nannte, einrichtete. Mit ihm zugleich erschien Karl und nahm, wie seine Untergebenen vom Schweizerhause, so von seinem eigenen, im italienischen Style gehaltenen Gartenhause

Besitz. Die drei Meister, Schwarzkopf, Becker und Ritter waren schon im Frühjahr mit ihren Familien in ihre bequem eingerichteten Wohnungen gezogen. Auch der Oekonom bewohnte schon seine Meierei und züchtete bereits die mit vielem Gelde angekauften edlen Schaf- und Rinderheerden, während er dabei seinen übrigen Landgeschäften oblag. Auch der Förster hatte seine Waldwohnung bezogen, deren oberer Theil für die Herrschaft eingerichtet war, für den Fall einer Jagd in den wildreichen Wäldern seines Reviers. Und nachdem nun die Kirche fertig und das Schloß äußerlich wenigstens vollendet war, begab sich Waldau an die Herstellung von neun einzelnen auf die schönsten Punkte der Insel vertheilten sogenannten Besuchshäusern, kleine reizende Villen, für welche der Besitzer noch keinen bestimmten Bewohner wußte, die er aber vollständig eingerichtet bereit haben wollte, für den Fall, daß ein künftiger Besuch oder ein neu hinzutretender Beamte einer solchen bedürfen würde.

Auch das lange Marstallgebäude mit der Wohnung des Oberstallmeisters und der Reitbahn dabei, in der Nähe des Herrenhauses, zwischen diesem und dem Handwerkerhause, war fertig und harrte nur der vortrefflichen Pferde, wie die dabei liegenden Remisen der verschiedenen Fuhrwerke, die bereits alle angekauft oder in Bestellung gegeben waren und nächstens eingeliefert werden sollten. Die Zugpferde kamen theils aus Mecklenburg, theils aus den litthauischen Provinzen, denn Eduard liebte die russischen Pferde und die russische Bespannung.

Emil, des Banquiers Ermeling Sohn, holte sie und wurde im nächsten Frühjahr erwartet, – auch ein Grund, warum der Architekt des Besitzers Ankunft länger hinausgeschoben haben wollte.

Mit der Vollendung aller dieser im reinsten und würdigsten Geschmacke hergestellten Gebäude schritt die Umwandlung der Insel in einen der seltensten Gartenparke gleichmäßig vorwärts. Karl war nicht umsonst mehrere Jahre in allen Ländern Europas umher gereis't, er wußte, was schön und erfreulich war. Die großen umgepflanzten Bäume waren bei der sorgfältigen Behandlung angewachsen, die neu angelegten duftigen Gebüsche gediehen, und die Rasen- und Blumenfelder in den heitersten Einfassungen grüntem und blühtem schon im zweiten Sommer in der mannigfaltigsten Farbenpracht.

Nun aber kam des Architekten Hauptsorge. Diese betraf die innere Ausschmückung des Schlosses, des Pavillons und der Abtei. Da kamen denn eines Tages die Künstlerfreunde mit ihren Gehülfen aus der Hauptstadt angewandert. Mit stillem Erstaunen standen sie da und bewunderten, was ihr theurer Michel Angelo Großartiges und Herrliches schon geleistet hatte. Und die innere Begierde des Schaffens, die Lust der Arbeit, die Gluth der Begeisterung erwachte in ihnen, und schon am nächsten Morgen bestiegen sie die räumlichen Gerüste, und ihre Farben und Pinsel begannen ihr zauberhaftes Werk.

Andreas Oeggering war schon lange da. Er hatte in seinem neuen großen, im dichten Laubgehölze belegenen

Atelier nicht allein selbst die herrlichsten Arbeiten geliefert, sondern auch die vielen angenommenen Hülfсарbeiter beaufsichtigt und ihnen mit Rath und That beigestanden. Die Marmortreppen, die Granitböden, die köstlichen Säulen von grünem, weißem, rothem, schwarzem Marmor, desgleichen die Kamine, die Kapitälер, die Friese, die Gebälkverzierungen, die Karyatiden, Alles war unter seiner Anleitung gearbeitet, vollendet, aufgestellt, und für Auge und Gemüth auf das Herrlichste zurecht gerückt.

Aber mit allem Fleiße und aller Hingebung waren die Freunde nicht im Stande, die großen Decken-, Wand- und Treppengemälde allein zu vollenden. Bald wurde Hülfe in der Hauptstadt gesucht, und die hervorragendsten, gepriesensten Künstler kamen gern, ihre Hände dem großartigen Unternehmen zu leihen. Erst so war es Waldau gelungen, zum Ziele zu kommen, und da er selbst seine meisten Arbeiten hinter sich sah, warf er, schnell entschlossen, den Befehlshaberstab bei Seite und ergriff mit eigener kunstfertiger Hand den Pinsel. Das war ein Arbeiten um die Wette, mit ächter Künstlerbegeisterung ergriffen, mit männlicher Ausdauer vollführt und der seltensten Freundschaftshingebung vollendet.

Aber bald sollte das Leben und Treiben auf der so beglückten Insel noch vollständiger werden. Allerlei Sendungen von verschiedenen Orten und Gegenden, aus allerlei Sammlungen und Vorräthen trafen allmählig ein.

Emil, der schlanke, schöne Stallmeister, ein wahrer Rossebändiger, kam von seiner Reise zurück, und seine Kutscher und Reitknechte führten einige Dutzend der herrlichsten Pferde edelster Zucht in die prächtigen Ställe. Da waren alle Liebhabereien vertreten, das arabische Roß, nur zum Reiten geschaffen, stand neben den englischen Vollblutpferden, die zur Jagd eben so vorzüglich wie eine Zierde vor dem Galawagen sind. Das russische Gespann mit den kleinen Köpfen, den wallenden Mähnen und dem kräftigen, schön getragenen Schweife, rannte wild vor seiner Droschke einher, die der bärtige Kutscher mit dem langen Kaftan und dem kleinen Hute kaum zu zügeln vermochte.

Fast zugleich mit ihnen hatte sich die Heerde buntfarbiger Wasservogel vermehrt und schwamm lustig auf dem vergrößerten Teiche, in dessen Mitte das schmucke Vogelhaus mit dem spitzigen Thürmchen ragte und von dem saftigsten Rasen und den zierlichsten Blumen umkränzt war.

Auch Karl traf mit seinen Schiffsladungen voll der seltensten tropischen Gewächse ein. Die Fächer- und Dattelpalmen, die Pisangs, die Granaten- und Gummibäume mit ihren riesigen Stämmen und den saftigen Blättern wurden mit vielen anderen, kleineren und größeren, zur Füllung des gläsernen Gewächshauses verwandt, die Citronen-, Mandel- und Pomeranzenbäume aber zur Zierde des Schlosses, des Pavillons und des darin befindlichen Kuppeltreibhauses aufgestellt.

Mit ihm zugleich schmückte Andreas Oeggering die Ruheplätze an den Springbrunnen, die Blumengärten, die Grotten, die größeren Parkplätze mit seinen marmornen und bronzenen Statuen, Vasen, Urnen und sonstigen plastischen Zierrathen. Dazu gesellten sich in ganzen Schaaren die Zimmerbohner, die die köstlichen Mosaikböden der Säle und Gemächer, aus hundert verschiedenen Holzarten in allen Gestaltungen zusammengesetzt, in spiegelglatte Flächen verwandelten. Dann kamen die Tapezierer und rollten die schweren seidenen Vorhänge, die orientalischen Mousseline, die türkischen Shawls vor den Spiegelfenstern auf, und gaben ihnen jene Gestaltungen, die eben so das Auge entzücken wie den geschmackvollen Sinn dieser jetzt unentbehrlichen Künstler verrathen. Nun wurden die prachtvollen Möbel angefahren, welche Herr und Frau Holzbrecher selber ordneten und aufstellten, die Möbel von kostbarem Holze, einfach oder mit Elfenbein, Perlmutter, Silber- und Goldplatten ausgelegt, von Riepenstahl's kunstfertiger Hand gezeichnet, von Schwarzkopf und seinen Helfershelfern ausgeführt, die großen und kleinen, runden und eckigen, hölzernen und marmornen Tische, die üppigen Sitzpolster, von allen Samnten und Seiden strahlend, die Sessel, Divans, Stühle, zum Liegen und zum Sitzen, zum Schlafen und Arbeiten, Essen, Trinken und Rauchen eingerichtet. Dann kamen die Spiegel, die nicht schon in den Wänden befestigt waren, von den besten Glashütten des Vaterlandes erzeugt, die runden mit den breiten Gold-, Silber- und Eisenrahmen, die von Citronen- und amerikanischen

Hölzern eingefaßten, an denen die Holzschnitzer ihre höchste Kunst erschöpft hatten. Ihnen folgten die klang- und gesangreichsten Flügel, von Holzbrecher theils selbst gearbeitet, theils auserlesen, von denen allein acht im Schlosse und zwei im Pavillon vertheilt wurden, die abgerechnet, welche in die Privatwohnungen auf höheres Geheiß geliefert worden. Nun wurden von den Künstlern selber eigene und fremde Gemälde, kostbare Kupferstiche und Handzeichnungen, in ungeheurer Menge, geordnet und vertheilt, die bronzenen, steinernen und hölzernen Zierrathen des Luxus' und der Kunst in allen Gemächern nach Geschmack und Künstlersinn aufgehängt und aufgestellt. Und um die Reichthümer alle, wie sie schon selten und ausgesucht waren, noch höher zu überstrahlen, kamen gerade jetzt Josephson und Willibald mit Mr. Staunton und Treaden und ihren amerikanischen Schätzen allerlei Art an, die wohlerhalten den weiten Weg über den Ocean zurückgelegt hatten. Das war ein gegenseitiges Staunen und Bewundern, ein Begrüßen und Beglückwünschen der Freunde, die sich so lange nicht gesehen hatten und nun ihre ganze Umgebung so vollständig verändert und verschönert fanden!

Sogleich begab man sich an eine Sonderung der von Jenen mitgebrachten Gegenstände, um sie an die passendsten Oertlichkeiten zu vertheilen; sie aber nur zu betrachten, nahm schon lange Zeit weg. Zuerst bewunderte man die mexikanischen Pferde, von denen kein einziges Schaden genommen hatte, und namentlich Lambeck konnte sich von den mit einem Male beinahe gefüllten

Ställen nicht losreißen. Dann wurden die übrigen Kostbarkeiten aus Mr. Hutten's reicher Sammlung aus ihren Kisten geholt, und als Josephson mit Ruhmredigkeit verkündete, daß man mit dem Ausstellen derselben noch warten müsse, da die größte und schönste Sendung noch nachkäme, da gingen selbst Waldau die Augen über und er sprach im Stillen ein frommes und zufriedenes ›Gott sei bei uns!‹ aus.

Josephson zog ihn am ersten Abend seiner Ankunft auf die Seite und forschte nach den Zimmern des Pavillons, um zu horchen, ob auch wohl für eine künftige Gemahlin des Besitzers Vorkehrungen getroffen seien.

»Komm mit!« sagte der beinahe stolz gewordene Künstler, und zog den verehrten Freund in den Pavillon.

»O!« sagte der erstaunte, weit gereis'te Wolf – »ich sehe, Ihr habt die eingesandten Zeichnungen Willibald's wohl benutzt – ich habe nichts mehr darüber zu sagen.«

Und nun theilte er selbst Waldau nichts von dem schönsten Geheimnisse Eduard's mit.

»Aber wie ist es mit dem Cypressenkranz und dem Grabmal Mr. Hutten's?« fragte er.

»Dort steht es – gehe hin und siehe, ob es ähnlich ist!« Das war die einzige Antwort, die der moderne Michel Angelo sprach, und wie fand sich Josephson befriedigt, als er es sah! Er glaubte zu träumen und sich plötzlich wieder an den Hudson versetzt.

»Ihr seid fleißig gewesen,« sagte er, »das ist Alles ganz köstlich!«

»Still, still! Wir haben nichts als unsere Schuldigkeit gethan; er giebt uns Liebe und Gold und wir geben ihm Liebe und Arbeit. Das ist so in der Welt. Du hast bei Weitem noch nicht das Schönste gesehen, urtheile erst, wenn Du das Schloß siehst.«

»Zeige es mir doch!«

»Gott bewahre! Hutten selber bekommt es nicht am ersten Tage zu sehen; wir müssen eine Gelegenheit abwarten, denn wir haben mehr geleistet, als in vierundzwanzig Stunden genossen werden kann.«

»Ich bescheide mich,« entgegnete Josephson, »aber ich räche mich. Ich zeige Dir auch nicht Alles, was ich habe.«

»Was denn?«

»Wir müssen eine Gelegenheit abwarten. Adieu! Wo sind meine Zimmer?« –

Und als man nun die Mohren in ihren mexikanischen Kleidungen sah, und jedes Gesicht an ihren gutmüthigen, freundlichen Mienen hing, da fing man auf der Insel an, zu begreifen, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, wo sie den freundlichen Herrn, den reichen Privatmann, und, wie man mit Erstaunen erfuhr, den nordamerikanischen Gesandten bald in eigener Person wieder sehen würden.

»Sieht er verändert aus?« fragte man den Gefährten des Reisenden.

»Nicht im Geringsten. Gesunder, kräftiger, milder und glücklicher ist er, als er war, sonst ohne alle Wandelung.«

Und die Freunde erhoben beinahe ein Triumphgeschrei.

So kam man denn mit der Zeit seinem Ziele näher. Aber das Laufen, das Ordnen, das Bewundern wollte kein Ende nehmen, zuletzt wurde es am allerärgsten; Waldau's Unruhe, anstatt abzunehmen, wuchs beinahe mit jeder Stunde, überall fand er noch Etwas zu verbessern, zu rücken, zu verschönern.

Endlich aber, es war am ersten Junitage, berief er alle Freunde zusammen, und als sie im Garten in einer schönen Rosenlaube versammelt waren, sagte er:

»Nun, meine lieben Freunde, ist endlich der Augenblick gekommen, wo ich sagen kann, wir sind fertig! Das war eine herrliche Arbeit, die Engel im Himmel mögen uns darum beneiden! Jetzt fragt es sich, wann kommt er und wie empfangen wir ihn?«

Alle verstummten, diese Frage hatte sich schon ein Jeder vorgelegt, aber Keiner hatte sie zu beantworten verstanden.

Raphael wollte einen künstlerischen Aufzug, Lambeck einen zu Pferde, Felix eine große Musikaufführung, Ernst eine phantastische Wasserfahrt, bei der die Nixen des Flusses und die Nymphen der Bäume Reden halten sollten.

»Ich weiß etwas Besseres als Das,« sagte Josephson, und schnitt alle Streitigkeiten mit einem Male ab; »wir machen – denn so *will Er* es – gar keine besonderen Feierlichkeiten, wir berufen einzig und allein *alle* seine Lieben zusammen, und lassen Einen, ich schlage Waldau vor, sprechen:

›Eduard Hutten! Wir grüßen Dich! Da, siehe unsere Freundschaft zu Dir! Gott segne Dich!‹

›Und dabei machst Du eine Verbeugung und zeigst auf alle diese Herrlichkeiten!‹

Alles lachte, aber stimmte bei. Und so war es beschlossen.

Aber noch *eine* Zierde der Insel fehlte, und daran hatte bis jetzt kein Mensch gedacht, und dennoch war sie eine der schönsten und nützlichsten von allen. Und das Glück wollte es, daß sie gerade jetzt, zu rechter Zeit, eintraf, und zufällig an demselben Tage, wo der einzige Mann kam, der über sie zu gebieten und sie allein zu handhaben verstand.

Am zweiten Juni nämlich traf die vom Capitain Schröder bei seinem Vater, dem Schiffsbauer, bestellte kleine Flottille ein. Die zwei Dampfboote, von reizender Bauart, geschmackvoll eingerichtet, zweckmäßig getakelt, liefen den Fluß vom Norden daher und trugen oder schleppten gleichzeitig funfzehn der reizendsten kleinen Segelboote mit sich, die von allen jetzigen Bewohnern der Insel mit einem wahren Beifallssturme begrüßt wurden. Das größere Schaufelboot trug an seinem Spiegel den Namen ›Hudson‹. Das bei Weitem reicher ausgestattete Schraubenboot dagegen den Allen unbekanntem: ›Beata‹.

›Dieses besteigt Niemand,‹ befahl Josephson, ›es ist sein Boot, er zuerst soll an seinen Bord gehen.‹

Und siehe da, von der anderen Seite, von Süden her, mit Extrapostpferden angebraust, kam der Capitain Schröder selber. Ihm folgten in drei anderen Wagen zwölf

seiner tüchtigsten Matrosen. Er betrat sogleich die Insel und ward von Josephson der Versammlung als der Admiral des Besitzers der Insel und zugleich als der Bote vorgestellt, der seine bevorstehende Ankunft verkünden sollte.

»Wo ist er? Wann kommt er?« hieß es allgemein.

»Er ist in Paris. Und hier ist sein Brief an Herrn Waldau.«

»Das bin ich!«

Und der in Schweiß gesetzte Architekt erbrach das Siegel und las das kurze Schreiben sogleich vor. Es hieß:

»Mein lieber Waldau! Ich grüße Euch Alle. Versammelt alle meine Freunde auf der Insel. Sendet mir, wenn es schon da ist, mein kleines Schraubenboot, Beata genannt, nach der Sommerresidenz. Keiner aber befinde sich darauf, als der Capitain mit seinen Matrosen und Josephson; die Uebrigen will ich erst am Strande begrüßen. Am 24. Juni Morgens acht Uhr treffe ich in der Stadt ein, und um neun, so Gott will, bin ich bei Euch. Lebet Alle wohl!

Eduard Hutten-Stolling-Wollzagen.«

»So, da haben wir's, am Johannistage! Nun wohlauf, Kinder, rüstet Euch, noch haben wir Zeit. Lasset die Einladungsschreiben abgehen, damit Alle kommen und Keiner ausbleibe. Aber wo ist der Capitain – der Admiral, wollte ich sagen?«

Aber der neue Admiral war schon an Bord seines Admiralschiffes gegangen. Mit kundigem Auge untersuchte er jede Planke, jede Schraube, jedes Tau. Dann wurden die Segelboote in's Wasser gelassen, und in wenigen Stunden lagen Dampfer und Boote, alle nach ächter Seemannsweise getakelt, im kleinen, vortrefflich gerundeten Hafen an der Ostseite der Insel. Der Capitain sowohl wie seine Matrosen zogen ein in das schöne Matrosenhaus, welches, mit Baumrinde äußerlich bekleidet, aus zwei Stockwerken bestehend, an den Ecken zwei Thürmchen zeigte, und in einer Fülle von Epheu- und Schlinggewächsen unmittelbar hinter den Fliederbüschen am Strande versteckt lag und zur Aufnahme von sechzig Matrosen eingerichtet war. Im oberen Stockwerke aber stand Schröder's eigene Wohnung zu seinem Empfange bereit, und als er in dieselbe trat, fand er Alles darin, sogar die Uhr an der Wand und ein köstliches Fernrohr auf dem Tische liegend.



Einige Tage nach des Capitains Ankunft folgten ihm auch die auf der Beata mitgebrachten Kisten mit den Gemälden, Statuen, Bronzen, Waffen, Teppichen, Edelsteinen, den Goldsammlungen und was dergleichen Seltenheiten mehr waren. Die Teppiche wurden in den kostbarsten Gemächern, auf den glänzenden Fußböden, den Tischen und endlich in der sogenannten Gallerie ausgebreitet, welche den Theil des Schlosses einnahm, der

dieses mit dem Pavillon verband. Hier wurden auch, da sie durch lange oben spitz zulaufende Fenster erleuchtet war, die schönen Gemälde, die Bildhauerarbeiten aufgestellt und, kurz vor dem Eingange in den Pavillon selber, der letzte Raum in eine Art Waffenhalle verwandelt, deren sinnreiche Ausstattung sich Adalbert Lambeck nicht nehmen ließ.

So war also Alles auf den festlichen Tag vorbereitet, der die Inselbewohner so glücklich machen und viele von ihnen mit unerwarteten Erscheinungen überraschen sollte. Diese Ueberraschung, dieses Glück aber sollte auf beiden Seiten stattfinden, und da sich Diejenigen immer am meisten freuen, die Anderen eine solche bereiten, so war die Freude schon vorher eine wechselseitige.

Die Einladungen an die Freunde Eduard's waren kaum einige Tage abgegangen, da kamen sie auch schon von allen Seiten mit heiteren Gesichtern daher. Zu Wasser, zu Wagen, zu Fuße, wie einen Jeden seine Lust und Laune trieb, so sah man sie nach einander auf der Insel anlangen, worauf sie sogleich von dem dazu erlesenen Führer in ihre ihnen voraus bestimmten Wohnungen geführt wurden.

So füllten sich die Räume der Insel allmählig, und auch die Beamten des Haushalts zogen ein. Es kamen die Köche, der Kellermeister, die Diener weiblichen und männlichen Geschlechts aller Art, deren vorzüglichste Auswahl Holzbrechers mit unermüdlicher Sorgfalt getroffen hatten, und bezogen sämmtlich die großen Räumlichkeiten

im Erdgeschoß des Schlosses. Da brachte denn auch Meister Becker, der Schneider, die schon lange im Voraus nach der Zeichnung Riepenstahl's gefertigten Kleidungsstücke der Diener, deren Hauptfarben nach Hutten's Vorschrift die seines Adoptivvaters waren. Sie bestanden bei Allen aus seegrünen Röcken mit Silber besetzt, die, beinahe bis zum Knie reichend, in der Form der altdeutschen so geschmackvollen Männertracht gearbeitet, und vorn auf der Brust durch silberne Knöpfe und Schnüre zusammen gehalten waren. Darunter trugen sie rothe Tuchwesten mit weißem Halstuch, kurze schwarze Sammethosen und weißseidene Strümpfe mit Schnallenschuhen, die Reitknechte und Kutscher dagegen bei ähnlicher Oberkleidung, weiße lederne Beinkleider und Reitstiefel mit gelben Stulpen und Sporen.

Als die Diener nun diese schöne und glänzende Kleidung angelegt hatten, hielt Josephson, als Hofmarschall, eine Musterschau, und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß das ganze Leben und Treiben auf der Insel bereits das Ansehen einer reichen fürstlichen Hofhaltung angenommen habe.

Von ihm wurden nun auch dem Oberkoche die Küche, ihre Vorräthe, ihre Diener, Gehülften und Mägde zugewiesen, und der Kellermeister in die gefüllten Keller geführt, wo jedes Faß mit seinem Inhalte und der Zahl seines Jahrganges verzeichnet lag, und wo eine unabsehbare Menge verschieden gestalteter Flaschen in ihren Fächern und Lagen, wie gebannte, noch mit dem Schlosse des Schweigens versehene Geister, ihrer Auferstehung

und Entfesselung entgegen harrten. Wolf's leckere Zunge schmeckte im Voraus die Wonne der köstlichen Tropfen, als er den Kellermeister auf einige besondere an die Fächer geschriebene Namen aufmerksam machte, ihm die größte Sorgfalt empfahl und die Art und Weise ihrer künftigen Bestimmung erklärte.

So war also auch Das vollendet, jeder Einzelne hatte sein Amt übernommen, jeder den Umfang seiner Pflichten im Einzelnen und Allgemeinen kennen gelernt.

Auch das ferne und nahe Publikum, welches jede neue Erscheinung dieser Art gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtet und mit oft sehr wahren Benennungen das bisher Ungenannte in Umlauf und Anerkennung bringt, nahm seinen bescheidenen Antheil an den allmählig laut werdenden Einrichtungen des neuen Inselstaates. Die Insel selbst erhielt von ihm die verschiedensten Namen. Denn der vom Besitzer ihr beigelegte Name ›Hutteninsel‹ war der unbekannteste von allen, und nur bei ihren Bewohnern gebräuchlich. Zunächst wurde sie die amerikanische oder Künstlerinsel genannt, während man den reichen Herrn, der auf ihr gebieten sollte, allgemein den Inselkönig nannte, noch lange bevor er selbst die sanften Zügel seiner glücklichen Regierung in die Hände genommen hatte.

So war man bis zu den letzten Tagen vor der Ankunft Hutten's gelangt. Die Witterung begünstigte durchaus jedes auf der Insel vorbereitete Unternehmen. Ein in der Nacht gefallener warmer Regen hatte die trockene Hitze gemildert, die Bäume und den Rasen erfrischt, die

Blumen in der blühendsten Farbenpracht hergestellt. Vor Allen dufteten die Kinder des Juni, die Rosen, in süßester Fülle. Denn mit Rosen waren alle Blumenbeete, Lauben, Rasenplätze, alle Eingänge der Häuser, des Schlosses und namentlich des Pavillons beinahe übersät. Hunderte verschiedener Arten, Farben, Gerüche wechselten in bedachteter Mannigfaltigkeit mit einander ab, und erquickten eben so das Auge wie sie das allgemeine Lust- und Wonnegefühl der glücklichen Menschen erhöhten. Der Fluß selber und der klare Himmel darüber dehnten sich in heiterster Bläue aus; die die gegenüberliegenden Ufer schmückenden Wälder wölbten sich in anmuthigster Frische; die benachbarten Landhäuser auf den angränzenden Berghöhen hatten ihr lustiges Sommerkleid angezogen und wimmelten von ihren fröhlichen Bewohnern, die die Gewohnheit nicht allein, sondern auch die Neugierde diesmal in größerer Anzahl herbeigelockt hatte. Auch das königliche Lustschloß auf der Westseite der Insel hatte sich geschmückt, und obwohl kein Mitglied der königlichen Familie im Augenblick darauf wohnte, so war doch der Kastellan desselben angewiesen, den ankommenden Nachbar durch das Aufziehen der königlichen Flagge ehrenvoll zu begrüßen. –

Es war der Tag vor der sehlichst erwarteten Ankunft. Josephson berief die Freunde zusammen. Er bezeichnete ihnen noch einmal Stunde und Art des Empfanges und wies Jedem seinen Platz an.

»Und nun, Waldau, was hast Du noch mitzutheilen?« fragte er diesen, der sich das Wort erbat.

»Da wir so weit sind,« sagte dieser, »so wollen wir uns heute Nachmittag zum ersten Male in unseren neuen Bekleidungen zeigen. Keiner schlieÙe sich aus, wir Künstler müssen den Anfang machen, die Anderen werden uns schon nachfolgen. So ist es beschlossen, so soll es geschehen.«

Und in der That, in der Nachmittagstunde erschienen sie in ihren lange entworfenen, künstlerischen Trachten. Gleich waren diese an Form, Schnitt und Stoff, nur verschieden an Farbe, mit Ausnahme der von Allen getragenen schwarzseidenen Strümpfe und der silbernen Schnallen auf den lackirten Schuhen. Die Farbe der sammtnen Ueberwürfe war allein dem Geschmacke der Einzelnen überlassen; so hatte zum Beispiel Waldau ein dunkelblaues, Raphael ein olivenfarbiges, Lambeck ein braunes, Riepenstahl ein dunkelgrünes und Willibald ein aschfarbiges Kleid gewählt. Auf den lockigen Köpfen trugen sie ein einfaches Sammetbarett von derselben Farbe wie das Kleid.

Man hatte gefürchtet, bei ihrem ersten Erscheinen in dieser Kleidung ein heimliches Gelächter auf den Gesichtern der Zuschauenden wahrzunehmen, aber man hatte sich geirrt. Die romantische Umgebung, die ganze Art und Weise der alle Herzen erhebenden Feierlichkeit hatte einen heiteren Ernst über Menschen und Gegenstände verbreitet. Man sah sich freilich mit großen Augen an, fand aber diese Wahl so einfach, natürlich und

geschmackvoll, daß man sogar die Verwunderung aussprach, wie es noch Menschen geben könne, die in nüchternen langen Beinkleidern mit dem todten schwarzen Fracke einhergingen, ein Bild der ermüdenden, alles Geistigere, Schönerere und Erhabenerere tödtenden Zeit.

In den letzten Abendstunden begab sich der Architekt, von Josephson begleitet, zum letzten Male an alle die verschiedenen Orte seines Fleißes und seiner Anstrengungen. Haus um Haus, Baumgruppe um Baumgruppe, Park, Garten, Blumen, Schiffe, Diener – Alles musterte er mit verständigem Kennerblick, und als er endlich spät Abends sein Lager suchte, sagte er freudig zu sich selber:

»Es ist Alles, wie ich es wollte, Gott gebe einen schönen warmen Sonnentag und ein heiteres Gemüth.«

## ZWEITES KAPITEL. DER MORGEN DES JOHANNISTAGES

Und Gott gab einen schönen warmen Sonnentag und nicht allein heitere, sondern auch glückliche, dankbare Gemüther. Schon in der Frühe des frischen Morgens war Alles, was Leben und Hoffnung hatte, in freudiger Bewegung auf der Insel. Alle Bewohner, festlich gekleidet, in Gruppen versammelt, klopfenden Herzens, voll sehender Gefühle, drängten sich auf der Rampe vor der südlichen Hauptfronte des Schlosses zusammen, von wo man zuerst des ankommenden Schiffes ansichtig werden konnte, welches der Capitain Schröder, allein von Josephson begleitet, schon am frühen Morgen nach der Residenz geführt hatte.

Die obenerwähnte Rampe umgab das ganze Schloß, war etwa zwei Fuß über dem Hügel erhaben, auf welchen dasselbe gegründet war, und flachte sich nach seinem Fußende in einen sanft absteigenden grünenden Rasenwall ab. Der Raum auf der Rampe vor dem Schlosse selbst war mit den köstlichen Blumen, die in ihren bronzenen Randeinfassungen einem ungeheuren Blüthentepiche glichen, geschmückt; in den mit rothem Kiese bestreuten Zwischenräumen waren, die ganze Länge des Schlosses einnehmend, sechs schöne metallene Kanonen aufgestellt, die eine ernste Zierde des Ganzen bildeten. Feuergeübte Männer standen an den Lafetten und erwarteten das Zeichen des ersten Freuden- und Begrüßungsschusses. Unmittelbar unter dem Abhange des Hügel beugten sich wohlgezogene Hängeweiden mit den silbernen in der Morgenluft zitternden Blättern vornüber in den Fluß, gleichsam ermüdet, als hätten sie auf ihren breiten Aesten den ganzen Hügel und die Last des darauf prangenden Schlosses zu tragen.

Die Schiffe, aus dem gewöhnlichen Hafen in die Umgebung der Landungsbrücke auf der Südwestspitze der Insel vor dem Haupteingang des Schlosses gefahren, schaukelten sich lustig auf den blauen Wellen und hatten alle ihre bunten Flaggen und Wimpel aufgezogen. Von der Landungsbrücke empor, in breiten, bequemen Stufen sich erhebend, von grünenden Waldbäumen beschattet, wanden sich zwei bronzene Gitterlauben, die eine nach dem Eingange des Schlosses selbst, wo der Empfang stattfinden sollte, die andere, längere, etwas mehr links ab an

die westliche Thür des Pavillons führend. Sie war allein für den Hausherrn bestimmt.

So war die erwartete Stunde näher gekommen. Auf der Rampe standen die Freunde Eduard's in schweigenden Gruppen, dahinter die Diener in blinkenden Kleidern, unter den neuen weißen Dienern die alten treuen Neger in ihren amerikanischen Trachten. Waldau stand auf einer Kanone und hielt ein Fernrohr in der Hand. Sein Herz zitterte vor Wonne, seine Augen funkelten und kaum konnte er in der von Freude bewegten Hand das Glas ruhig vor'm Auge halten. Viele Andere hatten ebenfalls Gläser, durch die sie in die Ferne des Flusses blickten, während die nicht so Ausgerüsteten sie wiederholt fragten, ob sie denn noch Nichts sähen?

Waldau schüttelte den Kopf und ließ das Glas sinken, alle Minuten sah er nach der Uhr. Da rief plötzlich ein scharfsichtiger Kanonier:

»Da – da! Da ist der Dampfstreif des Bootes!«

»Wo? Wo?« riefen Alle mit einem jauchzenden Tone der reinsten Herzensfreude und streckten die Köpfe in die Richtung des Flusses.

Und wirklich, um die letzte Biegung des sich krümmenden Flusses herum zog sich der lange Rauchstreif eines sich schnell nähernden Dampfbootes. Waldau schaute durch sein Glas.

»Er ist's! er ist's!« rief er mit donnernder Stimme. Und mit der Rechten nach der Höhe des Schlosses winkend, schrie er aus vollen Leibeskräften: »Hinauf, hinauf mit der Flagge und laßt die Kanonen brummen!«

Und hoch oben auf der Zinne des höchsten Schloßthurmes schwebte zum ersten Mal die festliche, gewaltige Flagge den langen Flaggenstock hinauf, in ihren weißen und dicken Seidenfalten das Wappen Mr. Hutten's des Aelteren zeigend: ein gegen Sturm und Wogen kämpfendes Schiff mit vollen Segeln.

Und der erste Kanonenschuß donnerte herab von der grünen Höhe und begrüßte feierlich den in seine Heimath glücklich zurückkehrenden Erben. Ihm folgte nach rechtzeitiger Pause der zweite und die andern so lange, bis das Schiff die Landungsbrücke erreicht hatte.

Doch begeben wir uns auf das Schiff selber, welches mit voller Kraft auf dem blauen Strome daher flog.

Eduard Hutten hatte seine junge Gemahlin nach Paris geführt; aber das unruhige, wühlerische Leben daselbst hatte ihr nicht zugesagt. Schon mehr hatte sie das südliche Frankreich befriedigt, und einen Theil der Schweiz hatte sie mit der größten Bewunderung verlassen. Von Schaffhausen, wo ihr Eduard die Stellen gezeigt, die er mit ihrem Vater vor einigen Jahren betreten hatte, waren sie den Rhein hinabgefahren und, obschon im Innern nach dem gewohnten und lange entbehrten Frieden eines stillen Hauses verlangend, hatten sie sich in inniger Gemeinschaft an dem schönen Strome und seiner reizenden Romantik erbaut. Nun aber, als auch Das vorüber war, sehnten sich Beide nach Ruhe und Stille. Als sie in der Residenz angelangt waren, die ihrer harrenden Freunde, Josephson und Schröder, auf das Herzlichste begrüßt und das schöne neue Dampfboot, welches

der Capitain nicht genug rühmen konnte, betreten hatten, da sagte Eduard:

»Das ist der erste Schuhbreit Boden, der uns allein gehört; noch *einen* aufregenden Tag, meine Beata, der die Begrüßung aller meiner Lieben einschließt, laß' vorüber, dann sollst Du Ruhe und Frieden in Fülle haben. Lassen Sie uns sogleich abfahren, Schröder!«

Und die Schraube setzte sich in Bewegung und das Schiff flog wie ein Geist, dessen Schwingen man nicht sieht, auf dem langsam fließenden Wasser dahin.

Und nun öffnete sich bald die schöne Gegend des neuen Heimathlandes, die Seen und Berge, die Landhäuser und Wälder traten hervor, und es war unserm Freunde, als wehete ihn sogar die Luft mit süßerer, heimathlicher Wärme an.

»O, wie schön ist Das!« rief Beata entzückt, die auf dem Verdeck neben dem Gatten stand und sich an seinen Arm lehnte, »und hier sollen wir wohnen?«

»Es kommt eine noch schönere Gegend, mein Kind, gedulde Dich ein wenig, in der herrlichsten Mitte wird unser Häuschen stehen.«

»Ja, Häuschen!« dachte Josephson und betrachtete mit stillem Entzücken das schöne Paar, wie es da unter dem lustig aufgespannten Sonnenzelte stand und sich gegenseitig stützend in liebevoller Innigkeit auf die grünen Ufer hinausschaute. Wie sahen sie Beide so gesund, so kräftig und so schön aus! Eduard war in sein kurzes Wamms von schwarzem Sammet gekleidet, welches er

seit langer Zeit beständig trug und, bis oben hinauf zugeknöpft, seine breite Brust, seine kräftigen männlichen Glieder in vollster Blüthe und Kraft zeigte; an den Füßen trug er bequeme Reiterstiefel, bis dicht unter das Knie reichend, wo die elastische Bekleidung von gegerbtem Büffelleder begann, eine Mode, die Eduard so bequem fand und die ihn auch so gut kleidete, daß er sie auch fernerhin zu tragen beschloß. Sein Haupthaar war etwas kürzer geschoren, als früher, eben so sein Wangen- und Kinnbart, nur sein schöner Lippenbart, in breiten Ringeln herabfließend, war geblieben, denn der Gesandte Nordamerika's durfte ja nicht wie ein bärtiger Weltzertrümmerer in die alte Welt und an den Hof seines Königs zurückkehren.

Beata zeigte sich in ihrer schönen spanischen Tracht, nur in Hinsicht auf die Reise und Wärme war diese etwas abgeändert. Sie trug einen faltigen langen Rock von blendend weißem indischen Mousselin, ein ihre elastischen Formen eng umschließendes Mieder von schwarzem Atlas, vorn mit rosenfarbigen Bandschleifen zugebunden, die auch in der Mitte des Kleides vom Gürtel herab bis auf den letzten der zwanzigfachen Säume sich fortsetzten und auf den Schultern in größeren Ringeln wiederholten. Ueber dem goldenen Netze, das die glänzende Lockenfülle einzwängte, trug sie ein leichtes Sommerhütchen von geflochtenem italienischem Stroh, über welches ein langer dichter Schleier hinflatterte.

Dicht hinter Beiden stand das schwarze Geschwisterpaar, in diesem Augenblicke, wo die gespannteste Erwartung der kommenden Dinge ihren Geist aufregte, einen wahrhaft köstlichen Anblick bietend. An den größeren, mächtigern Bruder mit den breiten Schultern, dem symmetrisch athletischen Gliederbau, dem bronzenen Gesicht mit den glühenden, die Fläche des Wassers durchdringenden Augen lehnte die große, sprühende, in dunkler Farbengluth prangende Schwester. Die mexikanische Tracht hob den reizvollen Bau ihrer nie so schön gesehnen Formen hervor und schon, in der Erwartung des Landes, zog sie den lang hinschleppenden Staubmantel, aus westindischer roher Seide gewebt, dichter an ihre üppigen Schultern hinauf. Ihre, wie ein wahres Lichtmeer erscheinenden Augensterne funkelten von Ort zu Ort, von Ufer zu Ufer und einmal über das Andere fragte sie den nahestehenden Josephson:

»Wie lange dauert es noch?«

Da hatte das Schiff die letzte Biegung des Flusses erreicht und vor ihm lag die grüne Insel, auf ihrer Südwestspitze das prachtvolle Schloß mit den beiden schlanken Thürmen an den Ecken und dem runden Hauptthurme in der Mitte, auf dem so eben das flatternde Banner in die sonnige Morgenluft empor stieg. Auf der linken Uferseite erhob sich das Schloß des Monarchen, sein königliches Banner langsam entfaltend; gegenüber der Landsitz des benachbarten Privatmannes, ebenfalls eine kleinere Begrüßungsflagge zeigend.

Eduard hatte jetzt nur Augen für das herrliche Schloß, das seine langen gothischen Fensterreihen, die in der Hauptfront bis auf den Boden reichten, im Sonnenlichte glänzend enthüllte; die kleineren, auf der anderen Seite liegenden, in allen möglichen architektonischen Verhältnissen geformten Bogen-, Pfeiler- und Spitzfenster, die einzelnen vor- und zurückspringenden Verbindungstheile mit tausendfältig verschiedenen Schnörkeln und Verzierungen konnte er von hier aus noch nicht sehen. Nur die mächtigen Zinnen, die Thürme, die allgemeinen Umrisse vermochte er aufzufassen, denn sein Gemüth war in der aufgeregtesten, freudigsten, glücklichsten Bewegung.

»O, wie wunderschön!« lispelte Beata.

»Massa Joseph – kostbar!« rief Ithyssa aus.

Cigarita schwieg, aber sie drückte ihres Bruders Arm gegen die leidenschaftlich bewegte Brust.

»Sieh', sieh'! sie haben auch Kanonen!« rief Eduard beinahe jauchzend, denn eben erreichte sein Ohr der erste weithin rollende, an den Wäldern der Ufer sich brechende Donnerschuß. »Schröder!« wandte er sich zu diesem, »lassen Sie doch auch von unserem Pulver verdampfen, damit sie sich nicht die allein Redenden dünken!«

Und im Augenblicke darauf krachte es von dem Verdecke der Beata daher und der wirbelnde Dampf zog in bläulichen Ringen über die schweigenden Gewässer. Schuß folgte auf Schuß, Schuß für Schuß wurde erwiedert.

»Jetzt aber, meine Damen,« rief Josephson, »treten Sie hinter den Vorhang des Sonnenzeltes; die Freunde da drüben haben Gläser und reichen mit ihren Augen bis hierher.«

Und es war hohe Zeit, denn bereits hatte der scharfblickende Waldau etwas Weibliches entdeckt und wollte seine Wahrnehmung schon den Uebrigen verkünden, als Beata und Cigarita plötzlich hinter dem Zelte verschwanden.

Rasch näherte sich das fliegende Schiff; im weiten Bogen holte der seekundige Capitain aus und gab dem Steuermanne seine Befehle.

»Hoho!« rief er aus, »ich will ihnen zeigen, was ein solches Schiff vermag; auf einem Teller soll es sich dicht an der Landungsbrücke vor ihren Augen herum drehen. Herum mit dem Steuer, Jack, immer Backbord, Back – Back – Backbord. Hurrah!«

Und die ganze Mannschaft schwenkte die Hüte in der Luft und schleuderte der deutschen Insel ein schallendes amerikanisches Hurrah entgegen.

Die Landbewohner erwiederten es hundertstimmig. Das Schiff flog im kreisrunden Bogen herum – die Wasser schäumten hinter seinem schneidenden Ziele – noch eine Schraubenbewegung, noch ein Druck der stöhnenden Maschine und das gewaltige ›Stop‹ donnerte in den Raum hinunter. Die Wasser theilten sich, das Schiff schwankte hin und her; als wenn es vor Anstrengung zitterte, dann lag es ruhig wie ein schlafendes Kind an der Landungsbrücke, die sogleich des Besitzers Fuß betrat, der, allein

von Mr. Staunton, Treaden und den schwarzen Dienern unten am Eingang der Gitterlaube bewillkommnet, mit flüchtigem Fuße die Treppe hinaufeilte und seine mit Wonne erfüllte Beata an der Hand hielt.

Da stand er oben, inmitten der bis zum schweigenden Staunen verwunderten Freunde, denn die Damen hatten sie nicht erwartet und beinahe hätte der zum Sprechen erwählte Michel Angelo seine Anrede vergessen.

Eduard Hutten's feuchtes Auge aber flog im Kreise wie das Auge eines Adlers umher, das alle seine Jungen sucht, sie überzählt und, sie vollzählig findend, mit jubelndem Blicke begrüßt. Und wen sah er?

Da stand, mit einem Schritte vorantretend, sein edler Pflegevater, der ehemalige Pastor Wollzagen aus Bilsingen, das grau gewordene Haar entblößt, mit dem ungebrochenen, rüstigen Körper, aber dem Herzen voller Liebe und die Augen mit dankbaren Thränen gefüllt; neben ihm die ehrwürdige Mutter und ihr zunächst die vier lieblichen Töchter, alle in die Farbe der Freude und der Unschuld gekleidet. Dicht daneben der alte milde Kantor, das weiße Haupt auf der Mitte gescheitelt, die ganze Gestalt und das lächelnwollende Gesicht ein Bild der tiefsten menschlichen Rührung. Das Käppchen, womit vorher seine langen Haare bedeckt waren, hielt er jetzt in der Hand und, den Glanz der Begleiter Eduard's gewahrend, fuhr sein Blick auf seine eigenen langen Stiefel hinab, gleichsam bittend, man möge ihm seine alte Gewohnheit verzeihen, in dieser Tracht hier zu erscheinen, denn auch sein alter Freund Wollzagen hatte ja,

der allgemeinen und seiner besonderen Feier wegen, die übliche schwarzseidene Fußbekleidung angelegt. Neben dem Kantor stand die alte, gebrechliche Susanne in einem ganz neuen schwarzseidenen Kleide. O! was fühlte sie wohl, als sie jetzt den reichen Herrn sah und sich des kleinen Knaben erinnerte, der einst im Schneegestöber, von Kälte erstarrt, in ihr ärmliches Haus getreten war.

Auf der andern Seite des Pastors stand der bewegte Banquier Ermeling, der dem reichen Erben sein ganzes gegenwärtiges Glück verdankte; ihm zur Rechten die in aller Schönheit strahlende Judith, Hände und Augen zum freudigsten Gruß erhoben. Neben der schönen Schwester der blühende Bruder, Emil, in seiner neuen Stallmeister-Würde. Dann kam Frau Holzbrecher im schweren rauschenden Atlaskleide, einen Diamantenschmuck in den Ohren und an den Armen tragend.

Dann kamen die alten Freunde, der ruhige, besonnene Ernst, mit dem klaren, verständigen Auge und dem von seiner Hände Thätigkeit befriedigten, lächelnden Gesichte, der talentvolle Felix mit dem originellen Ausdruck des musikalischen Künstlers in seinen scharfen Zügen, an der Hand die vor Aufregung zitternde alte Mutter haltend, die aus ihrer klappernden Mühle in Bilsingen herbeigekommen war. Der bescheidene, etwas zurücktretende Karl, als wolle er sich in die geheimsten Schlupfwinkel seines Gartens zurückziehen, stand neben ihnen.

Nun kamen die Künstlerfreunde: Waldau selber mit ernster Festesmiene und doch dem Weinen näher als dem Lachen vor mannigfacher Gemüthsbewegung; Raphael

mit seinem lockigen goldenen Haar und dem durchsichtigen Mädchenantlitz; Riepenstahl, der gute Kerl, etwas mehr noch als verlegen, denn er hatte eine geheimnißvolle Bitte auf dem Herzen, die nur sein edler Freund ihm gewähren konnte; Willibald Kannenschmidt, lächelnd, denn er sah ja die Ueberraschung Aller vor sich, die nur ihre Freude zu vermehren im Stande war, und endlich Adalbert Lambeck mit dem dunkeln Haupthaar und dem schwarzen, kühnen Barte in dem steifen, männlichen Gesicht, welches jetzt nur Augen für die merkwürdige, charaktervolle Erscheinung hatte, die an Ithyssa's Arm dahergeschritten kam. Neben ihm stand Andreas Oeggering, der Bildhauer, in steingrauen Sammet gekleidet, das wellenförmige Haar vor Verlegenheit nach der verkehrten Seite streichend.

Sodann kam Frau Schwarzkopf, in braunem Seidenstoff, an der Hand die schöne Anna haltend, die, verschämt, sich in der Mitte des glänzenden Kreises zu sehen, die blitzenden Augen niederschlug; hinter Beiden die drei Meister, sich mit den Ellbogen anstoßend, wie immer, wenn keiner wußte, was er vor Verlegenheit sagen sollte; ihre Frauen fehlten natürlich neben ihnen nicht. Sodann kamen der alte Förster, der Oekonom, die Gärtner, die Matrosen, die Reitknechte mit den Mägden des Hauses und alle die Arbeiter, wie viele ihrer auch auf der weiten Insel zerstreut waren, denn alle hatten sich hier versammelt, um den großen, vornehmen, schönen Herrn, den sie noch nie gesehen, gleich bei seiner Ankunft zu begrüßen.

Diesen ganzen großen Kreis überflog des Inselbeherrschers in Freudenthränen lächelnder Blick und eben wollte er Beata's Hand ergreifen und mit ihr vor seinen Vater treten, denn bis jetzt hatte sie noch nicht ihren dichten Schleier gelüftet, da trat Waldau ihm standhaft entgegen und sprach die wenigen Worte:

»Eduard Hutten-Stolling-Wollzagen! – Aus weiter Ferne kehrst Du in Deine Heimath zurück, Dir selbst und Andern eine Stätte der Ruhe; der Arbeit und des Glückes im Wohlthun zu bereiten – schau Dich um, Alle die hier vor Deinen Augen stehen, haben mit mehr oder minder großem Fleiße diese Stätte gründen helfen, so gut sie es vermochten. Lebe glücklich darauf und segne Dich Gott!«

–

Da trat Eduard Hutten, sich zu seiner ganzen Höhe erhebend und mit wenigen Ausnahmen die ganze Versammlung überragend, rasch und froh bewegt hervor, seine Wangen glühten und seine Augen strahlten in einem höheren Feuer. Er ergriff Beata's Schleier mit der Hand, nahm ihn sammt dem Hute von ihrem herrlichen Antlitz, und vor seinem Vater sich beugend sprach er:

»Mein theurer Vater und Ihr alle, meine Vielgeliebten, die Ihr meinem Herzen seit langen Jahren so nahe steht! – Wohl bin ich zurückgekehrt aus weiter Ferne, nicht zu meinem Glück allein, sondern vielleicht und hoffentlich zu dem Eurigen und vieler Anderer. Sehet aber hier – ich kam nicht allein. Hier diese, die Tochter meines edlen Adoptivvaters Edward Hutten, dessen Sinnbild, das meerbezwingende Schiff, da droben im Winde flattert,

dem wir Alles verdanken, was wir hier und anderwärts besitzen – hier Diese, jetzt meine theure Gattin, kommt vom Hudson, der seine Fluthen in das atlantische Meer ergießt, also aus weiter Ferne mit mir zu Euch, voll Hoffnung, Freundschaft und Vertrauen, Ihr werdet auch ihr sein, was Ihr mir bisher waret. Ich grüße Euch und, dankbar für Eure unendliche Liebe, schließe ich Euch Alle an mein überfließendes Herz!«

Und mit diesen Worten eilte er, Beata umschlingend, zuerst auf seinen alten Vater zu und lag bald in seinen Armen. Eine feste, dichtverschlungene Gruppe bildete sich, denn ein Jeder wollte etwas von dieser Umarmung haben, und es dauerte lange, bevor die Begrüßungen und Vorstellungen ein Ende genommen hatten. Judith aber vor Allen konnte sich von der schönen, stillgefaßten und glücklichen Beata, da sie alle diese Liebe sah, die man ihrem Gatten bewahrt, nicht trennen, wiederholt drückte sie sie an ihr Herz und rief:

»O, Sie glauben nicht, wie sehr, wie unendlich glücklich ich heute bin.«

Endlich aber waren denn doch alle Begrüßungen vorüber und man sonderte sich wieder in die frühere Stellung, denn Eduard drehte sich auf der Rampe um, zeigte Beata mit der Hand die schöne Umgebung und dann, auf das im Sonnenlichte zauberähnlich leuchtende Schloß deutend, fragte er Waldau:

»Ist das mein kleines Gartenhaus, welches Du mir zu bereiten versprochen?«

»Nein, theuerster Eduard, das ist es nicht. Folge mir, ich will Dich führen!«

Und im Triumphschritt ging er vorauf, Eduard seine Mutter und der alte Vater Beata geleitend. So gelangte man an die Pforten des Pavillons. Wie aber sah dieser aus? War er dem bescheidenen Gartenhäuschen, wie es hinter dem Wohnhause in der Neuenstraße gelegen, ähnlich, oder ging er auch, wie alle übrigen Gebäude der Insel, weit über die Erwartungen des Besitzers hinaus?

Ursprünglich war dieser Pavillon ein mitten im Blumengarten, den kühlende Springbrunnen und Werke romantischer Sculptur schmückten, liegendes Quadrat, welches nur an der Südseite durch die schon erwähnte Gallerie mit dem Schlosse im Zusammenhange stand. Er lag ebenfalls auf einer Rampe und stand in gleicher Grundhöhe mit jenem. In der Mitte der westlichen, östlichen und nördlichen Seite war diese Rampe von marmornen Treppen durchbrochen und jede Treppe führte auf eine Blumenterrasse, von welcher wiederum einige Stufen in das Innere leiteten; der Haupteingang aber war vom Parke, also von der Nordseite her. Hier war der Eingang wahrhaft mit Rosen überfüllt, große Kränze dieser schönen Blumen hingen über der massiven, mit Bildhauerarbeit geschmückten Flügelthür und standen, in duftige Sträuße vereinigt, zu beiden Seiten auf dem vergoldeten Balkone in bronzenen Urnen. Dieses in Quadratform erbaute Gebäude hatte nur ein Stockwerk von beträchtlicher Höhe und zeigte auf jeder der drei genannten Seiten neben den großen Thüren zwei ungeheure

Erkerfenster, die weit nach außen hervortraten und in ihren inneren Nischen den seltensten Topfgewächsen hinreichenden Raum boten. Das platte Dach lief ringsum in architektonische Zierrathen aus, nur die Mitte desselben ragte höher hervor und bildete eine große Glaskuppel, die den innersten Raum von Oben erleuchtete, da dieser, als in der Mitte gelegen, auch der einzige ohne Fenster war.

Nachdem Eduard das Aeußere dieses schönen, einfachen und doch so kunstvoll ersonnenen Bauwerks flüchtig betrachtet, folgte er dem rasch voranschreitenden Führer, während ihm selber die ganze Versammlung auf dem Fuße nachschritt und sich an seiner Befriedigung, die sich deutlich genug auf seinem Gesichte aussprach, weidete.

Aber auf der Schwelle des Hauses, eben als er die marmornen Stufen hinaufgeschritten war und den Rosenduft mit Wonne einathmete, traf ihn ein kaum erwarteter Anblick. Auf der Schwelle nämlich stand, tief sich verneigend, das schwarze Sammetkappchen in der einen, ein großes Schlüsselbund in der andern Hand, ebenfalls in seidenen Strümpfen und Schuhen und, wie die Künstler, in ein bequemes Sammetwamms gekleidet, ein alter Mann mit grauem Haar und freundlich lächelnden Zügen.

»Holzbrecher!« rief Eduard voller Jubel und eilte auf ihn zu.

»Ich habe die Ehre, mich als Oberaufseher dieser Schlösser vorzustellen,« sagte der also Begrüßte, »und

überreiche dem gütigen Besitzer die Schlüssel. Möge er in Frieden darin wohnen und mich hier unter den Seinen dulden, um was ich freundlich und ergeben bitte.«

Gleich darauf aber lag er in des Freundes Armen. – Das war die Ueberraschung, die er mit Waldau dem Erben schon lange zgedacht hatte. Aber es sollten noch andere, ähnliche folgen.

Holzbrecher ging nun voran und Eduard betrat sein erstes Gemach, welches wie die übrigen neun, die sich im Pavillon befanden, von regelmäßig viereckiger Form und angemessener Höhe war.

»Dies ist Dein Empfangzimmer für gewöhnliche Fälle,« sagte Waldau und deutete mit beiden Händen auf den einfachen, aber gediegenen Inhalt des Gemaches.

Die Tapeten desselben waren von lichtgrauem Seidenstoff, mit breiten, matt vergoldeten Borten eingefast, die Decke von höchst geschmackvoller, aber einfacher Stukaturarbeit; von ihrer Mitte hing ein zwölfarmiger Kronleuchter, ebenfalls von matt vergoldeter Bronze herab. Der Eingangsthür gegenüber zeigte sich der aus blau geadertem schlesischen Marmor gearbeitete Kamin, mit bronzenem Gitterwerk versehen; über demselben hing das einzige Bild im Gemach, Adalbert Lambeck's verhängnißvolles Geschwisterpaar. Rechts und links, in die Nebenzimmer einladend, befanden sich große Flügelthüren von polirtem Nußbaumholze mit matt vergoldeten Beschlägen und Schlössern. Vor dem Kamine stand das einzige Möbelgeräth, ein prachtvoller runder Tisch auf drei goldenen Füßen, mit rother Sammetdecke belegt,

und um denselben sechs bequeme Sessel, mit demselben Stoffe überzogen. In den Ecken des Zimmers, pyramidenförmig aufgestellt, prangten schöne Blattgewächse in vaterländisch gearbeiteten, dem chinesischen Porzellan nachgeahmten Blumentöpfen. Die tiefen Fenster-nischen, mit weit zurückgeschlagenen rothseidenen Vorhängen versehen, waren mit ähnlichen Zöglingen der Gärtnerkunst geschmückt; den Boden aber bedeckte ein weicher Teppich, in dem die grüne Farbe vorherrschend war.

Aus dem Empfangszimmer trat man zur Rechten in das Wohngemach. Eduard war erstaunt, die behagliche Einrichtung desselben zu sehen. Es war beinahe buchstäblich dem früheren Gartenzimmer nachgeahmt; die Möbel, der große runde Tisch, die Schränke von Nußbaumholz, Alles von gediegener Arbeit; nur die Sessel und der Tisch waren mit grünem Sammet, Eduard's Lieblingsfarbe, überzogen. Ueber dem Kamine von grauem Marmor hing ebenfalls ein einziges Bild, das von Willibald in Lebensgröße in Amerika gefertigte Portrait Beata's, welches der Künstler selber noch am vorigen Abende darin aufgehangen und kurz vor dem Eintreffen des Besitzers erst enthüllt hatte. Die Tapete war von braunem Seidenstoff mit kleinen goldenen Sternen, die Vorhänge von weißem, durchsichtigem Seidendamast, ebenfalls mit goldenen Sternchen besät. Der Teppich war den Farben des Zimmers entsprechend. Der Flügel fehlte auch hier nicht, eben so wenig die Topfgewächse in den

Fensterischen, deren Spiegelscheiben die Aussicht nach dem Flusse boten.

Zur Linken führte die Thür aus dem Empfangszimmer in das Bibliothek- und Arbeitszimmer. Die kostbarsten Bücher, nach Josephson's Verzeichniß angeschafft, worin alle Sprachen, alle Klassiker, alle vorzüglichsten Kunst- und Wissenschaftswerke vertreten waren, bedeckten ringsum die Wände. Der Arbeitstisch mit allem Zubehör stand in der Mitte, Pläne des Schlosses, des Parkes, der ganzen Insel von Waldau, Ernst und Karl angefertigt, waren innerhalb der Thüren entrollt.

An dieses Zimmer schloß sich das Billardzimmer, aus dem man, da es in der Mitte der Ostfront lag, wieder auf einigen Stufen in den Garten gelangen konnte; das Billard selbst mit alle dem dazu Gehörigen war von der seltensten Schönheit aus Polysanderholz gefertigt und ruhte auf sechs breiten bronzirten Löwenklauen. Vier silberne Lampen mit großen Milchgläsern hingen an den gehörigen Punkten darüber.

»Das ist Deine Einrichtung,« sagte Waldau und verneigte sich freundlich vor dem entzückten Freunde, »jetzt aber betreten wir die Gemächer Deiner Gattin.«

Aus dem Billardzimmer, der Bibliothek gegenüber, trat man in das mit vier Erkerfenstern versehene, sogenannte Damen-Arbeitszimmer. Tapeten, Stuhlbezüge, Vorhänge waren denen am Hudson nachgebildet und bestanden aus rosarothem Atlas mit Silberborten verziert. Ein persischer Teppich, in tausend sanften Farben spielend,

bedeckte den Boden. Die große Krone war von durchsichtigem Krystall. Der Kamin von carrarischem Marmor; an den Wänden hingen lebensgroße Gemälde, Hutten der Aeltere und Jüngere, ernst, doch freundlich sich anblickend, Beide schon in Amerika von Willibald gemalt und von Josephson herübergebracht.

Diesem Zimmer folgte das Damenempfangszimmer, dem Eduard's gegenüberliegend. Die Einrichtung war eine ähnliche, nur war der Kamin von schwarzem Marmor, die Tapeten lichtweiß mit Tausenden kleiner farbiger Blumen und Blüthen besprengt. Von gleichem Seidenstoff waren Vorhänge und Ueberzüge der sechs Sessel um den Marmortisch, den eine türkische Kaschmirdecke verhüllte. Ueber dem Kamin hing Cigarita's lebensgroßes Bild, von Willibald gemalt. Dem Kamin gegenüber, zwischen den kleinern Fenstern führte eine Flügelthür von Ebenholz in die Gallerie, die wir später betreten werden. Neben dem Damenempfangszimmer ein zweites Damenzimmer, dem ersteren gleich. Hier waren die Tapeten, Vorhänge, Sesselüberzüge von mattblauer Seide, mit eingestickten silbernen Sternen, die Teppiche und sonstigen Möbel dem Ganzen entsprechend. Die mit Blumen gefüllten Fenster zeigten ebenfalls das Wasser, an dessen gegenseitigem Ufer die königliche Burg ihre gelblichen Mauern erhob.

Aus diesem Zimmer führte die Thür in das Schlafgemach, welches auf der andern Seite an Eduard's Wohnzimmer stieß. Es war ganz und gar mit indischem, grün und weiß gestreiftem Mousselin bekleidet, ebenso die

Vorhänge der Fenster und Betten, die nebeneinander standen. Der Teppich von dunkler Moosfarbe war so dick und weich wie das Moos des Urwaldes selber. An der Stelle, wo auf der gegenüberliegenden Seite der Garteneingang zum Billard war, standen die Betten, ihnen gegenüber der Kamin von grünlichem Marmor, weiß geädert. Auf dem Gesims Thorwaldsen's Amor und Psyche, an den Wänden vier große italienische Mondscheinlandschaften: der Golf von Neapel, der große Kanal zu Venedig, Tarent und die blaue Grotte von Capri, alle vier von Raphael's idealischem Pinsel gemalt. Die zwei Toiletten, von Rosenholz wie die Bettgestelle, waren mit dem geschmackvollsten Porzellan gefüllt und alle süßen Düfte der Erde zeigten sich in krystallinen Gefäßen, die ein flehender Amor dem Gebrauchenden entgegenhielt.

Waldau verbeugte sich tief vor der schönen Frau des Hauses und entschuldigte sich, daß er die ihr geweihten Räume mit seinem Fuße betreten habe. Beata selber war zu bewegt, um ihr Dankgefühl lebhaft aussprechen zu können, sie reichte dem Freunde ihres Mannes die Hand, die dieser erröthend küßte.

»Nun, mein theurer Hutten,« fuhr Waldau fort, »hast Du die äußeren Zimmer Deines kleinen Gartenhauses gesehen, beschaue auch den Mittelpunkt desselben.«

Wir haben schon gesagt, daß der mittelste und größte Raum des Pavillons mit einer Kuppel bedeckt war, durch deren Glas das Licht von oben hereinfiel. Dieser große

viereckige Raum bestand aus fünf Abtheilungen, von denen der mittelste ein Rundsaal war, die vier andern herumliegenden eckigen aber als Nebenkabinette zu den Wohnzimmern dienten. Die eine, an Beata's Empfangszimmer und das gemeinsame Schlafgemach stoßend, war das Badezimmer. Eine herrliche Badewanne von künstlichem blauem, halbdurchsichtigem Gestein, eigentlich eine Glasart, stand an der einen Wand. Die Röhren waren durch den Boden eingeführt und brachten vom Maschinenhause her heißes und kaltes Wasser. Große bronzene Vollspiegel standen in den Ecken. Die Copie von Correggio's Leda mit dem Schwan hing als einzige Zierde an der Wand. Den Boden bedeckte ein chinesischer Teppich von weichem geflochtenem Bast. Zwei Rolldivans und eine Toilette von Milchglas mit Gefäßen von gleichem Metall vollendeten die Ausschmückung. In dem zweiten Kabinette standen die mit so großer Sorgfalt über das Meer getragenen Schränke, in denen die Geschmeide, die Goldsammlungen und die Cigarren enthalten waren, zu denen Beata den Schlüssel hatte. Die beiden andern Kabinette dienten zu Ankleidezimmern und zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke.

Der Rundsaal endlich war ein mitten im Pavillon gelegenes Gewächshaus. Hier standen die schönsten Exemplare aller tropischen Stamm- und Blattgewächse, Citronen-, Granatenbäume, Kamelien, Azaleen und womit man sonst diese Räume zu füllen pflegt. In der Mitte

von einem runden Divan umgeben, sprudelte ein kühler Springbrunnen in allerlei beliebigen Figuren; die metallnen Aufsatzstücke lagen in einem Kasten dabei. Vögel allerlei Länder, vom glänzendsten Gefieder, hingen in vergoldeten Käfigen an seidenen Schnüren herab und begrüßten die Eintretenden mit freundlichem Gezwitscher.

»Jetzt sind wir hier fertig und nun können wir die Gallerie betreten,« sagte Waldau.

»Um Gottes willen, ich bin jetzt schon geblindet,« rief Eduard, »nicht Alles auf einmal!«

»Du bekommst heute auch nicht den zwanzigsten Theil zu sehen. Doch bevor Du Dich zum Frühstück setzt, mußt Du wenigstens den Theil des Schlosses besuchen, wo Deine Freunde wohnen.«

Das war freilich ein Wort, dem Eduard nicht widerstehen konnte und er folgte dem Voranschreitenden sogleich in die Gallerie, die, wie wir wissen, die Waffen-, Gemälde- und Skulptursammlung Mr. Hutten's enthielt und einen langen Raum darstellte, der mit dunkelrothen Sammettapeten geschmückt war, auf denen sich die Marmorfiguren besonders scharf und schön abzeichneten.

Aus dieser Gallerie nun trat man, schon im Schlosse befindlich, und zwar nach dem Garten hinaus im unteren Stockwerk, zunächst zur Linken in die Geschäftszimmer des reichen Besitzers. Hier waren die Bureaux Mr. Staunton's und Mr. Treaden's, woran sich ihre Wohnungen schlossen. Diesen folgten die für Raphael Manowsky und seine künftige Gattin bestimmten Räume, alle in einem Geschmacke und einem Glanze eingerichtet, die sowohl

dem Erbauer zur Ehre, wie dem Bewohner zum größten Behagen gereichten. An Judith's Zimmer schloß sich Holzbrechers gemüthliche Wohnung mit einer Werkstatt für den akademischen Künstler verbunden, bequem und geräumig, wie dieser sie sich nur hätte träumen können. Daneben die des Architekten selber, welche, wie Raphael's, ein besonderes, höchst vortheilhaft angelegtes Atelier enthielt. Endlich kam Josephson's reizende Zimmerreihe, denn auch für ihn und seine künftige Hausfrau war Waldau eifrig bemüht gewesen. In dem oberen Stockwerke über diesen eben genannten Wohnungen lagen zuerst die für Felix und seine junge Frau bestimmten Zimmer, dann eine zahllose Reihe prächtig und bequem ausgestatteter Besuchsgemächer, die auf eine spätere, zahlreichere Menschenmenge berechnet waren, während die eigentlichen Pracht- und Gesellschaftsräume, Speisesäle u. s. w., in den Theilen des Schlosses lagen, welche die Hauptfront mit der eben beschriebenen Gartenfront verbanden und welche wir vielleicht später im Fluge durchlaufen werden.

Von der Gallerie aus zur Rechten sich wendend, gelangte man dagegen zunächst in Cigarita's und Ithyssa's in amerikanischem Geschmacke ausgeschmückte Wohnungen, denn Ithyssa sollte nicht mehr seine gewöhnlichen Dienste bei seinem neuen Herrn verrichten, vielmehr nur als erster Leibdiener die Aufsicht über die anderen schwarzen Hausdiener haben, obgleich er selbst in seinem Verhältniß zu Massa Hutten keine Aenderung

bemerken ließ. An Cigarita's schwelgerisch eingerichtete Wohnung schloß sich Heinrich Wollzagen's neue Heimath. Diese war etwas glänzender ausgefallen, als sich der bescheidene Pfarrer eigentlich gewünscht hatte, obgleich sie heiter und gemächlich genug war, die Aussicht nach dem Wasser bot und in dieser Beziehung sogar eine der schönsten auf der ganzen Insel war.

So konnte also Eduard jeden Augenblick, ohne daß er seinen Fuß in's Freie setzte, unmittelbar aus seinem Pavillon in die Gemächer seiner treuesten Freunde gelangen, und gerade diese Einrichtung verpflichtete ihn zu dem herzlichsten Danke gegen den eben so geschickten wie aufmerksamen Erbauer.

Als nun an dem so mannigfache Aufregungen bietenden Morgen auch dieser Rundgang vorüber war, zogen sich Eduard's Begleiter sämmtlich wie auf einen im Stillen gegebenen Wink zurück und ließen das junge Paar einige Stunden in gemüthlichster Beschaulichkeit und Muße allein.

Hutten befand sich in seinem schönen Wohnzimmer, in welchem das eine bis auf den Boden reichende Nischenfenster geöffnet war, von wo aus man einen kleinen Altan betrat, der die Aussicht über den See hin auf das königliche Schloß gewährte; er befand sich, sagen wir, in diesem stillen, freundlichen Zimmer, und Beata, die selten von ihm wich, war bei ihm. Nach genauerer Betrachtung jedes einzelnen darin aufgestellten Geräthes, versanken Beide in ein nachdenkliches Schweigen. Eduard

hatte sich, etwas ermüdet von der Reise und den mächtigen Gemüthsbewegungen des Morgens, auf einen Sessel gestreckt. Beata kniete neben ihm und hatte ihre schönen Arme um seinen Nacken geschlungen. Liebevoll sah sie ihm in das Auge und flüsterte endlich:

»Wie glücklich bin ich, mein theurer Hutten, und wie glücklich sind wir Alle! Ach, wenn unser Vater noch lebte, wie selig müßte er über alle diese Freuden sein!«

»Er ist ja auch der Schöpfer dieser Freuden, Beata!«

»Freilich! Aber was wollen alle seine Reichthümer gegen so viele und so ergebene Freunde sagen! Wie bist Du geliebt und verehrt von ihnen! Jetzt empfinde ich erst recht, *was* und *wen* ich in Dir besitze!«

»Willst Du mir schmeicheln, Du süßes Weib? Verdirb mich nicht, ich fange schon an, stolz zu werden. Natürlich auf Dich, Du geliebtes Wesen. Aber gefällt Dir Deine neue Heimath?«

»Ich kann nur sagen, daß ich vollkommen glücklich bin, und mehr vermag ja ein Mensch nicht zu wünschen. Nur *eine* Bitte habe ich, und Du erfüllst sie mir gewiß.«

Und da Eduard freundlich bejahend blickte, erzählte sie ihm, wie sie sich vorgenommen habe, aus ihren reichen Schätzen jedem Freunde ein Andenken an den heutigen Tag mit eigenen Händen zu überreichen.

»Das ist auch meine Absicht, Beata, und ich werde im Laufe dieses Tages Mr. Staunton beauftragen, die Freunde am Abend zusammen zu rufen, um ihnen auch *meine* Dankbarkeit für ihre reichen Gaben darzulegen. Aber da kommt Jemand!«

Beata ließ sich hierdurch von ihrer Lieblingsstellung nicht aufstören, sie war noch nicht genug der Natur entwachsen, um ihre innigsten und natürlichsten Gefühle der Welt und den Menschen zu verbergen, wie es bei den sogenannten Gebildeten heutigen Tages für die höchste Stufe ihrer Entwicklung gilt.

Die Thür ging auf und Waldau ließ fragen, ob er noch einmal eintreten dürfe.

Der Architekt entschuldigte die nochmalige Störung, bemerkte aber, daß er jetzt, da Eduard von allen Zeugen befreit sei, Dinge mittheilen müsse, von denen kein Anderer etwas wisse. Eduard erhob sich neugierig, ebenso Beata.

»Hier bringe ich Dir einen Schlüssel,« sagte er, indem er einen kleinen, aber festgearbeiteten Stahlschlüssel aus einer Tasche zog. »Schließe damit jenen kleinen Schrank auf.«

Eduard that es sogleich. Der Schrank sah aus wie jeder andere Schrank, enthielt aber seltnere Dinge.

»Was ist Das?« fragte der betroffene Erbe und blickte den lächelnden Freund an.

»Sieh,« sagte dieser, »von diesem Schranke, der fest in die Wand gemauert ist, und den keine Gewalt von der Stelle rücken kann, weiß nur Ernst und ich. Wir haben allein sein Inneres hergerichtet und übergeben jetzt Dir, seinem Besitzer, sein wichtiges Geheimniß. Zuerst betrachten wir daran Ernst's Arbeit. Schau diese beiden Scheiben mit kleinen elfenbeinernen Tafeln an; auf der

einen zur Linken bemerkst Du Zahlen, auf der zur Rechten ein vollständiges Alphabet. Alle diese Zahlen und Buchstaben stehen mit Kupferdrähten in Verbindung, die von diesem Schranke aus in unterirdischen Behältern über die ganze Insel laufen. Jedes einzelne Gebäude auf derselben hat eine Zahl, berührst Du mit dem Finger auf der linken Scheibe eine Zahl, so schlägt die Glocke, die in jedem Hause in der Wohnung eines Dieners oder des Bewohners selbst hängt, so oft und laut an; daß er es hört und daraus abnimmt, Du habest mit ihm zu reden.«

»Ach!« rief Eduard, »das ist ein elektro-magnetischer Telegraph!«

»Gewiß ist er das. Und dieses Alphabet, wenn Du es berührst, giebt dem Benachrichtigten augenblicklich von Deinem Begehren Kunde, ohne daß Du eines Dieners oder Boten bedarfst.«

»Das ist ja allerliebste!« rief das entzückte Paar.

»Wir wollen sogleich seine Wirkung versuchen. Was willst Du haben, oder wen willst Du sprechen?«

»Laß' Beata Jemand herbeirufen.«

Diese verstand sogleich, was sie sollte und bat um die Erscheinung ihres Schimmelhengstes und ihrer Hunde, nach deren Wohlsein sie sich erkundigen wollte, da sie dieselben seit dem Abschiede vom Hudson nicht wieder gesehen hatte.

»Gut,« sagte Waldau. »Hier ist eine Tabelle, auf der sämtliche Häuser der Insel nach ihrer Zahl verzeichnet stehen. Das Marstallgebäude hat die Zahl vier. Der Draht geht in das Zimmer des Wagenmeisters. Berühren Sie die

Zahl vier. Wohl! Hören Sie die Glocke vom Marstalle her schlagen?«

Und in der That vernahm man in der Stille des Morgens, bei geöffnetem Fenster, deutlich in der Ferne die vier silberreinen Metallklänge.

»Jetzt merkt er auf unsere Bestellung. Sehen Sie hier,« und er berührte das Alphabet der rechten Scheibe und ließ die Buchstaben der Worte: Schimmelhengst Cortes und Hunde, einzeln und langsam nach einander folgen.

»Das wäre bestellt und abgemacht. In einer Viertelstunde wird das Pferd gesattelt vor der Thür stehen. Gehen wir unterdeß zum zweiten Geheimniß über, welches von mir eingerichtet ist. Sieh', derselbe stählerne Schlüssel öffnet auch dies Schloß in der Mitte des Schrankes. Siehst Du, es springt eine Klappe auf. Diese Klappe verbirgt eine Feder. Ich drücke daran. Nun gieb Acht!«

Und der Architekt zündete schnell einen dreiarmigen Kerzenleuchter an, schlug den Teppich in der Mitte des Zimmers zurück und drückte hier auf einen großen metallenen Knopf.

Augenblicklich erhob sich im Fußboden elastisch eine Fallthür und es zeigte sich den erstaunten Augen der Zuschauenden eine eiserne Wendeltreppe.

»Steig' nur hinab mit mir in die Erde und besieh' Dir Deinen gegen Feuer, Wasser und Menschen gesicherten Geldschrank.«

Die Freunde stiegen hinab und Eduard fand zu seiner nicht geringen Verwunderung ein geräumiges eisernes

Behältniß, in welchem er so viel Schätze, wie er wollte, vor Jedermann sicher verbergen konnte.

Als sie wieder hinaufgestiegen waren, umarmte der dankbare Erbe den geschickten Freund und versicherte ihn seiner ewigen Erkenntlichkeit. Ein weiteres Gespräch wurde abgeschnitten, denn schon war der erste Auftrag vollstreckt und der Neger, der Cortes in der Heimath besorgt hatte, kam mit dem tanzenden Hengste herbei, den die entfesselten Büffelhunde freudig und heulend umsprangen. Das herrliche Thier war mit einem prachtvollen türkischen Sattel und Zaumzeug geschmückt, welches ihm das Ansehen eines geflügelten Pegasus' gab. Man begab sich vor die Thür des Pavillons und Beata streichelte dem Lieblinge, der bei'm Anblick der wohlbekannten Herrin laut wieherte, den zierlichen Kopf. Der fromme Columbus ward mit in's Zimmer genommen und Cortes und seine Begleiter wieder zurückgeführt, denn in diesem Augenblick meldete ein Diener, daß die Frühstückstafel im Garten gedeckt sei und die Speisenden erwarte.

Unter vier großen schattenreichen Linden, die in der duftigsten Blüthe standen, hatte der erfindungsreiche Architekt ein längliches Zelt aufschlagen lassen, dessen zurückgeschlagene Seitenwandungen die Blicke der Speisenden nach allen Richtungen frei umherschweifen ließen. Hier fanden die jungen Gatten alle Freunde und höheren Beamten der Insel versammelt und augenblicklich schritt man zur Tafel und nahm seine Plätze ein.

Eduard selbst und seine schöne Gemahlin waren so gesetzt, daß sie die Gartenseite des Schlosses, den großen Springbrunnen inmitten der Rosengebüsche vor sich sahen, wobei sie jetzt zum ersten Male wahrnahmen, daß auch am östlichen Flügel des Schlosses ein ähnlicher Pavillon wie am westlichen angebaut war. Auf sein Befragen vernahm Eduard, daß in diesem das Haustheater seinen Platz gefunden habe, welches auch als Concertsaal benutzt werden konnte.

Waldau hatte an Alles gedacht, nichts war seiner Aufmerksamkeit entgangen, jeder Kunst hatte er die Gelegenheit zu ihrer stillen und angenehmen Entwicklung geboten.

Das Mahl selbst, ein spätes Frühstück oder ein frühes Mittagessen, wie man es nehmen wollte, war von Josephson, dem jetzt dienstthuenden Hofmarschall, angeordnet – man kann also voraussetzen, daß es dem Appetite der versammelten heiteren Gesellschaft entsprach. Speisen und Weine, die Bedienung, die blüthenreiche Umgebung – Alles war in erfreulicher Uebereinstimmung und es gab viele unter den Gästen, die noch nie in ihrem Leben ein ähnliches Festessen zu sich genommen hatten, wie zum Beispiel der Kantor Michel, Frau Schwarzkopf und Susanne, denn heute waren Alle eingeladen, die auf das Schicksal des Zurückgekehrten Einfluß geübt hatten. Judith, zwischen ihrem Verlobten und dem Wirthe sitzend, war auf der Höhe ihres Glückes; Cigarita, zwischen Lambeck und Josephson, zog, wegen ihrer natürlichen

Lebhaftigkeit alle Blicke auf sich; Anna, zwischen Rippenstahl und Kannenschmidt, erregte allgemeine Theilnahme.

Nach Beendigung der Tafel zerstreute man sich in die umliegenden Theile des Gartens und bewunderte Karl's Gärtnerkunst, der, wie Felix und Ernst, sich mit seiner Verlobten in einem kleinen Boote auf dem Wasser schaukelte. Hutten führte Beata, von Cigarita und Ithyssa gefolgt, denen sich der in den stillsten Menschen umgewandelte Tempera-Maler angeschlossen hatte, von der Marmortreppe seines Pavillons in die tiefer liegenden Theile des Gartens hinab. Zuerst betrat man einen kleinen Rundtheil, den die zierlichsten Rosengebüsche umgaben und in dessen Mitte ein bronzener Triton aus seinem weitgeöffneten Munde einen Wasserstrahl nach dem andern ausspie. Geschlängelte Wege, von blühenden Gesträuchen eingefast, lockten die Wandelnden weiter. Da, auf der Gränze des Blumengartens und des Parkes, kamen die Einrichtungen dem vorschreitenden Paare bekannter als die übrigen vor, und nicht lange dauerte es, so stand man vor einer Moosgrotte, die der am Hudson täuschend ähnlich sah. Jetzt ahnte Eduard, was ihm bevorstand. Inniger zog er Beata an sich und führte sie langsamen Schrittes weiter vor. Da gelangte man an einen kleinen Graben, über den eine natürliche Brücke von frisch geschlagenem Birkenholz führte, und noch einige Schritte, und man stand vor einem Cypressenkranze, den eine Hängebirke überschattete. In der Mitte desselben aber – Beata fing bei seinem Anblicke, von tausend süßen und

bitteren Gefühlen bewegt, laut zu schluchzen an – lag ein stiller Rasenhügel, an dessen Rückseite sich das granitne Grabmal mit den darauf eingeschnittenen Goldzügen ›Edward Hutten‹ befand.

»Eduard!« rief die bis in ihr Innerstes erschütterte Tochter des auch hier, wenigstens im Geiste der Eingeweihten, Ruhenden. – »Eduard, Du hast mich zu glücklich gemacht!«

Und schnell, wie die flüchtige Hexe, flog sie an den Rasenhügel nieder und umschloß ihn, seinen duftigen Scheitel küssend, mit ausgebreiteten Armen.

### DRITTES KAPITEL. DER ABEND DES JOHANNISTAGES.

In den späteren Nachmittagsstunden, nachdem Vater und Sohn eine gemüthliche und lange ersehnte Unterhaltung gepflogen, während die junge fröhliche Welt in dem Billardzimmer versammelt war und die Männer von den Kunstfertigkeiten Beata's und Cigarita's in diesem Spiele entzückt wurden, sagte Eduard zu dem, eine köstliche Cigarre dampfenden, ehemaligen Geistlichen:

»Du schlägst mir den jungen Pfarrer, den Sohn Deines Freundes, zum Seelsorger unserer kleinen Gemeinde vor, und ich nehme ihn an. Seine Wohnung erwartet ihn und sein Gehalt beträgt tausend Thaler. Wenn er damit zufrieden ist, mag er bald kommen. Also er hat eine stille Neigung für unsere sanfte Louise?«

»Ich glaube es und ich wäre glücklich, wenn sie ihn erhörte.«

»Laß' mich das machen, Beata soll das schwere Werk einleiten. Aber mag er erst hier sein, wir müssen ihn kennen lernen, dann wird uns das Handeln leicht. Nun aber habe ich einen anderen Vorschlag. Laß' uns eine gemeinschaftliche Fahrt um die Insel unternehmen und dabei unsern alten Freund mit den blanken langen Stiefeln in seiner Einsiedelei überraschen. Ich werde die Wagen bestellen. Sieh' einmal her.«

Und er beschrieb dem erstaunten Geistlichen die Wirkung des von Ernst eingerichteten Telegraphen.

»Ja, ja,« sagte er, »das hat unser Ernst gemacht. Er hat was gelernt, der Junge. Habe ich es nicht immer gesagt: in ihm steckt ein großer mechanischer Künstler!«

»Aber ich bewundere die Erfindung, mein Sohn, die wiederum ein Triumph des menschlichen Geistes ist. Was werden wir noch zu sehen bekommen!«

»Wer die Jahre erreicht, wird sich wundern. Gedanken giebt es kaum noch. Es giebt nur Handlungen und Thaten. Freilich, der Mensch, wie er in dem Einen hinaufgestiegen, hat es auch in seiner irdischen Beschränktheit nicht unterlassen können, in dem Anderen von seiner moralischen Höhe herabzusteigen. Wir haben Beispiele davon. Doch das Uebel wollen wir heute nicht erörtern, es drängt sich zeitig genug von selber auf. Weißt Du nicht, mir fällt es eben ein, wann der römische Gesandte – ich meine den ehemaligen Kammergerichtspräsidenten – zurückkehrt? Josephson flüsterte mir heute bei Tische ein Wort darüber zu; er wenigstens erwartet ihn.«

»Ich habe Nichts davon gehört. Doch was ist das?«

»Was das ist? Die Wirkung eines Telegraphen. Da kommen schon die Wagen, ha! und die russische Droschke in wildem Jagen voran, die will ich heute besteigen.«

»Das ist ja eine erstaunliche Schnelligkeit. Du wirst Dir manches Wort damit ersparen können.«

»Ja, und manchem Menschen einen Gang. Aber komm' hinaus – da stehen sie schon.«

Die jungen Leute waren freudig überrascht, als sie die ohne ihr Wissen bestellten Wagen sahen. Bald hatte man sich in kleinere Gruppen geteilt und um die einzelnen offenen Fahrzeuge versammelt, die man besteigen wollte.

Eduard zeigte Beata sein russisches Gespann. Vor einer bequemen Droschke, auf deren Bock der bärtige Russe in seinem Kaftan saß, das glänzende Auge auf seine schäumenden Landsleute gerichtet, standen drei seltene, auserlesene russische Vollblutpferde. In der Mitte der riesige schwarze Hengst mit dem blitzenden Joche über seinem edlen Kopfe, daneben zwei Grauschimmel als Galopins mit langen, flatternden Mähnen und Schweifen, mit dem knirschenden Gebiß das scharfe Eisen kauend, das ihre widerspenstige Kraft zügelte. Es war ein wundervoller Anblick. Eduard ließ Beata und Cigarita auf den Hintersitz steigen, er selbst nahm den Quersitz ein, Ithyssa schwang sich hinten auf den Sitz, den sonst ein Diener einzunehmen pflegte. Der junge Stallmeister ritt mit einer Verbeugung heran und fragte, wohin die Reise führen sollte?

»Um die ganze Insel herum,« hieß es, »vor jedem Hause lassen Sie halten, Emil, aber in raschem Tempo, bitte ich; zeigen Sie, wie man hier fährt.«

Und schon sprengte der gewandte Reiter voran.

Der Russe pfiß, und seine Leibeigenen, das gebrüllartige Freudengewieher ihrer Race ausstoßend, rafften sich auf und mit dem ihnen eigenthümlichen tartarischen Feuer galoppirten sie wie besessen in jagender Flucht dahin. Beata klatschte vor Freuden in die Hände, wie es früher Judith gethan, und es waren keine drei Minuten vergangen, so hielt man schon vor dem schönen Marstallgebäude.

»Schön, weiter!«

Vorwärts ging es wieder. Jetzt kam der stille Buchenwald; wie der Wind flog man durch seine stillen Schattengänge dahin auf den ebenen Wegen, die Karl hatte ausschlagen lassen. So kam das Künstlerhaus heran, das Handwerkerhaus, der Zimmerplatz. Hier wurde ein längerer Halt gemacht. Eduard allein stieg aus und führte Beata hinein. Da standen die großen Sägeböcke und ganze geschälte Bäume lagen darauf. Das geschnittene Holz duftete wie vor zwanzig Jahren in dem Hofe zu Bilsingen.

»Wo ist der Meister?«

»Im Hause!«

»Wohlan! Besuchen wir ihn!«

Eduard führte Beata in das Haus und stand bald vor dem alten freundlichen Ehepaar.

»Da bin ich,« sagte der ehemalige Schüler des Meisters, »ich muß gleich am ersten Tage meinen ältesten Freunden ihren Besuch erwidern. Wie geht es?«

»Herrlich, Herr Hutten – die grüne Börse hat vortreffliche Früchte getragen.«

»Hier ist sie!«

Und wirklich zog sie der Nichts vergessende Erbe aus der Tasche. Sie schloß ein paar herrliche Geschmeide in sich. Kaum lag sie in des verwunderten Meisters Händen, er hatte noch nicht den Mund zur Erwidern geöffnet, da war das schöne Paar, wie eine Wolkenerscheinung, schon wieder verschwunden.

»Ein andres Mal länger!« rief Eduard aus dem Wagen heraus, und fort ging es wieder im gestreckten Galopp. Jetzt kam man an einem noch leer stehenden Häuschen am Strande vorüber, dann gelangte man an die Meierei.

»Guten Abend, Herr Oekonom! Heute vorbei – morgen hinein! Adieu!«

Vorwärts ging es wie auf Windesflügeln, unmittelbar an dem Ufer der Nordspitze herum auf das Ufer der Ostseite; überall waren breite Fahrwege hergestellt. An drei neben einander liegenden Besuchshäusern, jedes in seinem besondern Obstgarten versteckt, ging es sausend vorüber. Man gelangte an den Hafen. Der Admiral übte seine jungen Matrosen im Takeln, Segeln und Steuern. Die Fischerinsel hatte alle ihre jungen und jüngsten Mannschaften, an funfzig Mann, geliefert. In gestreiftem Sommerkleide saßen sie auf den kleinen Raaen und gehorchten dem Befehle ihres Lehrmeisters. Man hielt

einen Augenblick, schaute das Manoeuvre an und, da man nicht stören wollte, fuhr man rasch wieder weiter.

Jetzt kam man dem Maschinenhause näher, Ernst selbst befand sich auf einem der Wagen. Die Maschine stampfte wie immer, die rußigen Arbeiter begrüßten die Herrschaft. Ernst's Wohnhaus daneben nahm sich wie die Villa eines Barons aus.

»Das ist gut!« sagte der Inselkönig, »ich bin mit des Jungen Geschmack zufrieden! Weiter!«

Jetzt lenkte man nach dem Mittelpunkte der Insel zurück, denn das Schweizer-, das Obergärtnerhaus und des Kantors Einsiedelei sollten zuletzt besucht werden, da Eduard bei dem alten Lehrer ein Stündchen zu verweilen beschlossen hatte.

Vor dem neuen Gewächshause, ungefähr in der Mitte des Insel, beinahe auf derselben Stelle erbaut, wo früher das alte Jagdschloß gestanden hatte, gewann man einen tiefen Einblick nach allen Seiten der Insel, denn alle Wege liefen hier sternförmig zusammen, und man sah nach Süden hin, am Ende einer langen Lindenallee, die silbernen Wasserstrahlen vor dem Schlosse springen, während nach Norden hin das gothisch vertiefte und mit reichen Bildwerken verzierte Portal der Abteikirche aus der Blätterfülle hervorlugte. Den großen Fischteich, der aus dem früheren kleineren hervorgegangen und mit zierlichem Gitterwerk umgeben war, und ebenso den größeren Teich mit dem Thürmchen darauf, für die Wasservögel bestimmt, ließ man rechts liegen, und gelangte so

endlich, an dem im schattigsten Grün versteckten Bildhaueratelier vorüberfahrend, zur Abtei mit dem dahinterliegenden Prediger- und Schulhause, welche beide unter sich wie mit der Kirche durch einen dunkelbelaubten Weingang verbunden waren. Beide Häuser standen noch unbewohnt, obgleich alle Gebrauchsgegenstände vollständig darin vorhanden waren, denn der junge Prediger, dessen Funktionen einstweilen Heinrich Wollzagen übernommen hatte, wurde mit dem neuen Kantor und Lehrer, letzterer ein Anverwandter des alten Michel, erst im Laufe der Woche erwartet.

Hier an der Kirche entließ Eduard seine Begleitung, die nach dem Schlosse zurückfuhr, um sich zu den Unternehmungen des Abends vorzubereiten, während er selbst mit Beata in die feierlich stille Abtei trat und an den Stufen des einfachen Altars, vor dem schönen Bilde Raphael's, das Abendmahl des Heilandes vorstellend, mit seiner Gattin niederkniete, um in stillem, inbrünstigem Gebete dem Schöpfer für alle seine reichen Gaben, die glückliche Reise und die freudenreiche Rückkehr zu danken.

In gleicher Linie mit dieser Kirche und den dahinter in stiller Waldruhe liegenden Häusern, nur noch weiter zurück, wieder der Meierei sich nähernd, lagen in abgemessenen Zwischenräumen, durch frischen jungen Wald und Obstgärten getrennt, noch vier allerliebste kleine Landhäuser, jedes für eine einzelne Familie eingerichtet; auch diese wurden von Außen besichtigt und dann der Rückweg nach dem Schweizerhause angetreten. In nicht allzuweiter Entfernung davon, ebenfalls in der Nähe des

Strandes, lag das schöne, geräumige Obergärtnerhaus, mit breitblättrigen Aristolochien-Gewinden, die sich von Baum zu Baum rankten, umgeben, wie eine Perle in einem Blütenmeere auserlesener Pflanzen. Karl Michel hatte sich ein reizendes Asyl gebaut, das mußte man gestehen. Er war nicht zu Hause, sondern bei der fröhlichen Schaar auf dem Schlosse.

An die junge Baum- und Pflanzenschule hinter dieser Niederlassung reihte sich im wahren Sinne des Wortes ein Rosenwald; gewundene Gänge, mit blauen, gelben und weißen Einfassungen der lieblichsten und wohlriechendsten Blumen, alle höchst sorgfältig rein gehalten, nahmen die beiden Besucher auf. Eduard merkte schon des alten Rosengärtners kunstfertige Hand und glaubte in vielen schönen Stöcken alte Bekannte aus Bilsingen wieder zu erkennen. Inmitten dieses Blüthenduftes nun, beinahe ganz hinter dem dunkeln Epheu und dem helleren Weinblatte versteckt, lag die Einsiedelei des alten Kantors, ein einstöckiges, etwas langes Gebäude, oben mit einem kleinen Erkerstübchen versehen, gewährte sie, ganz und gar mit Baumrinde bekleidet, einen der wohlthuendsten Anblicke, die Eduard und Beata je genossen hatten.

Vor der Thür des Hauses, zu der einige Stufen hinaufführten, standen zwei große blühende Linden, zwischen ihnen ein einziger Apfelbaum, herrlich gewachsen, und um dessen Stamm ein runder Tisch mit einigen Gartenstühlen. Auf diesem Flecke pflegte der alte Kantor sein

Morgenpfeifchen zu rauchen und seinen Kaffee zu schlürfen, den ihm Susanna so vortrefflich zu brauen verstand. Die innere Einrichtung des Hauses war, wie sich nachher erwies, beinahe dieselbe, wie die in Bilsingen, nur waren die Räume etwas größer und die Geräthe darin bei Weitem reicher, bequemer und vollzähliger.

Leise traten Beata und Eduard in die Stube zur rechten Hand. Sie war leer. Der Flügel stand darin, der sonst so schöne, jetzt veraltete, den Eduard schon längst gern mit dem schönsten vertauscht haben würde, wenn nicht der Alte aus dankbarer Gewohnheit sich mit allen Kräften dagegen gesträubt hätte.

Der Besuch ließ sich ruhig auf das bequeme Sopha nieder und erwartete den Bewohner, den man schon im Nebenzimmer sprechen hörte. Da kam er endlich herein, im behaglichen Schlafrock, das Käppchen auf dem Silberhaar, die stete Begleiterin, sein Pfeifchen in der Hand, und pfiff sich gemüthlich ein altes Liedchen, das er schon gepfiffen, als Eduard noch bei ihm in die Schule ging.

Aber wie fuhr er zurück, als er das schöne Paar im Zimmer sah, wie riß er das Käppchen herab und ließ sogar die Pfeife fallen, deren alter schon geborstener Kopf zersprang. Beata bückte sich schnell, die Pfeife aufzuheben, und Eduard hielt den Entweichenden, der sich um sein Leben gern den Schlafrock vom Leibe gezaubert hätte, wenn es nur gegangen wäre.

»Bester alter Michel, bleiben Sie doch,« bat der ehemalige Schüler, »oder wir gehen im Augenblick.«

»Aber meine Herrschaften – in Schlafrock und Pantoffeln – o, und die Stube ist so voll Tabacksrauch –«

»Es ist ja nicht wahr, mein lieber alter Herr,« sagte Beata und Beide zogen den Widerstrebenden zwischen sich auf das Sopha nieder.

Da saß er nun und starrte bald den Einen, bald die Andere an.

»Junge,« sagte er in sich, »was bist Du für ein Kerl geworden und was hast Du Dir für eine Frau mitgebracht!«

Aeußerlich aber war er stumm und betrachtete nur den zerbrochenen Pfeifenkopf, aus dem er schon dreißig Jahre geraucht hatte.

»Wir sind hierher gekommen, mein lieber Kantor, um mit Ihnen ein Bischen zu plaudern,« sagte Eduard, »haben Sie keine Cigarre?«

»Ich – Cigarren – nein! Ich rauche nur Taback.«

»Das ist aber auch Taback,« scherzte Beata, und holte ihre goldene Dose hervor, worin sich gerade noch drei von ihrer besten Sorte befanden.

»Ei, ich werde doch nicht in Ihrer Gegenwart rauchen, Madamchen,« sagte der Alte und wehrte die Cigarren ab. Aber Beata nahm ihr Streichbüchsen und zündete sich selbst zum höchsten Erstaunen des Kantors ein duftendes Röllchen an. Beinahe wären ihm die Augen aus dem Kopfe gesprungen, so war er verwundert. Bald aber wurde ihm erklärt, daß das sogar bei vornehmen Damen in den Urwäldern Sitte wäre, und so fügte er sich und brannte auch die seinige an.

»Was man doch Alles erlebt!« sagte er lächelnd. »Nun rauchen sogar die Damen!«

Da kam aber auch die alte Susanne herein, die gar nicht wußte, was der Lärm und das laute Reden in dem sonst so stillen Zimmer des Alten zu bedeuten hätte, und wie dieser vorher, so war auch sie jetzt betroffen.

Beata hatte tausend liebevolle Fragen an das greise Paar zu richten und fühlte sich hier so glücklich, daß sie versprach, recht oft den schönen Rosengarten zu besuchen.

Ein Stündchen verging schnell im traulichen Geplauder und als die beiden Gatten die Einsiedelei verließen, konnte man nicht sagen, wer in diesem Augenblicke glücklicher war, die Alten oder die Jungen.

»Das ist ein Kerl geworden,« schrie beinahe der Kantor und hob beide Arme unwillkürlich in die Höhe, als die russischen Hengste die Herrschaft im Abendschatten des Waldes entführt hatten. »Der Tausend noch einmal! Susanne, wer kann Das begreifen, – ich nicht! Und Taback hat er mir versprochen, eine ganze Rolle vom Besten! Sapperment!«

»Nun, was ist denn an einer Rolle Taback gelegen, Alter, hat er uns nicht schon mehr gegeben? Sie sagen Alle, er sei so verändert, das finde ich gar nicht, er sieht aus, wie vor –«

»Nu, doch nicht wie vor dreiundzwanzig Jahren, wie er zu Euch nach Amselbrück kam?«

»Freilich, so nicht, aber wie vor zehn. O, wie schön, o, wie reich, o, wie gut! Und dieser Engel von Frau!«

»Das ist gewiß, Engel sind sie Beide, für uns wenigstens. Nun wollen wir uns aber rüsten, Susanne, es ist Abend geworden, und den schönen Gesang dürfen wir nicht versäumen. Holla! lustig, Susanne, der Junge, der Eduard ist wieder da!«

---

Es war eine stille, überaus warme Juniurnacht. Der Mond war nicht sichtbar, das ganze Heer zahlloser glänzender Sterne prangte am reinen Himmelszelt, und wenn es auf diesen großen und fernen Weltkörpern so friedlich und harmlos aussah, wie auf dem kleinen Fleck der großen Erde, den wir an diesem süßen Abend vor Augen haben, so konnten ihre Bewohner eben so zufrieden und glücklich sein, wie die unserer Insel. Kein Lüftchen berührte die glatte Spiegelfläche der großen Wasserbecken, welche das grüne Eiland umschlossen, und es war so still in der ganzen Natur, daß die auf dem Altane vor Eduard's Wohnzimmer Sitzenden die lustigen Fische in dem flüssigen Elemente springen hörten, welches ihr Ruhebett und ihr Tummelplatz zugleich war.

Wir finden in dieser ruhigsten Stunde des ganzen bewegten Tages die jungen Gatten auf dem Altane wieder, zu dem die Gebüsche darunter und die umkränzenden Rosenstöcke den lieblichsten Wohlgeruch hinaufsandten. Sie waren im traulichsten Zwiegespräch begriffen, denn erst jetzt waren sie zum ersten Male ungestört, und Vieles

hatten sie zu bedenken, zu überlegen, denn ihr Reichtum legte ihnen große Verpflichtungen gegen die sie umgebende Menschheit auf.

Der reiche Erbe hatte in einem kurzen Gespräche mit Mr. Staunton seinen ernstesten Willen ausgesprochen; seine spendende Hand hatte sich bereits geöffnet und seine Sendboten flogen schon auf dem Wege zur nahen Stadt, der Vaterstadt seines Erblassers. Beata billigte Alles, ja, sie trieb noch mehr, wenn es des Treibens hier bedurft hätte, denn im Geben war ihr junger Gatte ein wildes Roß, welches, keinem Zügel gehorchend, seinem vorwärts drängenden Triebe allein die Herrschergewalt einräumte. Sie hatten jetzt das Nächste besprochen und eingeleitet. Es trat eine Pause in ihrem Gespräch ein. Beata unterbrach sie zuerst.

»Wo mag Cigarita sein?« fragte sie lächelnd. »Sie hat sich schnell in die unbekannte neue Welt gefunden und schwärmt schon wie ein alter Vogel darin umher.«

»Laß' sie, sie ist jung, und die Jugend sucht ihres Gleichen. Die Mädchen gefallen ihr.«

»Die Männer mißfallen ihr auch nicht. Schade, daß es keine schwarzen Gesichter darunter giebt.

»Ihr Herz ist roth, Beata, das hat sie mir in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft selbst gesagt.«

»O, das war nur Scherz –«

»Nein, es war Ernst, Beata. Sie ist schön, sehr schön; wenn das eine Liebschaft gäbe!«

Sie lachten Beide.

»Aber weißt Du, worüber ich mich wundere, Beata?«

»Worüber denn, mein Geliebter?«

»Ich denke an meinen Freund Felix. Sonst so verschwenderisch, ist er heute stumm mit seiner Musik. Ach! – Du kennst noch nicht die Musik, und wie er sie anzuwenden versteht!«

Kaum war dieses Wort gesprochen, so schwoll aus weiter Ferne, über den Wasserspiegel herüber, der sanfte, allmähig sich verstärkende Ton eines Waldhorns. Leise, leise hub er an, leise, leise wuchs er zu einem mächtigen Schwunge empor. Eduard's Herz bebte. Er vernahm Oberon's Wunderhorn, das bis in die Tiefe der menschlichen Seele dringt und den Zauberkreis überirdischen Waltens eröffnet. Und das Echo der gegenüberstehenden Berge gab den klagenden, warnenden Ton in leiser Färbung wieder. Dreimal wiederholte sich dieser seltsame Ton, dreimal gab ihn das immer leisere Echo zurück. Beata ergriff des Gatten Hand und drückte sie sanft, sie wagte nicht laut zu sprechen – der Zauber der Töne begann seine himmlische Wirkung auch in ihrem Herzen zu üben.

»Aha! hörst Du?« sagte er, »man braucht nur lebhaft an Etwas zu denken, gleich ist es da. Es fängt wieder an!«

Der Darsteller dieser Musik schien seine Aufgabe zu kennen, er hatte auf das an sie nicht gewöhnte Herz der Bewohnerin des Urwaldes gerechnet. Noch dreimal, aber jedes Mal gewaltiger, ließ er sein Horn ertönen, und noch dreimal mehr erbebte das sanfte menschliche Herz, welches diese geisterhafte Macht zum ersten Male empfand.

Die Geister aber, die in ihrer harmonischen Seele schlummerten, sollten rasch zum vollen Gefühle ihres Bewußtseins erweckt werden. Bei dem letzten der verschwimmenden Töne erhob sich Beata. Ihr Busen fluthete, alle ihre Sinne nahmen plötzlich einen rascheren, kühneren Schwung an, sie umschlang Eduard mit ihren Armen und preßte ihren Kopf an seine Schulter.

Und wieder ward es still. Jene Oberontöne waren nur hervorgerufen, um die Aufmerksamkeit Derer rege zu machen, für die man den abendlichen Gruß bestimmt hatte. Ein sanfter, feierlicher vierstimmiger Männergesang quoll aus dem Schatten der Bäume herauf und legte sich, leise anschmiegend, wie ein gutes Gewissen, auf die schweigenden Genossen. O wie rund, voll und rein waren diese einer gigantischen Meisterbrust entstammenden Töne. Felix wußte, wie sehr sein Freund Mozart's Schöpfungen verehrte. Daher hatte er den längst Entschlafenen hier redend eingeführt. Und er redete laut und verständlich mit seinen Melodien. Den beiden Hörenden traten Thränen in die Augen.

Der Gesang war zu Ende. Die nachfolgende, beinahe wehmüthige Stille wurde aber plötzlich durch dumpfen über die Gewässer hinrollenden Kanonendonner unterbrochen. Im Augenblicke darauf zeigte sich am jenseitigen Ufer, dicht unter der königlichen Burg, ein blutrother, heller Punkt, der sich schnell vergrößerte und wie mit Einem Schlage gleich darauf die Wellen des Flusses, den Wald, die Burg, den Himmel mit seinen Sternen in ein einziges glühendes Feuermeer verwandelte. Es war

wie das Morgenroth einer sich aufschließenden Ewigkeit über den Sternen, Millionen leuchtender Funken strahlte jeder Wassertropfen wieder, und die Blätter der Bäume schienen eben so viele lebendig gewordene Elfenkönige zu sein.

Die Zuschauer standen lautlos, fest an einander geschlossen.

Eduard kannte die Wirkung der bengalischen Flamme in solcher Umgebung, Beata aber kannte sie nicht. Daher war sie beinahe eben so erschrocken wie entzückt. Aber ihr Schreck war ein angenehmer und bald vorüber. Kaum jedoch war der letzte rothe Schimmer wie eine ersterbende Nixe in die Fluth hinab gesunken, da kam schon eine neue Ueberraschung. Denn mit voller Kraft ließ sich das ganze Orchester Felix Wessely's hören, das rauschende Allegro eines Jubelhymnus anstimmend, welches die stillen Lüfte der balsamischen Nacht mit ihren Geistertönen erfüllte. Und sie rauschten und braus'ten daher wie die stürmenden Wasser und rissen das ganze Herz der Hörer mit ihrer überwältigenden Kraft fort. Beata lag schluchzend vor Wonne an Eduard's Herzen. Nie, nie waren Beide so glücklich, so selig gewesen.

Ach! die göttliche Stimme der Musik, vom Schöpfer alles Guten als Botin des Himmels auf die Erde gesandt, sie hatte auch heute ihre Sendung erfüllt; und je schneller, je überraschender sie auf ihren Flügeln daher gerauscht kam, um so siegreicher war sie gewesen.

Der Jubelhymnus war zu Ende. Beata erholte sich, jetzt erst kam der volle Genuß der neuen bisher unbekanntem

Freude. Da erschien Josephson unter dem Altan, und bat im Namen der Freunde, noch einmal ihren Kreis zu betreten und den sicheren Nachen zu besteigen, der an der Landungsbrücke ihrer harre.

Beata hüllte sich rasch in ihre Mantilla und flog an des Gatten Hand pfeilschnell hinab. Ehe sie es dachte, saß sie auf den weichen Kissen eines großen Ruderbootes, dessen Lauf der Capitain selber lenkte und dessen verhüllte Ruder acht Matrosen in Bewegung setzten. Da schossen alle Boote, dicht mit Menschen besetzt, aus den Büschen des Ufers hervor und ein hundertstimmiges Hurrah empfing die Gatten. Und voran in dem großen Kutter fuhr das Orchester, und Weber's romantische Overture Oberon's, des Elfenkönigs, anstimmend, lenkten sie im weiten Bogen vor die Hauptfront des Schlosses, das seine schöne Architektur und seine blinkenden Fenster wie mit einem Zauberschlage, noch einmal in jenes rothe Feuermeer getaucht, herüberstrahlen ließ.

So fuhr man um einen Theil der Insel herum, und alle Gebäude, an denen die Flottille vorüberkam, zeigten sich in ihren Farben, bald roth, bald grün, bald blendend weiß, wie die beiden Künstler, Ernst und Lambeck die Urheber dieser Freude, es für angemessen hielten.

Und als nun, nach so vielen Genüssen, die beiden Gatten endlich nach Hause kamen, um nicht wieder in ihrer Ruhe gestört zu werden, sagte Beata:

»O mein theurer Freund! Das war der erste Tag in der neuen Heimath! Wenn die übrigen diesem gleichen, dann

bin ich glücklicher, als ich es allein im Himmel zu werden, von meinem Vater belehrt worden bin.«

---

Während die Bewohner der glücklichen Insel, nach überstandenen Freudenergüssen, etwa um Mitternacht in ihre Wohnungen heimkehrten, wurden die Künstlerfreunde von Mr. Staunton nach einem gewissen Punkte im Schloßgarten beschieden, wo sie sich auch allmählig einfanden. Die ganze Umgebung lag in still ruhender Nacht da, es regte sich kein Blättchen.

»Was sollen wir denn noch?« fragte Lambeck zuerst. »Hat das Geschäft, zu dem wir berufen, nicht bis zum Morgen Zeit?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Waldau, »aber wo bleibt Mr. Staunton selber? Es ist kein Geschäft für den lauten Tag, Adalbert, zu dem wir berufen sind, sondern eins für die stille Nacht, so sagte der Amerikaner selber zu mir.«

»Nun, da bin ich doch neugierig. Aber da kommt Jemand.«

Ein Diener kam daher und bat die versammelten Herren, einen Augenblick zu Mr. Staunton sich zu bemühen, er erwarte sie im Kassenzimmer.

»Im Kassenzimmer?« fragten sich Alle. »Was hat das zu bedeuten?«

Sogleich gingen sie hinauf. Mr. Staunton stand in dem hell erleuchteten Zimmer hinter einem grünen, zum Zählen eingerichteten Tische; Mr. Treaden und Josephson, mit leuchtendem Gesichte, ihm zur Seite. Letzterer war stiller wie gewöhnlich und begrüßte die Freunde nur mit einem kurzen Kopfnicken. Der Hofmarschall war im Amte, welches er heute zum ersten Male versah. Als die Freunde im Halbkreise sich um die grüne Tafel aufgestellt hatten, sahen sie darauf neun weiße Päckchen liegen. Lambeck zählte die Berufenen, es waren ihrer ebenfalls neun, – jetzt wurde er so gespannt wie die Uebrigen.

»Meine Herren,« begann der Kassirer, »ich bin beauftragt und ermächtigt, einem Jeden von Ihnen, wie Sie hier vor uns stehen, eines von diesen Päckchen einzuhändigen. Der Inhalt desselben darf von Ihnen nicht als eine Belohnung für Ihre künstlerischen Arbeiten betrachtet werden, denn diese Ihre Arbeiten können nicht mit Geld, nur allein mit der dankbaren Ergebenheit meines Herrn bezahlt werden, vielmehr sollen Sie denselben nur als ein Ermunterungs- und Erinnerungszeichen an den heutigen Tag betrachten, und außerdem gegen Niemanden, am wenigsten aber gegen Ihren Freund, meinen Herrn, Mr. Hutten selber, irgend ein Wort des Dankes darüber äußern; darum ward zu diesem Geschäft die stille Nacht, nicht aber der laute, geschwätzige Tag gewählt. Empfangen Sie, meine Herren, was ich beauftragt bin, Ihnen hiermit eigenhändig zu überliefern.«

Und er las die Namen, die auf den Päckchen standen, der Reihe nach vor, sie waren: Andreas Oeggering, Raphael Manowsky, Adalbert Lambeck, Willibald Kannenschmidt, David Riepenstahl, Ernst Dossow, Felix Wessely, Karl Michel und endlich Hans Waldau, und überreichte die Päckchen.

Die Freunde rissen sie auf und fuhren erschrocken empor.

Jeder von Ihnen hatte 10,000, Waldau aber 20,000 Thaler zum Geschenk erhalten. Sie sahen sich Alle an, Keiner sprach ein Wort – das Geschäft schien wirklich in stiller Nacht beendet zu werden.

»Auch ich habe noch etwas zu sagen,« bemerkte Josephson mit von den Freunden nie gehörtem ernstem und bedächtigem Tone: »Ihr Alle habt für Eduard Hutten Stolling, genannt Wollzagen, bis jetzt gearbeitet, jetzt wird er für Euch und Eure Kunst zu arbeiten beginnen. Auf heute über drei Wochen, Morgens um zehn Uhr, lade ich Euch zur Versammlung in dem großen Saale des Künstlerhauses ein. Denket über Eure Wünsche nach; sie werden alle gehört werden; denn die Zeit ist gekommen, wo die Gedanken zu Thaten werden sollen, die der einstige Student in seinem Gartenhause uns als Ideen zur Förderung der Künste und Wissenschaften vorzutragen so freundlich war, und Ihr sollt Stimme und Sitz haben in dieser Versammlung, und was Ihr für Euch und Eure Kunst beschließt, soll ausgeführt werden, zum Besten derselben und ihrer Jünger. Und jetzt kehret in Frieden heim – gute Nacht!« –

Aus demselben Geschäftszimmer aber war in derselben Nacht folgendes Schreiben an die Behörde der nächsten Stadt abgegangen:

»Dem Magistrat der Königlichen Sommerresidenz \* \* \* kann ich nicht unterlassen, an dem Tage meiner glücklichen Heimkehr von einer weiten Reise, einem der glücklichsten Tage meines Lebens, von welchem an ich und meine Familie für ewige Zeiten – so Gott will! Nachbar dieser Stadt bleibe, einer Stadt, die die ersten Lebensjahre meines verewigten Wohlthäters und Vaters gesehen, folgende Gaben zu übermitteln:

»Erstens bestimme ich 100,000 Thaler zur augenblicklichen Vertheilung an sämmtliche Arme, Kranke, Sieche und Unglückliche der Stadt und Vorstädte, ohne je erfahren zu wollen, wie diese Vertheilung stattgefunden hat, die ich dem weisen und redlichen Ermessen der Väter der Stadt überlasse.

»Zweitens übersende ich abermals 100,000 Thaler zur augenblicklichen Erbauung eines in derselben fehlenden, mit gehöriger Umsicht, Hingebung und Erfüllung aller von Gott gebotenen Menschenpflichten geleiteten Krankenhauses für Kranke jederlei Standes, Alters, Geschlechts, Bekenntnisses und Vermögens. Wenn dieses Haus zum Beziehen fertig ist, werde ich weitere Gaben zu seiner Unterhaltung anweisen.

»Drittens bestimme ich allen Greisen von und über sechzig Jahren, welche heute jene Stadt bewohnen und arm, arbeitsunfähig und überhaupt hilfbedürftig sind, einem Jeden die Summe von 50 Thalern, und bitte ich

den Magistrat, mir das Namensverzeichniß derselben gefälligst zu übersenden.

»Viertens endlich sollen alle am heutigen Tage von Aermeren oder mit Glücksgütern weniger Gesegneten, ob ehelich oder unehelich geborenen Kinder auf meine Kosten erzogen werden, welchen Stand sie auch in der Zukunft aus Neigung, Talent oder Nothwendigkeit ergreifen mögen, und erwarte ich das Verzeichniß derselben ebenfalls nächstens einzusehen.

»Da ich aber gesonnen bin, der Vaterstadt meines Vaters und Wohlthäters noch größere Unterstützungen angedeihen zu lassen, jedoch nicht weiß, welche Bedürfnisse derselben zumeist am Herzen liegen, so ersuche ich den Magistrat, mir heute über drei Wochen, Morgens um zehn Uhr, drei seiner unterrichtetsten Mitglieder zuzusenden, um von ihnen begründete Wünsche und Vorschläge in jener Beziehung entgegen zu nehmen.

»Ich wünsche mir selber Glück zu dieser von dem Allmächtigen mir auferlegten süßen Menschenpflicht und verzichte auf jederlei Dank, von Einzelnen wie von der Stadt im Ganzen mir zugebracht und dargebracht. Mein einziger Dank soll die Zufriedenheit der Beglückten sein.

»Hutteninsel, den 24. Juni 1850.

»Eduard *Hutten Stolling*,  
genannt *Wollzagen*.«

VIERTES KAPITEL. EIN THEIL DER PRAKTISCHEN  
GLÜCKSELIGKEITSLEHRE.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr war der ehemalige Polizeibeamte der Hauptstadt, welcher die Beaufsichtigung der Bauarbeiten auf der Insel so vortrefflich durchgeführt hatte, zu dem Besitzer derselben beschieden. Schon zwei Stunden früher jedoch war Hutten allein nach dem Handwerkerhause gefahren, denn es drängte ihn, der guten Frau Schwarzkopf in ihrer neuen Häuslichkeit einen längeren Besuch abzustatten.

Er war in die Nähe ihrer Wohnung gekommen und ließ hier in dem Schatten eines großen Kastanienbaumes seine kleinen Ponies halten, die er heute erprobt hatte. Er näherte sich der Umzäunung des Obst- und Gemüsegartens, mit dem auch dieser, den Handwerkern gewidmete Ruheort freundlich umgeben war. Eben wollte er die Thür öffnen und in den Garten eintreten, als er halblaut gesprochene Worte vernahm und alsbald an den Stimmen die schon in früher Morgenstunde im Garten Lustwandelnden erkannte. Es war die schöne Anna und der jetzt doppelt glückliche David Riepenstahl. Der unfreiwillige Lauscher hörte folgendes Zwiegespräch:

»Nein, gute Anna, diese Hoffnung müssen wir unerfüllt lassen. Ich hätte selbst gern in dem niedlichen Waldhäuschen am Strande gewohnt, welches so traulich zwischen den Bäumen auf das Wasser hinauslugt und auch innerlich für uns so passend eingerichtet ist, denn sogar eine für mich geräumige Malerstube wäre darin. Gestern

hatte ich freilich den Entschluß gefaßt, ihn zu bitten, es uns zu überlassen; heute aber, nachdem er mich wie die Andern so fürstlich beschenkt, wage ich es nicht mehr. Es hieße zu viel verlangen und er hat schon mehr denn zu viel für und Alle gethan.«

»O, wie dankbar sind wir ihm dafür, David, und doch soll kein Mensch seine Freude gegen ihn aussprechen. Aber so war er immer. Wer hätte das damals sich vorgestellt, wie es nun gekommen ist! Eigentlich verdanken wir Alles meiner Mutter, denn sie hat ihm in seiner Jugend einen kleinen Dienst geleistet. Aber sage mir, weiß er denn überhaupt, daß wir uns lieben? Und was wird er dazu sagen? Ueber das Häuschen am Strande gräme ich mich nicht allzusehr, obgleich ich es gern bewohnt hätte – werden wir nicht auch im Künstlerhause glücklich sein, David?«

»Gewiß, Anna, aber die viele Musik, die darin getrieben wird, stört mich in meiner ruhigen Arbeit; für einen unverheiratheten Mann ginge es noch eher an, aber die vielen jungen Leute –«

»Wie, David, Du bist doch nicht eifersüchtig?«

»Bewahre, Anna, Du kennst mich wohl, aber für ein junges Paar, wie wir, lebt es sich so schön und süß in der Mitte des Waldes, dicht am fließenden Wasser. Weißt Du übrigens, daß in acht Tagen die große Hochzeit sein wird und daß der alte Pastor vier Paare mit einem Male trauen wird?«

»Ach ja! ich habe davon gehört!«

»Du willst mir Dein Geschick aber noch nicht anvertrauen, Anna?«

»Warum nicht? Wie gern! Du hast ja aber noch nicht mit dem Herrn Doctor – ich wollte sagen, Herrn Hutten, gesprochen –«

Eduard hatte genug gehört. Schnell lief er um den Garten herum, um von dem jungen Paare nicht gesehen zu werden, kletterte auf der andern Seite über den Zaun und gelangte so, von Niemandem bemerkt, in das geräumige Haus. Plötzlich stand er vor seiner alten Wirthschafterin, der guten Schwarzkopf, die beim Bügeln war und vor Schreck, den geliebten Herrn vor sich zu sehen, beinahe das Bügeleisen hätte fallen lassen. Die immer noch hübsche Frau war sehr gefällig gekleidet und wußte sich zumal jetzt, da sie so glücklich gestellt war, ein angenehmes Aussehen zu geben.

»Guten Morgen, Frau Schwarzkopf,« begrüßte er die Erschrockene, »ich muß so bald wie möglich bei Ihnen vorsprechen; gestern ging Alles im Fluge und ich war auch nicht allein. Setzen wir uns zusammen auf das Sofa – kommen Sie her.«

Und er zog die Widerstrebende neben sich nieder.

»Gnädigster Herr!« begann die zitternde Tischlerin.

»Dummes Zeug! Das verbitte ich mir. Sagen Sie: Herr Hutten, das höre ich am liebsten – So – Nun, was denn?«

»Ach, mein Gott, was haben Sie sich für eine schöne Frau mitgebracht, die ist ja noch viel schöner als Fräulein Judith, und meine Anna ist ein –«

»Still, still, beste Frau; meine Frau ist freilich schön, aber Anna ist es auch, wenn auch in anderer Art. Gerade Anna's wegen komme ich. Sie hat einen Liebhaber –«

»Wie? Also, Sie wissen?«

»Ich weiß Alles, ist er es mit Ihrem Willen?«

»Gewiß, Herr Hutten, gewiß. Ach, wie waren so erschrocken, als er kam und um sie warb, denn er war ja Ihr Freund, und Anna ist nur die Tochter eines Handwerkers – was sollte daraus werden? Nun aber hat Anna, Dank Ihrer Güte, etwas gelernt und hat sich heraus gemustert, und ist viel klüger geworden wie ich und ihr Vater, wozu freilich nicht viel gehört –«

»Das ist Alles Nebensache, Frau Schwarzkopf, die Hauptsache ist, daß Riepenstahl ein guter und brauchbarer Mensch und Anna ein rechtschaffenes und arbeitssames Mädchen ist. Dazu haben Sie sie erzogen. Ich bin noch in Ihrer Schuld – ja, hören Sie mich an – und sprechen Sie lieber gar nichts – in Ihrer großen Schuld; das Wenige, was ich bisher für Sie gethan habe, ist mir nicht genug. Lassen Sie Anna ihren David heirathen, über acht Tage werden die Anderen getraut, das ist *ein* Segnen, nicht wahr?«

»Ja – aber – mein Gott!«

»Ich besorge Anna's Ausstattung und schenke ihr zu ihrem Hochzeitsfeste das kleine Häuschen am Strande – Sie wissen wohl – das sich Beide so wünschen –«

»Großer Gott, Herr Hutten!« –

Dieser war aufgestanden und drückte der Frau warm die Hand.

»Es ist genug,« sagte er. »Das ist mein Wille; Anna und David verdanken Ihnen, was sie heute empfangen, und ich denke in der Zukunft noch mehr für sie thun zu können. Guten Morgen – Frau Schwarzkopf, die Liebenden sind im Garten und seufzen – gehen Sie zu ihnen und grüßen Sie sie von mir. Adieu!«

Und schnell war er aus dem freundlichen Zimmer, dann im Hofe, und zu der Meisterin höchstem Erstaunen sprang er sogar über den Zaun, anstatt aus der bequemen Thür zu gehen.

»Das nenne ich mir einen Menschen!« brachte die Frau endlich hervor – »springt da über den Zaun, wie ein Dieb in der Nacht. Ich begreife das nicht – He! Schwarzkopf, Anna, Herr Riepenstahl – kommt einmal Alle herbei – es hat sich Etwas ereignet!«

Die Gerufenen kamen sogleich herbeigestürzt und fragten, was denn geschehen sei?

»Was geschehen ist? Ihr Naseweise! Heut' über acht Tage ist Eure Hochzeit und zum Angebinde habt Ihr das Häuschen am Strande. Ja!«

»Frau Schwarzkopf! Mutter!« rief das Paar.

»Alte, bist Du verrückt!« drohte der Meister.

Und da erzählte sie denn von dem unerwarteten gnadenreichen Morgenbesuche.



Der Spender so vieler Freuden fuhr rasch nach dem Strande, wo an der kleineren Landungsbrücke vor dem

Gartenhause sich schon der Pfarrer, Josephson und der ehemalige Polizeibeamte, der gar nicht wußte, was er sollte, eingefunden hatten. Man bestieg ein Ruderboot und fuhr dem gegenüberliegenden Ufer zu, auf dem die Landstraße vorbeiführte, an welcher, unmittelbar am Wasser, das ehemalige Wirthshaus lag, dessen alte Besitzerin vor einem Jahre gestorben war, und welches Waldau, nach seines Freundes Vorschrift, im Schweizerstyle, mit großen und vielen Räumen neu erbaut hatte. Die eine Seite dem Wasser, die andere der großen Heerstraße zukehrend und von einem freundlichen Obstgarten umgeben, lag es friedlich da und, weil noch Niemand darin wohnte als ein alter Diener, hatte man lange hin- und hergerathen, zu welchem Zwecke es eigentlich bestimmt sei. Man betrat das Ufer und durchwandelte alle Räume des weiten Gebäudes.

»Ich bin zufrieden,« sagte Hutten zu seiner Umgebung, »es gefällt mir und entspricht vollkommen dem Zwecke, für den ich es aufbewahrt habe. Herr König,« wandte er sich zu diesem. – »Sie sind Vater einer zahlreichen Familie und haben sich mir, vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an, fleißig, ordentlich und betriebsam erwiesen. Ihren Dienst in der Hauptstadt haben Sie meinetwegen verlassen, er behagte Ihnen nicht mehr. Ich biete Ihnen einen andern, mir sehr wichtigen an. – Bringen Sie Ihre Familie hierher, bewohnen Sie dies Haus, Ihr Gehalt beträgt tausend Thaler. Dafür haben Sie folgende

Verpflichtungen: Sie richten hier eine freundliche Wirthschaft ein. Alle müden Wanderer, die dieses Weges ziehen, erquicken Sie, und geben ihnen ein weiches Lager. Wenn wir Reichen auf Sammet und Seide schlafen, können die Armen wohl auf reinlichem Linnen ruhen. Kein Armer, Müder, Hungriger wende vergeblich seinen hülfesuchenden Blick nach den Gestaden jenes grünen Eilands. Reichen Sie ihnen ein Almosen, nach eines Jeden Bedürftigkeit. Sie kennen die arbeitsamen, braven, redlichen und die schlechten, unwürdigen Menschen. Wenden Sie Ihren Scharfblick zu dieser Leute Gunsten an. Außerdem aber, und das ist die Hauptsache, richten Sie sich jeden Mittag und jeden Abend auf eine große, einfache, aber stärkende Mahlzeit ein. Eine weithinschallende Glocke soll das Zeichen eine halbe Stunde vor dem Essen geben. Wer dann in der Umgebung hungrig, müde und sorgenvoll ist, mag kommen und sich erfrischen. Natürlich auf meine Kosten Hier, meinem Vater, dem obersten Vorsteher aller neuen Wohlthätigkeitsanstalten, die ich errichte, legen Sie Rechnung ab. Sie können diese meine Einrichtung bekannt machen, damit Ihnen die Gäste nicht fehlen. Gefällt Ihnen mein Vorschlag und nehmen Sie ihn an?«

»O mein Herr, mit von Dankbarkeit durchdrungenem Herzen!«

»So geben Sie mir Ihre Hand – das ist unser Contract. So! Guten Morgen! Ich hoffe, ich werde in einigen Tagen Ihre Familie hier sehen.«

Und fort war er mit seiner Gesellschaft, die Ruderer fuhren ihn in dem Boote rasch seiner Insel entgegen.

Der neue Wirth aber stand betroffen vor seinem neuen Hause und schaute es wie ein Trunkener an.

In acht Tagen waren seine Frau und seine acht Kinder schon darin. Einige flinke Mägde und Hausdiener, von drüben gesendet, versahen den Dienst. Zu den Mittags- und Abendmahlzeiten fand sich eine zahlreiche Gesellschaft ein. Hungrige gab es bald nicht mehr in der Umgebung der Insel, und der müde Wanderer, der im Schweiß seines Angesichts, im dürrn Staube des heißen Sommers oder im Schneegestöber des kalten Winters daher zog, fand Alles, was er suchte; und wenn er gespeis't und getränkt mit neuen Kräften seines Weges zog, ward ihm ein Silberstück gegeben, welches von dem guten Pfarrer als Weggeld bestimmt war.



Als Eduard Hutten mit seinen Begleitern von dem Gasthause an der Landstraße zurückkehrte und um die Südseite der Insel, vor der Hauptfront des Schlosses vorbei, ruderte, fand er, als er sich seiner Landungsbrücke näherte, das ganze Wasser vor derselben mit Fischerkähnen bedeckt, die mit grünem Laube zu einer Art bedeckter Gondeln umgeschaffen waren. Auch zwischen den beiden Pavillons, um das große Wasserbecken herum, wo

die glänzenden Springwellen in der Morgensonne glitzerten, sah man eine große Menge fremder Leute versammelt. Es waren die Bewohner der benachbarten Fischerinsel, welche gekommen waren, dem neuen Herrn ihre Huldigung darzubringen und für die ihnen bereits erwiesenen Wohlthäters zu danken. Es waren alte und junge Leute beiderlei Geschlechts. Als der Inselherr herausgekommen war und seine Ankunft bemerkt wurde, stellten sich die Fischer in einem großen Halbkreise vor ihm auf und das auf die Feierlichkeit gespannte Inselpublikum um sie herum, denn schon lange bevor die Fischer die Insel erreicht, hatte man sie in ihrem feierlichen Heranzuge beobachtet und sich nach dem Schlosse begeben. Die Männer waren in blaue Jacken und Westen, in schwarze manchesterne Kurzhosen und lange Wasserstiefel, die Frauen in blaue mit silbernen Schnüren besetzte Tuchmieder, und rothe, kurze Flanellröcke gekleidet, aus denen Füße und Beine, bis beinahe zum Knie sichtbar, in blauen Zwickelstrümpfen hervorsahen. Sechs der stärksten Männer hielten große Netze, in denen die Bewohner der nächsten Gewässer, große Karpfen, breite Bleie, feinschmeckende Zander und armdicke Aale zappelten.

Ein greiser, weißhaariger Fischer, der Aelteste und Vorsteher der ganzen Gemeinde, eine große breite Figur mit verschrumpftem, aber redlichem und dabei kühnem Gesichte, trat als Sprecher vor. Der alte Mann sagte mit weicher, etwas ängstlich klingender Stimme:

»Gnädigster Herr und Patron! Schon gestern, am schönen Johannistage, wollten wir arme Bewohner der benachbarten Fischerinsel vor Dir erscheinen und unsern Dank für Deine bisher uns erwiesene Güte und unsern Tribut darbringen, wie es das Gesetz und jahrelange Sitte uns vorschreibt. Aber Deine Zeit war zu kurz und die Zahl der Begrüßenden zu groß. Darum kommen wir heute. Unsere Söhne hast Du zu Dir genommen, gekleidet und in gesunde Wohnungen geführt. Nimm dafür unsern Dank. Wir sind nur arme Leute, und Du ein reicher, vermögender Herr. Darum hast Du uns auch zum Theil die Steuer erlassen, die wir Dir nach altem Brauche schulden; und unsere alten Tage etwas froher und leichter gemacht. Alle Väter und Mütter der Insel danken Dir dafür. Möge Dir Gott ein langes Leben geben und Du uns erhalten bleiben, eben so wie Deine schöne Gemahlin, die wir da neben Dir sehen. Und so nimm unsern einzigen Dank entgegen, den wir besitzen: unsere Fürbitte bei Gott, dem Herrn und Könige der Lande und der Wasser, – und unsere Fische, die wir für Dich und Deinen Hof gefangen haben. Mädchen, tretet hervor und küßt Eurem Herrn die Hand!« –

Da traten schnell die kurzröckigen Mädchen heran, knixten und näherten sich ihrem jungen Gebieter.

»Geben Sie die Hand hin,« flüsterte der alte Förster, der in der Nähe stand, »es ist so Brauch hier.«

Die Mädchen traten näher und küßten dem freundlich erröthenden Gebieter die Hand, dem diese Ceremonie etwas ungewöhnlich vorkam. Dann gingen sie zu Beata, die

ihnen herzlich beide Hände entgegenstreckte und ebenfalls mit Küssen beglückt wurde. Darauf wurden die Fische vorgezeigt und auf ihre Größe und Schönheit aufmerksam gemacht. Als auch dies beendet war, trat der Herr der Insel wieder hervor und redete die Bewohner seines kleinen Wasserreiches folgendermaßen an:

»Meine lieben Nachbarn und Mitbewohner dieser grünen Eilande! Schon lange war es mein Wunsch, Euere Insel zu besuchen und Euere Hütten zu betreten, in der Hoffnung, Euch dieselben wohnlicher und gesunder herstellen zu können. Ihr aber seid mir zuvorgekommen und habt sogar schmackhafte Geschenke mitgebracht. Damit habt Ihr mich zu großem Danke verpflichtet, und ich will mich meines Gegengeschenkes sogleich entledigen. Wäret Ihr heute Morgen nicht gekommen, ich hätte Euch heute Abend besucht. Wohl habt Ihr mir Euere Knaben und Jünglinge überlassen, und das ist für mich ein großer Vortheil. Ich habe mein Vergnügen daran und sie sollen etwas Tüchtiges lernen. Sie erhalten Unterricht in jederlei Art und werden von meinem Schiffscapitain in dem Seewesen unterrichtet. Wer Lust dazu verspürt, kann später zur Marine des Vaterlandes auf die See gehen, hier wird nur der Grund zu seiner späteren Ausbildung gelegt. Bis jetzt habe ich ihnen nur Wohnung, Kleidung und Kost gegeben; von heute an aber, da ich sehe, daß sie fleißig und gehorsam, Ihr aber dankbar und ergeben seid, bestimme ich Folgendes: Die ältesten und erfahrensten von ihnen erhalten einen jährlichen Lohn von dreihundert

Thalern. Sie sind meine bewährtesten Matrosen nach ihren von der See mitgebrachten Lehrern; die jüngeren erhalten zweihundert und die Knaben hundert Thaler jährlich. Was sie nicht brauchen, mögen sie sich sparen, in der Zukunft können sie es nützlich anwenden. Ihr aber, Ihr älteren Leute, damit auch Ihr auf Eure alten Tage glücklicher und sorgenfreier leben könnt, seid von heute an von jeglicher Steuerabgabe entbunden. Die Steuer an mich bestehe einzig und allein in einem Gericht schöner schmackhafter Fische, die Ihr jedes Jahr, an diesem Tage, zur Erinnerung der Vergangenheit selbst überbringen sollt. Eure Abgaben an den Staat aber übernehme ich, der ich Euer Herr geworden bin. Was nun Eure kleinen und baufälligen Wohnungen betrifft, so habe ich meinem Baumeister schon meinen Willen mitgetheilt, er wird Eure Wünsche in Empfang nehmen und Euch größere und schönere Hütten bauen. Für heute lade ich Euch zu Gaste und bitte, es Euch wohl sein zu lassen. – Josephson, man hole ein Faß Wein hier auf den Rasen und erquicke die Leute.«

Lautes Jubelgeschrei erhob sich, nachdem diese Worte gesprochen waren, in die Lüfte. Der Wein kam sogleich und es war ein lustiges Leben unter den Fischern, denen Felix zum Tanze die schönste Musik aufspielen ließ. Was auf der Insel an Jugend und Munterkeit war, trank und tanzte mit, und Beata und Cigarita konnten nicht genug das noch nie gesehene Schauspiel bewundern.

Die Glücklichen hatten sich wieder auf der Insel vermehrt; Mr. Staunton und Mr. Treaden hatten alle Hände

voll in den Kassen zu thun, und ihre Bücher füllten sich schnell mit den Gaben der Menschlichkeit, die ihr reicher Herr, seiner Glückseligkeitslehre getreu, nach allen Seiten und mit vollen Händen auszutheilen begann.



Alles was bisher auf der Insel nach der Ankunft ihres Besitzers geschehen, war, je weiter die Kunde davon drang, mit um so lauterem Posaunenschall des Gerüchtes zu den Ohren der Bevölkerung, nicht allein der Sommerresidenz, sondern auch der großen Hauptstadt gelangt. Man konnte sich von seinem Erstaunen über alle diese unerklärlichen Dinge gar nicht erholen. Es wurde Wochenlang von nichts Anderem als dem Inselkönig, seinen unermeßlichen Reichthümern, aber auch von seinem Wohlthätigkeitssinne und seinen, alle Tage sich erneuernden, auffallenden Handlungen gesprochen. Den Armen erschien er als ein Engel des Lichts, der endlich einmal Trost und Segen auf ihre hoffnungslosen Häupter herniederträufeln ließ; für viele Reiche aber war er ein bitterer Vorwurf, um so bitterer, als sie bisher noch nie das Geringste in ähnlicher Art im Verhältniß ihrer Mittel gethan hatten. Sie hatten ihr Vermögen nur zu erhalten und zu vermehren getrachtet, es in möglichst sichere Verwahrungskassen gelegt und die höchsten Zinsen erzielt; ob dadurch Bedürftigeren eine Quelle ihres Lebens verstopft, die Gewerbe niedergehalten, die Künste und Künstler herabgewürdigt wurden, war ihnen mehr als

gleichgültig gewesen. Der vornehme Reiche geht leider häufig so gern im gemächlichen Schritte seinen gewohnten Gang dahin, er ißt und trinkt gut, er schläft so lange und arbeitet so wenig wie möglich; und wenn es ihm dabei so behaglich wie den Göttern ist, fragt er nicht danach, ob Andere dieselbe Befriedigung genießen. Ja, er kennt in den meisten Fällen nicht einmal das Weh seiner Mitgeschöpfe und wundert sich, wenn es mit Posaunenstößen und Gewitterbrausen endlich einmal in sein Ohr dröhnt, daß ihm so etwas verborgen geblieben sein könne.

»Aber warum erfährt man Das nicht? Warum wird Einem Das nicht gesagt? Wie kann man es so weit kommen lassen?«

Das sind Worte und Fragen, die man beinahe alle Tage zu hören bekommen kann, wenn man nicht einen moralischen Widerwillen empfindet, die Kreise solcher Menschen zu besuchen, ihre Prassereien mitzumachen und ihr todtes und ertödtendes Geschwätz anzuhören. Wenn man aber Menschen kennen und zugleich lernen will, wie man es nicht machen muß, um sich und Andere zu beglücken, so muß man auch vor diesen Brandungswogen gesellschaftlichen Lebens nicht zutückbeben, die, wie Scylla und Charybdis in der Fabel der Alten, unmittelbar nebeneinander auf dem Meere des Lebens liegen und häufig verschlingen, was sich ihnen vertrauend naht.

Genug, auch diese Welt hatte sich mit ihren stets fertigen Zungen und erbarmungslosen Händen der neuesten Tagesvorfälle bemächtigt und glaubte, auf der Insel, an

den köstlich besetzten Tafeln des Hausherrn, in seinen weichen Wagen, in seinen duftenden Gartenhäusern es sich ebenfalls wohlsein lassen zu dürfen. Sie hatte sich aber gewaltig geirrt. Diese Welt war für den von ihr sogenannten Inselkönig eine unbekannte und völlig abgeschlossene Welt. Daher auch, als sie in lichten Haufen angeritten, angefahren, angegondelt kamen, wie ehemals in der Hauptstadt, um ihren ehrerbietigsten Besuch, ihre freundlichste Aufwartung zu machen, wurde ihnen von den dazu bestellten Dienern die unvermuthete Mittheilung gemacht, der Herr empfangen *keine* Besuche, als die er sich selbst eingeladen habe. Und als sie nun mit der bekannten naseweisen Dummdreistigkeit ihren Namen, ihren Rang, ihren Stand nannten, um wenigstens zur Besichtigung der Insel zugelassen zu werden, da mußte man ihnen geradezu den Befehl des Besitzers mittheilen, auch dieses sei nur Denen gestattet, die dazu berufen werden würden.

Nun gab es eine Aufregung in dieser allerliebsten, so überaus gebildeten Welt.

»Was,« riefen sie, »Gewerbetreibende, Handwerker, Künstler – die läßt er ein, die ruft er herbei, um ihren Rath zu vernehmen – uns, Leute von Stand, Rang und Vermögen läßt er mit langer Nase abziehen? Das ist ja ein höchst ungebildeter Mensch!«

Und nun ging wieder das Fabeln los, wie es gewöhnlich geschieht, wenn der winzige und zugleich freche Mensch, von einer höheren Macht gedemüthigt, keine

andere Hülfe als das erbärmliche Gefühl der Befriedigung seiner kleinlichen Rache hat; und es wurden Dinge erfunden, die eben so unwahr wie lächerlich waren. Da hieß es, der Erbe sei eigentlich ein unehliches Kind eines abhanden gekommenen Krämers, der – man erinnerte sich hier wahrscheinlich der köstlichen Piratengeschichte – in Westindien und Kalifornien ein Nabob geworden; er habe eine Mohrin geheirathet, die beinahe eine Königin von Golkonda sei; er sei ein Menschenfeind, und da er nicht richtig Deutsch sprechen könne, wolle er sich in gebildeten Kreisen nicht kritisiren lassen. – Am schlimmsten aber ging es über die armen Künstler her. Das seien Pilze und Schmarotzer; nur des Essens und Trinkens wegen hielten sie bei ihm aus, hätten auch Alle schon rothe Nasen von dem vielen Burgunder und Champagner, der auf der Insel verschüttet würde, sie wollten nur, um ihre Schulden zu bezahlen, ihn so lange schröpfen, wie Blut in ihm wäre, nachher liefen sie davon und brächten seinen Ruf unter die Hunde.

»Solches Gesindel,« sagten sie, »kleidet sich in Sammet und Seide und läuft zum Spott der Welt herum; man solle nur die Frauen sehen, dann hätte man schon genug; eines Tages habe eine Dame vom jenseitigen Ufer her eine der Inselbewohnerinnen am Strande erblickt, und sie hätte nicht einmal den Arm mit einem keuschen Aermel bedeckt gehabt.«

Als ob die Keuschheit in dem Aermel, und die Tugend in der langen Hofe säße! –

Es gab aber auch Leute, die anders urtheilten, als diese *gebildeten* Kreise. Es waren dies jene klugen und vertrauenden Personen, welche nicht mit den Ohren und Augen Anderer, sondern mit ihren eigenen hören und sehen. Zu diesen gehörten freilich viele Gewerbetreibende, die in Dingen arbeiteten, wovon die Gesellschaft Nutzen und Annehmlichkeit zieht; sie wurden gerufen, um gefördert und gehoben zu werden. Auch Künstler wurden beschieden, um ihre Talente zu prüfen, und ihre rauhen Lebenswege etwas ebener zu gestalten. Und diese Leute sprachen eine ganz andere Sprache, eben so wie die Väter der Stadt, denen plötzlich die Augen aufgingen, und denen fortan die Sorge für die täglich mehr belastete arme Stadt, die allein vom Hofe und einigen Beamten lebte, nicht mehr die nächtliche Ruhe verscheuchte.

Neugierig freilich waren Alle, und man konnte in der Residenz nicht rasch genug den Tag herannahen sehen, an welchem die drei bereits erwählten Magistratspersonen sich in einen Wagen setzen und hinausfahren würden, um die halbnackten Menschen, die rothen Nasen und das glitzernde Gold von Angesicht kennen zu lernen, womit nach Einigen die Insel gepflastert sein sollte. Die drei Magistratspersonen waren selbst mit einander in Hader gerathen, wie sie sich zu ihrer Fahrt kleiden und benehmen sollten. Dankbar natürlich mußten sie sich zeigen – Das verstand sich von selbst. Aber sie würden vielleicht eine schlechte Figur in ihren Schwanzröcken spielen und man solle sich lieber – nein! das ging auch nicht, da würde die Stadt wieder lachen, kurz, man war in so

großer Verlegenheit, daß noch einmal eine Versammlung einberufen wurde, und da die drei erstgewählten Boten sich freiwillig zurückzogen, traten drei einfache, verständige, klare Männer auf, die die ganze Sache auf sich nahmen und sich in Alles und Jedes zu finden versprachen.

Doch bevor dieser, für so viele Menschen jederlei Klasse, Bildung und Anschauung wichtige Tag herannahete, dem wir ein ganz besonderes Kapitel widmen müssen, sollten noch verschiedene Dinge auf der Insel geschehen, die geschaffen waren, die allgemeine Erwartung noch mehr zu spannen und sogar in noch höhere Kreise hinüberzutragen.

Auf der Insel selbst ging Alles in den nächsten Tagen seinen regelmäßigen Gang. Auch zwei neue Bewohner waren eingezogen: der junge Pfarrer und der neue Kantor. Beide das Abbild des Freundespaares, welches wir vor Jahren in Bilsingen kennen gelernt haben, denn der Pfarrer sowohl wie der Lehrer waren in ihrem Fache gebildete, in ihrem Wesen anspruchslose, in ihrem Berufstreue und aufgeklärte Männer, also vollständig befähigt, den Ansprüchen zu genügen, die man an den geselligen Umgang in Hutten's Hause zu machen gewohnt war. Beide hatten bereits ihre Aufwartung gemacht, ihre Wohnung bezogen, dieselbe über ihre Erwartung gefunden und waren sodann von dem ehemaligen alten Pfarrherrn, dem jetzigen Almosenleiter des reichen Besitzers, in ihr Amt und ihre Kirche eingeführt worden.

## FÜNFTES KAPITEL. DIE HOCHZEIT.

So war denn endlich der Tag herangekommen, den so viele hoffnungsvolle Herzen mit mühsam bekämpfter Ungeduld Jahrelang herbeigesehnt hatten. Man stelle sich die verschiedenen Gefühle der Betheiligten bei der Annäherung des schönsten aller menschlichen Feste vor.

Zuerst die drei Jugendfreunde Eduard's; wie lange hatten sie ihre geheimen Wünsche, mit den geliebten Pfarrerstöchtern sich auf ewig verbunden zu sehen, in stiller Brust herumgetragen. Die Gespielinnen ihrer ersten Jugend, sie waren ihnen in allen Verhältnissen ihres künstlerischen und zerstreuenden Lebens, immer und überall, der Gegenstand eines eben so redlichen wie angestregten Strebens geblieben, treu, wie schon die in der Wiege empfangenen Gaben des Schöpfers, hatten sie sie auf allen Wegen ihrer Studien begleitet, und doch, wie gering waren ihre Hoffnungen in früheren Jahren gewesen, die ehemaligen Gespielinnen auch zu ihren Gattinnen zu gewinnen. Erst Eduard hatte in der Fülle seiner Gaben und seiner Liebe die kaum möglich gedachte Hoffnung in die beglückende Wirklichkeit hinübergeführt. Er hatte den heimlichen Funken ihrer Gefühle zu einer belebenden Flamme angefacht und mit rascher EntschlieÙung ihnen die Wege des Gedeihens geöffnet. Der ernste, bedächtige, ruhig strebende Ernst, zum gediegenen Manne und kunstverständigen Baumeister herangereift, den die Technik der neuesten mechanischen Fortschritte in seinem Fache begeisterte, – der talentvolle, reichbegabte

Felix, mit dem ihm eigenthümlichen sinnigen Wesen, – der bescheidene, in seiner Kunst vollkommene Karl – wie lieb hatten sie immer ihre Bräute gehabt, aber wie viel glücklicher waren sie jetzt in ihrem, sich jeden Tag nähernden Besitze! Und nun diese guten, sanften Mädchen selbst, in dem stillen Pfarrhause herangewachsen, von dem liebevollsten Elternpaare zu sittsamen, haushälterischen Jungfrauen erzogen, nun mit einem Male in eine so glanzvolle, auf jedem Schritte Segen sprudelnde Welt versetzt – wie kaum glaublich, fast wunderbar erschien ihnen diese schnelle und vollständige Umwandlung ihres Geschicks! Sie hatten immer in Eduard den ihnen von Gott gegebenen Bruder geliebt, ihn in seiner reicheren Entwicklung verehrt, jetzt aber, da er ein so begüterter Herr und in ihren Augen wenigstens ein so großer Mann geworden war, wie verehrten sie ihn, da sie Alle, Alle an seinem Tische von seinen Speisen sich sättigten und an seinem Weine erquickten, deren Genuß er Allen, wer und wie sie auch waren, mit dem sonnigen Lächeln seiner unermüdlichen Menschenliebe noch tausendfach erhöhte.

Und die beiden Künstler, der sanfte Raphael, und der ruhig und bescheiden fortarbeitende David Riepenstahl, sie hatten ja auch Beide dem Freunde ihrer schönsten Lebens epoche, dem Theilnehmer ihrer künstlerischen Studien und Arbeiten in den Jünglingstagen ihr ganzes Glück zu verdanken. Hatte nicht er allein ihnen Alles gegeben, was ihre Gefühle beseligte und ihre Kunstbestrebungen erleichterte; hatte er sie nicht mit Güte überhäuft, mit, dem Künstler sonst so langsam kommenden,

Schätzen so schnell umgeben? Wie gern hatten sie ihm dafür gelobt, sich nicht von der Insel und ihm selber zu trennen, damit die beiderseitigen Familien in ungestörter Einigkeit für ihr ganzes Leben zusammenblieben; denn die Welt war ihnen ja darum nicht auf ewig verschlossen, er wollte ja selbst im nächsten Jahre mit seiner jungen Gattin nach Italien und Griechenland, dem Lande der Wunder und Künste gehen, und sie sollten ihn ja Alle begleiten, um in gemeinsamer Lust die Luft des Südens zu athmen und die Schätze seiner Zauberwelt zu heben.

Und Anna, fühlte sie sich, so beglückt sie schon lange war, seit den letzten fröhlichen Tagen nicht noch höher beglückt? Sollte sie nicht mit dem geliebten Manne ihrer Wahl, zu dessen höherer Bildung sie sich durch Eduard's Güte erhoben hatte, bei den Eltern bleiben, und so mit dem alten, dem Kinde so unvergeßlichen Glücke, das neue, unerwartete verbinden?

Und was sollen wir von Judith sagen? War wohl ihre erste Jugendneigung zu dem edeln Manne, der der Schöpfer so vieler und allgemeiner Glückseligkeit war, ganz und ohne alle Spuren verfliegen? Nein, gewiß nicht, denn das Weib vergißt nie den, den es zuerst geliebt, wenn der Mann selbst es auch oft vergißt oder vielleicht nur zu vergessen scheint. Sie liebte ihn noch, innig und ergeben, wie sie es nicht anders konnte, aber es war nicht jene wilde Liebe der Leidenschaft, der gänzlichen Hingebung, die nur dem Einen sich opfert; vielmehr war es jene andere, vielleicht noch schönere Liebe eines dankbaren und gefühlvollen Herzens, die ruhig, wie ein stiller

Thalstrom dahin fließend, die Blüthe aller menschlichen Gefühle und, oft fälschlich Freundschaft oder Liebe genannt, weiter Nichts ist, als die geheimnißvolle Sympathie zweier gleichgestimmten Seelen, die nicht irdischer Bande bedürfen, um sich vollkommen in Uebereinstimmung und ihrer gegenseitigen Empfindungen bewußt zu fühlen.

Und nun richte man seine Blicke auf die Eltern dieser fünf schönen und lieblichen Bräute! Wie glücklich waren sie selber, beinahe glücklicher wie ihre warmblütigen Kinder, denn eben ihr kälteres Blut, ihr ruhigerer Verstand lieh ihnen die Mittel, aller Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft sich bewußt zu werden. Da stand der milde Pfarrer, dessen Haupt der Frieden seiner gleichmäßig dahin fluthenden Seele vor dem Silber der Jahre beinahe ganz bewahrt hatte, und seine gute Hausfrau – war es nicht ein schöner Anblick, so glückliche, gute und liebe Kinder zu sehen? Wie zufrieden und dankbar war des Pfarrers überströmendes Herz, denn wahrlich, ihn hatte Gott, der Herr, gesegnet, den er so lange und ohne Unterlaß gepriesen, und dessen Macht und Herrlichkeit er schon erkannt und verkündet hatte, so lange er lebte und wirkte, ehe diese Macht und Herrlichkeit ihm in sichtbaren Zeichen vor Augen getreten war. Denn auch Louise, die sanfteste, stillste, älteste Tochter hoffte er noch glücklich zu sehen, schon war es der liebevollen Gluth Beata's gelungen, ihr die Wonnen des weiblichen Herzens, wenn es sich dem einzigen Manne

seiner Wahl widerstandslos ergeben, begreiflich zu machen, und Eduard hatte dem Vater ja verheißen, er selber, der die meiste Gewalt über ihren Verstand besaß, werde ihr die Ueberzeugung verschaffen, daß auch für sie ein Mann geboren, wie sie selber für einen Mann von Gott bestimmt sei. Und seiner Beredtsamkeit, der ja Alles gelang, würde auch diese schwere Aufgabe gelingen, dachte und hoffte man.

Und der Banquier Ermeling! War er nicht überschwenglich selig, als er am Vortage des Festes den Boden der Insel betrat und zehnmal hintereinander sein: ›Hundert Millionen!‹ ausrief, da er die sichtbaren Vorbereitungen des allgemeinen Festes gewahrte? Und Frau Schwarzkopf, sollen wir deren vom Glücksregen beinahe überfließendes Herz noch besonders schildern? Wer in ihre Seele blicken wollte, brauchte nur ihre stets wiederholten Worte zu hören, mit denen sie Alles aussprach, was darin war: »Ich habe es ja immer gesagt! Er ist das liebe Kind von damals! Eben so gut, eben so schön! Und nun ist er ein Mann geworden, und was für ein Mann! Und ich – ich habe ihm mit dazu verholfen. O Gott!«

Das war ihr täglicher Lobgesang, den sie Abends und Morgens sang, bis ihn ihr Mann endlich auswendig wußte und selber stets zuletzt rief: »Ja wohl, Du hast es gesagt, und ich kann es beschwören!«

---

Schon die Vorfeier am Abend vor dem Hochzeitstage war eine höchst gemüthliche und heitere. Die Brautpaare und ihre Angehörigen waren sämmtlich in Eduard's Privatgemächern im Pavillon versammelt. Man scherzte, lachte und verabredete die Vorbereitungen zu einem großen Feste, welches der Gesandte der Vereinigten Staaten Nordamerika's auf der Insel geben wollte, sobald er sich in der Hauptstadt dem Könige vorgestellt und den üblichen Besuch bei seinen Collegen, dem sogenannten diplomatischen Corps, abgestattet haben würde. Beata, von Lambeck und Raphael, wie auch von ihrer eigenen Lebhaftigkeit angestachelt, die so allgemein bewundernten lebenden Bilder zu sehen und selbst darin eine Stelle zu übernehmen, hatte sämmtliche Bräute gewonnen, in irgend einem Bilde eine Figur darzustellen, für deren natürlichste Umrahmung sämmtliche Künstlerfreunde das Beste zu leisten versprochen hatten.

Während dieses Gesprächs wurden Erfrischungen herumgereicht, als plötzlich die Kapelle, diesmal ohne ihren gewöhnlichen Leiter, die Gesellschaft erinnerte, daß man schon heute ein kleines Fest vor sich habe. Ein ausgezeichneter Virtuose des Orchesters hatte seine Collegen unter den Fenstern des Pavillons aufgestellt und ließ die heitere Ouverture zu Mozart's Hochzeit des Figaro hören. Felix horchte mit hundert Ohren und hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, daß es wenige Kapellen geben würde, die mit größerer Genauigkeit, feinerem Gefühle und reißenderer Gewandtheit eine musikalische Aufführung so vollendet zu Stande bringen könnten, wie die

seinige, für deren Einübung und Ausbildung er Jahre der Aufmerksamkeit und des Fleißes verwendet hatte. Und Felix war hierin ein eben so strenger Kritiker wie Adalbert Lambeck in seiner Kunst. O, wie süß hallten diese melodischen bräutlichen Wohlklänge in den Herzen der beglückten Zuhörer wider! Wie flammten die Blicke der Brautpaare, wie pochten ihre Herzen in liebender Sehnsucht! Der wundervolle Meister selbst müßte darüber in Entzücken gerathen sein, hätte er die Wirkung seiner unsterblichen Töne in den Augen dieser Sterblichen wahrnehmen können.

Der ersten Aufführung folgten mehrere, alle mit gleicher Klarheit, Reinheit und Vollkommenheit vorgetragen. Und zuletzt beschloß der ernste, süße Chor wohltönender Männerstimmen diese musikalische Vorfeier.

Jetzt erhob sich der Wirth und die Wirthin; Ersterer berief die Bräute, Letztere deren Verlobte zu sich. Als sie geordnet waren, setzte sich der Zug in Bewegung, und von dem voranschreitenden Josephson geführt, betrat man, von Vätern, Müttern und Freunden gefolgt, den von dem glänzenden Kuppelbau überwölbten Mitteltheil des Pavillons. Hier goß, Allen eine unerwartete Ueberraschung, die sprudelnde Springquelle ihre Wasser bei der herrlichsten Beleuchtung in die Höhe, alle tropischen Pflanzen prangten wie in einem durchsichtigen, künstlichen Sonnenschein, und die bunten Vögel des Orients zwitscherten in ihren hin- und herschaukelnden goldenen Käfigen, als wollten auch sie die durch wandelnden Paare mit ihrer fremden Stimme begrüßen. Von hier aus schritt der

Führer durch Beata's hellerleuchtetes Empfangszimmer und trat in die Gallerie ein. In dieser sah man zu allgemeinem Erstaunen lange, festlich geschmückte Tafeln aufgestellt, auf denen die reichen Geschenke des Hochzeitsgebers nach dem Namen der Brautpaare geordnet lagen. Eduard führte die jungen Bräute, Beata ihre Verlobten an die ihnen bestimmten Plätze. Wie standen sie nun da, von dem strahlenden Glanze dieser reichen Gaben geblendet, und mit welcher liebevollen Sorgfalt waren diese Gaben für das Gemüth der Beschenkten ausgewählt.

Raphael Manowsky sah auf seinem Platze ein in violetten Sammet gebundenes, mit Goldverzierungen reich ausgestattetes Album von zwei Fuß Länge und andert halb Fuß Breite. Alle Künstlerfreunde hatten zur Erinnerung an diesen schönen Tag ihre besten Skizzen bearbeitet und eingeliefert, namentlich Willibald's amerikanische Blätter prangten vor Allen darin. Eduard selbst hatte das Titelblatt gezeichnet und ein paar widmende Worte darunter geschrieben. Neben dem Album lagen in zierlichen Kästchen die kostbarsten Farben der Welt, die Lambeck, ihr Besorger, hatte aufreiben können, ebenso die herrlichsten Pinsel und sonstigen Malergeräthe von dem seltensten, reichsten Material.

David Riepenstahl erhielt ein gleiches Geschenk, nur war sein Album in dunkelgrünen Sammet gebunden.

Für Ernst Dossow war eine Auswahl der seltensten mechanischen Instrumente und Werkzeuge vorhanden, die

auf Hutten's Bestellung theils Holzbrecher, theils andere berühmte Mechaniker angefertigt hatten. Die meisten waren im Feuer vergoldet, einige von massivem Silber gearbeitet.

Karl begrüßte ein ihm längst in Paris bekannt gewordenes und oft citirtes botanisches Prachtwerk in zwölf Foliobänden, worin sämmtliche Zierpflanzen der Erde in blühendster Farbenpracht, wie im Leben von der Gluth der Sonne angehaucht, abgebildet waren.

Endlich sah Felix in einer Ecke der Gallerie seinen vieljährigen Lieblingswunsch in Wirklichkeit vor sich stehen, eine allerliebste Hausorgel, von Holzbrecher angefertigt, mit den prachtvollsten Goldverzierungen an ihrer Außenseite geschmückt, und daneben eine Auswahl Partituren in Prachtexemplaren, von den ältesten Klassikern der italienischen Musik beginnend bis in die neuesten Zeiten deutscher Meister fortgeführt. Eine herrliche Zugabe für seinen schon so großen Notenvorrath und seine Kapelle.

Auch Eduard hatte unterdeß die Bräute an ihre Tische geführt und sah die Mädchen in stummer Verwunderung vor den reichen Gaben seiner Liebe stehen. Für alle fünf war die Auswahl gleich sorgfältig in Vollendung der Arbeit und mannigfaltig in der Wahl der Stoffe. Da sahen sie die, jedes weibliche Auge erhellenden, weißen Rollen feinsten holländischer Leinwand, zierliche Teppiche und einen Vorrath des schönsten Porzellans in allen möglichen Formen und für jeden beliebigen Gebrauch, ferner für eine Jede ein prachtvolles Theeservice von getriebenem Silber und außerdem einen Schmuck, um welchen

sie manche Schöne beneidet haben würde. Denn für jeden weißen Hals, für jeden runden Arm, für jeden klopfenden Busen war ein besonderes Geschmeide vorhanden, und nur in Farbe der Steine wichen sie von einander ab, da der Wähler die Person, die es tragen sollte, und ihre besonderen Reize dabei vor Augen gehabt hatte. So war für die heitere, strahlende Judith ein Geschmeide von funkelnden Rubinen, für die brünette Anna eines von dem saftigsten Chrysopras, für die drei Schwestern, je nach Haar und Hautfarbe derselben, eines von Smaragden, Opalen und Topasen gewählt.

Wie beschämt standen die Bräute vor den reichen, im Kerzenscheine blitzenden Gaben, und wagten nicht, ihre verlangenden Hände danach auszustrecken. Die Eltern aber standen sprachlos vor Rührung dabei und hinter ihnen die übrigen Zuschauer, bald dahin, bald dorthin sich wendend. Alles wurde unter tausend Fragen und Ausrufungen der Freude endlich genau betrachtet und untersucht, und als dann die Danksagungen beginnen sollten, waren der Geber und die Geberin, wie gewöhnlich, verschwunden, um sich den Ausbrüchen der übersprudelnden Herzen zu entziehen.

Ein heiteres Festmahl in den für häusliche Feste eingerichteten Sälen des östlichen Schloßflügels beschloß einige Stunden später diesen Vorabend des schönsten aller Tage, der bisher noch auf der Insel gefeiert worden war.

Punkt zwölf Uhr Mittags am folgenden Tage sollte die kirchliche Feier und die Einsegnung der Brautpaare stattfinden. Schon eine Stunde früher waren alle Bewohner der Insel im höchsten Hochzeitsstaate. Alles strömte der festlich geschmückten Kirche zu, kein lebendes menschliches Wesen war zu Hause geblieben, so daß die kleine Kirche kaum die ganze Bevölkerung faßte. Das grelle Tageslicht, welches von der mit Glas bekleideten Kuppel in dieses kleine Heiligthum hereinströmte, wurde gedämpft durch die bunten Glasmalereien der langen gothischen Fenster. Orientalischer Weihrauch erfüllte den schönen, im reinsten altdeutschen Style erbauten und verzierten Raum. Die großen Kerzen des in einen Rosentisch verwandelten Altars brannten auf massiv silbernen Kandelabern, ein schöner Teppich davor verhüllte die Mosaikarbeit von morgenländischem Jaspis und geschliffenem Marmor. Von den Gewölben unter der Kuppel, welche ein Kranz betender Engel in Karyatidenform aus bronzirtem Metall zu tragen schien, bis zu den halbvorspringenden Säulen, welche die runden Seitenwandungen stützten, hingen Kränze von duftenden Blumen und Eichenlaub herab. Raphael's Abendmahl des Heilands schien milde auf die festliche Versammlung zu lächeln.

Zehn Minuten vor Zwölf erschien im Galawagen der Inselkönig und seine Gemahlin, welche die versammelte Gemeinde zum ersten Male vor den Tisch des Herrn treten sah; ihnen folgten alle Freunde und höhere Beamte, außer den Brautpaaren.

Sobald die Kirchenglocke ihre weittönenden Klänge mit der Verkündigung der Mittagsstunde entsendet hatte, begann das Orgelspiel, welches ein Virtuos der Kapelle für den heutigen Tag übernommen hatte. Sanft und lieblich fing er an, das Kunstwerk zu rühren, allmählich schwellen die Töne mächtig an und braus'ten und flöteten jene allgewaltige Rührung herbei, welche das menschliche Herz ergreift, wenn es seinem Schöpfer in der Kirche sich nähert und dem Verlangenden die Thore des Himmels geöffnet werden.

Da traten vier Marschälle mit silbernen Stäben in den geweihten Raum und alle Anwesende geriethen in Bewegung. Langsam und feierlich nahte der glänzende Zug der Brautleute, von dem jungen Geistlichen in Amtstracht geführt. Die Bräutigams in sammetenen Kleidern, schwarzen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, das Barett in der Linken; die Bräute sämmtlich in weißen Atlaskleidern, den Myrthenkranz mit dem jungfräulichen Schleier in den Locken, die gestern erhaltenen Geschmeide an Hals, Busen und Armen tragend. Judith in strahlendster Schönheit, wie nie zuvor, aber mit gesenkten Augensternen, das dunkle Haar glatt gescheitelt über die Wangen gleitend; die drei Pfarrerstöchter in lieblichster Unschuld, bleich vor Aufregung, die Stirnen vor ihrem Herrn und Schöpfer gebeugt; Anna mit aller Anmuth ihre volle Gestalt tragend, die Wangen verschämt geröthet und ihre Augen vor der Neugier der Anwesenden verbergend.

So standen sie denn, die talentvollen Männer und die tobigen Bräute, und blickten still in ihr Inneres hinein, die tobende Welt von Gefühlen beschwichtigend, die in ihren Herzen hämmerten. Da ging die Thür der Sakristei auf und heraus trat die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt des von tausend Empfindungen der Dankbarkeit und Liebe bewegten Geistlichen; er war im Priestergewande und wollte seine Kinder selbst segnen, der schönste Beruf eines Priestervaters.

Sein wildes, offenes Gesicht bedeckte eine warme, freudige Röthe, seine Augen blickten verklärt gen Himmel, seine ruhigen Mienen drückten eine ungemein glückliche innere Befriedigung aus. Langsam, mit würdevollen Schritten hervortretend, stellte er sich vor den Altar und betete leise. Dann blickte er auf zu der tönenden Orgel und augenblicklich sanken ihre Stimmen zum leisen Flüstern herab, bis sie endlich in dem gefüllten Raume ganz erloschen.

Da erhob sich vom Chore her der vierstimmige Männergesang der Kapelle. Alle überrieselte es kalt bei diesen einfachen, tief ergreifenden Tönen, die einen weichen Satz des unsterblichen Pergolese hören ließen. Als aber auch dieser engelhafte, Thränen der Rührung in Aller Augen lockende Gesang zu Ende war, erhob der Pfarrer vor dem Altare seine klangreiche Stimme und sprach folgende Worte:

»Allmächtiger und großer Gott! Als Du die Menschen zu Herrschern der Erde schufest, da gabest Du ihnen tausend Gaben der Liebe mit auf ihre Wanderung, damit sie

glücklich und zufrieden, Dir zum Ruhme, sich selber zur Genüge, die ihnen zugezählten Tage genossen und nur Deinem gütigen Willen entsprächen. Denn Du bist nicht der fürchterliche, donnernde Gott, der die Menschen zur Buße und zur Geißelung geschaffen hat, Du bist der allliebende, gnadenspendende Gott, der seine Geschöpfe friedlich und schon auf Erden selig will. Auch uns, die wir hier vor Deinem Tische versammelt stehen, hast Du diese tausend Gaben der Liebe aus reichstem Füllhorn des Segens gespendet, ja, Du hast uns vorzugsweise vor Allen bedacht, und wir erkennen es wohl in Dankbarkeit und Demuth an. Bei uns aber sollen diese Gaben nicht verloren sein. Nicht aufspeichern wollen wir sie in todten Gräbern, nicht vergeuden in übermüthiger Lust. Ausstreuen wollen wir sie unter alle Deine Kinder, die Du gleich uns, verlangend nach dem Guten, durstend nach der Befriedigung ihrer Seelen geschaffen. Herr, wir danken Dir noch einmal laut und öffentlich an dieser heiligen Stätte für diesen Deinen Segen, wie wir Dir in stiller Nacht und zu jeder Stunde schon oft in unseren heißen Gebeten dankend genahnt sind. Halte Dein großes Auge ferner über uns Alle und lasse Keinen von uns entschlüpfen in die Nacht des Lebens, wo Dunkelheit und kein Licht mehr ist – Amen!

»Herr, lieber Gott und Vater! Blicke von Deinem Himmelsthron in diesen kleinen Kreis weniger Menschen gütig herab. Ich, der Vater von vielen edeln, reinen Kindern, stelle Dir hier diese meine Kinder vor. Lächle gnädig über ihnen und nimm ihre Bitten, die sie mit den

meinigen vereinen, väterlich auf. Siehe, sie haben ihre Herzen geöffnet und die Liebe der Welt, von Dir selbst den Sterblichen eingepflanzt, hat ihre Brust durchdrungen und sie mit Wonne und Sehnsucht erfüllt. Laß die Liebe dieser zehn Kinder, die ich alle mit gleicher Neigung und Wärme umfasse, eine glückliche und gesegnete sein, für sich und für Andere, für die Gegenwart und die Zukunft; laß die sanften Gefühle und die heiligen Gedanken, die jetzt ihre Brust für alles Schöne und Gute durchglühen, nicht erkalten, laß sie vielmehr gedeihen und wachsen zu Deiner Verherrlichung, zu der Menschen Wohlfahrt, zu ihrer eigenen Beseligung. O, mein armes Vaterherz ist in diesem heiligen Augenblicke zu voll, als daß ich der Worte noch mehrere haben könnte, wie Du mir sonst deren so viele verliehen hast. Siehe, meine Empfindungen übermannen und überwältigen mich, denn ich bin ja nur ein schwacher, hinfälliger Mensch, und mein übervolles Glück erdrückt mich. Segne diese Kinder mit Deinem reichsten Segen, reich, nicht an Gütern, reich nur an reinem Willen und Thatkraft. Und so knieet nieder und empfanget den Segen des Herrn!«

Eduard zog Beata bei diesen Worten des Vaters sanft mit in den Kreis der Knieenden, und die segnende Hand schwebte über seinem Haupte eine Sekunde länger, als über denen der übrigen Kinder. Und er fühlte die Wirkung und Kraft dieses Segens in seinem Innern schon jetzt, der, vom Himmel so inbrünstig heruntergerufen, alsogleich herabstieg und sein ganzes Wesen mit guten Vorsätzen zu edeln Thaten erfüllte.

Sodann folgte in kurzen Worten die Verbindungsrede. Als das letzte Gebet des Geistlichen langsam in der Kuppel und den Gewölben des Gotteshauses verhallt war, begann der Gesang von Neuem. Leise, wie eine Engelsharmonie, schwebte er hernieder auf die Menschen und mischte sich gegen das Ende der Feierlichkeit mit den vollen Tönen der Orgel. Und als ob Eduard und Beata mit zu den Neuvermählten gehörten, lagen sie zuerst an des Vaters Brust, der Beide küßte und innig an sein Herz drückte. Dann erst kamen die Uebrigen. In langer Umarmung hielten die Schwestern den Bruder umschlungen, und auch Judith ruhte einen Augenblick in seinen Armen.

–

Die Feier war beendigt, die jungen Gatten mit ihren Gattinnen fuhren rasch nach dem Schlosse; alle Bewohner der Insel fanden an verschiedenen im Freien aufgeschlagenen Tafeln eine reiche Bewirthung.

In dem Zelte unter den Linden aber war das Hochzeitsmahl für die Herrschaft angerichtet. Die Luft hauchte ihren wärmsten Athem aus, nicht der leiseste Wind bewegte die kleinsten Blätter.

Nach einer Stunde etwa begann das Mahl. Zu Eduard's Linken saß die Mutter, zu Beata's Rechten der Vater, ihnen gegenüber die fünf neuvermählten Paare. Daran schlossen sich die Uebrigen. Neben Louise saß der junge Geistliche, neben Cigarita Adalbert Lambeck. Josephson war der Einzige bei'm Feste, der gegen seine Gewohnheit schweigend und nachdenkend war; er blickte oft Eduard an. Dieser merkte es wohl und wußte, was ihm auf dem

Herzen lag, aber im Stillen gelobte er ihm baldige Erfüllung seiner Wünsche.

---

Im gewöhnlichen Leben verschwinden in der Regel gegen das Ende des Hochzeitmahles die Brautpaare zuerst, hier war es gerade umgekehrt. Eduard und Beata, in ihrem beiderseitigen Zartgeföhle, hatten ihre Absicht schon vorher angeordnet. Die umgebenden Gartenanlagen lockten bald Diesen, bald Jenen zu der Betrachtung irgend einer Blume. Zuerst erhoben sich die älteren Leute allmählig, dann auch einige jüngere. Ihnen folgte der Besitzer der Insel beinahe zuletzt, nachdem Beata mit Cigarita am Arme, anscheinend absichtslos, hinter den Gebüsch verschunden war. Plötzlich fanden sich die fünf Paare allein an der Tafel, die Augen der Männer suchten sich und verstanden diese eben so sinnvolle wie zartsinnige Handlung. Sie sollten bald ungestört und beinahe allein die Bewohner der Insel und im vollsten Genusse ihres Friedens sein, denn Eduard hatte es so an geordnet, daß alle bei der Vermählung Unbetheiligten mit ihm sogleich nach eiliger Umkleidung über den Fluß nach der Landstraße führen und die schon daselbst harrenden Wagen bestiegen, um sich mit ihm zur Hauptstadt zu begeben, wo sie sämmtlich einige Tage bleiben sollten, während er selbst seiner Vorstellung bei Hofe entgegen ging. So war es beschlossen, so wurde es ausgeführt. Und ohne

es zu ahnen, erst in den späten Abendstunden von diesem Entschlusse unterrichtet, sahen sich die Brautpaare allein auf der Insel, die, wie Cytherens fabelhaftes Eiland im Alterthume den Göttern und Genien der Liebe verfallen war und die Wohlgerüche ihrer Rosengebüsche und die Schatten ihrer Haine über die Stirnen der Glücklichen ausgoß.

Folgen wir der abreisenden Gesellschaft und überlassen wir jene Glücklichen ihrer eigenen Unterhaltung; sie werden sich von jener Einsamkeit nicht gedrückt fühlen und ihre Gefühle darüber sich selber am besten gestehen.

Beata und Cigarita waren schon mit Josephson, Waldau und den Uebrigen jenseits des Wassers, nur Eduard war noch zurück, und Mr. Staunton und Treaden, die sie ebenfalls begleiten sollten, fehlten auch noch. Vergeblich aber wartete man ihrer, und sah nur den Nachen, der sie über den Fluß tragen sollte, auf den Wellen schaukeln und den Capitain Schröder und Ithyssa mit den Matrosen darin, die es sich nie nehmen ließen, in eigener Person den verehrten Gebieter über den Fluß zu setzen. Schauen wir daher zurück, was diese Verzögerung veranlaßte.

Eduard Hutten war mit dem Kassirer und Secretair noch zuletzt in seinem Zimmer gewesen, um mit ihnen einige eilige Geschäfte zu besprechen, und wandelte nun, von Beiden begleitet, zu Fuß nach der südlichen Landungsbrücke. In die Nähe derselben gelangt, hatten sie schon den Fuß darauf gesetzt, als Eduard, sich zufällig umwendend, in dem dunkeln Laubgange, der zum Schweizerhause führte, ein weißes Kleid flattern sah. Er

winkte seinen Begleitern zu, einige Augenblicke auf ihn zu warten, und schritt dem weiblichen Wesen entgegen, welches er sogleich erkannt hatte und in der Begleitung des jungen Geistlichen langsam daherwandeln sah. Es war Louise Wollzagen, seine sanfte Schwester.

Eduard reichte Beiden die Hand, als er an sie herangetreten war. Louise schien etwas betreten, der Geistliche schweigsam. Nach einigen oberflächlich gewechselten Worten verbeugte sich der Letztere, und unter dem Vorwande einen Auftrag zu erfüllen zu haben, empfahl er sich und verschwand in den Gebüsch.

»Sieh, sieh,« sagte Eduard zur Schwester, deren Arm er genommen hatte, »meine sanfte Louise wandelt allein mit einem Sterblichen, und dieser Sterbliche ist ein Mann.«

»Er ist auch ein Priester,« erwiderte Louise nachdenklich.

»O, Priester sind auch Menschen. Mir gefällt der junge Mann, gefällt er Dir auch, Louise?«

»Mir, Eduard?«

»Ja, Dir, Louise!«

Sie schwieg und schaute mehr den Boden als den Himmel an.

»Was suchst Du da unten?«

»Da unten, wo denn?«

»Da, auf der Erde, die Du mit Deinen Blicken verschlingst.«

Louise erhob ihr sanftes blaues Auge und schaute offen und aufrichtig den geliebten Bruder an. Er schlang den Arm um ihre Hüfte und lächelte freundlich.

»Bist Du heute nicht recht glücklich?« fragte er weiter.

»O ja, recht glücklich; wie immer,« setzte sie hinzu.

»Wie immer? Das glaube ich nicht ganz. Wir haben Alle heute besondere Veranlassung dazu, frage Deine Schwestern.«

»Deren Antwort weiß ich im Voraus. Ich frage nicht, wo ich selber bejahen oder verneinen kann.«

»Das weiß ich, Du hast nie eine überflüssige Frage an mich gerichtet, wie die Anderen. Ich habe aber eine Frage auf dem Herzen, die ich mir selber weder bejahen noch verneinen kann, und daher möchte ich sie wohl aussprechen.«

»Soll ich sie denn beantworten?«

»Wer denn anders? Wir sind ja allein.«

»Eine Frage ist sogar an das Schicksal erlaubt.«

»Also Du lächelst? Nun, dann sei einmal mein Schicksal, oder wenn Du lieber willst, sogar Dein eignes Schicksal.«

»Wie kann ich mein eigenes Schicksal sein?«

»Wenn nicht sein, doch es herbeiführen. Also ich darf fragen?«

»Gewiß!«

»Dann sage mir, liebe Louise, ob Du nicht auch so einen Tag erleben möchtest, wie ihn Deine Schwestern heute feiern?«

»Du kennst ja meine Ansicht darüber.«

»Ansichten wechseln. Die Deine war in der ersten Jugend gefaßt. Du bist verständiger geworden. Wir sind vom Glück gesegnet.«

»Das war ich immer.«

»Vom himmlischen, ja! Ich rede vom irdischen.«

»Ach ja!«

»Nun, warum erröthest Du?«

»Ich erröthe nicht!«

»Das kannst Du am wenigsten wissen, ich aber sehe es. Mit Einem Wort, Louise, hat der junge Geistliche Hoffnung? Haben wir Alle Hoffnung, Dich glücklich zu sehen?«

»Eduard!«

»Louise! Ich will eine Antwort – Du schweigst. Soll Das eine sein?«

»Nimm sie als solche hin.«

»Dann fährst Du also nicht mit uns?«

»Nein, mein Bruder, meine Mutter bleibt auch hier.«

»Gut, so will ich gehen, die Anderen erwarten mich. Unter dem Schutze Deiner Mutter und dem des jungen Geistlichen bist Du gut aufgehoben. Ich habe Dich verstanden. Adieu!«

»Eduard!«

Sie wollte ihn zurückhalten, er aber war mit raschen Schritten dem Ufer zugeeilt, winkte ihr zum Abschiede mit der Hand und sprang in das Boot. Rasch fuhren ihn die flinken Ruderer hinüber.

»Wo bleibst Du so lange, theurer Freund?« rief ihm Beata vom Landungsplatze entgegen, wo sie im Kreise der Freunde stand und seiner Herüberfahrt entgegensah.

»Meine süße Beata, ich bitte um Verzeihung, aber ich habe ein *wichtiges* Geschäft gehabt, Du sollst es sogleich erfahren. Steigen Sie ein, meine Herren, ich überhole Sie Alle. Halt, Waldau, höre! Wo findet Ihr ein Unterkommen? Ich steige in meinem Gesandtschaftpalaste ab.«

»Es ist für uns Alle Wohnung bestellt,« rief Waldau entgegen und lächelte Josephson an, indem er in den Wagen stieg.

»Hundert Millionen!« jubelte der alte Ermeling in heiterster Champagnerlaune, »sie wohnen Alle bei mir!«

»Dann ist es gut – fahret ab.«

Und er winkte mit der Hand und die schnellen Pferde flogen mit ihnen davon.

Eduard ließ sie erst vor, dann sprang er Beata in die russische Droschke nach, Ithyssa nahm wieder seinen Lieblingssitz hinter ihnen ein. Der Russe pfiß, und wie der Wind galoppirten die Hengste davon, auf demselben Wege zur Hauptstadt, den Eduard als Student der Naturwissenschaften so oft zu Fuß zurückgelegt hatte.

## SECHSTES KAPITEL. DIE VORSTELLUNG BEI HOFE.

Eduard Hutten-Stolling-Wollzagen betrat also dieselbe Hauptstadt wieder, welche er vor beinahe zehn Jahren als armer, unbekannter und namenloser Student bezogen, in der er im Schweiß seines Angesichts Tag und Nacht gearbeitet, um ein brauchbares Mitglied der menschlichen

Gesellschaft zu werden, und in der er sich unter den talentvollsten, strebsamsten Jünglingen die achtbarsten Freunde erworben hatte, um endlich, nach Erleidung so manches drückenden Kummers, der Sorge und dem Hunger preisgegeben, eine unerwartete, über alle gewöhnlichen Begriffe hinausgehende Erbschaft anzutreten. Wie viele theuere Erinnerungen knüpften sich für ihn an diese große Stadt! Süße so viele, bittere so wenig, und auch diese wenigen waren in seinem jugendlichen Herzen, welches die bittersten gewöhnlich am raschesten von sich wirft, beinahe ganz vergessen. Nur aus dem tiefen Grabe der Erinnerung stiegen bisweilen jene Tage ernsteren Dranges herauf, dann aber nur, um den Gedenkstein der begrabenen um so schöner zu schmücken, mit dem Bewußtsein nämlich: nach redlichem Streben im Kreise der Seinen, von der Liebe Hunderter umgeben und getragen, dem Ziele entgegengewirkt zu haben, welches er sich als Aufgabe seines ganzen Lebens gestellt hatte.

Jetzt fuhr er in diese Stadt ein, gezogen von einem Gespann brausender Rosse, wie sie nur Fürsten besitzen, gefolgt von einer langen Reihe glänzender Wagen, mit seinen Freunden gefüllt, begleitet von zahllosen Dienern; Er, früher einer der Aermsten, jetzt der reichste Mann der Stadt, und vielleicht auch der glücklichste von Allen; im Besitze nicht allein ungeheurer Reichthümer und begabter Freunde, sondern auch des schönsten, lieblichsten Weibes auf Erden, wie es nur selten das Auge des Sterblichen erblickt, viel seltener aber an seinem Herzen ruhen sieht.

Es war schon dunkel, als er in das Portal des Gesandtschaftspalastes einfuhr, welches, in der lebhaftesten Gegend der Stadt gelegen, seine Thore weit geöffnet und seine Räume erleuchtet hatte, denn seine Ankunft war vorher gemeldet und erwartet worden. Sämmtliche Diener der Gesandtschaft standen an der Treppe und harrten des Gebieters mit Neugierde und Spannung, denn auch zu ihnen waren die fabelhaftesten Gerüchte über seine äußere Erscheinung gedrungen. Wie wunderten sie sich aber, als sie den einfach gekleideten Mann aussteigen sahen, dessen schöne Persönlichkeit in Gesichtszügen, Gestalt und Haltung allein an ihm das Auffallendste war.

Nur Mr. Staunton, Mr. Treaden, Ithyssa und zwei schwarze Leibdiener, die sich nie von ihm trennten, und alle seine Winke im Augenblick des Wollens auffingen und vollführten, bildeten sein Gefolge. Seine Gemahlin dagegen war von Cigarita und einer weißen und schwarzen Dienerin begleitet. Die Anderen hatten sich innerhalb der Stadt von ihm getrennt und waren ihren Wohnungen zugeeilt, mit dem Versprechen, in aller Frühe des andern Tages im Gesandtschaftspalast zu erscheinen und ihn nach seiner Wohnung zu führen, die er Beata zu zeigen versprochen hatte.

»Das Haus, wo ich gewohnt, ist zwar niedergerissen,« hatte er ihr gesagt, »Du sollst aber wenigstens den kleinen grünen Fleck sehen, wo es gestanden hat und wo ich gelebt und gearbeitet habe, ehe ich Dich, mein zweites, schöneres Leben, erblickte.«

Die beiden Secretaire der Gesandtschaft führten ihren Chef in seine Gemächer, eben so seine Gemahlin, und wurden sodann zur Abendtafel geladen.

Die reichen Bewohner des mit so vielen Herrlichkeiten geschmückten Pavillons fanden ihre Erwartung in Betreff der Einrichtung des Gesandtschaftspalastes übertroffen. Es herrschte nicht sowohl der Glanz und der Reichthum, als vielmehr eine gediegene Bequemlichkeit und eine gemüthliche Wohnlichkeit in demselben vor. –

So hatten sie es Beide am liebsten, und schnell fanden sie sich in den neuen Umgebungen zurecht.

Die Secretaire hatten alle Ursache, mit ihrem neuen Chef zufrieden zu sein. Er brachte ihnen Grüße aus der Heimath und unterhielt sich so freundlich mit ihnen von ihrem Leben, daß er sie schnell an sich gefesselt hatte. Der Geschäfte gab es nicht so viele, sie konnten mit wenigen Kräften besorgt werden, und der erste Secretair, ein Mann von großer geistiger Biagsamkeit, stand ihnen vollkommen vor.

»Sie werden hier viel allein sein,« bemerkte der Gesandte während der einfachen Tafel, »ich werde häufig, oder, um es gleich offen zu sagen, fast beständig auf meinem Landsitze leben, und ich hoffe, Sie werden mir, so oft Sie können, Ihre Gesellschaft schenken; Unterhaltung und Zerstreuung habe ich für Sie genug. Wenn Sie mir das Ceremoniel des morgenden Tages bei der königlichen Vorstellung mitgetheilt haben, befreie ich Sie gern von dem Zwange des heutigen Abends. Es ist spät geworden und wir müssen morgen sämmtlich früh aufstehen.«

Der erste Secretair theilte ihm das Ceremoniel mündlich und schriftlich mit, worauf sich die beiden Herren empfahlen.

Als die beiden Gatten sich in ihr Schlafzimmer begeben hatten, welches leider nach der Straße hinaus lag, wunderte sich Beata über die Rührigkeit, die in derselben herrschte. Sie waren jetzt wieder so an die stille Ruhe ihrer Insel gewöhnt, wo kein Wagengerassel, kein lauter Nachtwandler, kein Wächter die friedliche Nacht unterbrach, daß sie Beide nicht einschlafen konnten, und Eduard Beata versprach, das Schlafzimmer nach dem Garten hinaus verlegen zu lassen.

»Wir müssen es heute schon durchmachen,« sagte er lächelnd und sich im Bette herumwerfend, »wir sind hier nicht auf unserm Eilande, wo das Wellengemurmel uns noch tiefer in den Schlaf singt; wir haben hier Pflichten übernommen, und nun müssen wir sie erfüllen. Das kommt davon, meine süße Beata, wenn man ein Staatsmann sein will; ein Gesandter ist kein Privatmann, und Hoffart muß Zwang leiden! Gute Nacht, mein Kind!«

Und seinen Arm um den blendenden Nacken schlingend, schlief er an dem schönen Busen des schönsten Weibes der Erde ein.



Am nächsten Morgen um neun Uhr fanden sich die Freunde ein, denn sie wußten aus Erfahrung, daß Beata

nicht wie jene Damen der Stadt und des höchst civilisirten Lebens war, die um zehn Uhr ihre Daunen verlassen, um zwölf sich ankleiden und um ein Uhr, nach eingenommenem Frühstück, ihre Besuche empfangen oder abstaten. Hutten's kleine Frau, so nannte er sie so gern, stand mit ihrem großen Manne, wie sie dann scherzweise entgegnete, um fünf Uhr auf, denn sie liebte den Morgenduft und den Thau, der auf den Blumen perlte. Um sechs war sie schon gewöhnlich in ihrer reizenden Morgenkleidung, die sie, wie jede andere, ihrem elastischen Körper anmuthig anzupassen verstand. Auch heute trat sie den beiden Freunden in einem bei ihr bisher noch nicht gesehenen städtischen Anzuge entgegen; aber auch so war ihre Erscheinung die reizendste, die man sich denken konnte. – Man trank eine Tasse Fleischbrühe und nahm einen kleinen Imbiß dabei. Dann bestieg man die zwei angespannten Wagen, denn Cigarita, ihre gewöhnliche Tracht, von der sie sich niemals trennte, unter einem großen indischen Shawle verbergend, wollte das Gartenhäuschen ebenfalls sehen.

»Wer hat Holzbrecher's Haus gekauft?« fragte Hutten den ihm gegenüberstehenden Architekten, während Wolf mit Cigarita fuhr.

»Ein reicher Mann!« lautete die gleichgültige Antwort.

–

Man fuhr in die schöne Neustraße ein; der alte Springbrunnen sprudelte noch wie früher, die Mägde schöpften das Wasser aus ihm wie sonst, und der faule

Sonnenbrater lehnte noch, wie vor zehn Jahren, an derselben Ecke, dem ehemaligen Holzbrecher'schen Hause gegenüber. Diesem Manne wurde ein bedeutendes Geschenk verabreicht und von ihm mit heiterem Grunzen entgegengenommen, worauf er sofort in einen Branntweinladen ging und es sich bei einer dampfenden Wurst und einer ›kühlen Blonden‹ gütlich sein ließ.

Da stand nun das freundliche Haus mit seinen grauen Fensterläden, weißen Vorhängen und einzelnen Topfgewächsen, denn die meisten waren mit nach der Insel in Frau Holzbrecher's gemüthliches Zimmer gewandert.

Ein Portier öffnete der aus dem Wagen steigenden Herrschaft die Thür.

»Ist es erlaubt, in den Garten zu gehen?« fragte Eduard mit seiner alten Bescheidenheit.

Der Mann verbeugte sich tief und öffnete das große hintere Glasthor.

Man trat in den Garten. Aber wie erstaunte Eduard über die große Veränderung, die in demselben vorgegangen war. Der Gartenraum hatte sich um das Sechsfache vergrößert, das Nachbarhaus, worin die Handwerker gewohnt, war verschwunden, und an dessen Stelle ein großes Bauwerk in edlem Style, mit einer Rampe davor, hohen breiten Spiegelfenstern und einem thurmartigen Aufbaue auf den Flügeln, erstanden. An dem Platze aber, wo das ehemalige Gartenhäuschen aus dem Grün der Bäume hervorgelugt, sah man einen runden Tempel mit corinthischen Säulen von einfachem schlesischen Marmor, der eine offene Halle bildete; über dem Eingange

aber standen mit großen goldenen Buchstaben die Worte:

»Der Erinnerung der Freundschaft geweiht.«

Eduard blickte sich um und suchte die Augen der Freunde, die diese wie zufällig abwandten.

»Hans Waldau,« sagte er, »ich will die Wahrheit hören. Wer hat dies Haus gekauft?«

»Wie kannst Du noch fragen, Hutten, fühlst Du Dich hier nicht zu Hause?«

»Also wirklich? Beata, sieh, wie ich bedient bin. Elfen und Feen, die mich umgeben, fühlen meine geheimsten Wünsche heraus und führen sie sofort aus – und Dieser hier ist der zauberhafte Elfenkönig.«

»Nein, Hutten, das bin ich nicht, ich bin nur sein Baumeister und Du bist unser Aller Gebieter. Also ich habe Dir einen Gefallen gethan? Das freut mich. Sieh, ich glaubte, Du könntest hier in der Stadt auch ein Privathaus gebrauchen, und die Stelle, wo Dein Gartenhäuschen stand, würde Dir die liebste sein. Ich habe Holzbrecher und seinem Nachbar das Ganze abgekauft; vorn wohnen wir, oder wer Dich sonst begleiten mag, hier im Garten, wie ehemals, Du.«

»Hier hast Du meine Hand, Hans, Du bist ein braver Mensch. Aber das möchte ich wohl wissen: sind die Kosten dieses Stadtbaues auch mit in der allgemeinen Baurechnung der Insel begriffen?«

»Ach nein, mein Freund; nun kommt die Rechnungsablegung, Wolf, Das habe ich lange gefürchtet. Wir wollen heute Abend zu Ermeling gehen und Du sollst Dir

die Summe ansehen. Verwundere Dich aber nicht und sei mir nicht böse, ich bin etwas über den Anschlag hinausgegangen.«

»Das habe ich wohl gedacht, und es ist mir gerade recht. Ich habe genug. Was ich verliere, gewinnen Andere und Aermere. So muß es sein. Also ich danke Dir. Und nun laß uns den Tempel betreten. Sieh, meine theuere Beata, hier hat Dein großer Mann seinen kleinen Grund gelegt,« sagte er lächelnd.

Und sie betraten mit einem wehmüthig-freudigen Gefühle die Halle des Tempels, in deren Hintergrunde die Statue der Freundschaft, in Marmor gehauen, stand. Ringsum aber rieselten die Blätter und zwitscherten die Vögel ihre Theilnahme herunter.



Es war an dem Hofe des alten Königs Gebrauch, an gewissen Tagen des Jahres alle anwesenden Botschafter fremder Gewalthaber in vollständigster Versammlung zu empfangen und ihnen mit seinem königlichen Gruße verschiedene unschuldige Aufträge oder Anfragen an die Herrscher, deren Rechte und Pflichten sie vertraten, anheimzugeben. Es war dies eine von jenen Formen und Sitten, wie wir sie häufig an Höfen finden, die stets viel von sich reden machen, aber in der Regel wenig zu bedeuten haben. Denn wenn ein Monarch irgend einem seiner lieben Vettern Etwas mitzuthellen hat, so wird er es stets,

sobald es etwas Wichtiges ist, dem betreffenden Bevollmächtigten allein mittheilen, während die Unbetheiligten dabei immer nur überflüssige und oft lästige Zeugen sind.

Ein solcher Hoftag nun war der, zu welchem wir den amerikanischen Botschafter nach der Hauptstadt begleitet haben. Mittags ein Uhr war die Stunde der feierlichen Audienz. Da rollten denn, als hätte sie ein Weltereigniß in Bewegung gesetzt, die schönsten Karossen, die die glanzvolle Hauptstadt je zu sehen bekam, mit den goldbetreßten Dienern und Jägern, die Pferde vom funkelndsten Geschirre strotzend, einher, und zeigten ihre verschiedenen Wappenschilder, in denen, wie gewöhnlich, die wilden und fabelhaften Thiere am meisten von der neugierigen Straßenjugend betrachtet wurden. Auch die Kutscherböcke waren dann ihrer Ueberwürfe von Wachstaffet beraubt, und die Kutscher setzten ihre für den alltäglichen Gebrauch abgeschafften Perücken wieder auf.

Auf dem Schloßhofe hielten sie an und ließen ihre gebieterischen und vornehm blickenden Insassen langsam und bedächtig den schwellenden Kissen entsteigen, als trügen sie die Wichtigkeit der Welterhaltung in ihren von Weisheit aufgedunsenen Köpfen. Mit klüglich berechnetem Schritte, – Körper, Arme und Hände in bestimmte vorgeschriebene Formen gerückt, stiegen sie dann die breiten Treppen des königlichen Schlosses hinauf und versammelten sich in dem bestimmten Audienzsaale, wo sie oft die sonderbarsten Grüße und Winke unter sich selber austauschten.

Dieses allgemein bekannte Ceremoniel rührt nicht, wenigstens sehr selten, von den Königen her, sie kümmern sich sogar gewöhnlich nicht einmal darum; ihre Diener legen es sich vielmehr selber auf, um bei ihrem Auftreten ein wichtigeres Ansehen zu haben, als der ganze Kern der Sache, den sie in sich tragen, in der Wirklichkeit werth ist.

Hier an diesem Hofe war es eine ebenfalls von den fremden Gesandten eingeführte und zuletzt streng beobachtete Sitte, sich schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit zu versammeln, um in *vertraulichem* Gespräche die nachfolgende *offizielle* Vorstellung gebührender Maßen einzuleiten. Denn die Diplomaten haben sich gegenwärtig in diesem *vertraulichen* Gespräche, obgleich sie ihre eigentliche Hauptmeinung dabei klüglich verdecken, stets sehr Viel zu erzählen, um wenigstens das Eine oder das Andere aufzuschnappen, was, gehörig zugestutzt, verarbeitet und berichtet, oft einem Regierungsacte eine ganz andere Richtung giebt, als sie ihm ursprünglich bestimmt war, denn eben in diesen vertraulichen Gesprächen lastet oft der Schwerpunkt ihres ganzen geheimnißvollen Wesens; diese daher weise zu benutzen, ist Sache eines großen Genies, eines weisen Staatsmeisters. Darum erschienen sie auch bei ähnlichen Anlässen ungemein pünktlich und nur eine wichtige Krankheit vermochte sie von ihnen fern zu halten, da das Versäumte, welches eben nur im Plaudern, Hören und Nachforschen bestand, nie nachgeholt werden konnte.

Heute nun war der königliche Empfangssaal schon beinahe eine Stunde vor der bestimmten Zeit gefüllt. Sämtliche bei Hofe beglaubigte Botschafter waren versammelt, sogar der türkische Sultan war vertreten, und wie die Großen im Welttheile, welches sie unter sich getheilt haben, ihre Abgesandten geschickt hatten, so waren auch die Kleinen nicht ausgeblieben, die ja stets noch ämsiger und genauer auszuführen pflegen, was jene ihnen vorgemacht oder nur in allgemeinen Umrissen angedeutet haben.

Der große Empfangssaal also, dessen Fenster nach dem Schloßhofs hinausgingen, war bereits gefüllt. In zwei streng von einander gesonderten Gruppen standen die vielvermögenden Herren. In der einen Gruppe hatten sich die Gesandten der Großmächte, in der anderen die der kleineren Staaten zusammengefunden, indem die Letzteren es verzogen, allein für sich zu bleiben, wie die Sterne am Himmel es machen, die in ihrem geringeren Glanze die große Sonne vermeiden, um nicht von deren hellerem Lichtschimmer gänzlich verdunkelt zu werden.

Alle diese Herren, dicke und dünne, große und kleine, hübsche und häßliche, geistreiche und geistarme, waren mit bunten Bändern, goldenen, silbernen, eisernen und kupfernen Ehrenzeichen geschmückt, wie ihnen das Glück seine glanzvolle oder seine düstere Seite zugekehrt hatte; die Militairs steckten in ihren Uniformen, die Nichtmilitairs in ihren Galakleidern, wie es an diesem Hofe Sitte und Brauch war. Die Gruppe der kleinen Machthaber flüsterte leiser, gleichsam bescheidener; nur

der bayerische Gesandte, der, nicht wissend, wohin er eigentlich gehöre, zufällig bei ihnen stand, ließ zuweilen seine breite und etwas tiefe Stimme vernehmlicher ertönen. Die große Gruppe dagegen sprach laut und unverhohlen ihre Meinung aus, und kümmerte sich um keinen der kleineren Horcher, die sie ja mit Kanonen und Bajonetten in Ueberfluß in bedächtiger Zucht halten konnten. Das Gespräch hatte sich anfangs – wir wiederholen, daß es ein *vertrauliches* war – um die Tagespolitik gedreht. Als aber nach einer Viertelstunde ein Kammerherr in's Zimmer trat, wahrscheinlich um sich von der baldigen Vollzähligkeit der Versammlung zu unterrichten, schwiegen sie plötzlich, blickten sich um und zählten sich selber, was eine wichtige und zeitraubende Arbeit war, denn sie bildeten ein ganzes Heer bedeutender, Leben und Tod in ihren Mienen tragender Männer. Als diese Zählung beendet war, konnte sich endlich der redselige Franzose nicht länger beherrschen, und mit einem selbstgefälligen Blicke sprudelte er mehr, als er sprach, hervor:

»Wir sind Alle beisammen, nur der uns noch unbekannte Herr Amerikaner fehlt noch. Er läßt uns etwas lange warten.«

»Nicht uns, mein General,« entgegnete der englische Gesandte, der gar zu gern, im Kleinen wie im Großen, dem Franzosen die Stange hielt, »vielmehr Seine Majestät den König, der uns schon zweimal hat zählen lassen.«

»Um so schlimmer, Mylord, er scheint unsere Sitten nicht zu kennen.«

»Ich bin recht neugierig,« sagte Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda, der spanische Botschafter, »diesen Deutsch-Amerikaner kennen zu lernen. Er soll ein eigenthümlicher Mann sein.«

Alle spitzten die Ohren bei dieser *vertraulichen* Rede, sprachen aber kein Wort, da sie nur zu hören hatten.

»Wie so?« fragte wieder der neugierige Franzose gerade.

»Ist er denn wirklich so reich, wie der reichste deutsche König?« fragte der russische Gesandte, der selber ein halber Demidoff war.

Der Engländer zuckte mitleidig die Achseln. In seinen großbritannischen Augen war der besprochene Gesandte nur ein Amerikaner, das heißt, der Bürger einer von seinem eigenen Vaterlande *abgefallenen* Provinz.

»Die Nachrichten lauten sehr widersprechend,« fuhr der französische General fort, »über den Ursprung und die Größe dieses Erbschaft-Reichthums. – Gestern erzählte mir ein Attaché, er solle seine Frau ihrer Reichthümer wegen geheirathet haben, obgleich sie eine Negerin ist.«

»Der Wahrheit die Ehre,« bemerkte der brittische Antipode, »seine Frau ist so weiß, wie die Ihrige, mein Herr General, aber etwa hundert tausend Mal reicher, was allerdings nur eine Kleinigkeit an Zahlen ist.«

»Auf ein paar mehr oder weniger, Mylord, wird es wohl nicht ankommen.«

»Aber auf ihre Farbe, mein General; wie ich höre, stammt sie aus spanischem Blute.«

»Ah!« rief hier Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda sehr aufmerksam und riß seine großen spanischen Augen auf.

»Ja, ihre Mutter war eine spanische Creolin, ihr Vater aber ein in Neuyork ansässiger Deutscher, den ich schon genauer kenne. O, auch viele von Ihren Regierungen kennen ihn sehr genau – er hat große Schuldner hinterlassen. Er war ein Ehrenmann mit Einem Worte. *Wir* kennen ihn *sehr genau*. Er war der erste Handelsmann der Welt, was seine Kenntnisse im Handel anbetraf. Dabei rechtschaffen und warmherzig. Wem er helfen konnte, half er. Wie gesagt, viele Ihrer Regierungen müssen das ja wissen.«

»Wie so? *Wir* kennen ihn nicht,« bemerkte der Russe.

–  
»*Wir* selbst,« fuhr der Britte fort, »verdanken seinem Gelde manche schöne Eisenbahn auf unserer Insel – und die Amerikaner erst recht. Er zieht freilich gute Procente daraus, wir aber benutzen sie doch. Haben Sie nicht auch eine Anleihe bei ihm abgeschlossen, Excellenz?«

Der so geradezu Gefragte, der österreichische Gesandte, ein Graf Finsterberg, zuckte zusammen und nahm schnell eine große Prise.

»O ja – nicht unmittelbar gerade von ihm, doch – ja – mittelbar – hm, einige kleine Millionen! – Preußen hat auch von ihm geliehen.«

»Bitte um Entschuldigung,« sagte der schweigsame preußische Gesandte. »Davon ist *mir* wenigstens nichts

bekannt. Wir haben wohl eine Anleihe innerhalb der Landesgränzen geschlossen, aber über das bodenlose Meer hinaus haben wir uns noch nicht gewagt.«

»Sehr wahr, Sie haben keine Schiffe,« bemerkte der Oesterreicher. »Aber wenn er nur bald käme, ich habe halt große Lust, einen Menschen zu sehen, dessen Finanzen in so vortrefflicher Ordnung sind.«

Ein feines, unhörbares diplomatisches Lächeln lief in dem Kreise herum und zeigte sich auf den verkniffenen Gesichtern der hohen Collegen, was aber der Oesterreicher nicht bemerkte, denn er war etwas stark kurzsichtig.

–

»Und diesen amerikanischen Handelsherrn hat der jetzige Gesandte beerbt, der die spanische Creolin geheirathet hat?« fragte der schon als halber Landsmann geschmeichelte Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda.

»Gewiß,« versicherte der edle Britte, »das hat er, Alles in Allem über hundert Millionen, Schiffe, Kleinodien und Ländereien mitgerechnet. Und zwar, Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda, hat er den Vater beerbt, ehe er die Tochter kannte, überhaupt, ehe er etwas von der Tochter wußte. Das wollte ich nur noch bemerken.«

»Das ist ein artiges Kapital,« fuhr der preußische Gesandte fort, »er soll aber auch sehr freigebig sein, wie ich höre, namentlich soll er beabsichtigen, seinem Vaterlande eine Marine zu verschaffen, die wenigstens den kleinen Seemächten Stand bieten kann.«

Der Engländer spitzte lächelnd die Ohren und sah den dänischen Gesandten an, der eben von der kleinen Gruppe zur größern übertrat. Dieser aber erröthete stark und zog die Schultern in die Höhe, als wollte er seine Ohren decken. Er trat jetzt ganz heran; da man aber die Marine fallen ließ, lenkte er das Gespräch in eine andere Richtung, um, halb lavirend gegen den Wind, doch wenigstens *mit* halbem Winde zu schiffen.

»Haben Sie schon gehört, meine Herren,« sagte er, »daß sich der Gesandte, von dem Sie eben sprachen, ein Serail der schönsten Frauen, schwarze und weiße, mitgebracht hat und damit auf seiner Hotten- oder Totteninsel – ich weiß nicht recht wie sie heißt – haus't? Seine Excellenz der Bückeburgische Gesandte erzählte es so eben da drüben.«

»Wie? Was?« rief der türkische Gesandte, der ein Pascha von drei Roßschweiften war. »Ein Serail? Der Mann behagt mir immer mehr, er scheint ein vernünftiger Mann zu sein.«

»Gewiß ist er das,« versicherte der Britte, und einen sehr feinen Blick auf den französischen General werfend, fuhr er fort: »Und obgleich er eine sogenannte republikanische Regierung vertritt, so soll er doch höchst monarchische Ideen zu Tage fördern.«

Der Franzose biß sich etwas verstohlen auf die Lippen. Der Oesterreicher, der lange geschwiegen hatte und doch sehr gern sprach, um viel zu hören, wandte sich an ihn und fragte ohne Umstände:

»Da ist er ja Ihr College, Herr General, und Sie müssen alle möglichen Sympathieen für ihn fühlen.«

»Wir sind *ganze* Republikaner,« sagte Dieser hastig, »monarchische Ideen kommen nie mehr bei uns auf.« –

»Stille, stille, Herr General,« lächelte der Britte, »Sie wissen nicht, was hinter Ihrem Rücken geschieht. – Bei Ihnen wechseln die Staatenbildungen so häufig, wie die Bäume die Blätter, man muß in Ihrem Vaterlande immer an eine Brücke denken, die an dem einen Ende die Lilien und dem anderen die Tricolore aufpflanzt.«

»Die Lilien? Was wollen Sie damit sagen? Höchstens könnten es die *Adler* sein!«

Hier nies'te der Russe dreimal hintereinander sehr laut; der arme Mann hatte den Schnupfen in hohem Grade; die deutsche Luft war ihm zu warm.

Man verbeugte sich von allen Seiten sehr eilig, und namentlich der türkische Gesandte, der zur Zeit in guten Beziehungen zu dem Russen stand, wünschte ihm zu seinem Schnupfen Glück.

Kaum aber war das eine Niesgeräusch verschallt, so regte sich die Sympathie in der Nähe des Franzosen und er fing ebenfalls an zu niesen.

»Wohl bekomme es!« sagte der Russe laut.

»Sie haben halt *einen* Gedanken gehabt,« sagte der Oesterreicher witzig, »Sie leben halt *noch* ein Jahr zusammen!«

»Wie Gott will!« seufzte der Rüsse, der offenbar etwas Muselmännisches an sich hatte.

»Aber wo bleibt der Gesandte?« rief Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda. »Ich bin nach Allem, was ich höre, sehr gespannt, den reichen Menschen kennen zu lernen. Wie mag er nur aussehen?«

»Gewiß wie ein ächter Republikaner!« murmelte der Graf Finsterberg. »Wir haben halt Gelegenheit gehabt, solche Leute zu sehen.«

In diesem Augenblicke donnerte ein im Galopp anfahrender Wagen auf den Schloßplatz.

Und gerade schlug die Schloßuhr die erste Stunde des Nachmittags.

»Der ist so pünktlich wie mein Kaiser!« rief der Russe und sprang mit einem etwas undiplomatischen Satze an's Fenster. Alle Collegen folgten ihm sogleich. Denn was *ein* kluger Mann thut, thun ihm viele kluge Männer rasch nach. Ein Ach! ein O! ließ sich von allen Seiten hören. Zwei kohlschwarze mexikanische Hengste vor einem einfachen aber zierlich gebauten Galawagen, dessen Wappenschild das durch Sturm und Wellen jagende Schiff zeigte, sprengten in kurzem Galopp in den Hof. Drei Mohren in noch nie gesehenem, prachtvollen Costüme standen hinten auf, ein eben so prächtiger Mohr lenkte die feurigen Rosse.

»Das ist er!« riefen Alle in großer Einigkeit, und sahen darauf den jungen Gesandten schnell aus dem Wagen in das Schloß springen.

Einige Augenblicke später trat der Nordamerikaner, von seinem Bekannten, dem Finanzminister, geführt, in

den Audienzsaal, und bald darauf war er vorgestellt und mit seinen Collegen bekannt gemacht.

Stumm, nicht aus Diplomatie, sondern vor Verwunderung, standen Alle, als sie diese edle, schön gewachsene, kräftige Gestalt sahen, die, wie die Ceremonie es vorschrieb, in einen höchst eleganten schwarzen Frack mit weißer Weste und weißem Halstuche gekleidet war, während die schön geformten Beine mit schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen bedeckt waren, von denen eine jede von einem Brillanten funkelte. Sonst trug er nicht den geringsten Schmuck an sich. Selbst sein Degen war der einfache, kleine Hofdegen wie ihn heut zu Tage alle Cavaliere bei königlichen Festen tragen. Unter dem linken Arme hielt er den kleinen Faltenhut und in der Rechten eine schwarze Sammttasche, in welcher sein Beglaubigungsschreiben enthalten war.

Mit einer Anmuth ohne Gleichen und dem freundlichsten, offensten Lächeln verbeugte er sich vor den Gesandten, wie ein Mann, der alle Tage vor Königen zu stehen geboren ist. Als die Vorstellung zu Ende war, blieb er ruhig stehen, ohne sich über die festen und neugierigen Blicke zu verwundern, die auf seinen eben so edeln wie schönen Gesichtszügen gewurzelt blieben. – Namentlich war die Sympathie des Türken erregt, er näherte sich ihm sogleich und erkundigte sich theilnehmend nach dem Wohle seiner Damen.

»Ich danke, Excellenz, sie erfreuen sich Alle der besten Gesundheit,« lautete die unerwartete Antwort, die den

Horchern das Blut in das Gesicht jagte; nur der Türke wurde noch bleicher, als er schon war.

»Ich bin entzückt darüber, mein Herr!« sagte der Türke und verneigte sich beinahe bis auf den Boden.

»Meine Herren,« sagte nun der amerikanische Gesandte zu den übrigen versammelten Collegen, die sich bei diesem Ereignisse in *eine* Gruppe vereinigt hatten, »meine Herren, ich freue mich, Sie insgesamt in einem Augenblicke hier begrüßen zu können. Es war nicht meine Schuld, daß ich so unglücklich war, Sie heute Morgen nicht in Ihren Hôtels zu finden, wo ich mir die Ehre gab, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen.«

»O!« – »Ah!« – »Bah!« – »Mah!« – »Wir bedauern sehr, außerordentlich!« – »Ganz außerordentlich!«

»Der Verlust ist dabei ganz auf meiner Seite,« fuhr der überseeische Botschafter fort, »denn ich hatte mir ein besonderes Vergnügen versprochen.«

»Wie? Wie so? Was beliebt?« fragte das ganze diplomatische Corps im Chorus.

»Sie werden uns sehr verbinden, wenn Sie dieses Vergnügen uns ein wenig näher auseinandersetzen,« sagte Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda. –

»Ich hoffe das Beste, denn Gott ist groß!« sagte der Türke.

»Wir spitzen halt Alle die Ohren!« dachte Graf Finsterberg.

»Da Sie mir,« begann der Amerikaner wieder, »wegen meiner entfernten Wohnung nur mit Beschwerlichkeiten

Ihren geehrten Gegenbesuch machen könnten, so wollte ich Sie Alle ergebenst gebeten haben, sämmtlich an einem bestimmten Tage bei mir vorzusprechen. Ich würde dann die schöne Gelegenheit der Anwesenheit so geehrter Gäste benutzen und auf meiner kleinen Insel ein ländliches Fest veranstalten, zu welchem Zwecke ich bereits bei Ihrer Abwesenheit eine schriftliche Einladung zu hinterlassen mir erlaubt habe, die Sie bei Ihrer Rückkehr vorfinden werden.«

Diese ohne jeden diplomatischen Rückhalt geschehene mündliche Einladung, so angenehm sie auch für die Neugierigen war, verdutzte doch einige der ceremoniösesten Gesandten, namentlich den Weimaraner, den Kurhessischen und Bückeburgischen; indessen der Gedanke, die Einladung sei ja auch in aller Form schriftlich geschehen und liege zu Hause auf den Tischen, machte diese ungewohnte Neuerung wieder gut, eben so wie die offene und zuvorkommende Miene des Einladenden.

»Auf der Insel?« fragte noch einmal der Graf Finsterberg.

»Ja, auf der Insel – und zwar nur ein ländliches Fest, Excellenz!«

»Da werde ich mich halt sehr pünktlich einfinden.«

»Sie sind sehr gütig!« sagte der preußische Gesandte.

»Sie sind außerordentlich gütig!« der sächsische.

»Sie sind ganz außerordentlich gütig!« der französische.

»Ich werde nicht verfehlen zu kommen!« sagte der englische.

»Ich werde die Ehre haben, zu kommen!« der russische.

»Es wird mir ein Vergnügen sein zu kommen!« der schwedische.

»Es wird mir ein ganz besonderes Vergnügen sein!« der neapolitanische.

»Es wird mir ein außerordentliches Vergnügen sein!« Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda.

»Ich fühle mich jetzt schon im Paradiese, wenn ich daran denke,« sagte endlich nach allen Uebrigen der Pascha von drei Roßschweifen.

»So danke ich Ihnen im Voraus, meine Herren, nur bitte ich Sie, schon an dem bestimmten Tage des Morgens um elf Uhr bei mir zu sein und sich auf längere Zeit einzurichten, da die weite Reise sonst die Mühe nicht lohnt.«

Alle verbeugten sich noch in herablassendster Uebereinstimmung, als plötzlich die Flügelthüren des Nebensaales sich öffneten und zwei Kammerherren hereintraten. Ihnen auf dem Fuße folgte, das edle Haupt freundlich den Gesandten entgegengebeugt, der alte König, das leutseligste Lächeln auf dem Gesichte mit dem Ausdrucke der reinsten Herzensgüte, ganz und gar ohne alles Ceremoniel. Sein helles Auge überflog blitzschnell die ganze Versammlung und blieb dann auf dem Antlitze des ihm folgenden Ministerpräsidenten haften. Dieser verstand den Blick und stellte die Herren dem Alter nach vor, welchen Vorgang zu erleichtern, dieselben sich schnell in die bekannte Reihenfolge geordnet hatten. Der amerikanische Gesandte kam somit an das eine Ende zu stehen,

denn er zählte ja noch nicht ganz neunundzwanzig Jahre.

Der König verbeugte sich wiederholt und wechselte mit jedem Einzelnen einige unbedeutende Worte.

Das war die ganze Ceremonie, derenwegen der glänzende Luxus der europäischen Mächte sich entfaltet hatte.

Der König verbeugte sich noch einmal und zog sich dann in den Nebensaal zurück. Als aber die Gesandten mit ungemein befriedigten Gesichtern sich zum Verlassen des Audienzsaales anschickten, näherte sich ein Kammerherr dem Vertreter der nordamerikanischen Freistaaten und ersuchte ihn, zu Sr. Majestät zu kommen.

Der also Berufene folgte dem Befehle sogleich und fand den König in seinem Kabinette, dem er, in ehrerbietigster Verbeugung, stillschweigend, wie es das Ceremoniel verlangte, das Beglaubigungsschreiben seines Präsidenten überreichte.

Der König nahm es huldvoll an und legte es auf einen kleinen silbernen Tisch.

Dann sagte er freundlich:

»Die Formen sind jetzt vorüber, ich bin kein Freund davon. Wir wollen von nun an als Menschen und Männer mit einander verkehren. Sehen wir uns. Ich begrüße Sie nach langer und bedeutungsvoller Abwesenheit mit ganzem Herzen wieder im Vaterlande. Sie haben Wort gehalten, haben die Güter gekauft und sind mein Nachbar geworden. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Noch mehr aber bin ich es Ihnen im Namen des Vaterlandes.

Ihre Fregatte ist angekommen und soll ein Meisterwerk sein. Darf ich Ihnen meine Gesinnung in vollem Maße ausdrücken?«

»Ew. Königliche Majestät haben es bereits mit diesen huldvollen Worten gethan, ich fühle mich glücklich dadurch.«

»Nicht so wie ich mich durch Ihre Handlungen der Menschlichkeit und durch Ihren Besitz glücklich fühle. – Ich muß Ihnen die Hand drücken, ich habe ein Bedürfniß danach. Sie sind der einzige Gesandte an meinem Hofe, den ich ohne äußerliche Ehrenzeichen sehe, wonach die Menschen so unablässig sagen, und die ich oft mit Widerstreben ertheile, weniger oft mit vollem Bewußtsein aufrichtigen Dankgefühls für eine edle Handlung der Aufopferung und Hingebung. Ich weiß wohl, daß Ihre Landsleute keinen Werth auf diese Aeußerungen eines königlichen Beifalls legen; wollte ich Ihnen diesen meinen Beifall, wie ich ihn empfinde, ausdrücken, so müßte ich Ihnen das erste Ehrenzeichen geben, welches ich ertheilen kann. Nehmen Sie dasselbe in meinem Herzen an. – Ihnen liegt das Wohlsein der Menschheit nahe, mir auch; wir sind also wieder in einem Punkte gleich. Ich kann Ihnen daher nur meine Freundschaft anbieten, und diese gebe ich Ihnen mit diesem meinem wärmsten Händedrucke.«

»Ew. Majestät erheben mich, indem Sie mich mit Ihrer Huld und Gnade erdrücken. Ich kann darüber nur denken und empfinden. Worte habe ich nicht.«

»Es braucht bei uns auch der Worte nicht. Wir verstehen uns. Darf ich zu Ihnen kommen, wann es mir beliebt.«

»Alles, was ich besitze, ist meines Königs Eigentum – für ihn sind meine Türen jeden Augenblick geöffnet.«

»So leben Sie wohl, wir werden uns wiedersehen!«

Damit war die Audienz beendet und der amerikanische Botschafter fuhr in seinen Gesandtschaftspalast zurück.

ZEHNTES BUCH. DIE VERGELTUNG.

ERSTES KAPITEL. DIE SITZUNG DER KÜNSTLER UND DER  
VÄTER DER STADT.

Die nächsten acht Tage in der Hauptstadt wurden von dem nun vorgestellten und anerkannten Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Ordnung seiner Privatgeschäfte zunächst, sodann mit der Besichtigung der großen Sammlungen und Kunstwerke der königlichen Hauptstadt und endlich mit einer großen Menge der verschiedensten Besuche und deren Erwidern hingebacht.

Mit der ersteren Beschäftigung, der Durchsicht seiner Rechnungen im Hause des Banquiers Ermeling, hatte Eduard Hutten alle Ursache, zufrieden zu sein. Waldau hatte zwar viel gebraucht, aber es war auch viel dafür geschafft worden und eine große Zahl Werkmeister und Arbeiter aller Gattungen konnten mit dem daraus gezogenen Gewinne, der ihnen unverkürzt in klingender Münze ausgezahlt war, zufrieden sein. Eben so waren die Rechnungsbücher auf dem Comptoir des Banquiers in musterhafter Ordnung, und als Mr. Staunton die ungeheure Summe angab, über die man noch zu gebieten habe, und deren vierteljährlicher Ersatz noch größere und eben so geregelte Einnahmen wahrnehmen ließ, malte sich eine unbeschreibliche Zufriedenheit in dem Gesichte des reichsten aller Bewohner dieser Stadt. Er beschenkte die Secretaire und Buchhalter des Banquiers reichlich und

ermunterte sie so in ihren ferneren getreuen Bestrebungen.

Die in den Museen und Sammlungen angehäuften Kunstschatze beschäftigten die wißbegierige Beata un-  
ausgesetzt, aber man kann in acht Tagen viel sehen, und  
am Ende dieses Zeitraums fühlte sie ihre Augen ermü-  
det, ihre Ohren übertäubt von dem geräuschvollen Ge-  
wirre der Stadt und sprach unverholen ihre Sehnsucht  
nach der Einsamkeit im Pavillon und dem grünen Wald-  
schatten der Insel aus.

Die vielen Besuche und ihre Erwidernng dagegen wa-  
ren unserem Freunde das Ermüdendste und Lästigste al-  
ler dieser Tage und einzig und allein dadurch erleichtert,  
daß er die Bekanntschaften vieler vortrefflichen Männer  
in allen Zweigen des öffentlichen und industriellen Le-  
bens machte. Denn er hatte seine Besuche nicht allein auf  
die Gesandten, die Minister, die Autoritäten der Wissen-  
schaften und schönen Künste beschränkt, auch die Werk-  
stätten der fleißigsten, aufgeklärtesten, die gesammte In-  
dustrie befördernden Meister hatte er aufgesucht. Von al-  
len ihren so mannigfaltigen Bestrebungen nahm der auf-  
merksame Menschenfreund Kenntniß und manche An-  
fragen wurden mündlich und schriftlich an sie gerichtet,  
sodann Aufträge ertheilt, Arbeiten übertragen und viele  
arbeitsame Hände in Bewegung gesetzt und neu belebt.  
Ein neuer Stern schien den bevorzugten Werkmeistern  
in dem jungen reichen Manne, den sie zum ersten Ma-  
le von Angesicht sahen und dessen Beurtheilung ihnen  
nun schon etwas leichter wurde, aufgegangen zu sein,

und sie hatten sich darin auch nicht geirrt. Einige der bewährtesten, intelligentesten Männer aus dieser Klasse wurden augenblicklich zur Insel beschieden, um an der Berathung, die den folgenden Tag stattfinden sollte, selbstthätig Theil zu nehmen, alle Uebrigen aber, denen ein Besuch vergönnt war, und viele Andere, denen man wegen der Kürze der Zeit nur Karten hatte zukommen lassen können, zu dem späteren großen Inselfeste eingeladen.

Und so war denn die Aufgabe des ersten Besuchs der Hauptstadt als vollendet zu betrachten, und eines Abends spät standen die Wagen bereit, um die Inselbewohner nach ihrer Heimath zurückzuführen.

Eduard hatte absichtlich die Nacht zu seiner Rückfahrt gewählt, um seine Wiederkehr so natürlich wie möglich erscheinen zu lassen; und als die neuvermählten Paare am nächsten Morgen erwachten und an ihre Beschäftigungen gingen, fanden sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen Alles so vor, wie es vor der Abreise des Inselkönigs gewesen war, und Keiner von ihnen merkte oder ließ merken, daß eine so große Veränderung in ihren wechselseitigen Beziehungen stattgefunden hatte.

Beide, Eduard und Beata, athmeten unter dem Blüthendufte ihrer Blumen und Bäume wieder hoch auf, und mit schweigendem Entzücken nahmen sie Besitz von ihren früheren, angenehmen und nützlichen Beschäftigungen.

---

Es war der funfzehnte Juli, der Tag, an welchem die Väter der Stadt nach der Insel beschieden waren, um in Gemeinschaft mit den Künstlern und den aus der Hauptstadt anlangenden Werkmeistern die angesetzte Berathung über das Wohl und Wehe vieler ihrer Kameraden und Untergebenen abzuhalten. Schon um neun Uhr kamen die Letzteren, und kurz darauf langten auch die drei Magistratsmitglieder aus der Sommerresidenz an. Ein Boot holte sie Alle herüber, und nachdem ihnen ein kräftiges Frühstück zum Morgenimbiß vorgesetzt war, wurden sie nach dem Künstlerhause geführt, wo sie den vielbesprochenen Inselkönig endlich in Person erblicken und ihre Neugierde befriedigen sollten. Die Väter der Stadt waren wie die übrigen Geladenen in schwarzen Kleidern erschienen, wie es bei uns in Europa Sitte ist, wenn wir irgend etwas Feierliches oder Festliches vor uns zu haben glauben. Die Inselbewohner erschienen dagegen sämmtlich, selbst ihren Herrn nicht ausgenommen, in ihrer Inseltracht und erregten dadurch nicht wenig die Aufmerksamkeit der Besuchenden, die schon glaubten, den Anfang jener in der Residenz umlaufenden fabelhaften Gerüchte vor sich zu sehen. Allein Alles, was sie sahen, hörten und mit nach Hause nahmen, war so natürlich, angemessen und alle Fabel ertödtend, daß ihre Absender beinahe unbefriedigt waren, bis sie endlich zu ihrem Staunen erfuhren, was außerdem zu ihrem und der Menschheit Wohle daselbst beschlossen worden war.

Als die Berufenen sich vor der großen Säulenhalle des Künstlerhauses versammelt hatten, führte sie Josephson

in das Haus selbst ein. Wir haben schon oberflächlich erwähnt, daß dieses Haus in einer parkartigen Umgebung lag und mit seinen beiden dreistöckigen Hinterflügeln an den Buchenwald stieß. Das geschmackvolle, aber höchst einfache Vorder- und Hauptgebäude enthielt die Wohnungen der unverheiratheten Künstler, mehrere Säle und Versammlungszimmer. In dem nördlichen Flügel wohnten die Mitglieder der Kapelle und hatten auch hier ihren Probemusiksaal. Viele bequem eingerichtete Wohnungen für junge Leute standen noch leer. In dem südlichen Flügel wohnten Maler, Bildhauer und andere Gehülfen, und auch hier waren die meisten Zimmer noch unbesetzt. Im Ganzen war noch Raum für wenigstens hundert neue, künftig erwartete Zöglinge jeglicher Kunst. Die zur Berathung Gezogenen durchschritten nun die Saalreihe des Hauptgebäudes. Da fanden sie ein Lesezimmer für die jungen Leute, in welchem Zeitungen und Kunstblätter zu beliebigem Gebrauche ausgelegt waren, die das täglich nach der Sommerresidenz fahrende Dampfboot ›Hudson‹ immer frisch herüberbrachte. Auch ein Billard-, ein Speise-, ein Erholungszimmer war da, und so wurde man inne, daß der unermüdliche Erbauer alle Wünsche seines Freundes und Bauherrn im vollständigsten Maaße erfüllt hatte.

Endlich trat man in das Versammlungs- und Berathungszimmer, ein großes Gemach, von dessen Wänden die Sinnbilder der Gerechtigkeit, der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, in Fresko gemalt, herabblickten.

In der Mitte stand ein ovaler, mit grünem Tuche überzogener, ungeheurer Tisch, rings herum die bequemsten Sessel.

Man nahm seine Plätze ein. Links vom Besitzer der Insel, dem natürlichen Vorsitzenden, saßen die Künstlerfreunde in beliebiger Reihenfolge, rechts von ihm zunächst sein Pflegevater, dann Josephson, Mr. Staunton und Mr. Treaden, die die Secetaire vorstellten, obschon jeder der Theilnehmenden Papier und Tinte vor sich hatte, sodann die herbeigerufenen Gewerbemitglieder und Werkmeister, und endlich gegenüber dem Vorsitzenden die Vertreter der Stadt mit ihren ernstesten, faltenreichen Gesichtern.

Als Alle Platz genommen hatten, begann der Vorsitzende die Einleitungsrede. Sie lautete:

»Meine Herren und Freunde! Es ist schon in jüngeren Tagen in Gedanken und im Herzen wenigstens eine meiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen, zur Förderung, Verallgemeinerung und Erhebung der Wissenschaften und schönen Künste beizutragen und Denjenigen, welchen von Gott selbst die Pflege derselben anvertraut ist, also den Künstlern und Studirenden, ihr schönes Streben zu erleichtern und zum Besten ihrer Bestrebungen selber, ein oft erschwertes und verbittertes Leben glücklicher zu machen – mit Einem Worte, ihr Erdenwallen zu einem freudevolleren Dasein umzugestalten. Denn je schöner das von ihnen geschaffene Kunstwerk, das Kind ihres Geistes und ihrer Hände ist, je mehr es die staunende Welt entzückt und zur Nacheiferung begeistert, um so

betrübender und demüthigender für die ganze Menschheit ist es, diese so herrlich vom Schöpfer Begabten von Seiten Derer, die durch sie beglückt und veredelt werden, verlassen, ja, sie, die Halbgötter der Erde, oft in Hunger und Elend ihre Tage hinbringen zu sehen.

»Mit diesen schönen Künsten aber gehen die Gewerbe, deren Erzeugnisse ebenfalls unser Leben versüßen und erleichtern, schwesterlich Hand in Hand, sie sind oft so innig mit ihnen verwachsen, daß man nicht weiß, wo die Gränzen der einen aufhören und die der andern beginnen. Die Blüthe und Frucht der Gewerbe aber steht wieder mit dem Wohlstande und der inneren Befriedigung der ganzen großen Menschheit in Verbindung, denn von ihrem Ertrage nährt sich nicht allein ein großer Theil der Bevölkerung der Städte, sondern auch zum Theil des flachen Landes. Alle Drei aber, die Künstler, die Gewerbetreibenden und jene große Bevölkerung wollen, wie sie die Bedürfnisse ihres Leibes pflegen, gern kräftig essen, nahrhaft trinken und ruhig schlafen, so auch ihrem Herzen ein Genüge leisten, und, ihrer menschlichen Neigung folgend, mit Muße arbeiten, mit Gemächlichkeit streben und mit Ausdauer und Freude dem Ende ihres Tagewerks entgegensehen. Das aber können bei Weitem die Wenigsten von ihnen, sie müssen arbeiten und immerfort arbeiten, nur um zu leben, denn die Hülfsmittel, die ihre Arbeit erleichtern und lohnen, fehlen leider nur zu oft. Um nun wenigstens einem Theile dieser fleißigen und für uns thätigen Menschen diese Hülfsmittel an die Hand zu geben, ihnen ihr schweres Loos in etwas zu erleichtern,

dazu habe ich Sie, meine Herren, zu mir berufen. Sie sollen mit Ihrem Rathe, Ihrem Wissen, Ihrer Erfahrung mir die Wege angeben, auf denen man ihnen helfen kann, *die* Art und Weise andeuten, wie man am besten und sichersten, an richtiger Stelle, zum Vortheil des Ganzen, zum Besten des Einzelnen mit dieser Aufhülfe verfahren muß, und wenn, wie ich nicht zweifle, Ihre Ansichten mit dem Ergebniß meines eigenen Nachdenkens übereinstimmen, so will ich die Quelle sein, aus der diese Unterstützungen fließen, denn Gott hat mir die Fülle des Reichthums gegeben, die zu diesem Werke nothwendig ist, und ich habe gelobt, sie zum Besten der mich umgebenden Menschheit strömen zu lassen. Legen Sie daher mir, Ihrem und dieser Menschheit aufrichtigem Freunde, Ihre Wünsche, Ihre Erfahrungen, Ihre Hoffnungen vor. Seien Sie ganz offen, verschweigen Sie mir Nichts – denn mein Herz ist weit geöffnet, wie meine Ohren, und schon im Voraus seien Sie versichert, daß ich Alles erfüllen werde, was mir von Ihnen als nothwendig, gerecht und möglich geschildert wird.

»Beginnen wir zunächst mit dem, was die Glückseligkeit unseres Lebens so ungemein erhöht, unsere Freuden vergeistigt und das ganze große Weltall ringsum verschönt: mit den Künsten. Gehen wir sodann zu den Gewerben über, die uns die zu Bedürfnissen gewordenen täglichen Gebrauchsgegenstände liefern, und endlich, meine Herren Väter der Stadt, wenn auch mit der Erhebung dieser nicht genug für Bedürftige und Arme

geschehen ist, sagen Sie mir, was ich in Ihrem Wirkungskreise für Diejenigen thun kann, die ohne Kraft zur Arbeit, ohne Mittel zur eigenen, genügenden Ernährung, des doppelten Lichtes der Arbeit und der Erheiterung beraubt, ihr Leben in vollkommenem Dunkel hinzubringen so unglücklich sind.

»Waldau, Du hast zuerst das Wort, denn ich weiß, Du hast Dich mit den Freunden schon lange und genau über die jetzt mitzutheilenden Vorschläge berathen. Laß mich hören, was Du zu wünschen hast und was ich Dir gewähren kann.«

Waldau erhob sich. Gefaßt und ruhig entwickelte er in einer langen Rede die jetzigen Kunstverhältnisse und besprach dabei den Standpunkt, auf welchen sämmtliche schöne Künste gegenwärtig gelangt seien. Von der Baukunst, dem materiellen Grundsteine und Vereinigungspunkte aller übrigen beginnend, ging er auf die sich derselben anschließenden: die Bildhauerkunst und Malerei, über und endigte, bei der Musik der Schauspielerkunst gedenkend, bei derjenigen, welche als die geistigste und göttlichste, weil sie als die natürlichste alle Anderen umfasse und erkläre, zugleich die älteste und ausgebildetste sei, bei der Poesie. Er zeigte sehr klar, welche Hülfsmittel diese verschiedenen Künste zu ihrer eigenen Förderung aus sich herausarbeiteten, sodann, was die Regierungen, die Könige, die Privatleute, die Kunstfreunde für sie gethan und noch thäten, und endlich sprach er als fromme Wünsche aus, was für sie geschehen könne, um

sie auf den Standpunkt, den sie im staatlichen und geselligen Leben einnehmen müßten, zu erheben, in welcher Art und Weise dies geschehen könne und wie wenige Mittel – im Verhältnisse zu dem erhabenen Zwecke – dazu gehörten, diesen Standpunkt zu erreichen.

Wir können diese seine ganze lange Rede hier nicht wiederholen, für unsere Aufgabe wäre sie zu ausgedehnt und zu sehr in's Einzelne sich verlierend; nur Einiges wollen und müssen wir daraus anführen, nur können wir unmöglich so verschwenderisch an Ideen und so reich an Gedanken und Worten sein, wie der schwärmerische, von seinem Stoffe ganz und gar hingerissene Künstler. Dennoch wollen wir versuchen, so klar und so kurz uns auszudrücken, wie möglich, ohne jedoch von dem Gedankengange, dem er sich überlassen, wesentlich abzuweichen.

«Vielseitige und gerechte Klagen,» sagte der ergriffene Künstler mit weicher, beinahe wehmüthiger Stimme, »sind immer und überall, gestern und heute, laut geworden und haben oft und verständlich genug mit flehender Bitte die Götter der Erde, die Besitzer von Kraft und Vermögen um Erhörung und Befreiung von dem Drange, der auf der Künstlerwelt lastet, angerufen. So viele edle Kräfte, so erhabene Geistesrichtungen, so göttliche Talente sieht man im Sande des täglichen Lebens wie einen müden, von allem Zufluß abgeschnittenen Strom verrinnen, und, wo ein gen Himmel strebender Aufschwung, eine schöpferische Thatkraft sein sollte, ist oft nichts als Mühsal, Elend und Krankheit, aus Bedürftigkeit, Mißmuth

und Kummer entsprungen, eine Krankheit, die kein anderes Heilmittel als eine werkhätige Unterstützung heilen kann und welche, wo diese ausbleibt, geraden Weges zum Untergange, also zum Grabe führt. Der Mensch ist freilich oft undankbar und gemein in seinen Klagen gewesen, denn gerade die am häufigsten Geschmähten haben am Ende das Meiste für die Erhaltung und Erhebung der Künste und der Künstler geleistet, und vorzugsweise sind es gerade die mit Unrecht verrufenen Könige gewesen, die darin den faulen Reichen und Begüterten mit edlem Beispiele zu allen Zeiten vorangegangen sind. Und nicht, weil ihnen immer die meisten Mittel zu Händen, haben sie es gethan, denn verhältnißmäßig waren sie oft sogar ärmer als Andere, sondern weil sie das lebhafteste Vergnügen, die lobenswertheste Einsicht in die Göttlichkeit der Kunst und die nothwendige Erhebung ihrer Jünger gehabt und noch haben. Diesen erhabenen und edlen Männern sind freilich einzelne, an Intelligenz und Kunstsinn gleich hochstehende Menschen gefolgt, aber immer nur sehr wenige; gerade die meisten, denen das Gold in den Kasten schimmelt, die sich äußerlich, zum Prunke vor Anderen, mit den Erzeugnissen der Kunst und der Gewerbe schmücken und als Kenner prahlen, die ihr Haus, ihre Diener, ihre Gärten, ja ihre Thiere vergolden oder versilbern, gerade diese sind oft die hartherzigsten Geizigen, an deren Thür die Jünger der Kunst vergeblich betteln. Gerade sie, die Gott so reich gesegnet, segnen Andere am wenigsten oder gar nicht, ja, sie vergeuden nicht selten mit verschwenderischer Hand Tausende, die,

für das Streben, die Wohlfahrt, die Bedürftigkeit Vieler verwandt, der ganzen Welt ein freundliches Aussehen zu geben vermöchten.

»Jetzt aber,« fuhr er selber erleichtert fort, »jetzt, hier von unserm Freunde und Gönner aufgefordert, mich über unsere Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen freimüthig zu äußern, thue ich es im Namen meiner Kunstgenossen, in dem schönen und festen Vertrauen, er möge, wie seine Einsicht, Menschlichkeit und seine Mittel es gestatten, geben und verleihen, was er kann und was er will.

»Wir bedürfen, wie schon edle, einsichtsvolle und gefühlswarme Menschen überall und immer aussprechen, ohne noch bis jetzt verstanden oder erhört worden zu sein, bestimmter, alljährlich wiederkehrender, ausreichender Mittel, mit denen die geistreichsten und fleißigsten Künstler unterstützt werden, damit sie ihre ersonnenen Arbeiten auch beginnen und vollenden können, und damit ihre schöpferische Thatkraft, anstatt an den Klippen des bürgerlichen Lebens, Hunger und Sorge, zu zerschellen, zur Veredelung der ganzen menschlichen Gesellschaft angestachelt, mit neuem Schwunge belebt, zu längerer Ausdauer gekräftigt werde. Wir haben Preise bis jetzt gehabt und in öffentlichen Blättern ausposaunt, ja, aber so kleine, so wenige, daß sie sich spurlos in dem Meere der Kunst verlieren und höchstens hier und da wie eine verlorene kleine Insel aus dem großen Ocean auftauchen und, kaum erblickt, wieder verschwinden. Also bedürfen wir größerer, mehrerer Preise, für viele Werke

– mögen sie gearbeitet sein, in welcher Hand sie wollen, wenn sie nur gut und den Anforderungen der Zeit entsprechend sind. Diese gekrönten Werke mögen alsdann gesammelt und niedergelegt werden in einem allgemeinen Kunsttempel, heiße er nun Museum oder Kunst- oder Gewerbehalle, er gehöre aber der Nation, dem Volke, dem Ganzen, nicht dem Einzelnen an, damit nicht allein die Nachwelt erfahre, was wir, ihre Vorgänger, geleistet, sondern auch junge strebende Jünger der Kunst daran einen Anhalt, ein Muster, ein Ziel haben, dessen Erreichung ihrer würdig und ihrer Mühen Lohn ist. Ein solcher Tempel der Künste und schöpferischen Gewerbe – ein einziges Vaterland für alle seine Söhne – erhebe sich daher vor allen Dingen und, von Einzelnen vielleicht gegründet, werde er von der gesammten Kunstwelt ausgestattet. Wackere, gerechtes und leutselige Meister mögen die Arbeiten prüfen nach ihrem Gewissen und dann, wie sie Kunstrichter gewesen, auch Preisvertheiler sein.

»Ich habe,« sagte der Architekt zum Schluß, »hier schon über mein Fach hinaus und in ein anderes gegriffen, dessen Vertretung mir eigentlich nicht auferlegt war. Ihnen, meine Herren Werk- und Fabrikmeister, habe ich damit das Wort entzogen, und Sie mögen mir daher verzeihen. Ich bin aber nicht, was vielleicht viele Andere sind, ein Stockkünstler, der nur das Handwerk seiner Glaubensgenossen und seiner mit ihm blutsverwandten Brüder für vollgültig und ebenbürtig betrachtet, nein, ich bin im ganzen, großen und allgemeinsten Sinne Künstler, und was ein Handwerker Künstliches vollbracht, wird,

wenn es tüchtig und eine Zierde menschlicher Hände und menschlichen Nachdenkens ist, von mir eben so begeistert anerkannt, so warm beurtheilt, so verdienstvoll gepriesen werden, als was der Meißel des Bildhauers, der Pinsel des Malers oder die Töne des Tondichters geschaffen haben. Nur deshalb, meine Herren, habe ich vorweg auch Ihrem Kunstzweige die Wege gebahnt und Ihren Wünschen das Wort geredet.«

Allgemeiner, anhaltender Beifall folgte dieser verständigen und inhaltsvollen Rede. Es begann ein Gespräch, das nicht lange währte, weil Alle in ihren Grundansichten mit den vorgetragenen übereinstimmen. Des Vorsitzenden Wangen hatten bei jedem vorschreitenden Gedanken des Sprechenden mehr und mehr sich belebt, sein Auge leuchtete von innerem Entzücken und oft und unwillkürlich fuhr seine Hand nach der Feder, die vor ihm lag. Endlich, als Alle schwiegen und also die Schlußmeinung gesprochen war, um seine eigene Beurtheilung zu erwarten, sagte er einfach und mit bebender Stimme:

»Treaden, schreiben Sie die Summen ein, die ich für das bestimme, was Waldau mit allgemeiner Beistimmung dieser Herren mir vorgeschlagen hat. Ja, in der Mitte unserer Hauptstadt, also unseres Vaterlandes, Allen zugänglich, Keinem verschlossen, erhebe sich ein schöner und großer Tempel für die Erzeugnisse der Künste und Gewerbe. Schon in seinem Aeußeren deute er durch seinen Glanz und seine Verhältnisse an, was Göttliches in

seinem Innern enthalten ist, denn die Arbeiten menschlicher Hände sind Ausflüsse des in uns wohnenden göttlichen Schöpfungstriebes. Ich will aus meinen eigenen Mitteln, ohne jede anderweitige Beihilfe, zur Ehre meines ganzen Vaterlandes, zum Heile der Künstler, zum Ruhme Derer einen Kunsttempel errichten, die ihn mir angerathen haben, denn ich bin vollkommen mit dieser Idee in Uebereinstimmung. Aber wir wollen uns mit der Gründung dieses wichtigen Unternehmens nicht übereilen. Ich erwarte Pläne, wie es am zweckmäßigsten und sichersten wird herzustellen sein. Ob es mir eine, oder zwei oder mehre Millionen kostet, hat für mich kein Bedenken; es geschehe, was geschehen muß, was des menschlichen Geistes, des menschlichen Fleißes würdig ist. In diesen Tempel mögen alle Werke niedergelegt werden, die Eure Prüfung dieser Ehre würdig hält; denn da ich ihn gründe, werde ich wohl das Recht der Erwählung seiner Erhalter, seiner Kunstrichter haben. – Für jede der sechs schönen Künste ferner setze ich einen jährlichen Preis von 50,000 Thalern aus und für sechs der vollendetsten Gewerke, deren Schöpfungen in das Gebiet der Kunst ragen, die Hälfte; Ihnen, meine Herren Werkmeister, und Ihren Collegen bleibe aber die Wahl dieser Sechs überlassen, Sie werden gerecht und umsichtig sein. Diese in genügende kleinere Preise getheilte Summe möge die Künstler und Verfertiger der gekrönten Werke belohnen, sie dadurch beglücken und zu weiterem Vollbringen anfeuern. Ist Ihnen Allen dieser mein Vorschlag genügend?«

»Ja, ja!« riefen Alle wie aus Einem Munde.

»Und nun noch Eins, was Du vergessen hast, Waldau. Schon lange weiß ich, und Ihr wißt es ebenfalls, daß es allgemeine Nationaldenkmäler giebt, an denen ganze Völker und Generationen gearbeitet haben und noch arbeiten, die der Nation zum Ruhm und dem Vaterlande zur Zierde gereichen, und die dennoch, durch kleinlichen Rückhalt oder durch egoistische Abschließung Geiziger, unvollendet vor uns stehen. Sie vor allen Dingen müssen erhalten, gefördert, vollendet werden. Ich zeichne daher als jährlichen Beitrag, so lange ich das Leben habe und so lange noch ein Stein an seiner vollkommenen Herstellung fehlt, zum Aufbau des rheinischen Doms 100,000 Thaler. Schreiben Sie es nieder, Treaden, und Du, Waldau, benachrichtige von diesem meinem Entschlusse Diejenigen, die die Vollführung jenes herrlichen Werkes in ihre Hand genommen haben.«

Allgemeiner Freudensturm erhob sich bei diesen hochherzigen Worten. Die Künstler jubelten, die Werkmeister wurden gerührt, die Väter der Stadt zitterten vor Aufregung und stießen sich unter dem Tische mit Händen und Füßen an. Der Vorsitzende aber fuhr fort:

»Wir haben noch ein zweites Nationaldenkmal. Du, Riepenstahl, hast mich einst darauf aufmerksam gemacht und ich danke Dir dafür. Es ist das beinahe ganz verschollene auf dem Teutoburger Walde. Zur Schmach des ganzen deutschen Volkes – so groß und weit es die Gauen seines Vaterlandes bewohnt – steht es nur halb vollendet

da, beinahe ein Beweis, als wenn wir niemals etwas Ganzes vollbringen könnten, und erinnert uns jeden Augenblick an die traurige Spaltung der mächtigen Glieder unseres deutschen Völkerstammes. Es erstehet schnell und so herrlich, wie es erstehen muß, als ein Erinnerungszeichen, daß Deutschland's Söhne Kraft und Muth haben, den übermüthigen Eroberer, der unsere Freiheiten in Fesseln schlagen will, zu vernichten und seines Weges zu weisen. Ich zeichne die ganze kleine Summe, deren es zu seiner Vollendung bedarf, und wären es 20,000 Thaler, da es vielleicht nur die erbärmliche Hälfte ist, die das deutsche Volk nicht aufzubringen vermag.

»Jetzt aber, meine Herren, nachdem hoffentlich den Künstlern Genüge geschehen, lassen Sie uns die ernstesten Wissenschaften in's Auge fassen. Was die Universitäten und höheren Lehranstalten betrifft, die die Jugend unseres Vaterlandes zu brauchbaren Mitgliedern des Staatslebens erziehen, so ziemt es mir nicht, zu ihren Gunsten durchgreifende Bestimmungen treffen zu wollen. Es giebt gelehrtere und einsichtsvollere Männer, als wir Alle sind, die an deren Erhebung und theilweiser gänzlicher Auferstehung aus dem Sumpfe der Gewohnheit und des Herkommens seit Jahren, wie es heißt, un- ausgesetzt arbeiten. Mögen sie endlich damit zu Stande kommen und möge ihr Werk ein gedeihliches sein, mag es den allgemeinen Wünschen des Vaterlandes und den besonderen Anforderungen einer strebsamen Jugend entsprechen. Einstweilen aber wollen wir dieser letzteren zu Hülfe kommen, damit das zu lange Warten ihren

Muth nicht erschöpfe, denn jedes verrinnende Jahr läßt unersetzbare Lücken zurück. Die verschiedenen Universitäten und höheren Lehranstalten sind mit verschiedenen Mitteln bedacht, einige haben genügend, andere zu wenig. Das mögen sie selbst vertreten und an mächtigere Abhülfe denken. Die studirende Jugend aber, die ich vor Allen liebe, darf darunter nicht leiden. An jeder höheren Lehranstalt des Landes will ich sechs Stellen gründen, um die sich arme, geistreiche, talentvolle Jünglinge, mögen sie Kinder eines Bettlers oder Staatsmannes sein, bewerben können. Jeder dieser sechs soll mein Sohn sein, Allen werde das gleiche Erbe zu Theil und mag es ihnen gedeihen. Ich verheiße einem Jeden jährlich 300 Thaler, denn damit kann man seinen Studien obliegen, ohne zu darben.

»Und jetzt, meine Herren Werkmeister, da wir auch dieses hinter uns haben, ist an Ihnen die Reihe. Was haben Sie mir zum Wohle Ihrer Arbeiter vorzuschlagen? Sprechen Sie frei und dreist wie muthige Männer, ich höre Ihnen aufmerksam zu.«

Der älteste Werkmeister, ein gerader, offener, ehrenfester Mann mit silbernen Haaren und rührend freundlichem Gesichtsausdruck, erhob sich. Er war ein vermöglicher Fabrikbesitzer, der sich von der untersten Stufe des rußigen Handlangers zum Besitzer der kunstreichsten Maschinenfabrik aufgeschwungen hatte, der Tausende von Händen jetzt beschäftigte und ein Segen für noch

mehrere war. Er sprach, wie alle diese ehrenwerthen Leute denken, sprechen und handeln, das heißt kurz, aber verständlich, gerade auf das Ziel losgehend.

»Gnädigster Herr,« sagte er mit anfangs etwas zitternder, nachher aber fester und starker Stimme, »Sie haben in dem Vorhergehenden schon viele, ja die meisten unserer Wünsche mit fürstlicher Freigebigkeit erfüllt. Für fleißige und gesunde Arbeiter ist hinlänglich gesorgt. Aber es giebt auch schwache und kranke, die mit trübem Sinn dahin schmachten, während die Lust an der Arbeit in ihnen ungeschwächt fortlebt. Ihr Loos ist bitter und beklagenswerth. Bedenken Sie diese, denn wir können mit unsern Mitteln nicht Alles erschwingen, so viel wir auch thun.«

Er setzte sich wieder und man verhandelte diesen Gegenstand lange hin und her. Endlich nahm der Vorsitzende das Wort und sprach:

»Schreiben Sie, Treaden. Ich bestimme für schwache und kranke Arbeiter der Hauptstadt, die zum Wohle des Ganzen ihre Kräfte geopfert haben, die Summe von 100,000 Thalern. Die Zinsen dieses Kapitals sollen in meinem Namen an die Hülfbedürftigen nach Verhältniß vertheilt werden. Für Aerzte und sonstige Bedürfnisse haben, wie Sie sagen, theils der Staat, theils die Stadt, theils die Gewerke selber gesorgt, und diese Sorge darf man ihnen nicht ganz entziehen. Einige Sorge fördert das Gedeihen. Ernennen Sie wahrhaft rechtschaffene Männer, die über die zweckmäßige Vertheilung dieser Summe wachen. Organisiren Sie die entsprechendste

Einrichtung und theilen Sie mir alljährlich das Geschehene wie das noch Fehlende mit. Mit Freuden werde ich diesem Ergebnis entgegensehen und es weiter bedenken.

»Und nun, meine Herren Väter der Stadt, sind Sie endlich an der Reihe. Ihre Stadt war die Vaterstadt Dessen, dem ich meine Reichthümer verdanke; er selber hat mir ihr Wohl an's Herz gelegt und ich werde es an demselben halten, warm und sicher. Sprechen Sie dreist und offen, ich beabsichtige für Sie mehr zu thun, als Sie vielleicht denken.«

Der älteste, erfahrenste und verständigste Rathmann – er saß in der Mitte seiner beiden Collegen – erhob sich und sprach:

»Unsere schöne Stadt erfreut sich der Huld und Gnade unsers geliebten Monarchen in hohem Grade; er hat sie geschmückt und in vielen Dingen reich bedacht. Aber dennoch, so viel er uns verlieh, jede Noth konnte er nicht lindern, ohne ungerecht gegen Andere zu sein; und unsere eigenen Kräfte sind zu schwach, das Fehlende zu ergänzen. An die Armen haben Sie selbst erst jüngst ein großes Geschenk gesandt; die größte Noth ist daher für den Augenblick abgewendet, und es bleibt uns nur übrig, wozu ich von meinen Amtsbrüdern beauftragt bin, Ihnen, dem edlen Geber, für diese reichen Gaben zu danken. Ich entledige mich hiermit vor allen diesen Herren dieses Auftrags im Namen der ganzen Stadt und ihrer Bewohner, besonders aber ihrer Vertreter und ihrer Bedürftigen. – Was wir nun aber vermissen oder vielmehr, was wir wünschen, ist Folgendes. Nicht Alles, gnädigster

Herr, verlangen wir von Ihrer Großmuth, daher staunen Sie nicht über die große Zahl unserer Wünsche. Sie allein mögen unter diesen die Erfüllung wählen; und schon für Weniges werden wir dankbar sein.

1) »Auch wir haben darbende Arbeiter, obwohl in kleinerer Zahl als jene große Stadt. Könnten auch wir ihnen Hülfe gewähren, wir würden oft sehr glücklich sein, viele Noth lindern, manche Thräne trocknen. Vor Allen aber dürfte es in dieser Hinsicht von Vorthail sein, über ein kleines Kapital zu verfügen, um aus dessen Ertrag Vorschüsse und Darlehne zu bestreiten, denn gerade diese werden von fleißigen Arbeitern zumeist beansprucht, und wir können ihnen selten willfahren. –

2) »Sodann bedürfen wir einer Schule für junge Handwerker, worin sie in Dingen, die zu ihrem Gewerbe gehören, unterrichtet und gesittigt werden. Denn nur der gesittete, unterrichtete Arbeiter, der von der Welt und ihrem Schöpfer weiß, erinnert sich der Welt und dieses Schöpfers, nur er allein wird ein brauchbares, zuverlässiges Glied der großen Kette der menschlichen Gesellschaft sein. –

3) »Oft kommt es vor, daß es wohl Arbeiter und Hände genug giebt und auch an der Arbeit nicht mangelt. Denn wer überhaupt arbeiten will, findet in der Regel, was er sucht. Aber zur Arbeit bedarf es oft mehr als des guten Willens und der Hände allein. Der Arbeiter gebraucht Werkzeuge und Instrumente, und, wenn er arm ist, kann er sie oft nicht beschaffen, er vermag also auch nicht zu arbeiten. Ein Kapital, diese nothwendigen Hebel

menschlicher Betriebsamkeit anzuschaffen, zu verschenken, zu verleihen, dürfte mit ein wesentlicher Beitrag zur Sicherstellung und Unterstützung unserer armen Bewohner sein. –

4) »Eben so mangelt es oft an Materialien zur Arbeit. Der Spinner hat nicht immer Flachs, der Tischler nicht immer Holz, der Weber nicht immer Garn seinen Händen darzubieten. Könnten wir auch dieses bisweilen liefern, wir würden viele Glückliche und Zufriedene machen. –

5) »Unsere Winter sind oft sehr kalt und viele Menschen frieren in ihrer ärmlichen Wohnung und auf der Straße bei ihrer Arbeit, denn sie haben weder Holz noch Kleider, noch erwärmende Speisen. Behaglich aber muß sich der Mensch bei der Arbeit fühlen, und den Angriffen der Witterung wie den Anforderungen des Magens muß er Genüge leisten können, wenn er ausdauern und friedlich sich benehmen will. Und diese Bedürfnisse allein haben bei uns oft Störungen der öffentlichen Ruhe und Anstaltungen des Besitzes hervorgerufen. Könnten wir ihnen immer und überall abhelfen, wir würden selber ruhiger und glücklicher sein. –

6) »Es sterben jährlich eine Menge Menschen, die ihre Kinder als Waisen zurücklassen, welche dann dem mannigfachsten Elende anheimfallen. Viele von ihnen werden in städtischen Anstalten untergebracht, manche finden bei einzelnen Wohlthätern ein Unterkommen; es bleiben aber immer noch genug übrig, die zu diesem nicht geeignet, zu jenem nicht volljährig sind, und nun anderen armen Verwandten zur Last fallen. Könnten wir

zu diesen Waisen sagen – gehe dahin oder dorthin, thue dies oder jenes, wahrlich! wir dürften eben so glücklich sein, wie wir Glückliche machen würden. –

7) »Knaben versorgen sich schon leichter und finden häufiger ein Unterkommen als Mädchen. Diese, wenn sie verlassen und ohne Aufsicht sind, wachsen heran und verfallen nicht selten der Unsittlichkeit und dem Laster. Beides aber ist der Ruin für eine Stadt und den Staat. Hätten wir Mittel, kleine Mädchen zu brauchbaren, gesitteten Jungfrauen zu erziehen, sie am Ende ihrer Erziehung auszustatten und in die rechten Hände zu geben, wahrlich! wir würden manches gebrochene Herz, manche verlorene Seele dem Schöpfer reiner und besser zuführen und daneben manchem arbeitsamen jungen Manne eine sorgsame Lebensgefährtin überweisen können. –

8) »In unserer Stadt leben viele Beamte. Die höheren Grade sind mit hinreichenden Mitteln versehen, die niedrigeren darben nicht selten. Werden sie aber alt und schwach und müssen sie ihren Dienst verlassen, weil sie den Forderungen desselben nicht mehr genügen können, so sind sie verloren, denn ihr Gnadengehalt kann sie und ihre Familie nicht ernähren. Entweder sie siechen dahin oder sie vermehren die große Reihe sogenannter verschämter Armen und fallen dann der Stadt oder anderen Familien zur Last. Für diese Vernachlässigten, deren Arbeit man hinnahm und bezahlte, so lange ihre Kräfte reichten, dürfte ein Unterstützungskapital die segensreichsten Folgen versprechen, aber wir haben auch dieses nicht. –

9) »Dienstboten, die uns helfen und unterstützen in jeder Stunde des Tages und der Nacht, arbeiten allein zu unserm Nutzen. So lange ihre Kräfte dauern, behalten wir sie. Werden sie schwach, so nehmen wir kräftigere, jüngere. Wo bleiben nun jene? Sie sinken nicht selten zu Bettlern herab und erregen unser Mitleid, so oft wir sie sehen, obschon wir ihnen nicht immer helfen können. Ihre Treue, ihre Geduld, ihre Thätigkeit müßte anders und besser belohnt werden, aber wer soll das thun? –

10) »Und endlich, die betagten, verkrüppelten Menschen, die einen schweren Lebenstag gesehen, wandeln oft einem noch trüberen Abende entgegen, bis die allmählig hereinbrechende Nacht des Grabes allen ihren Kummer beendigt. Ihnen einen heiteren Lebensabend zu bereiten, würde vor Allen unsere Aufgabe sein, wenn wir sie zu lösen im Stande wären. Wir haben ein Armenhaus, aber es entspricht dem Zwecke nicht, es ist zu klein in seinen Räumen, zu beschränkt in seinen Mitteln – wir können nicht mehr leisten, als wir geleistet haben, und täglich wachsen unsere Ausgaben, anstatt sich zu verringern. –

»Dieses, gnädigster Herr, sind die zehn Punkte unserer Wünsche, unserer eifrigsten Bestrebungen. Möchten die Hoffnungen, die wir hegen, wenigstens in einigen derselben in Erfüllung gehen. Sie haben uns aufgefordert zu sprechen und wir haben nun gesprochen. An Ihnen wird es sein, unter den genannten zu wählen und die gewählten in Erfüllung zu setzen.«

Er verbeugte sich und ließ sich auf seinem Platze nieder. Ringsherum aber herrschte ein tiefes Schweigen der Anerkennung, denn jeder der Anwesenden fühlte die Wahrheit des Gesagten.

Da erhob sich der Vorsitzende zum ersten Mal selber und mit erhobener Stimme sagte er:

»Nicht einzelne Punkte billige, genehmige und erfülle ich, sondern ich billige, genehmige und erfülle sie alle. Die Armuth kann nicht genug Ansprüche an uns Reiche erheben Schreiben Sie, Treaden, ich bewillige für jeden dieser zehn wichtigen Wünsche die Summe von 10 bis 30,000 Thalern, je nach dem größeren oder kleineren Bedürfniß. Ihnen, meine Herren Vertreter der Stadt aber,bürde ich die Last auf, für die zweckmäßigste Vertheilung derselben Sorge zu tragen, Du aber, mein guter Vater, übernimm die Oberaufsicht über diese Sorge. Begieb Dich nach der Residenz, höre und beschließe nach Deinem Wohlgefallen. Was Du mir empfiehlst, werde ich annehmen, ich halte das für meine erste Schuldigkeit. Und jetzt sind wir fertig. Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Aufrichtigkeit, für Ihre Mittheilung. Ich habe nur zu fragen, ob Sie befriedigt sind?«

Ein allgemeines Beifallsgemurmel erhob sich, Danksagungen ließen sich von allen Seiten hören, die Eduard Hutten aber sofort abschnitt, da sie nicht ihm, sondern dem älteren Hutten, der todt sei, gebührten.

»Und jetzt, meine Herren,« fuhr er fort, »nachdem wir gearbeitet haben, wollen wir uns vergnügen. Ich lade Sie sämmtlich zu Tische ein, heute haben wir unsere Speise

verdient. Ihnen aber, meine Herren Vertreter der Stadt, ertheile ich den Auftrag, Ihre Stadt in meinem Namen zu grüßen. Ich werde selbst morgen bei Ihnen erscheinen und verschiedenen ihrer Bewohner meine Aufwartung machen. In einigen Tagen feiern wir hier ein kleines Fest, Sie selbst sind sämmtlich dazu geladen und ich werde noch für mehrere Gäste sorgen. Und nun, Mr. Treaden, wie hoch beläuft sich die Summe, die wir heute gezeichnet, ich sehe, Sie sind mit Ihrer Rechnung fertig.«

Mr. Treaden erhob sich und konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken.

»Außer dem Kunstgebäude, dessen Anschlag ich nicht zu machen verstehe, haben wir folgende Posten verzeichnet,« sagte er. »Der erste, für Unterstützung und Förderung öffentlicher Bauten, der Künste und Künstler, der Gewerbe und Gewerbetreibenden, beträgt 570,000 Thaler. Sodann für Stipendien armer Studirender, wenn ich auf fünf Lehranstalten je sechs rechne –«

»Nehmen Sie getrost das Doppelte an,« unterbrach ihn Hutten.

»Gut, so beträgt es jährlich 18,000 Thaler. Und endlich für Unterstützung hilfbedürftiger Arbeiter der Hauptstadt und für Wohlthätigkeitsanstalten und Einrichtungen der Vaterstadt Mr. Hutten's, des Aelteren, 300,000, im Ganzen also die Kleinigkeit von 888,000 Thalern im Jahre.«

Er schwieg und sah seinen Herrn forschend an. Dieser aber nickte befriedigt.

»Es ist gut,« sagte er freundlich, »ich bin zufrieden. Mir bleibt noch etwas übrig, denn ich hatte auf eine Million gerechnet.«

Alle horchten hoch auf. Den Vätern der Stadt aber lief es eiskalt über den Rücken, als sie diese ungeheure Summe im Geiste sich wiederholten, und die beiden Flügelmänner gaben dem mittleren Collegen, der vorher gesprochen, unter dem Tische einen Tritt vor das Schienbein, daß er beinahe laut aufgeschrien hätte.

Dann aber begaben sich Alle zu Tische, der im Speisesaale des Künstlerhauses bereitet war und genossen hier ein Mahl, wie es noch Keiner von ihnen in seinem Leben genossen hatte.

## ZWEITES KAPITEL. DAS FEST DES INSELKÖNIGS BEI TAGE.

Am anderen Tage besuchte der Inselkönig, wie er es versprochen hatte, die Sommerresidenz, aber nur um im Stillen einige Besuche abzustatten und sich diejenigen Gäste einzuladen, mit denen er in näheren Umgang zu treten gesonnen war. Denn er hatte von Natur einen unbesiegbaren Widerwillen gegen die Verbindung mit dem sogenannten großen Haufen, der in allen Klassen der Gesellschaft gefunden wird, und lieber wollte er mit seinen Freunden allein in stiller Einsamkeit leben, als mit Jeglichem, der da Lust hatte, seine Weine zu kosten, geräuschvoll verkehren.

Auch dieser letzte lästige Tag der Besuche, womit uns die selbstquälerische Sitte des Tages bereichert hat, ging vorüber und er war wieder Herr unter den Seinigen und

den schattigen Bäumen der Insel. Jetzt aber berief er die Freunde und erkundigte sich nach dem Stande ihrer Vorbereitungen zu dem großartigen Feste, welches bald die ganze Insel in Bewegung setzen sollte. Mit Vergnügen vernahm er, daß zum Empfange der zahlreichen Gäste Alles bereit sei. Alle Maler, Waldau mit einbegriffen, hatten vollauf zu thun gehabt, um die für das Theater erforderlichen Dekorationen und das Zubehör desselben anzufertigen, denn die kleine Bühne sollte zum ersten Male eröffnet und bildliche Darstellungen darauf ausgeführt werden. Da man die vornehmsten, reichsten, gebildetsten und talentvollsten Bewohner beider Hauptstädte erwartete und wußte, daß das eingeladene Publikum große Erwartungen von Seiten des Inselkönigs hegte, so mußten diese auch erfüllt, ja womöglich überboten werden. Und das war gerade eine Arbeit, wie unsere Künstler sie verlangten, wie sie ihrer Phantasie entsprach; sie hofften Ehre einzulegen und den Ruf des reichen Besitzers der Insel, ihres Freundes, gleich von vorn herein dauerhaft zu begründen. Josephson, dessen Funktionen sich vorsorglich über das Ganze erstreckten, war der Beschäftigteste von Allen, er ritt und fuhr überall umher, ordnete, leitete und erfüllte so das schwere, aber auch angenehme Amt eines Hofmarschalls, dessen Arbeit dadurch leicht wird, wenn er wie hier, keine Kosten zu scheuen, keinen Aufwand zu vermeiden hat.

Und so war denn der so sehnlichst herbeigewünschte achtzehnte Juli gekommen und schon um elf Uhr Morgens erwartete man auf der Insel die ersten Gäste. Alles war zu ihrem Empfange gerüstet, jeder Mann auf seinem Posten. Alle Fahr-, Reit- und Gangwege auf der ganzen großen Insel waren festlich gesäubert, jedes Blumenbeet in leuchtendster Pracht, jeder Baum von den Tag und Nacht arbeitenden Spritzen vom Staube gereinigt. Alles in Feierkleidern, bis auf die unsichtbaren schaffenden Hände in Küchen und Kellern herab.

Eduard stand, wie gewöhnlich um fünf Uhr Morgens auf; sein erster Blick fiel auf das Wasser und die darüber lagernden Luftschichten. Ein dünner seidenartiger Dunstschleier lag auf den leise fluthenden Wellen und zog sich allmählig nach den jenseitigen Ufern; kein Lüftchen regte sich und bald trat die klarste Juliussonne am Himmelsbogen über den östlichen Bergen hervor. Bald regte es sich in den Gängen des Schlosses, die Diener wurden wach und nahmen fröhlich ihre Beschäftigung vor, denn jeder von ihnen freute sich selbst auf den Triumph des allgeliebten Inselkönigs, wie sie ihn beinahe alle nannten, ohne daß er davon die geringste Ahnung hatte.

Josephson war der Erste in Eduard's Frühstückszimmer, um sich ›fertig‹ zu melden und für Einzelnes noch Aufträge zu erbitten.

»Wie viel Gäste zeigt Deine Liste?« fragte Hutten.

»Zwischen sechs- und siebenhundert!«

»Hast Du auch an die Kleinigkeiten gedacht, die zu-  
meist in die Augen fallen? Wie Du sie setztest bei Tische?  
Wie Du die Zwischenpausen ausfüllst? Wie Du die Ein-  
leitungen zu den verschiedenen Vorstellungen triffst? Ist  
auch genug Essen und Trinken vorhanden?«

Der Hofmarschall lächelte heiter.

»Sorge um Nichts,« sagte er, Alles ist bestimmt an seine  
Stunde gebunden, und was das Essen und Trinken anbe-  
langt, so weißt Du ja, daß ich Wolf Josephson heiße.«

»Richtig, das hätte ich beinahe vergessen.«

Als er ging, trat Ithyssa und gleich nach ihm Beata sel-  
ber ein. Ersterer brachte die kostbaren Kleider des Festta-  
ges, kostbar an Stoff allein, denn besonderer Glanz war  
nicht daran. Es war ein schwarzes, durch einen Gürtel  
zusammengehaltenes Wamms, wie es die Künstlerfreun-  
de trugen, vom stärksten Sammt, schwarze Kurzhosen  
von Atlas und Strümpfe vom festen Seidengewebe mit  
lackirten Schuhen, worauf heute zwei Brillantschnallen  
prangten. Der Neger legte diese Kleidung auf einen Ses-  
sel, zeigte bedeutsam darauf und entfernte sich schwei-  
gend. So pflegte er seinen Herrn alle Tage zu bedienen.  
Da erschien Beata, im schneeweißen elastischen Morgen-  
kleide, worin sie Eduard so gern sah, da es ihre feinen  
Gliedmaaßen wie in ein halbdurchsichtiges Schleierge-  
webe hüllte.

»Was hast Du da in der Hand, Beata?« fragte ihr Ge-  
liebter.

»Ein neues Barett für Deinen schönen Kopf, mein  
Freund. Siehe, heute mußt Du eine Feder tragen, damit

man Dich schon von Weitem erkenne; ich habe sie ausgewählt und Cigarita hat sie selbst befestigt.«

Damit ließ sie die schneeige Schwungfeder eines seltenen orientalischen Vogels durch ihre alabasternen Finger gleiten und reichte die Kopfbedeckung dem verwundernten Lieblinge hin.

»Eine Feder?« sagte er. »Auf meinem Baret? Damit man mich erkenne? Das ist wider die Verabredung. Du weißt, ich liebe nichts Auffallendes, und hier, diese Diamanten-Agraffe, die sie hält, ist das nicht wirklich zu auffallend für mich?«

»Für Dich ist Nichts zu auffallend, mein Freund. Ich liebe es so, und Du wirst Dich freuen, wie gut Du darin aussiehst. Sieh' mal in den Spiegel.«

Und damit setzte sie ihm das befiederte Baret auf, das seinem schönen Kopfe prächtig stand.

»Steht es so?« sagte er. »Du liebst es?« Gut! Ich werde allen Leuten, die mich fragend anblicken, sagen, Du habest es gewollt.«

»Thue das, es beglückt mich.«

»So ist es abgemacht. Eure Vorbereitungen sind also auch getroffen und keine Dame zeigt sich?«

»Nicht vor dem rechten Augenblicke, mein Freund, Sorge um Nichts. Wir treten nur in unseren Rollen auf, um nachher sogleich wieder zu verschwinden.«

Dabei fiel sie ihm um den Hals, wie sie alle Tage hundertmal that und drückte ihn liebevoll an sich.

Hier trat ein unerwarteter Zwischenfall ein. Ein Neger meldete, athemlos herbeilaufend, daß im nördlichen See

ein großes fremdes Dampfboot sich zeige und auf die Insel lossteure.

»Ein Dampfboot, so früh am Morgen? Was kann das sein?« dachte Hutten.

Die Nachricht bestätigte sich und eine halbe Stunde später legte das Boot an die Landungsbrücke unterhalb des Pavillons an. Ein Stallmeister des Königs betrat die Insel und suchte im Namen Sr. Majestät den amerikanischen Gesandten auf. Er wurde in das Empfangszimmer des Pavillons geführt, wo der Berufene im Augenblick darauf erschien. Der Stallmeister brachte die gnädigsten Grüße des Monarchen und zum Zeichen seiner Freundschaft zwei Züge Pferde aus dem ersten königlichen Gestüte nebst sechs arabischen Zuchthengsten, alle von ausgezeichneter Schönheit, letztere sogar mit dem blendendsten arabischen Sattelzeuge geschmückt.

Mit Ehrfurcht nahm der Beschenkte die königliche Morgengabe entgegen, verfügte sich in den Park und musterte die edlen Thiere.

»Zwei Reisewagen werden sogleich nachfolgen,« erläuterte der Stallmeister, »sie sind wie Wohnungen eingerichtet und sollen Sie, wie in Ihrem Hause, sagte der gnädige Monarch, auf Ihren Reisen durch die Welt tragen.« –

Der Stallmeister hielt sich eine Zeitlang auf der Insel auf und fuhr dann, reich beschenkt, mit dem Schiffe nach der königlichen Burg hinüber, wo er eine halbe Stunde verweilte und darauf seinen Weg wieder nordwärts nach der Hauptstadt nahm.

»Der Tag fängt gut an,« sagte Eduard zu Beata, »mag er so enden! Jetzt ist unser Marstall voll. Nun können wir bald reisen.«

»Reisen? Schon wieder? Ich bin gewiß, Du denkst nicht daran.«

Jetzt aber umarmte er das geliebte schöne Weib und versprach, nur nach ihren Wünschen zu handeln.

---

Die große Festflagge auf dem Schloßthurme flatterte im leichten Morgenwinde, der sich glücklicher Weise erhoben hatte, um die Hitze des Julitages etwas zu kühlen und des Capitain Schröder's Wasserfahrten zu begünstigen. Josephson, von einer ganzen Schaar schwarzer Diener in glänzendster Staatslivrée umgeben, stand an der kleinen Landungsbrücke am Schweizerhause, um die eintreffenden Gäste am Strande zu bewillkommen. Im Schatten der hinter ihm liegenden Laubwölbungen hielten zahllose Equipagen allerlei Art, die Ankommen den sogleich in ihre Wohnungen zu bringen, die an allen Orten der Insel in Bereitschaft gesetzt waren. Endlich, es war schon elf Uhr vorbei, gab der im Wirthshause am Strande aufgestellte Ausluger durch einen Kanonenschuß das Zeichen, daß die ersten Gäste von der nördlichen Landseite her naheten, sie kamen also aus der Hauptstadt. Augenblicklich beantworteten diesen Knall die stärker donnernden Schüsse von der Schloßrampe her und alle Bewohner der Insel wußten nun, daß der

Festtag begonnen habe. Auch zeigte sich bald darauf eine lange Reihe vierspänniger Wagen, die im Staube der Landstraße daher flogen. Es waren die Künstler der Hauptstadt, die die Reise gemeinschaftlich unternommen hatten und zuerst, hoher Erwartung voll, am Festorte eintrafen. Die jenseits liegenden Schiffe aller Größen, mit den festlich gekleideten Matrosen bemannt, setzten sich unter ihren buntfarbigen Wimpeln in Bewegung, aber noch eine gute Weile mußten sie auf die Ueberfahrenden warten, denn die Eingeladenen hatten sich vorgenommen, Schritt vor Schritt in dem neuen Reiche vorzudringen, und besichtigten daher erst die Einrichtung des Hauses an der Heerstraße, dessen Bestimmung ihnen schon früher bekannt geworden war. Die bereit gehaltenen Ställe am jenseitigen Ufer hatten schon lange ihre ermüdeten Pferde in Obhut genommen, als die Künstler sich einschifften und mit taktmäßigem Ruderschlage die gastlichen Gestade erstrebten, die in vollem Blüthen- und Blätterschmuck sie erwarteten.

Josephson begrüßte sie an der Brücke, und Waldau, der in diesem Augenblicke zu seiner Hülfe herbei kam, fuhr die Geistesverwandten schnell nach dem Künstlerhause, wo ihre Wohnungen bereitet waren, und theilte ihnen unterwegs mit, welches Zeichen sie nach dem Schlosse rufen würde. Kaum waren die Wagen zurück, so fanden sie schon andere Gäste; die Professoren der Hauptstadt, die Gelehrten jederlei Grades, die Könige der

Wissenschaften, mit ihren blassen Gesichtern und ausgetrockneten Leibern, waren den Künstlern zunächst gefolgt und wurden sofort nach verschiedenen im Grünen belegenen Wohnungen von Waldau befördert, wo für sie ein Unterkommen bereitet war. Gleich nach ihnen kamen die Autoritäten der Gewerbe, die Besitzer der Fabriken, die Größen der Industrie und des Handels. Mit ihnen zugleich langten von der südlichen Wasserseite her, in Gondeln daherschwimmend, die Geladenen der Sommerresidenz an; sie Alle wurden in den verschiedenen weiten Räumlichkeiten der Insel untergebracht. Dann aber, mit größerem Getöse und vieler Dienerschaft erschienen nach und nach das diplomatische Corps, die höheren Beamten und Würdenträger der Regierung, ihre Orden zeigend, mit langen, höchst wißbegierigen Gesichtern ausgestattet, vor Allen der Pascha von drei Roßschweifen, ringsum nach dem Serail umschauend, dessen Lage schnell ausfindig zu machen, er sich fest in den Kopf gesetzt hatte. Diese Herren wurden sämmtlich in den Besuchzimmern des nördlichen Schloßflügels untergebracht und als man nun annehmen konnte, daß die meisten Gäste eingetroffen, zog sich Josephson selber nach dem Gartenraume zurück, der zwischen den beiden Pavillons lag und mit kühlen Gezelten, unter denen schwerbeladene Frühstückstafeln in großer Zahl aufgeschlagen standen, bedeckt war. Die meisten der Angekommenen blieben nur so lange in den ihnen angewiesenen Häusern, als unumgänglich zu ihrer Toilette nothwendig schien, dann begaben sie sich in lichten Schaaren in's Freie

und zerstreuten sich hierhin und dorthin auf der Insel. Alle Einrichtungen, Baulichkeiten und sonstige Niederlassungen nahmen sie in Augenschein, drangen in die Marställe, bewunderten die schon gezäumten Pferde, die herrlichen Wagen, die Teiche, die Maschinen, den Park, den Wald, die Blumen, die Bildhauerwerke, die gegenüberliegenden grünen Berghöhen mit den Burgen darauf, waren entzückt über Alles und zogen sich allmählig der Schloßgegend zu, von wo sie die drei Kanonenschüsse erwarteten, zum Zeichen, daß die Vorstellung und, was in Vieler Augen weit angenehmer war, das Frühstück seinen Anfang nehme. Dieses Zeichen ließ denn auch nicht lange auf sich warten, denn es ging Alles sehr pünktlich auf der Insel zu, was selbst der russische Gesandte lobend zu bemerken nicht ermangelte. Kaum waren die drei Schüsse verhallt, so belebten sich alle Gänge in der Umgegend des Schlosses und die Herren traten in einzelnen Gruppen heran, voller Verwunderung, daß kein Staub auf der ganzen Insel zu sehen, daß Alles so kühl und luftig und das Grün der Bäume sogar frischer als wo anders sei.

Hier, im Schatten der Lindenbäume, die ihre Wohlgerüche über die ganze Umgegend ausschütteten, wo um die sprudelnden Springwellen herum die Tafeln gedeckt standen, erwartete der Besitzer der Insel seine zahlreichen Gäste. Das glänzende Barett mit der köstlichen Schwungfeder in der Hand, seine majestätische Gestalt hoch aufgerichtet und mit dem offenen, freundlichen Gesichte Jedermann begrüßend, tauschte er Worte mit Allen, wie es die Sitte und das Herkommen bei dergleichen

Empfangsscenen mit sich bringen. Aber nicht lange dauerte diese unumgängliche Ceremonie.

»Sie haben eine weite Reise gemacht, meine Herren,« sagte der Wirth zu den ihn Umgebenden, »ich hoffe daher, Sie haben auch Appetit mitgebracht. Nehmen wir Platz!«

Und sich setzend, wie es die Nähe der Tische gerade mit sich brachte, ließen sich die willkommenen Gäste auf den Sitzen vor den reichbesetzten Tafeln nieder. Und diese Tafeln waren in der That mit Dingen überfüllt, die einen gesunden Magen zum fast convulsivischen Wohlbehagen reizen. Mitten unter den seltensten Blumenpyramiden standen kalte Speisen aus allen Gegenden der Welt; die schmackhaftesten Früchte des Landes, in Treibhäusern theilweise gezeitigt, lockten alle Augen an, aber auch nie gesehene ausländische fehlten nicht. Doch dieses war Alles nur als Reizmittel und Nachtisch vorhanden. Denn bald trugen unzählige Diener die warmen Speisen herbei und sonderbar gestaltete, in Eisbehälter versteckte Flaschen folgten ihnen nach. Es verbreitete sich plötzlich eine heilige Stille; nur das Geräusch schlürfender Lippen und später das Klappern der Messer und Gabeln, die alle von massivem Silber waren, ließ sich mit seiner zauberhaften Musik hören. Die ganze Versammlung, Beamte, Künstler, Gelehrte, Industrielle, Diplomaten, Väter der Stadt, Alles, Alles schien in eine verschlingende, schweigsame Maschine verwandelt, die, wie mit dem natürlichsten Triebdampfe gefüllt, vortrefflich ihre nicht allzuschwere Arbeit verrichtete.

Diese heilige Stille wurde durch Nichts unterbrochen, als je zuweilen durch das Zwitschern eines neugierigen Vogels, der von seinem Zweige herab die vielen unbekanntenen, jetzt so wohlgefällig schmunzelnden Gesichter beschaute und sich über das Schweigen des sonst so geräuschvollen Menschen verwundern mochte. Da erscholl von einem der Tische her, wo die Künstlerfreunde des Inselkönigs saßen, ein einziges Wort, oder vielmehr ein Ausruf, der sogleich alle Sprachorgane in Bewegung setzte. Es war der Banquier Ermeling, der, unter den Freunden sitzend, sich in höchst behaglicher Stimmung befand.

» Hundert Millionen!« rief er lauter als er eigentlich wollte, »das schmeckt hier im Freien prächtig!«

»Hundert Millionen? Was? Wie?« flüsterte es plötzlich überall. Und augenblicklich war die Bahn gebrochen, der Gegenstand des Gedankenaustausches gefunden, und Jeder erzählte, was er wußte und nicht wußte, stets erfreut und gespannt, noch etwas mehr zu hören.

Aber leider, der Mensch ist in einem Punkte so übel daran, wie alle von Gott erschaffenen Wesen. Er kann nur so lange essen und trinken, so gut es ihm auch schmeckt, und so viele der köstlichen Speisen ihn auch verlocken mögen, als das häutige, oft so undankbare Wesen in ihm, Magen genannt, es erlaubt. Raunt ihm dieser Tyrann in das Ohr: Höre auf, Mensch, es ist kein Platz mehr da – so muß er gehorchen wie dem Schicksale.

Dieser trostlose Zeitpunkt trat, bei dem Einen früher, bei dem Andern später, endlich bei Allen ein; am längsten

widerstanden noch die Gelehrten dem Rathe des Freundes, denn, wie man weiß, haben ausgebildete, vielumfassende Gehirne auch stets einen ausgebildeten, vielumfassenden Magen zu ihrem Dienste. Auch dieser Magen sagte endlich: »*Doctissime!* Es geht nicht mehr!« und der Professor mußte gehorchen. Aber mit stoischem Gleichmuth die nicht halb geleerten Schüsseln, dagegen die doppelt geleerten Flaschen betrachtend, erwiderte er:

»*Apage, satana!* (Teufel, verlaß mich!) Du hast keine Macht über mich, ich bin ein Graduirter!« –

Man erhob sich allgemein und athmete tief auf. Einige faßten sich in die Gegend des Magens, um sich zu überzeugen, daß er auch noch an seiner rechten Stelle säße, denn bei Vielen hatte er wirklich seine Lage verändert. –

»Es war gut, ich bin zufrieden,« flüsterte Eduard Josephson zu, »aber sie haben zu wenig getrunken!«

»Ich bitte Dich um des Himmels willen, sie haben Dir drei Oxhoft Deines besten Weins geleert, ich kann es berechnen.«

»Das ist eben viel zu wenig.«

»O! Sieh die rothen Köpfe der großen Häupter, der Professoren an – sie schwindeln; auch die Diplomaten haben genug, denn sie sprechen sehr laut und verständlich.«

»Aber wo bleiben die Wagen? Aha! Da sind sie.«

Und in der That, man war noch beim allgemeinen Glückwunsch, daß dies kleine Frühstück keine üblen Folgen haben möge, so erschienen in langen Reihen sämtliche Equipagen des Inselkönigs, um die Gäste aufzunehmen. Hinterher wurden gesattelte Reitpferde von den

Jockeys geführt, die arabischen Rosse mit türkischem, die mexikanischen mit ihrem vaterländischen Geschirr bedeckt. Man sprang, wie es eben ging, in die Wagen und drückte sich zusammen, was Manchem indessen sehr unbequem war. Von den Professoren wollten viele weder fahren noch reiten, sondern beschlossen zu Fuße zu gehen, da schon das Sprichwort gebiete: *post coenam stabis aut passus mille meabis*. (Nach dem Essen muß man stehen oder tausend Schritte gehen.) Ihnen schlossen sich viele Andere an. An die Reitpferde wagte sich so leicht Niemand; nur der Pascha, der an Roßschweife gewöhnt und ein sehr guter Reiter war, bestieg einen arabischen Hengst und galoppierte zum allgemeinen Entzücken davon. Das war ihm aber gerade recht. Da er Türke war, hatte er nur Arznei, das heißt Champagner, getrunken und nun begab er sich auf seine Entdeckungsreise nach – dem Serail. Aber der gute Mann, er irrte sich, denn er fand keine Spur davon. Nur Frau Schwarzkopf stand mit ihren alten Nachbarinnen vor der Thür und begrüßte ihn feierlich, als er vorbei kam. Er aber sah sie alle Drei an, wandte den Kopf um und sagte bei sich: »Das war Nichts – Gott ist groß!« –

Von den Künstlern indessen wagten sich einige junge übermüthige Leute auf die mexikanischen Hengste. Allein ihr Vergnügen dauerte nicht lange, denn da Einige bald im Sande oder im Rasen lagen und dem Einen sogar das Unglück dabei begegnete, daß er sich den Aermel seines neuen Festrocks ausriß, standen die Uebrigen von

dem Ritte ab und folgten den Voranschreitenden langsam zu Fuße. Eduard blieb mit Josephson bis zuletzt, dann, von Ithyssa gefolgt, warf er sich auf seinen schwarzen Lieblingshengst und jagte den Fahrenden nach, die er auch bald einholte und in seiner russischen Droschke den russischen Gesandten, den englischen Lord und den Grafen Finsterberg antraf, während der dänische vorn beim Kutscher und der bairische auf dem Hintersitz Platz genommen hatte.

Nun ging die Fahrt rings um die Insel herum und dann in's Kreuz und die Quere. Alles wurde bewundert, namentlich die Treib- und Gewächshäuser beinahe mit jauchzendem Zuruf betreten, die einzelnen Einrichtungen insgesamt besichtigt und so ein paar Stunden verbracht.

Plötzlich aber erschallten vom Hafen her wieder die drei bekannten Kanonenschüsse, und Wagen und Reiter stürzten dem Orte zu, woher der Schall kann. Die Fußgänger aber, die ziemlich weit von der Stelle entfernt waren, bedankten jetzt sehr die Befolgung jenes Sprichworts, denn, um nichts zu verlieren oder nur gar nicht bei einer Feierlichkeit zu spät zu kommen, rannten sie, was sie rennen konnten, der Gegend des allgemeinen Sammelplatzes zu, wo sie denn auch nach einiger Zeit, in Schweiß gebadet, eintrafen.

»Daß Dich das Wetter hole!« sagte ein schweißtriefender Professor der Anatomie zu seinem Collegen, einem Astronomen, »so bin ich in meinem Leben noch nicht gelaufen – sehen Sie doch, wie ich schwitze.«

Und er nahm seinen neuen schwarzgefütterten Hut ab, der seine unächte Farbe mit regenbogenartigem Schimmer auf der gewaltigen Denkerstirn zurückgelassen hatte.

»Denken Sie denn, daß ich friere?« entgegnete der Astronom. »Aber Eins ist gewiß, Herr College, für die Verdauung war es gut.«

»Das wollen wir erst noch abwarten – aber wie? Riechen Sie doch! Ich glaube, hier giebt es Wasser. Das wäre ein Labsal!«

Und in der That, in der Gegend des Matrosenhauses, in einer großen Geisblattlaube, standen mehrere ungeheure silberne Kaffeemaschinen auf verschiedenen mit Damast gedeckten Tischen, und dahinter eine Anzahl weißer Diener, die alle Hände voll zu thun hatten, dem Andringen Folge zu leisten. Denn, war es ungeheurer Durst oder ungeheuere Liebhaberei, sämtliche Maschinen, schon dreimal gefüllt, waren alle Augenblicke leer und doch gingen wenigstens hundert große Tassen hinein.

»Das schmeckt!« sagte ein Professor der Theologie zu seinem Collegem, einem Professor der Philosophie, und ließ sich von einem Diener, der die Tassen herumreichte, die fünfte aufbürden.

»Sagen Sie richtiger, das bekommt!«erwiederte der Philolog, »Kaffee ist gesund, was auch die Aerzte sagen; sehen Sie doch, wie sie alle selbst diesen göttlichen Mokka schlürfen. Ich bin überzeugt, meine Verdauung hätte gelitten, wenn ich diese Arznei nicht bekommen hätte.«

»Herrlich! Herrlich! Nun fehlt blos noch eine Cigarre – bei Gott, da kommt schon ein Neger und trägt sie herum – das muß man sagen, man wird hier gut bedient.«

Und er nahm schnell wie der Wind eine Hand voll Cigarren von dem silbernen Teller, auf welchem sie herumgereicht wurden und dann, als ob er sich vergriffen, wollte er sie wieder zurücklegen; aber der weitergehende Schwarze lächelte verbindlich und kam gleich darauf sogar noch einmal wieder, indem er kurz sagte: »Massa mehr!«

Josephson stand dicht daneben und lächelte heiter. Er fand sein Vergnügen daran, wie er vorher den Weindurst der Gelehrten beobachtet, jetzt auch ihren Kaffeedrang zu studiren. Es war höchst ergötzlich, ihn nachher den Freunden erzählen zu hören, wie er mit eigenen Augen gesehen, daß einer der Gäste, ein unbeschreiblich gutmüthiger Gelehrter, zwölf Tassen Mokka zu sich genommen habe. Bald war die ganze Hafengegend in eine duftende Tabackswolke gehüllt, als plötzlich wieder einmal drei Kanonenschüsse erschallten und das Zeichen zu einer neuen Ueberraschung gaben. Diesmal aber waren sie von einem Dampfboote her gekommen, und einen Augenblick darauf bot sich den Gästen ein seltener, herrlicher Anblick dar.

Mit dem seit Nachmittag etwas stärker gewordenen Südwinde, vom leisen Wellengemurmel umspielt, segelte von der Südspitze der Insel her die ganze kleine Flotille

des Inselkönigs heran. Voran braus'ten die beiden Dampfer in mäßigem Tempo, die Flaggen zum Gruße aufgezo-gen, alle Mannschaft im Tauwerk und an den Kanonen; auf der Beata kommandirte wie gewöhnlich Capitain Schröder, auf dem Hudson sein erster ehemaliger Steu-ermann, der ihm auf das Süßwasser gefolgt war. Unmit- telbar hinter den Dampfern zogen die Kutter, Schooner und Jachten mit vollen Segeln und flatternden Wimpeln heran, alle mit rüstigen Matrosen bemannt. Erstere hiel- ten mitten im Flusse unmittelbar vor'm Hafen still, aber im anmuthigen Bogen liefen die Segelschiffe mit einge- zogenen Segeln selbst in denselben ein, um die Gäste in Empfang zu nehmen. Vor dem kleinen Kai am Strande la- gen sie still und nun begann die Einschiffung. Der große Kutter und der größte Schooner, die Beide Schiffe mit Decken und allerliebsten Kajüten waren, nahmen jeder beinahe sechszig Menschen auf, und etwa hundert fan- den in den kleineren Segelbooten Platz. Diese wurden nach den Dampfern gefahren und mußten auf und in die- selben sich begeben. Das war nun schon für Viele eine etwas ungewohnte und unangenehme Anstrengung. Das Wasser war bewegt, der Wellenschlag nicht unbedeutend und die Schiffe rückten etwas nach vorwärts, als die Her- ren die Strickleiter hinaufkletterten. Ja, viele derselben erklärten geradezu, wenn sie nicht in den Segelbooten bleiben dürften, wollten sie lieber wieder an's Land ge- setzt sein und dem zu erwartenden Schauspiele von dort aus beiwohnen. Und Das war gar kein so übler Gedanke, wenn die Herren nur vorher gewußt hätten, was ihnen

bevorstand. Genug, ein Theil der Boote hatte sich seiner Last entledigt und lenkte von Neuem zum Hafenkai, um andere Passagiere zu holen. Viele der dort Stehenden stürzten, aus Furcht, kein Unterkommen zu studen, schnell in das erste beste Schiff und behielten entweder darin Platz oder bestiegen das Deck der Dampfer. Eine ansehnliche Zahl aber blieb am Lande zurück und war zur Einschiffung nicht zu bewegen, da der Wellenschlag jeden Augenblick zuzunehmen schien. Die Boote fuhren denn auch mit ihrer Ladung ab und es blieb nur ein kleines schwarzes Piratenschiff mit niedrigem Bord, langen lateinischen Spitzsegeln und auf seinem Bugsprietkasten eine eiserne Drehbasse zeigend, am Kai ohne Gäste liegen.

Der Steuermann am Ruder, der Niemand anders war als Ithyssa selber, fragte wiederholt: »Niemand beliebt? Gleich abfahren! Gleich losgehen!«

Einige Professoren, einer der Mathematik und einer der Beredtsamkeit, sahen sich fragend an; sie wußten nicht, welchem Elemente sie sich zuwenden sollten, sie hatten wohl Lust, aber sie hatten auch Furcht. Endlich siegte die erstere; mit Selbstverläugnung sprangen sie, so schnell sie konnten, auf die freien Plätze und ihnen folgten unmittelbar noch zwei andere, ein Philosoph, der sich zu opfern beschloß, weil ja Alles in der Welt gleich sei, Leben und Untergang, und ein berühmter Augenarzt, der seiner Umgebung sehr viel von dem wohlthätigen Einflusse vorgesprochen hatte, den von der Wasserseite

her die grüne Insel auf das menschliche Auge hervorbringen müßte. Kaum saßen sie fest, so stieß das Boot ab, die Segel flogen in die Höhe und, sich auf eine Seite legend, schoß es den vorangegangenen nach. Folgen wir dem kleinen Piraten, der eine bedeutende Rolle in dem Nachfolgenden zu spielen bestimmt war.

»Der Tausend auch!« rief der Philosoph etwas ängstlich aus, »Das geht ja sehr schief, wir werden in's Wasser fallen.«

»Das Schiff gleicht einer schiefen Ebene meine Herren – festgehalten!« schrie der Mathematiker.

»Massa – nicht fallen, wenn nicht selbst hineinspringen,« belehrte Ithyssa.

»Sehen Sie immer nach der Insel, nach den Bäumen, meine ich, das Grün thut dem Auge sehr wohl,« bemerkte der Augenarzt.

»Sitzen Sie doch still!« schrie der Philosoph Diesen an, der sich bei jeder Wendung des kleinen Schiffes nach der Insel drehte.

»Mein lieber Mann, hören Sie mich!« sagte der Professor der Beredtsamkeit zu dem leitenden Schwarzen – »Ist wirklich *keine* Gefahr vorhanden? Geben Sie mir Ihr Ehrenwort!«

»Massa – auf Ehre – keine Gefahr, gar keine!«

»Dann bin ich zufrieden – sitzen Sie still, meine Herren, wir werden ein Vergnügen erleben.«

Jetzt war man zu den andern Schiffen gestoßen, doch hielt sich klüglich ein jedes vom andern weit entfernt.

Man bemerkte, daß sämtliche Schiffe sich in zwei Parteien theilten: die Dampfschiffe, auf denen sich die Minister, Beamten, das diplomatische Corps und viele Andere befanden, blieben für sich und gingen, parallel vorwärts laufend, nordwärts, der Fischerinsel zu. Die funfzehn anderen Schiffe, ebenfalls in gleicher Linie vorrückend und einen Theil der Gelehrten, der Künstler, der Industriellen und der Bewohner der Sommerresidenz tragend, segelten ihnen langsamer nach.

»Was hat Das nur zu bedeuten?« fragte der Philosoph im Piraten.

»Ich weiß es nicht, ich labe mein Auge an dem Anblick der grünen Vegetation,« erwiderte der berühmte Augenarzt.

»Aber dann hätten Sie ja lieber in der Vegetation selber bleiben können,« – meinte der Mathematiker.

»Jetzt weiß ich, was es giebt, oder ich *fürchte* vielmehr, es zu wissen,« rief plötzlich der Professor der Beredtsamkeit.

»Sie fürchten?« fragte der Philosoph ängstlich.

»Das sieht mir gerade aus wie die Aufstellung zu einer Seeschlacht, ja, meine Herren –«

»Was – eine Schlacht?« riefen die drei andern zugleich, nur der Augenarzt wandte seinen Kopf nicht von der Insel ab.

In diesem Augenblicke dröhnte von dem einen Dampfer herüber ein dumpfer Kanonenschuß, dem noch zwei andere folgten.

»Da geht es schon los!« rief der Philosoph.

Jetzt gab Ithyssa dem Maat bei der Drehbasse am Bugspriet ein Zeichen und plötzlich blitzte es auch vom Piraten hell auf und der furchtbare Donner desselben krachte über die Gewässer. Die Gelehrten fuhren entsetzt zusammen und der Pirat gerieth dadurch in eine sehr schwankende Bewegung.

»Um Gottes willen! sitzen Sie ruhig,« rief der Philosoph, »Ruhe vor Allem, Ruhe um jeden Preis, oder wir sind verloren!«

»Aber das hätte man uns doch sagen sollen,« zürnte der Professor der Beredtsamkeit – »die Nerven leiden darunter – ach, und riechen Sie, meine Herren, wie das stinkt!«

»Pulver stinkt nicht – Pulver riecht gut!« belehrte der Mohr.

Jetzt eröffneten auch alle übrigen Boote ihr Feuer und man sah deutlich, daß es auf eine Enterung der Dampfer berechnet sei. Es dauerte nicht lange, so war der ganze Horizont in Pulverdampf gehüllt, aus welchem bald hier und bald da ein Blitzstrahl hervorleuchtete.

»Feuer!« rief Ithyssa, »Feuer, Feuer!«

Und krach, krach, krach! erschallte es von der Spitze des Piraten, und hin und her schwankend, schoß er rasch durch die weißen Wolken vorwärts.

Der Philosoph hielt sich die Ohren zu und der Professor der Beredtsamkeit streckte seine Arme aus und hielt sich an seinen Nachbarn, dem Mathematiker und dem Augenarzte, fest.

»Die Vegetation ist verschwunden,« sagte Dieser, »ich sehe kein Grün mehr, Alles ist blau vor meinen armen Augen.«

»Schweigen Sie doch von Ihrer Vegetation still,« bat der Mathematiker eifrig, »Sie sehen ja, wir sind in augenscheinlicher Gefahr!«

»Keine Gefahr! Nicht die geringste, Massa!« belehrte Ithyssa.

Jetzt schossen die Schiffe, von dem lebhafter werdenden Winde getrieben, näher an einander, gerade auf die Dampfer los; das Schießen nahm zu und die Boote hüpfen schaukelnd auf den Wellen dahin. Durch den dichten Dampf hindurch war es kaum möglich, die Nachbarschiffe zu sehen, und man besorgte schon wieder eine neue Gefahr, die des Aneinanderstoßens.

»Aber das tanzt schrecklich!« rief der Philosoph. »Es scheint, als wären wir auf offenem Meere. Sehen Sie doch, wie das Schiff sich links legt; sitzen Sie still, Herr Doctor, ich bitte um Gottes willen!«

»Ich sehe gar Nichts!« rief Dieser – »aber ich halte das Schaukeln kaum noch aus, es bebt mir durch alle Nerven.«

»Sie werden doch nicht seekrank?« fragte betroffen der Mathematiker. »Ich gestehe, mir wird ganz schwindelig – ich kann ein Quadrat vom Dreieck nicht mehr unterscheiden.«

»O Gott, mir auch!« rief der beredtsame Professor – »wäre ich doch am Lande geblieben! Kehren Sie um, lieber Mohr!«

»Massa – jetzt kann ich nicht – Pirat reißt nicht aus. Vorwärts, Jack, Feuer!«

»Mir wird entsetzlich übel!« rief plötzlich der Philosoph und senkte apathisch den Kopf zwischen seine beiden Hände. Bald folgten ihm die Leidensgefährten – Keiner sah oder hörte noch, was rings herum vorging. So verging eine Viertelstunde – und diese kurze Zeit brachte unendlich viel Seekrankheit auf allen kleinen Segelbooten hervor. Jetzt aber war man den Dampfern nahe gekommen, die Segel wurden eingezogen und die Boote blieben dem tanzenden Spiele der Wellen überlassen, während das Schießen ohne Unterlaß fott dauerte.

»O Gott, o Gott!« sagte der Philosoph – »wären wir doch erst wieder am Lande.«

Jetzt erscholl ein hundertstimmiges Hurrah.

»Es sinkt, es sinkt!« riefen die Matrosen, in ein tosendes Gelächter ausbrechend.

»Was, wer sinkt?« schrieten die Gelehrten. »Doch kein Schiff, keine Menschen?«

»Nein, nein, das Wasser, Massa, – Wind legt sich!« –

»O, das ist gut – richtig, richtig – der Dampf zieht rechts – ich sehe die Vegetation wieder!«

»Ich vegetire selber nur noch!« seufzte der Professor der Beredtsamkeit.

Aber das Schrecklichste des heutigen Tages war vorüber. Der Wind, je mehr sich der Abend näherte, legte sich; der Pulverdampf verschwamm in den Lüften und

man sah die ganze Flotte in gerader Linie vor den Dampfern liegen. Jetzt hörte man deutlich vom Admiralschiff her den Ton einer Trompete.

»Was ist Das?« riefen die Professoren.

»Schlacht ist vorüber – jetzt wird scharf geschossen!«

»Scharf geschossen? Warum denn?«

»Massa werden gleich sehen.«

»Das wäre ja gegen alle Gesetze!« bemerkte der Mathematiker.

Jetzt ruderten die Dampfer langsam hinter die Segelboote; alle Kanonen machten sich mit scharfen Ladungen schußfertig. Vom östlichen Ufer her aber sah man einen kleinen Nachen ohne Segel heranrudern, welcher an einem langen Kabel ein menschenleeres, vollständig getakeltes Boot hinter sich herschleppte. Als dieses mitten auf dem Wasser angelangt war, hielten die Ruder des Nachens inne, das Kabel wurde eingezogen und das getakelte leere Schiff lag ruhig mitten auf dem stillen Wasser an einem kleinen Anker, hinter sich eine unabsehbare leere Fläche des Seespiegels darbietend.

Jetzt begann die neue Vorstellung. Die Segelboote hatten ihre Segel eingezogen und die Riemen wurden in Thätigkeit gesetzt. Schiff zog an Schiff, vom östlichen Flügel seinen Lauf beginnend, quer über die Wasserfläche, etwa vierhundert Schritte von dem dem Untergange geweihten Boote vorüber.

Mit ihm in eine Linie gelangend, schoß es seine Kanone los. Die Kugel entfuhr der Mündung, schlug zweihundert Schritt weit auf die Spiegelfläche, daß die Wasser

haushoch emporspritzten, sprang wieder in einem gewaltigen Bogen empor und verschwand hinter dem Ziele im Grunde des Flusses.

Alle Augen richteten sich gespannt auf das neue Schauspiel. Das zweite Boot folgte und schoß ebenfalls. Das ähnliche Mißgeschick traf auch diese Kugel, sie flog zu weit. Das dritte Boot schoß schon näher. Jetzt kam der Pirat. Athemlos schauten die Gelehrten hin, namentlich der Professor der Beredtsamkeit schien Professor der Stummheit geworden zu sein.

Bau! ließ sich der Knall hören, und das an einem seiner kleinen Masten getroffene Boot schwankte und lag dann wieder still.

»Wir hätten es *beinahe* in den Grund gebohrt!« tief entzückt der Philosoph, der seine Seekrankheit überwunden hatte.

»Es wackelt!« schrie der Mathematiker. »Sein Gleichgewicht ist erschüttert!«

»Es vegetirt nur noch eine Weile! Leben kann man das nicht nennen. Ah – die schöne grüne Insel!« vollendete der Augenarzt.

Jetzt folgten nach einander alle Segelboote, keins traf besser als der Pirat. Endlich kamen die Dampfer. Sie schossen mit glühenden Kugeln, Capitain Schröder richtete selbst eins seiner Geschütze. Dieses traf, und in Zeit von fünf Minuten brannte das kleine Schiff am Vorderteil. Als aber die Schützen den Brand sahen, geriethen sie in größeren Eifer. Rasch führten die Ruderer Schiff

an Schiff vorbei. Der Pirat war wieder an der Reihe. Das brennende Schiff schlug schon in höheren Flammen auf.

»Zieht die Riemen ein!« rief Ithyssa's gebieterische Stimme. »Ruhig! Ruhig, Jack! Mitten auf den Rumpf, Jack! So! Jetzt Feuer!«

Der Schuß ging los, die Kugel traf den Rumpf und zwar in demselben Augenblicke, wo das Feuer das im Innern verborgene Pulver erreicht hatte. Plötzlich erschallte ein ungeheurer Knall, Dampf und Schiffstrümmer flogen wirbelnd in der Lust umher, – das Schiff war aufgefliegen.

»Ah!« schrie das ganze zuschauende Publikum, von dem zuckenden Flammenblitze geblendet und dem Donner erschreckt, der die Luft erdröhnen und alle Schiffe schwanken machte.

»Um Gottes willen!« schrie der Augenarzt – »mein Auge.«

»Wir fallen um!« der Professor der Beredtsamkeit.

»Halt! Halt! Stellt das Gleichgewicht wieder her!« der Mathematiker.

»Nun ist Alles vorbei!« der Philosoph.

Die Matrosen jauchzten laut, Ithyssa lachte wie ein schwarzer Kobold. Und stolz wie ein heimkehrender Sieger, ließ er von seinen Ruderern den Piraten in hastiger Eile dahintreiben. Dasselbe aber thaten alle übrigen Boote, jedes wollte zuerst am Lande sein, dessen Umriss schon die Dämmerung des Abends einzuhüllen begann. Beinahe hätten sich einige überrannt. Es schien abermals Gefahr vorhanden, und erst als man das Land erreicht und die am Strande zurückgebliebenen Zuschauer,

die das ganze Schauspiel in behaglicher Muße genossen hatten, die Heimkehrenden mit lautem Zuruf begrüßten, fühlte man sich auf dem Piraten geborgen.

Die in demselben Segelnden sprangen entzückt an das Ufer.

»Gott sei Dank!« riefen sie Alle zugleich.

»Nun, wie hat es Euch gefallen?« fragte ein neugieriger Jurist.

»*Wir* haben ihn in die Luft gesprengt!« rief stolz der Philosoph. »Das heißt, *wir* haben seiner unnützen Vegetation ein Ende bereitet.«

»Es war köstlich!« sagte der Mathematiker. »*Wir* haben ihm den Garaus gemacht.«

»Unbeschreiblich schön! Was habt Ihr versäumt!« rief der Professor der Beredtsamkeit. »Wir wenigstens können doch unsern Frauen erzählen, daß wir im Feuer gewesen sind. Ein solches Vergnügen hätte ich mir wahrlich nicht träumen lassen. Das ist ein Tag!«

Rasch bestiegen sie die harrenden Wagen und fuhren, wie die meisten auf der Insel entfernt Wohnenden, in ihre Häuser zurück, um ihre Toiletten, die von der Seekrankheit, dem Wasser, dem Feuer und der Furcht zugleich gelitten hatten, wieder in Ordnung zu bringen, denn sie wußten ja, daß nun eigentlich das Fest im Schlosse beginnen würde. Alles bis jetzt Geschehene war nur die Einleitung zu größerem Vergnügen, das Vorspiel des Hauptaktes gewesen.

DRITTES KAPITEL. DAS FEST DES INSELKÖNIGS BEI  
NACHT.

Und in der That, die Erwartungen dieser vier gelehrten Herren, wie die der übrigen Gäste, sollten nicht vergebens gehegt worden sein. Denn wie man den Tag benutzt hatte, um sich im Walde, im Garten, auf dem Wasser umzusehen und den dort gebotenen Zerstreungen hinzugeben, so war es die Absicht Hutten's gewesen, seine Gäste am Abend in die eigentlichen Festsäle des Schlosses zu führen, hier die Glanzpunkte des ganzen Tages zusammenströmen zu lassen, und so die Feier würdig zu beenden, wie sie angenehm begonnen hatte.

Die Wasserfahrt, die Seeschlacht, das lange beschlossene und zuletzt in die Luft gesprengte Schiff, die Nachhausefahrt, die Abendtoilette, alles Das hatte mehr Zeit in Anspruch genommen, als man anfänglich berechnet hatte, und beinahe war es schon neun Uhr Abends, als wiederum drei Kanonenschüsse von der Schloßrampe her ertönten und den auf der Insel zerstreuten Gästen das Zeichen zur ungesäumten Versammlung auf dem Schlosse gaben. Dies geschah. Man fuhr, man lief, man ging, wie gerade ein Jeder aufgelegt war, der Gegend zu, wo man die Geschütze hatte rufen hören, und schon von Weitem sah man den gothischen Eingang des Schlosses durch große Flammenbecken tageshell erleuchtet. Dieser Eingang befand sich mit dem Gartenboden auf einer Fläche; die Rampe war hier durchbrochen und eine hochgewölbte Halle durchschnitt als Corridor die Nordfront

und den Hof des Schlosses, der durch diese Einfahrt in zwei Theile getheilt wurde. Ein jeder dieser kleinen Höfe konnte durch Flügelthüren in der Mitte dieses Corridors erreicht werden, und stellte sich als ein zierlicher Blumengarten innerhalb der Schloßmauern dar; heute aber waren beide, obwohl erleuchtet, den Gästen nicht zugänglich, da genug andere Gegenstände der Betrachtung und dem Vergnügen geboten wurden.

An der hellerleuchteten Einfahrt dieser in das Innere des Schlosses führenden Halle hielten die gefüllten Wagen und entluden sich ihrer Insassen. Wir steigen mit ihnen aus und durchschreiten die Halle, denn auch wir kennen bis jetzt nur den Ostflügel, worin die Säle für häusliche Feste lagen, und die dem Garten zugekehrte Nordfront, worin sich die Besuchszimmer und die Wohnungen der Freunde des Inselkönigs befanden, während uns die lange Süd- und Hauptfront wie der ganze westliche Flügel noch unbekannt sind. Die in die Säle dieses Hauptgebäudes eintretenden Gäste waren, mit Einem Worte gesagt, von dem Schimmer und dem Glanze, der sie gleich in dem ersten ungeheuren Raume empfing, beinahe geblendet. Dies war der größte und Hauptfestsaal des ganzen Schlosses; an ihn reihten sich, rechts und links, nur durch kolossale Bogen, die auf Säulen ruhten, getrennt, die beiden bis an die Flügel reichenden Säle, die, mit jenem mittelsten zusammengerechnet, beinahe eine Länge von 350 Fuß einnahmen.

Betrachten wir zuerst den Haupt- und Mittelsaal, zu welchem man auf einigen breiten Marmorstufen hinaufstieg. Er war 120 Fuß lang, beinahe 90 Fuß breit, denn er sprang hinten in den Hof und vorn auf der Rampe um ein Bedeutendes hervor, und bis zum Beginn der mit Glas gedeckten Kuppel, welche selbst einige 60 Fuß maß, über 50 Fuß hoch. In der That, ein ungeheurer Raum, dessen Pracht und Ausstattung seinem Umfange vollkommen entsprach. Von den großen Fresko- und Temperagemälden, die seine Wände schmückten, hieß er der griechische Saal.

Die Grundfarbe war schneeweiß, von künstlichem, spiegelglattem Marmor. Ueber diesen schimmernden Grund lief ein feingeädertes und vergoldetes Netzwerk, das ein Gitter bildete, von welchem goldene Früchte und Blumen jederlei Art und Form, in halb erhabener Arbeit, wie die Pfirsichen und Weintrauben von ihrem Spaliere, herabhingen. Rings herum an den Wänden, zwischen den kolossalen, vom Boden bis beinahe zur Decke reichenden Spitzfenstern, blieben in regelmäßigen Zwischenräumen große Felder übrig, in welche man die Gemälde hineingemalt hatte. Im Ganzen waren es zwölf große Felder, in denen die olympischen Götter in Gruppen dargestellt waren, unter denen die Hauptfigur immer an ihrer Größe zu erkennen war. Hier hatte sich die ganze Kunst der Malerfreunde gezeigt; sie Alle hatten sich vereinigt, das Schönste zu leisten, was die menschliche Hand mit dem Pinsel zu schaffen vermag. Waldau selbst hatte den Zeus gemalt, während Raphael die weichen

und schönen, Adalbert Lambeck aber die charakteristischen, schärfer ausgeprägten Göttergestalten dargestellt hatte. Aber über den Karyatiden, die, geflügelte Liebesgötter, den Sims und die prangenden Verzierungen desselben trugen, lief um die Kuppel herum ein breiter Gemäldegürtel, und hier war der ganze schöne griechische Olymp in fortlaufenden Gruppen und Götterscenen aus den homerischen Dichtungen in kleinerem Maaßstabe abgebildet. Dem goldenen Netzwerk der Wände entsprechend, hingen in jeder Ecke des Saales und in der Mitte von der Kuppel an vergoldeten Seilen fünf ungeheure Kronleuchter von getriebenem Goldbronzewerk herab, dessen Zierrathen wieder mit denen an den Wänden harmonirten, und schütteten mit ihren zahllosen Wachskerzen ein wahres Lichtmeer auf den unteren leeren Raum hinab, welches noch hundertfach von den um die Gemälde herum angebrachten Wandleuchtern verstärkt wurde. Der Fußboden von fein polirtem Rosen-, Citronen-, Polysander- und Mahagoniholze, in wunderbar phantastischen Gestaltungen zusammengesetzt, strahlte von diesem Lichtglanze wider, und war so glatt, daß ein daran nicht gewöhnter Fuß kaum darauf zu gehen vermochte. Die Nischenräume vor den ungeheuren Spiegelfenstern waren mit schneeweißen, in tausend Falten herabgleitenden Mousselinvorhängen bedeckt; die drei großen Kamine, von demselben künstlichen weißen Marmor gearbeitet, mit goldenem Netzwerk überzogen, zeigten Kaminstücke von vortrefflicher Arbeit, Diana, den schlafenden Endymion betrachtend, Apollo, die Musen übend,

Venus, von den Grazien bedient, welche alle Drei ein berühmter mit anwesender Künstler der Hauptstadt zu malen so gütig gewesen war.

Dies war der große griechische Saal. Ihm zur Rechten, wie schon gesagt, nur durch drei große auf Säulen ruhende Bogenwölbungen von ihm gesondert, lag der scandinavische Saal. Der in diesen blitzenden Raum Eintretende, war er schon vorher geblendet, trat für den ersten Augenblick hier mit Zittern und Zagen um sein Augenlicht ein. Er war 100 Fuß lang, 45 Fuß hoch, und etwa 75 Fuß tief. Er sah auf den ersten Blick wie ein von Eiszapfen strotzender Krystallpalast aus. Von seiner Decke, seinen Wänden hingen schneeweiß strahlende Stalaktiten, klare, künstliche, durchsichtige Tropfsteingebilde herab, die sich sogar auf die beiden Kamine und die sechs großen Kronen in kleineren regelmäßigen Formen fortsetzten und die merkwürdigsten aller Bildungen zeigten, welche die Natur in ihrem geheimen Schaffen allein zu offenbaren zuerst verstanden hat. Man denke sich nun die Lichtbrechung in diesen durchsichtigen Krystallen, da auch hier Kron- und Wandleuchter ein Lichtmeer ausstrahlten, und man wird sich in das funkelnde Meer der stillen See versetzt glauben, wenn Millionen Funkenthierchen darin herumschwimmen und den staunenden Seefahrer wie in einen von feuriger Lohe glühenden Abgrund blicken lassen. Der Fußboden in diesem Krystallsaale war heute mit einem moosfarbigen Teppich belegt; darunter bestand er aus rothem in Würfeln geschnittenen Jaspis und anderem

weißen Gestein. An den Wänden aber, zwischen Stalaktitenwandleuchtern, sprangen größere Krystallformen derselben Art hervor, welche als künstliche Rahmen die Fresken der nordischen Götterlehre einschlossen, von denen der ganze Raum den Namen des scandinavischen Saales erhalten hatte. Hier sah man von gleich geschickten Künstlerhänden gemalt: Freya, die nordische Göttin der Liebe, auf ihrem von wilden Katzen gezogenen Wagen, Hertha, von Rindern dahin getragen, den starken Thor mit dem Widder, Freya mit dem Eber, den weißhaarigen Njord mit dem Bogen, den göttlichen Odin auf seinem schnellen Rosse Sleipner dahinjagend, die Raben auf den Schultern, den Donnergott Thor, den durch den Nordhimmel reitenden und denselben bewachenden Heimdal, die Asen, die Wallkyrien, Nornen und Elfen, und wie sie alle heißen, die nordischen Götter. Das große Deckengemälde aber stellte den Kampf der Riesen und Asen vor, und war von ungeheurer künstlerischer Wirkung in dem kolossalen Raume.

Hatten die Gäste nun diesen wunderbaren Bau betrachtet, so wandten sie sich nach der linken Seite des Saales und betraten mit beinahe noch größerem Staunen den sogenannten grünen oder Blumensaal. Hatte Waldau's Phantasie die beiden vorigen auf das Seltsamste und Großartigste geschmückt, so war dieser Saal eine Erfindung des Blumendichters Karl zu nennen. Die lieblichsten Landschaften der Welt, von Adalbert Lambeck's Hand in Tempera gemalt, prangten an den Wänden; an der Decke sah man einen Theil der schönsten Schweizer

Alpengegenden, grünende Thäler zwischen hohen Eisgebirgen; der ganze übrige Raum aber, so daß eben Nichts, als diese Bilder frei blieben, war mit größeren und kleineren Consolen bedeckt, auf denen in chinesischen Töpfen und Töpfchen, in allerlei Farben und Formen die herrlichsten Gewächse, große und kleine, Blumen, Blümchen und Moose standen, während von dem Gesimse der Decken selbst die seltensten Schlinggewächse herabschlängelten. Die Kronen, die Wandleuchter, welche die Temperagemälde in blendendster Helle erleuchteten, bestanden aus, dem Ganzen entsprechenden, künstlich zusammengesetzten bunten Blumenporzellanstückchen, die Kamine aber aus grünlichem, roth geädertem Porphyr. Auch hier war der Steinmosaikfußboden mit einem dicken grünen Moosteppich belegt.

Durch diese drei strahlenden Säle, die wie die Wohnungen der Eisen im Feenmärchen schimmerten, schwirrten jetzt in bald lautlosem, bald ausgesprochenem Entzücken die staunenden Gäste, denn, was sie bis jetzt auf der Insel auch gesehen, diese Pracht, dieser Glanz, diese seltene und kostbare Ausstattung übertraf alle ihre Erwartungen.

»Nehmen Sie Ihre Augen in Acht, Ihre Augen, meine Herren,« rief ein Mal um das andere der berühmte Augenarzt und lief von einer Gruppe der Schauenden zur anderen, während er selbst mit vorgehaltenen Händen, von Saal zu Saal, von Gemälde zu Gemälde eilte und nicht genug auf Dieses und Jenes aufmerksam machen konnte.

In den beiden Seitensälen aber waren die Speisetafeln aufgerichtet, während der Mittelsaal freiblieb, und eben darum waren sie auch mit den Moosteppichen bedeckt.

Aber wie sehr auch so reich besetzte Tafeln hungrige Menschen zum leckersten Genusse zu verführen im Stande sind, heute dachten selbst die hungrigsten weniger an die Speise, als an das unerwartete Schauspiel, welches ihren Augen geboten war, und es verging eine lange Zeit, bevor Josephson den Dienern das Zeichen zum Auftragen der Speisen geben konnte.

Endlich saßen sie Alle, in bunten Reihen durch einander, wie der Zufall oder die Neigung es veranlaßt; jeder Rangunterschied hatte aufgehört, und überall wurden die freundschaftlichsten und huldvollsten Versicherungen laut.

In diesem Augenblicke wurde Josephson durch einen Diener in den Corridor an der Einfahrt berufen. Er fand dort den Förster vor, der ihm folgende Meldung machte. Vor einer Stunde sei ein königliches Dampfboot vor der Burg angelangt und habe mehrere Personen an das Land gesetzt. Sicher sei es der König selber, der von dem Feste gehört habe, und nun, den Ueberraschungen sehr ergeben, seinen Nachbar, den jungen Inselkönig beehren wolle, ohne daß dieser davon eine Ahnung habe. Er halte es für seine Schuldigkeit, hiervon Anzeige zu machen, damit man dem hohen Gaste gebührend entgengetreten könne und durch sein unerwartetes Erscheinen nicht in Verwirrung gerathe.

Josephson dankte und entließ ihn; der umsichtige Hofmarschall hatte sich diesen Fall längst als möglich gedacht und war darauf vorbereitet. Rasch faßte er seinen Entschluß und führte ihn aus, ohne Hutten selbst das Geringste mitzutheilen. Er begab sich an den Eingang des Corridors. Hier war ein Sprachrohr in der Wand angebracht, welches in das sogenannte Kastellanzimmer führte, worin Frau Holzbrecher heute Wache hielt, denn ihr Mann war selber mit in der Gesellschaft. Einige hineingesprochene Worte belehrten die kundige Frau, und im Nu war sie, von sechs bis acht zusammengerafften Dienern begleitet, im Westflügel des Schlosses, wo die drei sogenannten Fürstensäle lagen, von denen der westlichste mit dem scandinavischen Saale durch eine große Stalaktitenthür in Verbindung stand. In einer Viertelstunde brannten auch hier die Wachskerzen der Kronen- und Wandleuchter, und als sie sich rings umgeschaut und Alles in Ordnung befunden hatte, eilte sie zu der Thür des Eingangs, welche nach dem Landungsplatze mittels des kleineren Laubenganges führte, schloß sie auf und überließ das Uebrige den zwei Dienern, welche sie an der kleinen Treppe am Corridor der Fürstensäle aufstellte. Und es war hohe Zeit, daß sie fertig war, denn schon näherte sich eine große Barke der Brücke, auf welcher wirklich der König, von seinen zwei Prinzen und einigen Adjutanten begleitet an das Land stieg.

Niemand war auf der Brücke zu sehen. Der König stand still und blickte sich um. »Es ist Alles erleuchtet,« sagte er, »sie sind darin; wir wollen versuchen, die rechte

Thür zu finden und dann unvermuthet unter ihnen stehen. Die Herren Gesandten und Minister werden große Augen machen.«

Aber Se. Majestät sollte heute Abend unerwartet selber große Augen machen.

Leise stieg man den Laubengang hinauf und gelangte so in den steinernen Corridor, in welchem helle Gaslampen brannten. Der König schritt voran, die kleine Marmortreppe hinauf, und stand vor der Eingangsthür der Fürstensäle. Er blieb stehen und horchte.

»Es ist Alles still hier drinnen,« sagte er, indem er sich umwandte, »sie sind in dem anderen Flügel. Wir wollen versuchen, ob die Thür geöffnet ist.«

Allerdings war sie geöffnet, denn Frau Holzbrecher hatte sie so eben erst aufgeschlossen, und die beiden Diener, die den König mit seinem glänzenden Gefolge hatten herannahen sehen, waren voller Angst davon gelaufen, und das war gut, denn nun erreichte der gütige Monarch seine Absicht, er überraschte, wenigstens glaubte er es.

Der vergoldete Thürdrücker gab leise der versuchenden Hand nach und der König stand mit seinem Gefolge in dem mittleren Fürstensaale. Er und seine beiden Nebensäle waren leer, obwohl auf das Glänzendste erleuchtet. Selber überrascht von der unerwarteten Pracht, standen die Ueberraschenden da und blickten sich um.

Die Säle aber, in denen der Monarch jetzt stand, hatten folgende Einrichtung:

Der mittlere, sogenannte Empfangssaal, zeigte ein schönes Deckengemälde von Riepenstahl, ein Schlachtgewühl im kolossalen Maaßstabe darstellend. Die Wände waren mit dem edelsten schwarzen Sammet bekleidet, den silberne Sternchen besäeten und breite silberne Borten in verschieden gestaltete Felder theilten. Herrliche Meisterwerke der Malerei bedeckten einzelne derselben. Die Vorhänge waren von dickem Silberstoff, mit schwarzen Glassternchen bestickt, die Kamine von künstlichem, schneeweißem Alabaster, das Feuergeräth und das Gitter davor von massivem Silber. Sessel, Divans, alle mit schwarzem Sammet und Silberborten bezogen. Auf dem schwarz und weiß getäfelten Fußboden lagen persische Teppiche, die Holzarbeiten der Thüren und Geräthe aber waren von Ebenholz mit Silber ausgelegt.

Der Nebensaal zur Linken war in ähnlichen Geschmacke verziert, das Deckengemälde, die tanzenden Horen vorstellend, die Bekleidung der Wände von milchfarbigem, opalartigem Sammet mit schwarzen Sternchen besäet und schwarzen Sammteinfassungen, Sesselüberzüge von gleichem Stoff; die Holzarbeiten von hellem Rosenholz, die Kamine von kohlschwarzem Marmor.

Der Nebensaal zur Rechten, der in den scandinavischen Saal führte, war fast noch prachtvoller als die beiden vorigen. Das Deckengemälde zeigte einen herrlichen Kranz fallender Blumen, von Flora aus einem großen Füllhorne verschüttet, die Wände und Sessel mit rubinfarbigem Sammet bekleidet, mit goldenen Bienen besäet, Vorhänge von dickem Goldstoff mit rubinrothen Bienen

bestickt. Die Kamine von rosarothem Jaspis mit Goldeinfassungen; die Holzgeräthschaften von strahlendstem Polysanderholz.

Aufmerksam beobachtend, jedes Einzelne prüfend, ging der alte König, die Prinzen und Adjutanten dicht hinter ihm, von einem Zimmer in's andere.

»Das ist schön,« sagte er, »sehr schön. Sein Baumeister hat Geschmack, aber es kostet Geld. Sehet die Gemälde, die haben seine Freunde gemacht. Der Glückliche!«

Erst jetzt wurden auf der Treppe Schritte gehört; der Inselkönig war benachrichtigt worden. Alle seine Freunde, die an der Erbauung und Verschönerung des Schlosses Antheil genommen, hinter sich, trat er in das schwarzsilberne Zimmer und verbeugte sich, das Federbaret in der linken Hand, tief vor dem Könige.

»Ich heiße meinen gnädigsten Herrn und König willkommen, der mich in meinem Hause auf das Freudigste überrascht hat.«

»So, so! Also wirklich überrascht? Das freut mich. Ich bin wie ein Dieb in der Nacht gekommen. Haha!«

»Ew. Majestät aber haben vorweg schon sich als gnädigsten Spender, nicht als Dieb gezeigt – mein Marstall hat einen herrlichen Zuwachs erhalten.« –

»Still, still doch! Das ist ja nur eine Kleinigkeit gegen Ihr Geschenk. Sie gaben mir eine Fregatte von sechzig Kanonen, und erhalten zwanzig Pfrde dafür. Haha! Solchen Tausch mache ich alle Tage. Seien Sie also still, Königen soll man nicht vorwerfen, daß sie ärmer sind, als

ihre Unterthanen. »Aber – es ist prächtig bei Ihnen. Welchen Geschmack verräth Das! Wer ist der Baumeister, der Das gemacht hat?«

Der Wirth des Kdnigs sah sich nach seinen Freunden um, die einige Schritte rückwärts im Halbkreise um ihn her standen. Er winkte Waldau mit den Augen, und dieser trat einen Schritt vor und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

»Das ist mein Baumeister, Majestät, und diese da sind die Künstler, ohne deren Hülfe er nicht halb so groß wäre.«

»Ich wünsche Ihnen Beiden Glück, meine Herren, Ihnen zu solchen Dienern, Ihnen zu solchem Herrn!«

»Es sind meine *Freunde*, Majestät!«

»Um so besser; *Freunde* sind unsere besten *Diener* wie auch unsere besten *Herren*; beide Theile können stolz *auf* einander und glücklich *mit* einander sein. Ich bin *nicht* so gut bedient, das kann ich sagen, obwohl auch ich zufrieden bin. Aber Sie haben ja Alles voll Herrlichkeit in diesen Sälen. Und Ihre Kleidungen – so paßt es zum Ganzen, so muß es sein – nähmen doch Andere ein Beispiel daran! Das ist einfach, das ist geschmackvoll, das ist vornehm – das liebe ich! Geschmack und Einfachheit ist besser als Reichthum und Glanz. Wissen Sie aber, welche von Ihren Einrichtungen mir am besten gefallen? Das ist das Haus da drüben am Strande, worin Sie die Hungrigen und Müden der Umgegend speisen und lagern. Das ist ein *guter* Gedanke, um *den* beneide ich Sie. Ich habe die Glocke

heute Abend läuten hören und mich nach ihrer Bedeutung erkundigt. Ich muß gestehen, nie haben Glockentöne mir ein rührenderes Gefühl erregt. Hat diese Einrichtung auch *dieser* Baumeister getroffen?«

Der Inselkönig schwieg und verbeugte sich bloß.

»Wenn ich vor Eurer Majestät sprechen darf,« begann Waldau, wieder einen Schritt vortretend, und zeigte dabei auf seinen edlen Freund, »so muß ich dieses Lob von mir ablehnen. Dieser große Baumeister allein, ein Sendling des noch höheren und größeren im Himmel, hat aus ureigenem, innerem Triebe seines Herzens jene wohlthätige Einrichtung getroffen.«

Der König trat an die beiden Männer heran und reichte jedem eine Hand hin.

»Ich sehe,« sagte er, »auch hier ist das Sprichwort wahr: wie der Herr, so der Diener. Ich freue mich, meine Herren, in Ihnen so thätige, talentvolle Männer kennen zu lernen. Aber wie ist es? Sie sind verheirathet, mein lieber Hutten! Ich fühle den Wunsch, Ihrer schönen Gemahlin meinen Respekt zu beweisen.«

»Majestät! Ich nehme dankbar Ihre Gnade an und werde ihr zu entsprechen suchen. Für diesen Augenblick aber muß ich um Entschuldigung bitten, daß meine Frau nicht anwesend ist. In kurzer Zeit aber werde ich die Ehre haben, sie Eurer Majestät vorzustellen.«

»Gut, gut – ich will die Anordnung nicht stören, nun lassen Sie zu Ihren Gästen gehen. Wo sind sie?«

Josephson trat an die Thür von Polysanderholz und öffnete beide Flügel schnell. Der König, die Prinzen und

sein Gefolge schauten mit einem Blick durch alle drei, beinahe viertelhalbhundert Fuß langen Säle, in denen die sechshundert Gäste an acht Tafeln zerstreut saßen. Der Eindruck war ein mächtiger. Der König trat zurück und bedeckte seine Augen mit der Hand.

»Das ist Zauberei,« sagte er, »einen solchen Anblick habe ich nie gehabt.«

»Es ist Wirklichkeit, Majestät, geruhen Sie vorzutreten.«

Alle Gäste hatten sich erhoben und brachten dem nahenden Monarchen ein Hurrah. Langsam schritt er vor, Tritt vor Tritt betrachtete er Alles und Jedes und schien auf das höchste überrascht. Endlich kam er an den Gartensaal und blieb verwundert in dem Dufte der tropischen Gewächse stehen.

»Das ist entzückend,« fuhr er fort, »der Geschmack so originell wie neu. Meine Herren,« wandte er sich an die Minister und Gesandten, die hier saßen, »ich sehe, Sie sind hier gut aufgehoben. Darf ich mir jenen silbernen Kelch zu füllen bitten?«

Als er gefüllt war, nahm er ihn, trat an das äußerste Ende des Gartensaals, und mit seiner kriegerischen, weithin tönenden Stimme, den Kelch erhebend, sprach er:

»Nicht mir gebührt hier der *erste* Gruß! Da Sie ihn verabsäumt, so hole ich ihn nach. Es lebe der nordamerikanische Gesandte, der Menschenfreund, der Besitzer dieses Feenreiches, er lebe hoch!«

Das zweite Jubelgeschrei übertönte das erste; in Eduard's Auge perlte eine Thräne, zum ersten Mal in

seinem Leben war ihm etwas geschehen, was nur Wenigen geschieht: die laute und öffentliche Anerkennung von Seiten seines Königs.

»Wo befehlen Ew. Majestät zu speisen?« fragte er, an den Monarchen herantretend.

»O – hier, in diesem orientalischen Garten, bei meinen Ministern will ich sitzen.«

In wenigen Augenblicken war eine kleine Tafel herbei geschafft und eben so sorgfältig wie geschmackvoll mit den nöthigen Geräthen und Speisen bedeckt, während der König mit einigen Anwesenden sich unterhielt. Als er sich umwandte und seine Plätze in Ordnung sah, sagte er zum englischen Gesandten:

»Mylord, die Amerikaner sind mit den Elfen verbunden, nehmen wir uns in Acht!«

Und damit nahm er Platz und ließ es sich wohl schmecken. Der Wirth aber saß diesen Abend nicht; von Tisch zu Tisch gehend, wie der innerlich frohlockende Josephson, sprach er bald hier bald da mit seinen Gästen. Eben war er bei seinen Collegen, den Gesandten, gewesen, als diese folgendes Gespräch begannen:

»Das ist ein glücklicher Mann,« fing der preußische Gesandte an, »nun ist er auch der Freund seines Königs geworden.«

»Das scheint mir auch so – aber am besten haben mir doch die Cigarren geschmeckt, meine Herren, sie waren in der That aus der *spanischen* Havannah,« sagte Don Bermuda-Pedro-Ledro-Cervantes-Balafreda, seinen eigenen erhabenen Gedanken folgend.

»Unser Kaiser hat es halt nicht besser in seiner Hofburg,« bemerkte Graf Finsterberg, der österreichische Botschafter.

»Was will die Hofburg gegen diesen Palast sagen,« erwiderte Baron von Kariadschugniatin, der russische Gesandte, »höchstens kann man ihn mit dem Winterpalais in Petersburg vergleichen.«

»Hier bekommt man wieder Lust, einen König zu haben,« dachte der französische Gesandte, der Bürgergeneral Barbarière. »Ach wenn im Elysée so viel Champagner flösse!«

»Nur Eins vermisse ich sehr,« sagte der Pascha von drei Roßschweiften, »und ich hatte mich doch so darauf gefreut!«

»Was ist das?« fragte Seine Herrlichkeit, der edle Lord.

»Was anders, als die schönen Frauen, Mylord, von denen man gefabelt. Es ist gewiß nicht wahr, daß sie schön sind, sonst würden sich sich wohl zeigen.«

»Sie verbergen die Ihrigen ja auch, Excellenz!«

»Das ist etwas Anderes, Mylord, wir haben das Glück, Muselmänner zu sein. Gott ist groß!«

Und dabei strich er sich majestätisch seinen ritterlichen Schnurrbart.

»Ich glaube,« flüsterte Graf Finsterberg, »wir bekommen halt noch andere Dinge zu sehen, die schönen Weiberln werden schon am Ende nicht fehlen.«

»Glauben Sie – o das wäre paradiesisch! Gott ist sehr groß!« –

Während die Gesandten der Großmächte sich also geistreich unterhielten und gegenseitig ihre Herrlichkeiten herausstrichen, verhielten sich die der kleinen Staaten sehr kleinlaut, denn die Strahlen, die hier in der Luft schwammen, waren ihnen denn doch etwas zu mächtig, und ihre kleinen Fürsten kamen ihnen wie Schatten gegen diesen Inselkönig vor. Nur der bairische Gesandte unterhielt sich leise mit dem kurhessischen.

»Was mag solch' ein Fest kosten,« fragte der Hesse den Baier. »Bei meinem Kurfürsten! Ich glaube, es kostet viel. Drei solche Feste, und unsere Staatskasse wäre leer!«

»Das glaube ich wohl,« erwiderte der Baier, »aber was kann es kosten? Höchstens 40,000 Thaler. Das kommt ja unter die Menschheit. Aber wahr ist es, man trinkt hier so viel Wein, wie bei uns Bier. Hol' mich der Geier! ich möchte seine Einkünfte haben!«

»Und was würden Sie dann thun?«

»Ich – ich – ha! ich weiß halt nicht! Aber solche Feste würde ich halt *nicht* geben, das weiß ich gewiß.«

»Schweigen Sie still, dann wäre ich Ihr Freund nicht. Haha!«

---

Es war schon über zehn Uhr Abends, als sich in dem Saale der Speisenden wieder unerwartet drei Kanonenschüsse hören ließen, die ein um so stärkeres Getöse verursachten, als sie dicht vor den Fenstern des Mittelsaales gelöst wurden. Die Gäste fuhren in die Höhe.

»Was ist Das?« fragte der König.

»Wenn Ew. Majestät es gestatten, so beginnt unsere kleine Vorstellung auf der Bühne.«

»Also eine Bühne haben Sie auch – o, Das ist prächtig! Gehen wir schnell dahin. Wo ist sie?«

Josephson, Waldau, Lambeck schritten schon voraus. Durch den Gartensaal traten sie in den östlichen Seitenflügel, durchschritten hier die von den Eingeladenen noch nicht gesehenen herrlichen Privatsäle, die alle hell erleuchtet waren, kamen in die Gallerie des Theaterpavillons, die diesen mit dem Schloß verband und wie die jenseitige tapeziret, mit Kupferstichen, Handzeichnungen und Aquarellen gefüllt war, und erreichten so das Theater, welches den ganzen östlichen Pavillon einnahm, einen weißen mit Goldverzierungen bedeckten Saal, rothe Sitzbänke im Halbkreise, die sich nach oben und hinten erweiterten, zeigte, und im Parquet eine Reihe der glänzendsten Sessel blicken ließ, auf denen der König und sein Gefolge, die Gesandten, die Minister Platz nahmen, während die übrige Gesellschaft sich in dem großen Halbkreise und auf dem darüber auf Caryatidensäulen ruhenden Balkon niederließen. Der Vorhang stellte die Krönung der verschiedenen Künste vor, die von einer Hand mit einem Kranze geschah, welche sich aus den Wolken herabsenkte, während die Seiten von gekrönten Häuptionen eingenommen wurden, die dem Schauspieler ruhig zusahen.

»Das ist eine artige Allegorie,« sagte der König – »nun, mich trifft Das nicht! Nicht wahr, Graf Finsterberg?«

»Ganz gewiß nicht, Majestät! Aber meinen Kaiser halt auch nicht!« –

Es verging eine Weile, ehe die Gäste ihre Plätze eingenommen hatten. Als aber die stets eintretende Stille, wenn es etwas Neues, Unbekanntes zu schauen giebt, auch hier dem lauten Wogen des Platznehmens und Einrichtens gefolgt war, suchte der König seinen Wirth an seiner Seite, aber derselbe war verschwunden, Niemand wußte wohin.

Jetzt zog sich die in der Mitte herabhängende krystal-lene große Krone in die Höhe und verschwand in dem Deckengewölbe. Eine dämmernde, nicht unangenehme Helle hüllte die Zuschauer ein.

»Ah, das ist wohlthätig für die Augen!« hörte man eine Stimme voller Pathos und wohl accentuirt sagen.

Dann aber richteten sich alle Augen und Ohren auf das Orchester, welches in diesem Augenblicke wie die Musik himmlischer Sphären unerwartet sich hören ließ.

»Also auch Musik?« sagte der König.

Das Orchester war reich besetzt, vollzählig, ausgesucht. Felix Wessely, der Kapellmeister, vor seinen Musikern stehend, wandte nicht, wie es sonst unleidlich genug zu geschehen pflegt, den Zuhörern den Rücken zu, sondern mit dem Rücken gegen die Bühne gewandt, etwas erhöht hinter seinem Orchester stehend und das Ganze überblickend, zeigte er dem Könige und den übrigen Gästen sein blasses, geistreiches Gesicht mit der

scharfgebogenen Nase und den feinen, von einem inneren Feuer erglänzenden Zügen. Erst schien er im Schlummer zu sein, als er so stand und sich vor dem Monarchen verneigte. Als er aber nun den Stab erhob, seinen Körper in die Höhe schnellte, schien ein elektrischer Strahl in ihn zu fahren, der Genius der Musik ergriff ihn und sein ganzes Wesen potenzierte sich zu einem zehnfach stärkeren Leben. Da begann die Musik, leise flüsternd wie ein Hauch, lieblich wie die Töne der Aeolsharfe, aber immer stärker, gewaltiger entwickelte sie sich, und in brausenden Sturm, vermischt mit den Schlägen des Donners und dem Zischen des Blitzes, übertretend, riß sie alle Zuhörer wie auf den Fittichen des Orkanes selber dahin. Alles ging wie auf einen Schlag, einen Strich, aus einem Guß. Die Herzen der Männer erhoben sich, sie fühlten den nahenden Sturm. Da flog der Vorhang mit lautem Schlagen der Leinwand rasch in die Höhe.

Und man sah im Hintergrunde der weit geöffneten Bühne, von einem Meisterpinsel dargestellt, dräuende Felsenriffe, davor eine schäumende Brandung, in der Mitte und im Vordergrund eine wogende See in wilder Bewegung. Das Meer tobte, der Sturm heulte und braus'te, deutlich vernehmbar, stets von der, seinen gewaltigen Naturtönen angepaßten, Musik begleitet. Da läßt sich aus weiter Ferne ein dumpfer Kanonenschuß wie von einem Hülfe begehrenden Schiffe vernehmen. Plötzlich brechen sich an der rechten Seite der Bühne die Wogen, ein auf- und absteigendes Bugspriet wird sichtbar, dem nach und nach, von den Wogen abwechselnd emporgeschleudert

und in die Tiefe gezogen, ein ganzes großes, schönes Schiff folgt. Athemlos betrachten es die Zuschauer, sie sehen es deutlich mit dem tosenden Sturme kämpfen, sie hören seine Masten und Raaen krachen, sein Tauwerk knarren, die halb gerefften Segel an einander schlagen. Die Matrosen arbeiten auf den Masten und in den Tauen, das Donnerwort des Capitains, der selber auf der Schanze steht, erschallt, der Admiral Schröder selber zeigt seine wirkliche Seemannsfigur.

»Das ist sein Wappen,« flüsterte der König seinem Nachbar zu, »sehen Sie, es bricht sich durch den Sturm Bahn, das ist sehr schön, sehr, sehr schön! Bravo!«

Das Schiff glitt langsam, kämpfend mit den Wogen, vorüber, und der Vorhang fiel. Die Musik aber spielte weiter und ging unbemerkt in eine leise klagende Melodie über, die nur einige schwache leidenschaftliche Laute unterbrachen. Da flog der Vorhang wieder auf und zeigte Adalbert Lambeck's viel bewundertes Bild, das vertriebene Königsgeschwisterpaar, welches der König zu sehen schon öfters begehrt hatte. Judith und Eduard selber in aller ihrer Schönheit, in ihrem reichen Costüm, waren die lebenden Figuren wie früher.

»Ah!« riefen Alle, und besonders der Türke sehr laut. »Das ist schön! das ist herrlich!«

»Welch' eine Frau!« stöhnte der Pascha. »Gott ist allmächtig!« –

Der Vorhang sank. Die Musik ging in harmonische Sphärenklänge über, Harfen und Flöten ließen sich hören. Der Vorhang flog auf. Die drei Grazien, Blumenguirlanden in den Händen tragend, zeigten sich, es war ein herrliches Bild Raphael Manowky's, von den drei Pfarrestöchtern in aller ihrer Lieblichkeit dargestellt.

»Aha!« rief der Pascha mit innerlichem Behagen, »jetzt kommt das Serail. Vortreffliche Gestalten, himmlische Gesichter! Gott ist unerschöpflich!« –

Der Vorhang sank. Die Musik ging in eine kriegerische Schlachtmusik über. Da trat der Inselkönig plötzlich an die Seite des Monarchen und ließ sich neben ihm nieder. Der König war entzückt; stumm drückte er seinem Wirthe die Hand.

Trompeten erschallten, eine indische Schlachtmusik mit Cymbeln und Pauken ließ sich hören. Der Vorhang flog auf. Man sah eine wilde Scene aus dem Kampfe der Schwarzen und Weißen auf dem blutigen Schlachtgefilde von St. Domingo. Das Bild war von Kannenschmidt gemalt und gestellt. Die ringenden Kämpfer, die Gegensätze der Leibesfarben, der Schwarzen und der Weißen, die leidenschaftlichste Wuth der Gesichtszüge – brachten eine ungeheuere Wirkung hervor. –

Wieder sank der Vorhang. Eine dämmernde Nachtmusik ließ sich hören, man vernahm dazwischen das Brausen eines mächtigen Wassersturzes. Als der Vorhang wieder aufflog, sah man den Niagarafall, wieder von Wilibald ausgeführt, vom glänzenden Vollmonde geisterhaft beleuchtet. Das schäumende Wasser, an dem Abhänge hin und her kletternde Menschen, ein schwebender Nachen, der jeden Augenblick in den Strudel des Wassers, sein Grab, zu stürzen drohte, und der tosende Donnerwirbel, in lustigen Staub sich auflösend – alles Das sah man mit großartiger Verwunderung an.

Wieder schloß der Vorhang die Bühne und die Musik ging in eine indische Volkshymne, voller Jauchzen, voller Jubel, über. Der Vorhang flog in die Höhe, plötzlich schwieg die Musik und ein perlreiner Männergesang schwebte über den weiten Zuhörerraum. Alles brach in staunenden Beifallssturm aus.

»Eure Majestät wollten meine Frau sehen, hier ist sie!« sagte der Inselkönig. Aber der wirkliche König schwieg. Er hatte nur Augen für diesen schönen Anblick.

Auf einem Throne von Perlmutter sitzend, in ein silbernes Florkleid die herrlichen Glieder gehüllt, den Kopf mit einem blendenden Brillantenschmucke bedeckt, die sammtweichen Augen voller Milde aufschlagend, und die rechte Hand, gleichsam segnend, von sich gestreckt, saß Beata als mexikanische Königin, von ihren huldigenden Unterthanen, Schwarzen, Weißen und Indianern umgeben, die zu ihren Füßen in malerischen Stellungen zu ihr emporschauten.

Erst als der Vorhang langsam zu fallen begann, löste sich das stumme Schweigen in lauten Beifallsruf auf.

»Das ist eine Sultanin!« rief der Pascha beinahe laut. »Gott ist groß und Muhamed ist sein Prophet! Ein schöneres Weib habe ich nie gesehen!«

Der Gesang schwieg. Die Musik nahm wieder ihren Anfang und ging bald in eine wilde, jauchzende Jagdmelodie über. Hörner schmetterten, Hunde bellten; eine wilde Jägerschaar schien sich zu nahen.

Auf flog der Vorhang. Man sah eine wilde Urwaldgegend, mächtige Riesenbäume erhoben sich über dicht verschlungenem Gestrüpp – da brachen die Zweige krachend aus einander und ein wildschnaubender Bär durchdrang das Gebüsch. Plötzlich belebte sich die Scene, die heulende Meute stürzte hervor, es waren die amerikanischen Büffelhunde, die sich in wildem Rennen auf das dräuende Thier stürzten. Da, auf dem weißen Schimmelhengste sitzend, in mexikanischer glänzender Amazonentracht strahlend und ihre schönen, üppigen Glieder zeigend, den erhobenen Speer in der Hand, das glühende Auge fieberisch auf das Thier gerichtet, erschien Cigarita mit allen ihren zauberischen Reizen vor den staunenden Zuschauern. Die Hunde packten den Bären, der Speer bohrte sich in seine Brust, der weiße Hengst wieherte kampflustig, schlug mit seinem glänzenden Schweife seine Weichen, seine Mähnen sträubten sich, seine Augen flammten und seine schnaubenden Nüstern öffneten sich weit.

Da fiel schnell der Vorhang herab und das Schauspiel war beendet. Alles erhob sich in lautem Beifallsgetöse. Drei mächtige Donnerschläge tönnten wieder und riefen die vor Lust beinahe fiebernden Gäste in die großen Säle zurück, wo neue Unterhaltung ihrer hararte.

»Das ist wahrhaft königlich!« sagte der gnädige Monarch, »Sie haben mich sehr entzückt. Nun aber – was bedeuten die drei Schüsse wieder?«

»Ich werde die Ehre haben, Eure Majestät nach dem Saale zurückzuführen, da wollen wir sehen,« sagte der Wirth.

Alles stürzte wild durcheinander dahin zurück, – kaum konnte der verwunderte König sich durch das Gedränge winden. Man hatte den Gartensaal erreicht. Im griechischen Saale sah man einen neuen Aufzug, einen sich in wildem Gewirre tummelnden Bacchuszug.

Voran schritten die Musikanten, mit Cymbeln, Handpauken und Pfeifen einen nicht unharmonischen Hymnus aufführend. Dann kamen wilde Bacchanten und Bacchantinnen, junge hübsche Männer in Frauengewändern, den Thyrsus schwingend und den wilden Gesang ihres Geschlechtes mit dem Getöne der Musiker vermischend. Alsdann traten einige Andere desselben Schlages, große silberne Gefäße des köstlichsten Getränkes aller Länder

tragend, auf, hinter ihnen der Wagen des Bacchus selber, den Raphael mit seinen schönen Locken, im flatternden weißen Gewande, mit Weinlaub umkränzt, darstellte, von vier Löwen gezogen, in denen vier bereitwillige Schwarze steckten, von tanzenden Weibern mit gefüllten Bechern umschwärmt. Sodann wurden von dem wein- und epheumkränzten zahlreichen Gefolge in zierlichen Körben und blinkenden Geräthen allerlei Früchte und Leckereien getragen, und zuletzt, auf einem zahmen, herausgeputzten Esel reitend, schloß der dickbäuchige Silenus, den der Tempera-Maler sehr treffend zur Veranschaulichung brachte, den phantastischen Zug.

Drei Mal bewegte sich derselbe in dem griechischen Saale herum, dann wurden die Gefäße mit Wein und anderen duftenden Getränken auf die Tische der Seitensäule gestellt, und nun erst gewahrten die immer mehr erstaunten Gäste, daß während ihrer Abwesenheit flinke Diener andere leckere Gerichte in noch herrlicheren Geschirren, als die früheren gewesen waren, aufgetragen hatten. Man ordnete sich sogleich an seine früheren Plätze, und das Schmausen und Zechen begann, während die Kapelle, im Mittelsaale Platz ergreifend, die rauschendsten Musikstücke aufführte.

Das Fest war auf seinen Gipfel gelangt, selbst die Gelehrten waren in sybaritische Schwelger verwandelt. Der König aber, dessen Freude nach dem Genossen nicht mehr gesteigert werden konnte, hatte sich still, wie er gekommen war, nur von dem gastfreien Wirthe und seiner nächsten Umgebung begleitet, entfernt, und an der

Landungsbrücke Abschied nehmend, dankte er freundlich und versprach nächstens wieder zu kommen, wenn er seinen Nachbar allein treffen würde.

Mit Vergnügen betrachtete der Inselkönig, als er in die von Gelächter und Lust schallenden Säle zurückkehrte, das festliche Gelage, und er und seine Freunde stachelten die Gäste, die die Welt vergessen hatten, zu noch lauterer Freude an. –

Es war schon längst Mitternacht vorüber, als Josephson sich ihm näherte und flüsterte: »Es ist genug, Eduard, sieh, wir haben schon wirkliche Bacchanten unter uns. Laß uns das Fest beschließen.«

»Ist Alles bereit?«

»Alles – Alles, man erwartet sie draußen.«

»Dann laß das gewöhnliche Zeichen geben!«

Man denke sich das Erstaunen der jubelnden Schaa-ren, als plötzlich wieder drei Kanonenschläge, und diesmal die letzten, sich hören ließen. »Was?« fragten sie beinahe erschrocken, »giebt es denn noch etwas Neues, Unerwartetes?«

»In den Park, in den Park!« riefen einige laute Stimmen. »Ein großes Feuerwerk brennt ab!«

Und hinaus stürzten sie Alle, Einige ihre Flaschen und Gläser vorsorglich mit sich nehmend.

Man gelangte bald in den Garten. Aber o! wer beschreibt ihre Verwunderung, als sie diesen, den Park, die ganze Insel in ein Lichtmeer verwandelt sahen. Hochbrennende Pechpfannen, Laternen, Gasflammen flimmerten überall, alle Wege waren hell erleuchtet, und in der

Ferne, inmitten des Buchenwaldes, sah man glänzende Leuchtkugeln hoch in die warme Nachtluft emporsteigen.

Alles bewegte sich in dieser Richtung, man rannte sich beinahe gegenseitig um, Jeder wollte der Erste am Platze sein, um das neue Schauspiel so nahe wie möglich zu genießen.

Und was fand man im Walde? Mitten unter den ragenden Bäumen, im Gebüsch, auf dem Rasen waren Hütten von Holz, Moos und Stroh errichtet, und darin lagerte ein schmausendes Zigeunervolk. Eine Alte rührte den leckeren Kessel um, rüstige Buben schleppten Holz und Nadeln an das prasselnde Feuer, auf Mandolinen spielende Männer aber ruhten im Moose, und blinkende Frauen und Mädchen mischten sich mit ihren Liebhabern im komischen Tanze.

Wie versteinert standen die Gäste und hätten beinahe über das gegenwärtige das vergangene Schöne vergessen. Wie sie aber da standen und schauten, siehe, da leuchtete es von ferne aus den Gebüsch. Eine lustige Elfenschaar – Oberon, den Elfenkönig, und Titania, die Elfenkönigin, umgebend – schritt mit hochgeschürzten, durchsichtigen Kleidern heran, helle Wachsackeln tragend und schwingend. Der schelmische Puck eilte hierhin und dorthin, Blumen und Blüthen warfen die neckischen Elfen unter die staunenden Gäste, sprangen links und rechts und trieben ihr gespenstisches Wesen zum Entzücken Aller. Nachdem aber dieses Schauspiel eine Weile gedauert hatte, erloschen plötzlich, wie auf das Geheiß eines Zauberers, alle Fackeln, Flammen und Lichter,

und nur von den Sternen des Himmels mit dämmerndem Strahle übergossen, waren die plötzlich ihren Taumel wieder fühlenden Gäste dem Dunkel der Nacht preisgegeben. Ohne daß es ihnen gesagt wurde, fühlten sie, daß das Fest vorbei und es an der Zeit sei, ihren Rückzug anzutreten und ihre wohnlichen Räume aufzusuchen, denn Vielen von ihnen that dies Letztere Noth.

Alles zerstreute sich nach den verschiedenen Richtungen der Insel, Mancher fand einen willkommenen Führer, Viele dagegen irrten in den weiten Gebüschten umher, ohne im Stande zu sein, ihr Häuschen wieder zu finden.

Schließen wir dieses schon zu lange Kapitel, indem wir eine Gruppe begleiten, die wir schon in früherer Noth kennen gelernt haben, und deren Mitglieder nach langem vergeblichem Umherirren, wieder auf den Platz im Buchenwalde zurückkehrten, wo das Zigeunerlager aufgeschlagen war, welches aber jetzt nicht mehr von den leitenden Freudenscenen erhellt, vielmehr in dichte Dunkelheit begraben war.

Die vier muthvollen Piratenschiffer, der Professor der Philosophie, der Mathematik, der Beredtsamkeit und der berühmte Augenarzt, hatten sich das Wort gegeben, auf ihrer nächtlichen Wanderung sich nicht zu verlassen. Sie wohnten in einem Hause und waren von einem und demselben Gotte diese Nacht begeistert. Lange schon waren sie umher geirrt, immer aber wieder zu dem Zigeunerlager zurückgeführt worden; da Jeder den Weg kennen wollte und Keiner ihn kannte, so hatte Einer den Andern irre geleitet, und zuletzt, übermüdet, abgespannt, kamen

sie noch einmal auf den Platz zurück, der ihr einziger Rückzugsort zu sein schien.

Als sie aus dem von ihrem unsicheren Schritte rasseln- den Gebüsch traten, hatten sie sich, um sich nicht zu verlieren, alle Vier unter die Arme gefaßt, und nur Zwei von ihnen hatten ihre Hüte behalten: der Augenarzt, der sich nicht erkälten wollte, und der Mathematiker, der jetzt selbst als schwankendes Schiff einer schiefen Ebene glich; der Philosoph dagegen und der Professor der Beredtsamkeit waren baarhaupt.

»Hier wird es sein, meine Herren,« lallte der Doctor, dessen Pathos aus seiner Stimme verschwunden war, »hier sehe ich eine Hütte wenigstens. O, es ist so dunkel – meine armen – Augen!«

»Gott soll mich bewahren!« rief der beredtsame Gelehrte. »Hier sind wir ja schon zweimal gewesen. Ich glaube, der schelmische Puck führt uns an der Nase herum.«

»Das muß ich sagen!« stöhnte der Mathematiker, »Sie wollen Alles wissen, und wissen Nichts, meine Herren! Anstatt die Hypothenuse zu wählen, sind Sie auf einer der beiden Katheten hingeschritten.«

»Nichts zu wissen, das war aller Weisheit Anfang,« murrte der Philosoph. »Aber, ach! mir ist entsetzlich unbehaglich zu Muthe. Ich muß mich setzen.«

Und er lehnte sich an eine der Mooshütten an, was die Anderen ihm sogleich nachthaten.

»Ich schlage vor, wir bleiben hier,« lallte der Professor der Beredtsamkeit. »Diese Nacht ist warm und wir haben doch wenigstens ein Obdach.«

»Um Gotteswillen nicht, nein, meine Herren!« predigte der Augenarzt. »Das wäre gefährlich. Ich habe meinen Ueberzieher nicht bei mir und würde mich auf den Tod erkälten. Denken Sie an Ihre Augen. Ich – warne Sie!«

»O! O!« jammerte der Philosoph. »In meinem Kopfe dreht sich Alles herum: Gold, Silber, Wasserfahrt, Pulverdampf, Pirat, Mohren, Weiße, Pferde und Hunde!«

»Das kommt von dem vielen Champagner, den Sie getrunken haben.«

»Ich habe gar keinen getrunken, trinke nie welchen. Ich habe mich allein an den Xeres, Lafitte, Burgunder, und zuletzt an den – den Kapwein gehalten. O, der war göttlich.«

»Ich habe blos Rheinwein getrunken,« sagte der Augenarzt, »und zuletzt Champagner, das erhitzt das Gehirn nicht so. Hu – mich friert.«

»Es wäre mir höchst unlieb, wenn ich morgen nicht zur rechten Zeit in der Hauptstadt wäre, ich habe von zwei bis vier Uhr Nachmittags Vorlesungen zu halten,« sagte der Philosoph.

»Worüber wollen Sie sprechen?«

»Von zwei bis drei über die Nüchternheit der Germanen, von drei bis vier über die Völlerei der Griechen und Römer.«

»Ah, was! Lassen Sie die Jugend schmachten!«

»Still – hören Sie Nichts?«

»Was denn?«

Man hörte einen großen Hund in der Ferne hellen, dessen Geheul indessen allmählig näher zu kommen schien.

»Das wäre ein Hauptvergnügen, wenn das Eine von den großen Bestien aus dem Theater wäre, mit dem bluttriefenden Maule! Ha! ich würde nicht gern ein Bär sein!« rief der Darsteller der schiefen Ebene.

»Wahrhaftig, es kommt näher,« lallte der Philosoph, »und wenn er uns packte!«

»Um Gottes willen!« schrie der Augenarzt. »Es ist so heiß jetzt – wenn das Thier toll wäre! Wir leben in den Hundstagen! – O!«

Und rasch kroch er in die Mooshütte hinein. Schnell kam der bellende Hund näher, und ehe eine Minute verging, krochen die drei Gelehrten dem vorsichtigen Augenarzte mit wunderbarer Hast nach.

»Still!« wisperte Dieser, »damit er uns nicht riecht.«

Alle Vier kauerten sich so nahe an einander, wie es ging, und hielten den Athem an. Plötzlich schrakten sie zusammen und packten einander. Das große Thier stand dicht vor der Hütte und heulte entsetzlich.

»Such', such', Kolumbus!« rief jetzt eine Menschenstimme, »Es müssen noch ihrer ein Dutzend herumliegen.«

Gleich darauf trat ein Neger aus dem Gebüsch, der eine große Laterne trug und auf das Geheiß seines Herrn das große Schlachtfeld nach Leichen absuchte.

»Aha!« jubelte der Mohr. »Hier werden Einige liegen. Such', such', Kolumbus!«

Aber Kolumbus brauchte nicht mehr zu suchen, er hatte sein Amerika schon gefunden. Ruhig seinen Herrn erwartend, den dicken Kopf mit der heraushängenden gewaltigen Zunge gebeugt, stand er vor dem Eingange der Hütte und blickte sich nach dem Neger um.

»Fort da, Kolumbus, laß mich heran!«

Und den Hund bei Seite treibend, bückte sich der Neger und leuchtete mit der Laterne in das Innere der Hütte hinein. Da sah er denn die vier sich umklammert haltenden Gelehrten, den Augenarzt, das Haupt in das Moos gedrückt, den Professor der Philosophie ihn mit stieren Xeres-Augen anglotzend, die beiden Anderen, sich so weit wie möglich hinter seinem Rücken verschanzend.

»Meine Herren,« sagte der Neger mit beinahe wehmüthig bittender Stimme – »wollen Sie nicht nach Hause gehen? Ich suche Sie schon so lange. Sie wohnen ja in meiner Wohnung.«

»Ach ja!« lallten die Vier.

»Dann kommen Sie heraus.«

»Aber der Hund –«

»Der thut Ihnen nichts, geh' abseits, Kolumbus!«

Und nun erst krochen die geängstigten Gelehrten auf allen Vieren langsam aus der Hütte hervor und versuchten sich auf ihre Füße zu stellen, die plötzlich ihre gewohnten Dienste zu versagen schienen. Als sie aufrecht standen, faßten sie sich wieder an. Keiner sprach ein Wort, der Schreck hatte das Letzte vollbracht.

Der Neger schritt voran mit seiner Laterne. Die vier Gelehrten folgten taumelnd nach, bald an diesen, bald an

jenen Baum stoßend. Kolumbus beschloß in anständiger Entfernung den Zug, augenscheinlich besorgt, einen der Gefundenen wieder zu verlieren. –

Eine halbe Stunde später hatte Jack, denn er war es, seine vier Herren entkleidet und zu Bette gebracht. Die Insel aber lag so still und harmlos in dem nächtlichen Dunkel, als wenn kein ungewöhnlicher Tumult ihre schattigen Gebüsche belebt hatte.

#### VIERTES KAPITEL. DER GEBÄNDIGTE LÖWE.

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, sah man die Arbeiter der Insel, so viele ihrer waren, auf das Aemsigste beschäftigt, Häuser und Land in den Zustand wieder zu versetzen, wie sie vor zwei Tagen gewesen waren, denn der ehrenwerthe Besuch hatte einige Spuren seines vergnügten Daseins hinterlassen. Die meisten Gäste waren abgereis't – die Diplomaten, Minister und höheren Beamten schon gleich in der Nacht nach beendigtem Feste, viele Andere waren ihnen am nächsten Morgen mit Tagesanbruch gefolgt, einige Wenige, darunter obige vier Gelehrte, lagen noch in den weichen Betten, drehten sich wehmüthig herum und konnten die Verblendung nicht begreifen, welche sie verleitet hatte, gegen ihre Gewohnheit, ihren Willen und ihre Neigung, dem heidnischen Gotte ein so großes Opfer darzubringen. In der That fühlten sie sich immer mehr bedrückt, je vollständiger sie die Herrschaft ihrer geistigen Fähigkeiten wieder erlangten und, anstatt zu bleiben und den nächsten Tag noch, wie

die Einladung besagte, in harmloser Betrachtung der Natur und Kunst zu verleben, faßten sie kurz den Entschluß, sich zur Abreise zu rüsten und führten denselben, als sie ihr Fuhrwerk vorfanden, auch in den ersten Morgenstunden aus.

So blieben auf der jetzt schweigsamen Insel nur einige Künstler aus der Hauptstadt zurück, um sich der genaueren Betrachtung der herrlichen Leistungen ihrer Collegen zu widmen; diese Wenigen aber störten den gewöhnlichen Gang der Geschäfte und Verrichtungen nicht, und weder Hutten selbst, noch die übrige Gesellschaft hörte von ihrer längeren Anwesenheit früher als bei Tische.

Alle Künstlerfreunde fühlten sich glücklich über den günstigen Erfolg ihrer Bemühungen und empfangen den Dank Hutten's. Man erzählte sich so viel von den Erlebnissen des letzten Tages, hatte so manche ergötzliche Gespräche, Scenen und Begebenheiten beobachtet, daß die Mittheilung derselben das Fest beinahe verdoppelte und jeden Einzelnen mit dem Vorrathe des Anderen bereicherte.

Nur Einer der Freunde ließ sich vergeblich suchen. Keiner sah ihn, Keiner wußte wo er war. – Denn auf seinem Zimmer eingeschlossen, die Vorhänge vor die Fenster gezogen, ging Adalbert Lambeck, der kühne Temperamaler, mit seinem eigenen Gewissen zu Rathe. Diesen festen, gegen sich und Andere so strengen, ausgeprägten, entschlossenen Mann hatte endlich eine fürchterliche Leidenschaft gepackt. Er war in der letzten Zeit fleißiger gewesen als je, aber nur eines bestimmten Zweckes,

nicht wie sonst, seiner vortrefflichen Arbeit selbst wegen. Was er aber geschaffen und vollendet hatte, wußte er eigentlich selbst nicht, denn alle seine brütenden Gedanken, seine feurigen Ideen jagten auf einem ganz anderen, neuen, bisher unbebauten Felde. Er hatte auch Theil genommen, thätigen Theil an dem vergangenem Feste, aber wieder nur jenes bestimmten Zweckes wegen. Niemand hatte ihn beobachtet, als er in der gestrigen Nacht hinter den Coulissen des Theaters mit schlagendem Herzen gestanden, die strengen dunklen Augen unverwandt auf die wilde Jägerin geheftet, die mit weit ausholendem Arme und Speere nach dem Bewohner amerikanischer Wälder zielte. Ach, dieser Speer war an dem künstlich gearbeiteten kalten Ebenbilde des Unthieres vorbei, in seine warme Brust gefahren und hatte darin eine schrecklichere, weil um so seltenere, Verwüstung angerichtet.

Adalbert Lambeck hatte, einige kleine Jugendleidenschaften abgerechnet, nie ernstlich geliebt. Das Weib, welches seine Künftleraugen oft erblickt und studirt hatten, war ihm in Wirklichkeit nur als ein zeitraubendes Spielwerk, als eine Tändelei erschienen, gut genug, eine Pause in des Mannes strebendem Herzen auszufüllen, nie aber hatte er daran gedacht, daß ein so kleines, schwaches Wesen alle Gedanken eines so starken Mannes, wie er selbst war, in Beschlag nehmen und bewältigen könne. Da sah er, aus fernem Welttheil kommend, mit den üppigen Formen des Südens ausgestattet, mit feurigem Temperamente und einer bei einem Weibe nie

gesehenen Charakterstärke begabt, jene dunkle Schönheit Cigarita, deren funkelnde Augen, blendende Zähne und mächtige Glieder sein Künstlerauge anfangs fesselten, dann seine Phantasie entzündeten und endlich sein ganzes Herz in einen glühenden Flammenheerd verwandelten. Ach, welch' niederschlagendes Gefühl war es für einen so starkgeistigen Mann, wie Lambeck, sich so ganz einem Weibe unterwürfig zu wissen! –

Uüd nun sah er das allmählig heranwachsende und endlich vollkommene Glück der Freunde; Raphael, mit der schönen Judith am Arme, schwebte durch die Gärten dahin – Ernst und Karl, ja, der sanfte Felix, jeder mit seiner jungen Frau, saßen in ihren freundlichen Häusern und ihre Blicke leuchteten wider von dem Glücke ihrer Herzen. Und er? Er, der ebenso Vieles, wo nicht Schöneres leistende Künstler, mit dem frischen schöpferischen Geiste – sollte nicht im Stande sein, sich ein ähnliches Wesen zu erringen? Hatte er etwa nicht der Tochter der spanischen Negerin gezeigt, wie sein Inneres beschaffen sei? War er ihr nicht gefolgt auf jedem Schritte? Hatte er ihr nicht die herrlichsten Bilder erklärt, sie selbst mit der Gattin des verehrten Freundes in sein Atelier geführt und ihr sogar das Geheimniß seiner, allen Uebrigen unbekannt, Farbenmischung offenbart? Ja, er hatte ihr Portrait mit einem Ausdruck wahrhaftiger Gluth und idealischer Schönheit entworfen und ihr zugesandt, wie es keiner der Freunde ihm hätte nachmachen können. Und doch hatte sie ihm nicht ein einziges Lächeln mehr zugewandt als allen Anderen. Nicht einmal gedankt hatte

sie ihm, als Felix auf seine Veranlassung ihr eine Nachtmusik gebracht, obwohl sie den Urheber derselben erfahren. Wohl hatte sie bisweilen einen ihrer glühendsten Blicke in seine harrende Seele getaucht, nicht aber um sie zu beruhigen, vielmehr um sie nur stärker in verzehrende Flammen zu setzen. Welche Kraft sprach aus diesen Blicken, welche Fähigkeit, welches Feuer! Und das sollte er noch länger ertragen, allein mit sich herumschleppen? Nein, die feurige Masse in seinem Innern hatte sich zum Uebersprudeln angehäuft, sie mußte ausbrechen, wie die glühende Lava aus dem Schooße der Erde durch den Vulkan ausbricht und die entsetzliche Lohe an das erkältende Tageslicht wirft; denn Keinem der Freunde hatte er sich vertraut, das war seine Art nicht, man hätte ihn gar für schwach halten, und wenn auch nicht verspotten, doch über ihn lachen können, und das wäre ihm fürchterlich, unerträglich gewesen. Daß der Gegenstand seiner Leidenschaft eine Schwarze war, das war ihm beinahe noch nie eingefallen; denn so weit hatte sie ihn schon beherrscht, daß er nicht mehr sah, nicht mehr hörte; er verschlang nur ihre ganze Erscheinung, und schon wenn er den Duft ihrer rauschenden Kleider einsog, ein Duft, welchen sie selbst mit kunstfertigen Händen aus geheimnißvollen Blüthen ihrer Wälder angefertigt und welcher sogar einst eines Hutten Sinne berauscht hatte, schon dann war er entflammt und das Blut trat ihm in das dunkle Gesicht, sein Auge mit einem düstern Schleier bedeckend.

Wäre er besonnener, ruhiger geblieben, hätte er die, Cigarita umgebenden, Verhältnisse sich klar gemacht,

er wäre wahrscheinlich leichter und ohne jene krampfhaften Schmerzen zum Ziele gelangt. Er hätte nur mit Eduard und diesen mit Beata sprechen sollen lassen, dann hätte sich gewiß sein Schicksal sehr bald entschieden. Daran dachte er aber nicht, geraden Wegs ging er auf das Ziel seiner Leidenschaft los und dieses: Cigarita – o, sie war nicht so leicht zu erobern, sie hatte wenigstens nicht den geringsten Eindruck aller seiner Bemühungen auf ihr stählernes Herz verrathen. Wohl hatte sie seine Bewerbungen bemerkt, denn welches Weib, sei es schwarz, weiß oder von brauner Haut – bemerkt es nicht, wenn ein liebender Mann seine Blicke, seine Gefühle auf sie wirft? Aber sie war ein Kind der wilden, gigantischen Natur, heißes Blut rollte in ihren Adern und ein starker, beinahe männlicher Sinn erfüllte ihre ganze Seele. Und da Cigarita diese Bewerbung wohl merkte und für Scherz hielt, da sie im Ernste nicht glauben konnte, daß ihre dunkle Schönheit auf einen weißen Mann solche Wirkung üben könne, so entzog sie sich ihm, schloß ihr eigenes Herz zu und gab sich gegen ihn gezwungener, zurückhaltender sogar als gegen jeden Andern. Sie verließ Beata, wenn diese im Freien war, fast nie, und in Begleitung irgend eines Menschen war sie für Adalbert Lambeck ein unnahbares Wesen, denn er wollte nur mit ihr, mit ihr allein, ohne jeden Vermittler zu thun haben.

So standen die Sachen am Morgen nach dem Feste. Wie ein im Käfig eingeschlossener wilder Löwe schritt der kühne Künstler in seinem Zimmer auf und nieder,

sein Herz in enge Bande geschnürt. Er war schon fertig gekleidet; in seine seidene Strümpfe das volle Bein gehüllt, sein dunkles Sammetwamms übergeworfen und das Barett tief in die Stirn gedrückt, die Arme unter einander geschlagen, wilde Worte murmelnd, die lebhaften, kernigen Züge straff gespannt, ging er in qualvoller Einsamkeit mit sich zu Rathe.

»Was soll ich thun?« sagte er. »Diese entsetzliche Leidenschaft erdrückt mich. Ich, der ich tausend Mal Andere verlacht, verspottet habe, spiele diese erbärmliche Rolle? Wenn das Josephson, der Spaßmacher, wüßte, es wäre entsetzlich! Und doch muß die Sache ein Ende nehmen, ich ertrage es nicht länger. Adalbert, Adalbert! Das ist eine abscheuliche Geschichte! Wie klein, wie erbärmlich bist Du geworden! Läufst einem Weihe nach, welches Dich kaum eines Blickes würdigt. Pfui! Aber ha! was für ein Weib! Ein Weib gerade für einen Maler, einen Mann wie ich! Dieser stolze Kopf, dieses glänzende Haar wie von funkelndem Ebenholze! Dieser Nacken, dieser Busen, diese Arme! Dieser Gang, dieser Blick, diese Festigkeit! O, es ist schändlich, schändlich, schändlich – mich so zu entflammen und mir kein Wasser, diesen Brand zu löschen, zu geben! Wenn ich nun an sie heranträte, es ihr gerade in's Gesicht sagte: ›Cigarita, ich liebe Dich! Nimm mich oder ich erdolche mich vor Deinen Augen!‹ Wie dann? Wenn sie nun lacht, mit ihre blendenden Zähne zeigt und sagt: ›Erdolchen Sie sich!‹«

Er riß das saubere Barett von dem dunkeln Haar und trat es mit Füßen.

»O, diese Wuth, die mich erfüllt – und doch – Das ist ja närrisch! Ist Das die Liebe? Das die Leidenschaft zu einem Weibe? Ja, dann freilich war ich ein Thor, ein Unsinniger, ein Wahnwitziger, daß ich die Anderen verspottete, während ich selber – ich – ich – ich – o, daß ich den Josephson zermalmen könnte in meinen Händen, ich sehe ihn schon lächeln mit seinem feinen, spitzigen Lächeln und mich fragen – nein, nein, das soll nicht sein, ich halte es nicht länger aus. Ich will nach dem Schloß, ich dringe in ihr Zimmer, ich sage ihr, was ich will – Gut, das soll, das muß geschehen. Und sogleich.«

Hastig riß er das Barett vom Boden auf, bürstete den Staub ab, den seine Füße darauf zurückgelassen, und drückte es sich in die Stirn, die mit einem glühenden Roth gefärbt war, schloß sein Zimmer auf und verließ mit energischen Schritten das Künstlerhaus.

Die Gärtner und deren Handlanger ordneten und harkten die Wege, die von den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen am vorigen Tage zerstampft und aufgewühlt waren. Ohne Gruß ging er an Karl vorüber, der seine Untergebenen beaufsichtigte. Er schlug die Richtung nach dem nahen Marstall ein. Da, um eine Hecke biegend, blieb er wie angewurzelt stehen, denn er sah von ferne das schwarze Geschwisterpaar ihm entgegenschreiten, ebenfalls dem Marstalle zu, gefolgt von dem treuen Kolumbus.

Rasch war sein Entschluß gefaßt; er trat auf die Geschwister zu. Sein Barrett lüftend bot er ihnen einen Morgengruß und stellte sich vor ihnen mitten im Wege auf. Beide blickten ihn überrascht an.

»Ithyssa,« sagte er, »thu' mir einen Gefallen. Laß mich einen Augenblick mit Deiner Schwester allein, ich habe mit ihr zu reden.«

Ithyssa warf einen fragenden Blick auf Cigarita. Diese winkte ihm mit dem Auge und während der Bruder sie verließ, ging sie mit ihrem gewöhnlichen energischen Schritte, der ihren ganzen Charakter ausprägte, dem Marstalle zu, von dem Tempera-Maler gefolgt, der sich zum Sturm entschlossen hatte, wenn die Uebergabe der Festung nicht von selber erfolgen sollte.

»Was haben Sie mir zu sagen?« fragte sie kurz, mit ihrer kleinen Reiterte den Staub von ihren griechischen Beinkleidern schlagend.

»Das werden Sie sogleich hören, Cigarita; wenn Sie aber fortfahren, nach den Stallungen zu gehen, wo so viele Menschen sind, so hätte auch Ihr Bruder bei uns bleiben können.«

»Ich will reiten; reiten Sie mit mir, dann können Sie genug sprechen.«

Der Tempera-Maler warf einen beinahe klagenden Blick auf seine seidenen Strümpfe.

»Ich bin eher zum Tanzen als zum Reiten eingerichtet,« sagte er, »lassen Sie uns gehen, es ist besser so.«

»Ich will aber reiten, mein Herr. Wenn Ihnen an Ihrem Gespräch etwas gelegen ist, so werden Sie, denke ich, doch wohl Ihr Schuhwerk wechseln können.«

»Gewiß, Cigarita, gewiß. Werden Sie mich aber auch hier erwarten?«

»Ich werde unterdessen satteln lassen.«

Der Maler flog mehr als er ging, den Weg nach dem Künstlerhause zurück. Es waren noch nicht zehn Minuten verflossen, da stand er schon wieder halb athemlos und in Reitstiefeln vor dem Marstalle, aus dem so eben zwei gesattelte mexikanische Hengste geführt wurden. –

»Soll ich mitreiten?« fragte der dienende Neger.

»Frage diesen Herrn, David, er ist mein Begleiter.«

»Nein, David, nein, bleibe zu Hause.«

Im Nu waren beide geschickte Reiter im Sattel.

»Wohin wollen Sie?« fragte Cigarita wieder.

»Wohin Sie mich führen.«

»Wohlan, vorwärts, in den Buchenwald hinein, da ist es schattig, Ihr Teint leidet von der Sonne.«

Sie galoppierte voran, Lambeck folgte dicht an ihrer Seite. –

»Wenn das so fortgeht im Galopp,« dachte der arme Maler, »so wird mein Gespräch sehr holprig herauskommen.«

»Sie wollten Etwas sagen!« fing Cigarita an.

»Ich? Ja! Aber – im Galopp – ich bin keine Windsbraut – ich bin nur ein Mensch, Cigari – ta!«

Die neckische Cigarita lachte und versetzte ihren schnaubenden Hengst in Schritt.

»Nun,« sagte sie, »jetzt reiten wir ruhig. Sprechen Sie, die Sonne belästigt Sie hier nicht. Und damit ich gemächlich zuhören kann, will ich mir eine Cigarre anbrennen.«

Damit legte sie dem Pferde vorsichtig den Zügel auf den Hals, nahm ihre kleine Cigarrenbüchse von Schildpatt, mit Gold verziert, aus der Tasche ihres kurzen Gewandes, strich ein Wachskerzchen an und brannte in aller Gemüthsruhe ihre Cigarre an.

»Geben Sie mir auch eine Cigarre, sie duftet sehr schön.« –

»Bewahre, Sie sind keine Windsbraut und müssen Ihren Athem behalten. Ueberdies haben Sie zu sprechen und ein rauchender Mensch, zumal wenn die Cigarre so schön ist, wie diese, ist ein schlechter Redner.«

Sie griff nach den Zügeln, der Rappe sprang an, vielleicht etwas zu heftig, und, mochte es die Reiterin nun nicht vorher gesehen haben und zusammengefahren sein, oder hielt sie ihr Tabacksstengelchen nicht fest zwischen den Lippen, genug, bei dem Anspruch des Pferdes entfiel die Cigarre ihrem Munde und auf den Rasen, über den sie eben ritten.

Wie der Blitz war der Maler vom Pferde, bückte sich, nahm die noch brennende Cigarre vom Boden und steckte sie in seinen eigenen Mund. Gleich darauf saß er wieder im Sattel.

Cigarita warf einen glühenden, fragenden Blick auf den liebetrunkenen Mann und lächelte.

»Also Sie wollen Ihren Willen haben?« fragte sie. »Gut, ich will den meinen auch haben.«

Und wieder legte sie den Zügel auf den Hals des Pferdes, holte ihre Büchse hervor und nahm eine neue Cigarre daraus.

»Ich habe kein Wachsstockchen mehr,« sagte sie, »geben Sie mir von Ihrem Feuer.«

Entzückt hielt der Maler sein Pferd an, nachdem er es dicht an das ihrige gedrängt, und so reichte er ihr seine brennende Cigarre hin.

Sie rauchte die ihrige vollkommen an, dann, eben als der Maler die Hand ausstreckte, sein geraubtes Eigentum wieder zu empfangen, drückte sie es zwischen den Fingern rasch entzwei und warf es in die Gebüsche. Adalbert Lambeck, so unerwartet hintergangen, wußte nicht, ob er mehr seiner Verwunderung, oder seinem Unwillen Luft machen sollte.

»Das war unrecht,« sagte er.

»Das war recht. Mein Wille war früher ausgesprochen, als der Ihrige.«

»Ich dachte es wohl,« sagte sich der Künstler. »Aber so will ich das Weib haben. Sie ist göttlich!«

Und wieder sprengte die kühne Reiterin im Galopp dahin.

»Sie sprechen ja noch nichts,« sagte sie lächelnd und warf ihre dunklen Augen im strahlendsten Glanze auf den Europäer, dessen Herz in immer stärkeren Flammen aufloderte, je mehr sich sein Blut durch die heftige Bewegung erhitzte. Aber jetzt schwieg er; er nahm sich zusammen und wollte nicht besiegt erscheinen. Auch hatte er diesmal richtig gerechnet. Cigarita hielt ihr Pferd von

selbst an und betrachtete ihren Nachbar mit fragenden Blicken.

»Jetzt ist es Zeit,« dachte er. »Sie sind in Amerika geboren?« fing er an.

»Ja – das wissen Sie schon lange.«

»Ihre Eltern sind todt?«

»Ich habe nur noch einen Bruder am Leben und zwei unschätzbare Freunde, Beata und Eduard Hutten.«

»Sie haben noch mehrere!«

»Das denkt man – ich fühle es nicht. Nicht Jedermann ist unser Freund, der es zu sein vorgiebt.«

»Haben Sie sonst noch Niemanden geliebt, Cigarita?«

»Geliebt? Nein! Ah – hier ist der Weg schön, vorwärts, Zampa!«

Und auf der Stelle setzte sich der stolze Hengst wieder in Galopp. Der Maler folgte und mußte sich gestehen, daß eine Liebeserklärung bei solcher Reiterin anzubringen, zu Pferde noch mehr Schwierigkeiten habe, als zu Fuße. Plötzlich hielt er sein Pferd an. Cigarita, einige zwanzig Schritt voraus, blickte sich um und sah den Mann unbeweglich halten. Jetzt hielt auch sie ihr Pferd an und kehrte im Schritt zurück.

»Was soll Das heißen?« fragte sie und blies lange Wolken aus ihrem Munde in die Morgenluft.

»Ich habe auch meinen Willen,« entgegnete Adalbert Lambeck, »und dieses Mal habe ich ihn zuerst ausgesprochen.«

Cigarita wollte Etwas erwidern, als plötzlich, einem Seitenwege folgend, Josephson mit Willibald, Riepenstahl und einigen fremden Künstlern daher gewandelt kam.

»Ah!« rief der Tempera-Maler grimmig, »Das fehlte auch noch!«

Und nun gab er seinem Pferde die Sporen und jagte denselben Weg zurück, den er eben gekommen war.

Cigarita, zuerst die Künstler freundlich grüßend, die ihr einen guten Morgen zuriefen, wandte dann langsam ihr Pferd und ritt in kurzem Galopp dem sonderbaren Begleiter nach.

Bald hatte sie ihn wieder eingeholt, denn er wartete in einem Laubgange auf sie, nachdem er sich überzeugt, daß die Freunde einen anderen Pfad eingeschlagen.

»Sie sind ein eigenthümlicher Ritter,« sagte sie lächelnd, aber schon mit mehr Milde als zuvor, »eigentlich hätte ich Sie Ihrem Schicksale überlassen sollen.«

»Sie können es jeden Augenblick thun – ich bin es zufrieden.«

»Jetzt will ich wieder nicht. Reiten wir langsam.«

Nun ritten Beide schweigend im Schritt nebeneinander her, als wäre nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen. Der Maler blickte unverwandt, mit geröthetem Gesicht auf den Hals seines Pferdes, von den blitzenden Augen seiner Gefährtin dann und wann beobachtet. Der stolze, kühne und kurz angebundene Mann hatte ihr einen Zügel angelegt, wie sie ihm auf gleiche Weise

gethan hatte, sie waren wie Nord- und Südpol, Beide einander abstoßend, wenn sie sich vertraulich nähern wollten. –

»Daß muß ein Ende nehmen,« dachte endlich der Maler, und plötzlich sein Pferd dicht an das ihrige drängend, schaute er sie mit flammenden Blicken an. Cigarita ritt dicht an den Bäumen, sie konnte nicht ausweichen. Sie erhob ihre funkelnden Augen und blickte ihn verwundert an.

»Cigarita,« sagte er mit vor innerem Kampfe erstickter Stimme, »weichen Sie mir nicht länger aus, Sie wissen, was ich sagen will.«

»Ich weiß Nichts!« war die kurze, stolze Antwort.

»Dann sollen Sie es sogleich hören. Ich bin ein Mann, wie Sie ein Weib sind. Ich bin ein Künstler – Sie wissen es. Ich habe ein Herz – Sie wissen es. Mein Herz ist voll – übervoll zum Zerspringen. Ich habe nie geliebt – jetzt liebe ich, auf eine entsetzliche Weise, und nur Sie allein können meine Gefühle erwidern.«

Cigarita zuckte zusammen, ihre Augen schleuderten einen Doppelblitz dieser kühnen Sprache entgegen, dennoch schwieg sie hartnäckig.

»Antworten Sie mir, ich habe Nichts mehr zu sagen. Wohin Sie wollen, nach Amerika, Asien oder Afrika – wohin Sie wollen, heute oder morgen, ich folge Ihnen, wenn Sie es verlangen.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich die Insel verlassen will? Ich verlasse sie nie, ich bin glücklich hier.«

»Dann machen Sie auch mich glücklich. Werden Sie mein Weib, wie es die Anderen meinen Freunden geworden sind – ich kann nicht bitten, nicht flehen, das verstehe ich nicht. Sagen Sie Ja oder Nein! Im ersteren Falle bleibe ich hier und bin ein glückseliger Mensch, im anderen gehe ich heute von hier fort und Niemand auf dieser Welt sieht mich wieder.«

Cigarita war gerührt, gerührt von diesen kräftigen Worten, als je zuvor in ihrem Leben. Jetzt blickte sie auf den Hals ihres Pferdes. Der kühne Reiter ritt noch dichter an sie heran und umfaßte mit seinem linken Arm ihre Hüfte, während seine Rechte die Zügel des Pferdes ergriff. Ein nervöses Zucken fuhr durch alle Glieder des Malers bei dieser Berührung. Er hatte die Sonne seines Lebens, die er bisher nur empfunden, mit seinen Armen berührt und sie versengte seinen Athem.

Unbeweglich aber, wie die Sonne am Himmel selbst, blieb diese seine irdische Sonne, sie wehrte seine Berührung nicht, sie schien sie nicht einmal zu bemerken. Träumerisch blickte sie nieder.

»Antworten Sie mir!« brach er stürmisch hervor.

»Was soll ich antworten?« flüsterte sie. »Wissen Sie nicht, daß ich mir nicht gehöre? Ich habe eine Herrin und einen Gebieter. Nur sie allein haben über mein Schicksal zu entscheiden.«

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es bei diesen hoffnungsverheißenden Worten den Tempera-Maler, er sah ein,

was er verabsäumt, er hatte seinen Freund, Eduard Hutten, vergessen, und der konnte in seiner liebevollen Gemüthsart seinen Untergang nicht wollen. Denn nur um Leben und Untergang handelte es sich jetzt in seinem Herzen.

»Ich bin zufrieden,« sagte er leise und zog seinen Arm zurück, »ich werde mit Hutten sprechen.«

Und ohne ein Wort weiter zu wechseln ritten die beiden Reiter, das schwarze Weib und der weiße Mann, nach dem Schlosse, wo ein Diener ihnen die Pferde abnahm.

Adalbert begab sich zu Raphael, Cigarita dagegen betrat augenblicklich Beata's Gemach, wo sie die beiden zärtlichen Gatten allein fand, die Arm in Arm auf einem Divan saßen. – Thränen stürzten der Negerin aus den Augen, sie warf sich schluchzend zu den Füßen der beiden Liebenden und umschlang ihre Kniee, während ihr Busen wie ein stürmisches Meer wallte und kochte.

Bestürzt schaute Hütten auf, eben so seine Gattin

»Was ist geschehen?« riefen Beide.

»Ach, meine besten, einzigen Freunde,« schluchzte die heftig ergriffene Negerin, »ich habe keinen Vater, ich habe keine Mutter, ich habe kein Vaterland, Ihr allein seid mir dieses Alles. Verstoßet mich nicht von Euch, die Welt ohne Euch und außer Euch ist so rauh, so kalt, bei Euch allein bin ich glücklich, bin ich in meiner Heimath –«

»Aber wer will Dich denn verstoßen, Cigarita!« rief Eduard und zog die Freundin Beata's empor. »Was ist denn geschehen?«

»Der schwarze Maler mit den brennenden Augen hat um mich geworben, er will mich zum Weibe, aber ich will Euch nicht verlassen!«

»Adalbert Lambeck! Weiter nichts? Will er denn mit Dir fort von uns?«

»Nach Asien, Afrika oder Amerika, hat er gesagt, wohin ich will.«

»Aber Du willst ja nicht dahin, das war ja nur ein Beweis seiner großen Liebe zu Dir. Wenn Du bleibst, bleibt er auch.«

»Er will bleiben? Ach, wenn er bliebe!«

»Nun, und dann? Liebst Du ihn nicht?«

»Er ist ein Weißer und ich eine Schwarze! Welche Verbindung! Kann das eine wahre Neigung von ihm sein?«

»Das müssen wir ihn allein entscheiden lassen, Cigaretta; die Frage ist nur die, ob Du *ihn* zum Manne willst –«

»Ja, wenn er vergißt, daß meine Haut die Farbe der mittägigen Sonne hat und wenn er bei Euch bleibt. Sonst nie – nie!«

Eduard lächelte Beata an, als wollte er sagen: habe ich es Dir nicht lange gesagt?

Beata nahm die weinende Negerin in ihre Arme und küßte ihre schöne Schulter.

»Wir wollen ihn fragen,« sagte sie liebevoll, »Du sollst uns nie verlassen, dürfen wir ihm aber sagen, daß Du ihn magst?«

»Ja, ja, aber unter *einer* Bedingung!«

»Und welches ist diese Bedingung, Cigarita?« fragte Beata.

»Komm' hierher bei Seite, nur Dir allein kann ich es sagen.« Und die noch schönere Freundin in eine Ecke ziehend, flüsterte sie leise, während ihr Busen noch stärker wogte: »Hat er auch an Alles gedacht? Weiß er, daß die Kinder einer schwarzen Mutter und eines weißen Vaters eine gelbe Haut haben? Ach, und wenn er diese sieht, wird er dann glücklich bleiben? Die weißen Männer lieben diese Farbe nicht. Das sage ihm.«

Und rasch entsprang sie in's Nebenzimmer.

Beata theilte lächelnd die von Cigarita bestimmte Bedingung ihrem Gatten mit und blickte ihn fragend an.

»Sie hat Recht!« sagte Hutten. »An den Kindern merken die Weißen, die eine schwarze Liebe haben, erst, daß die Mutter dieser Kinder keine Weiße war. Ich will sogleich Lambeck rufen. Das muß entschieden werden. Ich mag keinen Liebesjammer um mich her, wo wir Alle nur glücklich sind; auch der Josephson fängt schon an, vor Sehnsucht zu kränkeln. Es wird Zeit, daß ich ihm mein Versprechen halte.«

Und er ging sogleich an seinen Telegraphen und ließ die Glocke im Künstlerhause ertönen. Die Antwort ergab, daß Adalbert ausgeritten sei. Das war nach Cigarita's Versicherung nicht wahr, er mußte also wo anders sein. Einige andere Glocken wurden in Bewegung gesetzt, aber keine Antwort lautete befriedigend. Endlich, wie man an den richtigen Ort stets zuletzt gelangt, erhielt Eduard von Raphael die Antwort:

»Lambeck ist hier, er kommt schon.«

Doch gehen wir zu Diesem zurück, der unmittelbar aus dem Garten zu Raphael gelaufen war. Er hatte gehofft, ihn allein zu treffen, unglücklicher Weise aber waren so eben Josephson, Riepenstahl und Willibald zum Freunde gekommen, nachdem sie die Künstler an den Strand geleitet und von ihnen Abschied genommen hatten.

Raphael saß mit den Freunden im Atelier, Judith war nicht dabei. Alle bemerkten die Aufregung des sonst so gefaßten und gemüthsrühigen Tempera-Malers und schauten ihn verwundert an.

»Nun, was giebt es, Adalbert?« fragte Raphael, »Du hast Schweißtropfen auf der Stirn.«

»Er hat einen Morgenritt gemacht!« lächelte Josephson.

Der Tempera-Maler warf ihm einen schrecklichen Blick zu, der aber an dem Harnisch der Gleichmuth des Hofmarschalls abprallte. »Ich wollte Dich besuchen,« sprach er dumpf, »nun, da Du nicht allein bist, gehe ich.«

Josephson faßte den sich Umwendenden am Arme.

»Bleib',« sagte er, »wir haben so eben von Dir gesprochen, heute bist Du der Wolf, den wir hegen, nicht ich.«

»Was habt Ihr gesprochen, ich will nicht hoffen –«

»Eine Frage wirst Du uns wohl erlauben. Erinnerst Du Dich noch Deiner Eintheilung der weiblichen Schönheiten, Adalbert?«

»Was soll Das hier? Ich bin nicht zum Scherze aufgelegt.«

»Aber wir! Warum reitest Du, nachdem Du Dich vor Niemandem gezeigt, mit einer Schönheit spazieren, für die wir, nach Deiner eigenen Ansicht, keine Klassificirung haben.«

»Wolf hat Recht,« stimmte Raphael lächelnd bei, »Cigarita ist eine Schönheit, wir finden das Alle.«

»So, findet Ihr das? Das beweis't allein, daß Ihr nicht blind geworden seid, nachdem Ihr Eure Augen und Herzen an nicht so blendende Schönheiten verloren.«

Die Freunde lachten nun laut; der Tempera-Maler ging knirschend im Gemach umher und stieß beinahe Alles um, was ihm in den Weg kam.

»Ja,« sagte der sonst so sanfte Willibald, »eine bleiche Schönheit kann man Cigarita nicht nennen.«

»Eine rosige auch nicht!« bemerkte Raphael und beachtete nicht den vernichtenden Blick, den ihm der Urheber dieser Schönheitstheorie zuwarf.

»Es bleibt also nur die blendende und üppige übrig,« sagte Riepenstahl kichernd. »Blendend ist sie freilich im gewissen Sinne, üppig aber ganz gewiß, also gehört sie doch in eine der vier Klassen.«

»Ach, was streitet Ihr Euch!« rief Wolf jubelnd. »Sehet doch diesen wilden Löwen an, er giebt sich ja selbst gefangen und gesteht, daß er eine Hauptklasse vergessen hat und die gehört in sein eigenes Vaterland. Mit Einem Worte, Cigarita ist eine *schwarze* Schönheit. Nicht wahr, mein Löwe?«

Der Löwe lächelte und zeigte damit zuerst, daß er gebändigt war. Tumultuarisch umringten ihn Alle und wollten von seiner Unterhaltung mit der schwarzen Schönheit Vorthail ziehen.

»Seid Ihr verrückt geworden?« rief der Tempera-Maler mit seiner Löwenstimme, »was wollt Ihr von mir?«

»Nehmt Euch in Acht, Ihr Künstler!« rief Josephson, »noch ist das wilde Thier in ihm nicht ganz todt. Seht, er schlägt einen Reif, wenigstens mit seinen Augen, und seine Tatzen ziehen sich schon zusammen.«

Wuthentbrannt wollte Lambeck etwas Grimmiges erwidern, da schlug die Telegraphenglocke in Raphael's Zimmer sieben Mal an, ein Zeichen, daß Hutten ihn rufe.

»Still,« sagte er, »der Telegraph spricht.« Und er ging an sein Bureau und las die Tasten, die sich erhoben. »Lambeck!« rief er laut. Dann, nach einer Weile: »Du sollst zu Hutten kommen, er ruft Dich!«

Der so plötzlich aus seinem Grimm Geschreckte ließ die Hände an seinen Leib herabsinken; sein Barett auffassend und: »Er ist mein Schicksal!« murmelnd, verließ er rasch das Atelier, um sich zu dem Bewohner des Pavillons zu begeben.

»Der ist todt, mausetodt!« sagte Josephson, als er fort war. »Paßt auf, wir haben heute bei Tische ein Brautpaar mehr. O, welche Lust! – Ach!«

Eduard empfing seinen Freund gütig, wie immer, wenn er Jemanden glücklich zu machen wußte. Sie hatten eine lange Unterredung. In Allem waren sie einig. Zuletzt kam Cigarita's Bedingung.

»Was?« rief Adalbert Lambeck, »auch Du? Sie ist nicht schwarz, das schwöre ich Dir, sie ist rosig, golden, blendend, kurz, Alles, was Du willst – aber schwarz ist sie nicht, und wäre sie es – und wäre sie roth, wie Deine Indianer, gelb wie die Mulatten, ich liebte sie und nähme sie doch zum Weibe, wenn sie mich wollte.« –

»Und Du selbst willst mich nie mit ihr verlassen?«

»Nie, nie, mein theuerster, edelster Freund!«

Eduard öffnete seine Arme und schloß den vollkommen gebändigten Löwen an seine Brust. Dann öffnete er die Thür zum Nebenzimmer und Lambeck sah Cigarita neben Beata sitzen, ihren schönen Kopf an dem schöneren Busen der Freundin verbergend.

»Da ist er!« sagte Eduard und führte ihn zu den harrenden Frauen. »Ich habe ihn. Deine Bedingungen sind angenommen, Cigarita!«

Und Beata winkend, zog er sie in das Nebenzimmer hinein. Lambeck aber, mit thränenden Augen, stand vor der glühenden Cigarita – ihre brennenden Blicke verzehrten sich. Dann öffneten sich ihre Arme, und das schwarze Mädchen lag an der Brust des weißen Mannes.

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE BRAUTFEIER.

Eduard und Beata befanden sich am Nachmittage dieses Tages in ihrem Billardzimmer und unterhielten sich

allein mit ihrem Lieblingsspiele. Eduard war zerstreut und Beata spielte besser als er.

»Was hast Du nur, mein Freund?« fragte die Gattin.

»Frage lieber was *wir* haben. Wir haben wieder zwei Bräute auf der Insel, und ich denke schon an ihre Hochzeit.«

»Das werden zwei sehr verschiedene Paare sein, die sanfte Louise und die wilde Cigarita, der duldsame junge Geistliche und dieser frisch gebändigte Löwe Adalbert, wie Du ihn nennst.«

»Ich wünschte, wir hätten noch ein drittes Paar, welches die Verbindungsstufe zwischen beiden bildete. – Aufrichtig gestanden, Josephson's Liebe liegt mir schwer auf dem Herzen, und es wird Zeit, daß die Frucht genossen werde, sie ist überreif.«

»Du kannst aber doch nicht nach Rom reisen, um den widerspenstigen Vater zu bereden.«

»Das will ich auch nicht. Mir ist Alles geglückt, ich kann es wohl eingestehen, Beata, das Schicksal selbst hat für mich gearbeitet. Der arme Josephson allein bleibt verwais't zurück, ohne daß ich sehe, wie ihm zu helfen. – Schon lange habe ich seine Fassung und Geduld bewundert.«

In diesem Augenblicke ging leise die Gartenthür auf und ein schöner Kopf mit dunkeln gescheitelten Haaren schaute lächelnd herein.

»Störe ich?« fragte die holdselige Judith und grüßte mit Augen und Händen.

»Du störst nie!« rief Beata.

»Geschwind, geschwind herein, ein so schöner Gast ist selten nicht willkommen,« fügte Eduard hinzu.

Judith war strahlend von Heiterkeit und Frohsinn. Als sie die Gatten allein sah, sprang sie sogleich in's Zimmer, mehr als sie ging.

»Ich bringe eine Botschaft,« sagte sie, »rathet einmal, welche?«

»Das können wir nicht, Judith, für uns giebt es viele Orte, von denen eine Botschaft einlaufen kann. Ist es von der Insel?«

»Nein, nicht von der Insel. Aber nicht weit davon. Hier ist ein Brief an mich!«

Und sie hielt einen in rosa Seidenpapier geschlagenen Brief in die Höhe.

Eduard und Beata riethen mit einander.

»Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, Kinder,« rief die junge Frau munter, »Du, Beata, nun einmal gar nicht, Du kennst den Schreiber nicht.«

»Also ist es ein Schreiber?«

»Oder eine Schreiberin! Was weiß ich!«

»Ach, nun weiß ich es! rief Eduard freudig, »es ist schon wieder der Wolf in der Fabel, und den Wolf betrifft es selber, nicht wahr?«

»Richtig gerathen! Emma hat geschrieben. Sie ist in der Hauptstadt.«

»In der Hauptstadt? Mit ihrem Vater?«

»Gewiß, immer mit ihm. Er ist ganz hergestellt, glücklich und froh, und hat nun endlich sein letztes Ziel erreicht: Er ist Justizminister geworden.«

»Justizminister!« sprach Eduard bedenklich und faßte sich an die Stirn.

»Ja, gestrenger Herr und Gebieter! Justizminister! Und die kleine Emma ist außer sich vor Entzücken, wieder in unserer Nähe zu sein; schon seit drei Tagen sind sie zurück. Sie weiß Alles, was hier vorgegangen und sendet die freundlichsten Grüße.«

»Hat sie nichts von Josephson gesagt?«

»Gewiß hat sie das. Sie herzt und küßt ihn in Gedanken, da sie es in der That noch nicht darf. – Ihr Vater weiß noch Nichts, weder von ihrem Versprechen an uns, noch von ihrer Neigung. Das arme Kind! Seitdem sie einen Verlobten im Stillen hat, hat sie ihn noch nie gesehen, höchstens alle vier Wochen einen Brief gewechselt. Ihre Abreise hierher hat sie ihm aber nicht melden können, da sie zu rasch vor sich ging. Und da sie weiß, daß Wolf Josephson jetzt ein bedeutender Mann geworden, so hat sie – nun, das könnt ihr Euch vorstellen.«

Eduard stand, im Innern sich bedenkend, schweigend vor der erfreuten Botin.

»Hat sie Nichts von mir geschrieben?« fragte er nachdenklich

»Nichts als Grüße; nur schreibt sie, ihr Vater litte nicht mehr an seinen Anfällen, und das käme daher, weil er nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß ein gewisser Eduard Hutten Stolling todt wäre, denn wenn er noch lebte, würde er sich längst um seine Erbschaft beworben und gemeldet haben.«

»Aber mein Gott, ist denn der Mann wahnsinnig? Haben ihm die Zeitungen, die Nachrichten aus der Hauptstadt mich nicht unter den Lebenden und Glücklichen angegeben?«

»Das hält er Alles für Täuschung oder für einen Zufall. Doch Näheres weiß ich nicht.«

»Ich muß sogleich Josephson sprechen. Ich will keinen Augenblick in dieser Sache verlieren. Freuet Euch, Kinder, es giebt wieder eine Hochzeit für drei glückliche Paare. Und nun laßt mich auf mein Zimmer gehen, ich muß dem Premierminister anzeigen, daß sein Schwiegervater sein College geworden ist.«

Er wollte gehen, nachdem er sich den Damen empfohlen, aber ihr leises Geflüster hielt ihn einen Augenblick zurück.

»Was giebt es?«

Beata näherte sich ihm schmeichelnd, mit geneigtem Köpfchen und schmelzenden Augen.

»Dürfen wir horchen, Eduard?« fragte sie. »Wir möchten gern die großen Augen sehen, die er machen wird.«

»Horchen?« Pfui! Nein, gewiß nicht. Kommt aber mit in mein Zimmer und setzt Euch auf den Divan im Nebenzimmer, ich lasse die Thür offen.«

»Närrchen, Das ist's ja eben, was wir wollen!«

Und sie raubte dem Geliebten einen flüchtigen Kuß. Alle Drei gingen ab.

Fünf Minuten darauf trat Josephson in Eduard's Wohnzimmer; er hatte keine Ahnung von Dem, was ihn erwartete.

»Du rufst mich, ich komme,« sagte er. »Was soll ich?« –

»Josephson,« begann Hutten sehr ernst und heftete sein sprechendes Auge fest auf des Freundes Antlitz, »Du hast Dich in den Dienst meiner Herrschaft begeben und sollst Ursache haben, diesen Dienst sehr bitter zu finden.«

»Im Gegentheile, er ist sehr süß, ich habe nur Angenehmes zu thun.«

»Das ist es ja. Jetzt kommt etwas Unangenehmes.«

»O, was denn?«

»Du mußt augenblicklich eine Reise antreten, Wolf.«

»Gern, wohin soll ich? Mit welchen Aufträgen?«

»Es geht weit, Wolf, sehr weit. Die Aufträge sind kitzlig.«

»Nur heraus damit. Ich brenne vor Ungeduld, Jemanden zu kitzeln.«

»Wenn Du nun aber selbst gekitzelt würdest?«

»O, Das laß nur gut sein, – ich fürchte mich nicht.«

»Das ist nur Prahlerei Wenn Du hörst, an Wen mein Auftrag lautet, wirst Du erbleichen.«

Josephson erröthete stark.

»Sprich,« sagte er. »Ich höre und werde nicht erbleichen. Diese Farbe kenne ich nur an Adalbert's Schönen.«

»Nicht an Deiner eigenen?«

Josephson erröthete noch stärker.

»Nun, da wir gerade davon sprechen, Du mußt augenblicklich zu Deinem zukünftigen Schwiegervater reisen.«

Und nun erbleichte der edle Mensch doch.

»Nach Rom?« fragte er beinahe fieberhaft.

»Nicht nach Rom, wohl aber nach der Hauptstadt – er ist seit drei Tagen daselbst angelangt, und zwar als – Justizminister.«

Josephson trat einen Schritt zurück.

»Und was soll ich bei ihm?« fragte er dann ernst weiter.

»Um die Hand seiner Tochter werben, die Dich grüßen läßt und Dich wahrscheinlich jeden Augenblick erwartet.«

»Eduard?!«

»Josephson!«

»Ist das Dein Ernst? Ich weiß nicht, was ich von dieser plötzlichen Ankunft und dieser Standeserhöhung denken soll. Wie lange weißt Du es?«

»Ich habe es vor fünf Minuten erfahren. Ist Dein Muth schon erloschen?«

»Stelle noch dreitausend Teufel an seine Seite, und dann frage mich, ob ich meinen Muth verliere.«

»Sachte, sachte! Der *eine* Teufel in seiner Brust ist stark genug, Dich zu besiegen.«

»Welcher Teufel?«

»Den Du kennen lernen sollst, da Du doch einmal mit Teufeln zu thun haben willst. Also genug. Mache Dich reisefertig, nimm meine beste Equipage. Halte in meinem Palast in der Neuenstraße einen festlichen Einzug mit einem ganzen Trosse glänzender Diener. Bestich ihn mit Glanz. Laß Dich bei ihm melden. Sage, hier bin ich – Deine Tochter, oder –«

»Oder was?«

»Still, so weit sind wir noch nicht. Bist Du entschlossen?«

»Augenblicklich. Weiter Nichts?«

»Das ist genug, mache Dich fertig, ich werde sogleich selbst den Wagen und die Diener bestellen, die Dich begleiten sollen.«

Josephson war zur Thür hinaus und sprang nach seiner Wohnung hinauf, daß die Stufen der Treppe krachten.

»Halloh!« rief er. »Vorwärts! Wir holen uns eine Braut! Hundert Millionen – wer hätte Das gedacht!«

Wenn ihn jetzt Adalbert Lambeck gesehen hätte, er hätte Rache nehmen können für den gebändigten Löwen an dem in der Falle gefangenen Wolf, und für die schwarze Schönheit an der bleichen mit blonden Locken! – So wandelbar sind die Schicksale der Menschen, und so schleudert die Schwachen, die sich bei ihrer Schwäche groß und stark dünken, die mächtigere Welle des Lebens bald auf ihrem aufsteigenden Rücken gen Himmel, bald auf der niedersteigenden in den verschlingenden Abgrund hinab.

In weniger als zwei Stunden kam der Glückliche wieder, um Abschied zu nehmen, und einige besondere Verhaltensbefehle zu empfangen; und noch eine Viertelstunde – und der lustige Josephson, sammt seinem Gepäck, seinem Wagen, seinen Pferden, seinen Dienern, war über den Fluß gesetzt und jagte, was die Pferde laufen konnten, der Hauptstadt zu.

Kehren wir jetzt zu dem Kammergerichtspräsidenten Ramkau zurück, den wir vor zwei Jahren und etlichen Monaten verlassen haben, als er krank, siech, moralisch und physisch vernichtet, sein Vaterland und sein schwieriges Amt verließ, um in des Südens wohlthätigem Klima nicht allein die verlorene Gesundheit, sondern auch das entschwundene Glück, die verwüstete Ruhe seines Gemüths, das Gleichgewicht seiner sonst so starken Seele wiederzufinden. –

Und er hatte alles Dies wiedergefunden. Das fremde Land, die gesunde, belebende Luft, die Zerstreuung, die Ruhe und eine bis zum Aeußersten getriebene Pflege von Seiten seiner liebenswürdigen und vortrefflichen Tochter hatten seine ganze Lebenskraft von Neuem geweckt, seinen Geist gereinigt und sein Herz die düsteren Bilder der Vergangenheit vergessen lassen. Schon in Nizza, wo er beinahe ein halbes Jahr gewesen war, fühlte er sich wohler und leichter. Er aß und trank wieder mit Appetit, ja er schlief wieder, was er so lange nicht vermocht, und endlich, als er die Lust zur Weiterreise befriedigt, stellte ihn sein stilles Leben in Rom, in Neapel und Palermo vollkommen wieder her. Mit der wachsenden Kraft und Geistesfrische aber kehrte auch der alte Sinn, das Verlangen zurück, seinen so widerwärtig unterbrochenen Lebenszweck aufzunehmen und weiter zu verfolgen, denn ein so ehrgeiziger Mensch, wie er war, kann sich kaum einen Tag gesund und kräftig fühlen, ohne sogleich den

Wunsch zu hegen, regsam an seinem ihm vorschwebenden Glücksbilde zu arbeiten.

So kehrte er nach Rom zurück und nahm daselbst seinen dauernden Aufenthalt, denn von einer Rückkehr nach Hause war für's Erste nicht die Rede, da sein Urlaub auf zwei Jahre lautete. Hier lernte er den Gesandten seines Vaterlandes kennen und trat mit ihm in die freundschaftlichsten Beziehungen; das diplomatische Leben hatte immer einen gewissen Reiz für ihn gehabt; er war als Jurist schlau, verschlagen und als Mensch ebenso kühn, wie er als Lebemann umgänglich und leutselig sein konnte. Seine Beredtsamkeit, in allen höheren Lagen des Lebens bewandert, zog die Aufmerksamkeit vieler Großen auf sich und er knüpfte vielseitige Bekanntschaften an. Als daher sein neuer Freund, der Gesandte, erkrankte und in seine Heimath zurückzukehren genöthigt war, weil ihm das warme Klima für die Dauer nicht zuzusagen schien, schlug er den Präsidenten zu seinem augenblicklichen Stellvertreter vor, womit Dieser zur Zeit einverstanden war. Der Vorschlag wurde vom vaterländischen Hofe genehmigt, und da Ramkau sich nach einer bequemen Arbeit mit möglichster Auszeichnung sehnte, welches Beides ein Gesandtschaftsposten an einem befreundeten Hofe in sich vereinigt, so nahm er ihn unter dem Vorbehalte an, durch seine neue Pflicht nicht von seiner heimathlichen, ihm noch inniger am Herzen liegenden Laufbahn abgeschnitten zu werden.

So blieb der neue Gesandte auf seinem Posten, der dazu bestimmt war, ihn in seine frühere Lebenskraft und

Energie wieder überzuführen. Er war glücklicher als je, mit diesem Glücke aber auch zugleich wieder innerlich kühner, beharrlicher, trotziger und unbeugsamer denn zuvor geworden.

Emma hatte genug Gelegenheit, diese Gemüthsänderung in ihrem Vater wahrzunehmen, denn wie oft sie das Gespräch auf die Heimath, auf Judith, auf Josephson sogar, als den ihrem Vater so unaussprechlich Ergebenen brachte, und welche Empfindungen diese lebhaftere Erinnerung an so kleine, unbedeutende Menschen in seiner Tochter auch hervorrief, der strenge Vater offenbarte nicht den geringsten Antheil daran, und Emma war so weit von ihrem Herzensziele entfernt wie je.

Josephson's Briefe, durch Judith befördert, regten zwar in längeren oder kürzeren Pausen ihr Gefühl und eine laute Wiederholung ihrer Erinnerungen an – aber stets vergeblich.

Der Gesandte hatte keine Ohren für dergleichen Kleinigkeiten, er faßte das Leben jetzt mit andern Augen und andern Begriffen auf. Und dachte er wohl je zuweilen dabei an jenes alte quälerische Schreckbild seiner Jugend, an jenen verlorenen Knaben, seinen Stiefneffen? O ja, wohl dachte er daran, und sehr oft sogar; je häufiger er aber daran dachte, um so mehr stählte er sich gegen diese Mahnung seines Gewissens, und endlich, als er sich vollkommen gesund, kräftig und mächtig fühlte, bot er ihr sogar Trotz.

»Er ist todt,« sagte er oft zu sich, wenn seine Gedanken ihn heimsuchten, »er ist todt, ganz gewiß ist er das. Sonst

hätte er längst von sich hören lassen. Und wenn er nicht todt ist, so weiß er Nichts von mir, denn durch wen sollte er eigentlich Etwas wissen? Selbst seinen Namen kennt er nicht, wenn er lebt, wenigstens höchst wahrscheinlich nicht, denn der Kerl von Mensch – dumm genug, daß ich mich von ihm hinter das Licht führen ließ – aber ich war damals jung, unerfahren und vertrauensvoll – wird ihm denselben nicht genannt haben, um sich nicht selber zu verrathen. So dumm war er nicht, und selbst wenn er seinen Namen wüßte, was will er von mir? Ich bin muthig, ich bin als Rechtsgelehrter berühmt, ich habe gegen seinen kleinen und unbedeutenden einen höchst bedeutenden Namen. Sobald ich Minister bin, und Das werde ich bald sein, decke ich die Geschichte auf, um mir meine Zukunft auch nicht im Geringsten mehr zu verbittern.«

»Meine Herren,« sage ich zu dem Vormundschaftscollegium, »ich bin der Minister Ramkau. Sie kennen mich. Mir ward vor so und so viel Jahren ein Knabe anvertraut. Ein Spitzbube stahl ihn mir. Um seine Familie nicht an den Pranger zu stellen – (diese Familie war, wie bekannt, er selbst allein) – schwieg ich vor der Oeffentlichkeit. Im Geheimen habe ich Tag und Nacht geforscht. Er ist verschollen, wahrscheinlich todt. Sehen Sie, wie ich mit seinem Vermögen gewirthschaftet habe; hier ist der Beweis: jetzt hat es sich verdoppelt. Nehmen Sie es hin und befreien Sie mich von der Bürde, es ferner zu verwalten. Was dann? – ›Excellenz, wir sehen, wie es liegt,‹ sagen sie. ›Wir wollen der Form genügen und einen Aufruf erlassen.‹ Das ist Alles, so wird es kommen. Also Furcht?

Zagen vor der Zeit? – Lächerlich! Ich muß doch früher sehr schwach und elend gewesen sein, daß eine solche kleinliche Posse mich aufregen konnte. Abgemacht! Das war das letzte Mal, daß mich diese Bagatelle beschäftigte!«

Da kamen die Zeitungs- und Privatnachrichten von der ungeheueren Erbschaft, die der Sohn eines Amerikaners, eines gewissen Eduard Hutten in Amerika, gemacht habe, und später auch der Zusatz, daß der Erbe amerikanischer Gesandter am Hofe seines Königs geworden sei. Er mußte also wider seinen Willen noch einmal an diese Bagatelle denken.

»Eduard Hutten?« sagte er nachdenklich, »der Name ist derselbe – aber was bedeutet ein Name! Möglich, daß dieser junge Erbe ein natürliches Kind des Erblassers ist, möglich, – aber was dann? Ist denn dieser Erblasser *mein* Hutten, *der* Hutten, den ich kenne? Und wenn er es wäre – was soll er mir? – Dummes Zeug! Mich geht er Nichts an! Mir hat er Nichts vermacht und von mir kann er dem Erben Nichts hinterlassen haben – und wenn auch – was ich nicht im Mindesten glaube – nun, dann wollen wir sehen!«

Daran dachte der schlaue Mann also wohl, daß jener Erblasser derselbe Hutten sein könne, der in seiner Familie einst eine Rolle gespielt hatte, aber daran nicht im Geringsten, daß dessen Erbe zugleich auch der von ihm selbst verlorene Knabe sei. Denn nie hatte er in einer Zeitung den Namen Stolling gelesen, wie denn derselbe auch jetzt erst allmählig in der Residenz bekannt wurde

und der Erbe als Hauptnamen nur den seines Adoptivvaters führte, während er früher sich nach seinem Pflegevater ›Wollzagen‹ genannt hatte.

Emma aber hatte den Eduard gethanen Schwur gehalten und von der Identität Wollzagen's mit dem verlorenen Knaben geschwiegen. Hätte sie diesen Schwur gegen ihren Vater gebrochen, so würde sie diesen – Das wußte sie bestimmt – zugleich wieder in sein früheres Unglück zurückgestoßen haben, und Das wollte sie – Das konnte sie nicht, denn das Glück und die Gesundheit dieses theuren Vaters ging ihr über Alles.

Da trat in der Heimath die voraussichtliche Erledigung des Justizministerpostens ein. Es war eine bedenkliche Aufgabe, in dem aufgewühlten Europa jetzt ein durchgreifender, umsichtiger, alle Welt befriedigender Vertreter der allgemeinen Gerechtigkeit zu sein. Nur Ramkau in seinem Selbstgeföhle, seiner Schmiegsamkeit, fühlte sich dieser Aufgabe gewachsen, und es gab zu Hause ihm anhängliche und ergebene Leute, die diese Hoffnung allmählig zu flüstern unternahmen. Und siehe da – wie ein *deus ex machina* fiel er den Suchenden und Nichtfindenden vom Himmel. Es dauerte nicht lange, so wurden Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, gleich darauf nahm er Urlaub nach der Heimath, und unterwegs, schon in Wien, traf ihn seine Ernennung. Wer war glücklicher, stolzer, mächtiger als er! Sein Ziel war erreicht – glanzvoll, ohne alle Winkelzüge erreicht, es war ihm nicht einmal schwer geworden. Daran war aber auch sein Genie, sein Wissen,

seine Berühmtheit schuld, denn es gab ja keinen gelehrteren, umsichtigeren, erfahreneren Juristen, als ihn.

Und so fuhr er als Minister, von Gesundheit strahlend, in die Hauptstadt wieder ein, die er siech und verzweifelt verlassen hatte, und da das Hôtel seines Ministeriums schon geräumt war, so betrat er als Sieger, von allen Bekannten, Freunden und Verehrern wie ein Halbgott bewillkommnet, die neu decorirten Räume seines Palastes.

Da saß er nun in seinem herrlichen Zimmer, und da sollte ihn der ehemalige Referendarius, der kleine gute Josephson, wie er ihn früher so oft scherzweise genannt, aufsuchen, mit keinem anderen Gesuche sich naehend, als: ihm sogleich, ohne Weiteres, seine einzige Tochter zur Frau zu geben. Denn Das zu erreichen, konnte ja dem übergelücklichen, reichen, schmachtenden Bräutigam nicht schwer fallen.



Der neue Minister war zum Könige gefahren, der seit dem Morgen wieder in der Residenz war, und hatte sich vorgestellt. Emma war allein zu Hause und stand am Fenster.

Da rollte eine prächtige Equipage auf die Rampe, mit zwei schwarzen Pferden bespannt, wie sie sie nie so schön und unbändig gesehen, und hintenauf stand sein Mohr in orientalischer Kleidung.

»Wer mag das sein!« dachte das neugierige Mädchen, öffnete leise ein Fenster und schaute behutsam hinunter.

Aber wie von einem Blitzstrahl geblendet, fuhr sie zurück. Sie hatte Josephson erkannt, der, in feinsten Stadtkleidung, seine Meldung und seine Werbung in einem Gusse zu machen gekommen war. –

Schon unten an der Treppe erfuhr er, daß Seine Excellenz beim Könige, – daß aber Fräulein Emma zu Hause sei.

Da standen sie denn Beide und blickten sich an. Wie sah er, der glatte, feine, schöne Mann, so gesund, kräftig und glücklich aus – und sie – o wie lieblich erröthete das zarte, sonst so wachsbleiche Gesicht mit den seidnen Goldlocken, die sie noch immer trug, als sie den Mann sah, dem sie sich heimlich verlobt, mit dem sie schon Jahre lang Briefe gewechselt und also vertrauter war, als der Vater wußte.

Was hatten sich diese zwei Menschen nicht Alles zu sagen! Er war mehrere Jahre lang in der neuen Welt, sie in Italien gewesen. Was hatte sich in dieser Zeit ereignet! Wie reich, wie glücklich war Josephson geworden, so daß ihm zur vollkommenen Seligkeit nur diese kleine Hand fehlte, die jetzt in der seinigen lag, und noch eben so zart, weich und schön war, wie sie es vor zwei Jahren gewesen, da er sie noch nicht zu berühren gewagt hatte.

–

Josephson blieb beinahe eine Stunde, und da der Minister noch immer nicht zurückkehrte, fuhr er endlich ab, mit dem Versprechen, gleich nach Tische wiederzukommen, zu welcher Zeit Seine Excellenz immer ›sehr gnädig‹ war, wie Emma lächelnd erzählte. Beide waren voll

Hoffnung, da der Minister ja keinen Grund hatte, seine Tochter dem Manne zu versagen, den er nicht nur achtete, sondern der auch reich genug war, dem verwöhnten einzigen Kinde des Ministers das Leben zu versüßen.

Der Minister kam zurück, nachdem er dem ersten Ministerrathe beigewohnt, was ihn so lange aufgehalten hatte. –

»Ist Niemand hier gewesen?« fragte er, als er mit seiner Tochter allein zu Tische saß.

»O ja, Väterchen – Einer. Rathe einmal.«

»Der neue Kammergerichtspräsident?«

»Bewahre, etwas höher!«

»Nun, wer denn? Die Minister habe ich ja gesprochen.«

»Ein Premierminister sogar,« sagte sie lächelnd. –

»Nun, verwundere Dich nicht, Väterchen,« fuhr sie fort, »es war der ehemalige Referendar Josephson – Du kennst ihn ja.«

»So – Der. Was hat Der mit einem Premierminister zu thun?«

»Er wird nur im Scherz so genannt von seinem Herrn, oder vielmehr seinem Freunde, dessen erster Rath und Beistand er ist.«

»Wer ist sein Freund?«

»Der amerikanische Gesandte Mr. Hutten!«

Der Minister hob das Haupt und schaute seine Tochter etwas düsterer als gewöhnlich an.

»Ueberall, wo man hinkommt, wird von diesem fabelhaften Menschen gesprochen,« sagte er langsam, »der König war sogar bei ihm. Ich beneide ihn.«

»Der König und alle Minister, Väterchen. Schade, daß wir noch nicht hier waren, wir wären auch eingeladen worden. Er ist ja ein alter Bekannter von uns.«

»Von *uns*, wie?«

»Erinnerst Du Dich nicht jenes jungen Mannes, der mit bei den lebenden Bildern wirkte, als –«

»Ha! Der? Ich weiß. – *Der* ist der Gesandte? Das wußte ich nicht. Hast Du denn das schon früher gewußt?«

»Schon sehr lange, mein Väterchen.«

»Durch wen?«

»Durch Judith.«

»So, so! Richtig! Und der Josephson ist Secretair bei ihm?«

»Bei der Gesandtschaft hat er Nichts zu thun. Er ist nur sein Freund, und bezieht außer Wohnung und Kost 4000 Thaler Gehalt.«

»4000 Thaler? Das hat er gelogen.«

»Väterchen!«

»Das hat er gelogen! sage ich. Soviel giebt kein *König* seinem Freunde für Nichts.«

»Er ist auch reicher als der König, denke nur –«

»Schweig' von der Fabel. Das ist Alles nicht wahr.« –

»Es ist es doch –«

»Mein Kind, wenn *ich* etwas behauptete, so glaube Du es!«

»Aber Josephson hat es mir ja selbst gesagt –«

»Was Du mir immer mit Deinem Josephson willst – der Mensch scheint ein Windbeutel geworden zu sein – für den Dienst ist er verloren, das sehe ich schon –«

»Er will auch gar nicht dienen –«

»Er *will* nicht? Er *kann* nicht. Er *soll* nicht. Ich bin Minister!«

»Väterchen! Warum ereiferst Du Dich so?«

»Weil alle Welt in das *eine* Horn bläs't und Du mit ihr übereinstimmst. Ich mag das nicht leiden. Die Welt lügt, das mag sie – aber nicht so ungeheuer dumm lügen, wie in diesem Punkte. Du weißt, ich bin gerecht; was *ich* sage, ist wahr.«

»Aber er wird doch nicht sagen, daß er *mehr* Gehalt habe, als er in Wahrheit erhält.«

Der Minister stand auf und ging aus dem Zimmer. Dies Gespräch hatte ihm nicht gefallen. Er wußte nicht recht warum. Wäre er nicht mit sich selber genug beschäftigt gewesen, er hätte die Wärme der Vertheidigung Josephson's und seines Freundes auf Emma's Wangen lesen können, denn diese waren röther und immer röther geworden, was gewiß eine ungewohnte Erscheinung bei ihr war.

»Mr. Hutten-Wollzagen!« sagte der Minister zu sich und ging ärgerlich im Zimmer auf und ab, »muß mir dieser Mensch gleich wieder auf allen Lippen begegnen! Habe ich nirgends Ruhe? Hm! In Rom war es besser, ich hätte da bleiben sollen.«

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen auf die Rampe; der Justizminister hatte dasselbe Schauspiel wie seine Tochter vorher.

Kaum erkannte er die von Emma beschriebenen Pferde, so setzte er sich fest auf seinen Sessel, nahm ein Buch zur Hand und that, als ob er läse.

»Herr Wolfgang Josephson!« meldete ein Bedienter.

»Laß ihn eintreten.«

Als der ehemalige Referendarius vor seinem Chef und Gönner stand – seinen gewöhnlichen Ernst, seine jetzige neue Würde und die daraus plötzlich entstandene Hoheit der Miene und des Gebahrens sah, verlor sich sein sanguinischer Muth um ein Bedeutendes und seine siegreiche Haltung verschwamm etwas in die alte Ehrfurcht vor der gebietenden Stirn des Justizministers. Er verbeugte sich tief und bat um Verzeihung, daß er Seine Excellenz nach Tische störe, er könne aber nicht die Zeit erwarten, ihn im Vaterlande wieder zu begrüßen und dabei seine Freude auszusprechen, ihn so wohl und rüstig wie nie vorher zu sehen.

Die Miene des Ministers wurde bei dieser ohne alle Schmeichelei und mit einem etwas sicheren Tone vorgebrachten, mehr herzlichen als unterthänigen Rede etwas finsteter als gewöhnlich, und seine Stirnader schwoll sichtbar an.

»Sie machen mehr Worte als sonst,« sagte er etwas barsch. – »Sie haben also Ihre juristische Laufbahn verlassen?«

»Zum zweiten Male gewechselt – ja. Das erste Mal –«

»Vom ersten Male will ich nichts hören, das geht mich nichts an. Warum das zweite Mal?«

»Weil ich einen besseren, lohnenderen Dienst fand, der mir eine günstigere Zukunft bereitete, als der Richterstuhl mir jemals hätte bieten können.«

»Einen besseren Dienst? Ich kenne nur einen, den allerbesten.«

»Welcher ist dies, Excellenz?«

»Sie fragen mich? Ei! Sie kommen mir sehr verändert vor gegen früher. Ich kenne nur den Staatsdienst.«

»Ich kenne noch einen besseren, denn dieser ist nur ein Zweig des allgemeinen großen Dienstes.«

»Sie erlauben gewiß auch mir, zu fragen, welcher dies ist?«

»Ich meine den Menschendienst.«

»Das ist entweder eine Redensart, oder er versteht sich von selbst, und dann brauchten Sie ihn nicht zu erwähnen.«

»Und dennoch erwähne ich ihn, wie Sie sehen.«

»Das höre ich. Was wollen Sie damit?«

»Eben einen Menschendienst.«

»Ah so, darum die Wortspielereien – ich verstehe – welchen Dienst verlangen Sie? – Aber seien Sie kurz.«

»Excellenz, Sie waren mir früher wohlgesinnt –«

»Sie haben Recht, ich *war* es.«

»Und Sie werden es wieder werden.«

»Wenn Sie in Ihren alten Dienst zurücktreten, vielleicht –«

»Ich danke dafür, ein für alle Mal. Ich bin besser daran. Denn ich habe, wenn ich Alles in Anschlag bringe, beinahe eben so viel Einkommen wie ein Minister und weniger Ausgaben als er.«

»Wollen Sie mir auch eine Fabel aufbinden? Ich bin nicht so leichtgläubig wie der große Haufe oder – ein Mädchen.«

»Excellenz, ich binde Niemanden eine Fabel auf, am wenigsten Ihnen.«

»Mit Einem Worte, wer ist jener Krösus, dem Sie zu dienen vorgeben?«

»Aha,« dachte Josephson, »Eduard hat Recht gehabt – ich muß mich seiner Aufträge erinnern.«

»Ein edler Mensch,« sagte er dann laut, »der Sohn eines amerikanischen Handelsherrn, den er beerbt hat, jetzt Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika.«

»Das weiß ich. Er heißt Hutten, nicht wahr?«

»Eduard Hutten – ja, so heißt er, mit dem Beinamen Wollzagen.«

»Schon gut, wie kam er nach Amerika?«

Josephson erinnerte sich der Antworten in diesem Falle, die ihm sein Freund in dem Augenblicke seiner Abreise von der Insel vorgeschrieben hatte.

»Eben durch seinen Verwandten,« erwiederte er, »der ihn nach seinem Tode dahin berief.«

»Ein Verwandter, der ihn dahin berief? Wissen Sie das gewiß?«

»Er hat es mir selbst gesagt, und mein Freund spricht die Wahrheit.«

»Das ist gut. Ist sein Pflegevater bei ihm, der Pfarrer?«

»Alle seine Verwandten sind bei ihm und von ihm hoch beglückt.«

»Wie kam er zu diesem Pflegevater? Wissen Sie Das nicht?«

»Aha,« dachte Josephson, »Eduard hat Alles vorhergesehen.«

»Auf ganz natürlichem Wege,« sagte er laut. »Seine Eltern starben und überlieferten ihn durch ein Testament dem Pfarrer zur Erziehung.«

»So, so! Ich sehe nun schon klarer – besser – das ist mir lieb.«

Diese Worte waren mehr innerlich gebrummt, als deutlich gesprochen.

»Ich habe nicht recht verstanden,« sagte der ungeduldige Josephson, dessen Herz bei der strengen Miene des Ministers pochte, wenn er an seine Werbung dachte, die doch nun gleich erfolgen mußte. Sich aber getrost auf Eduard's Hülfe stützend, ging er frisch an die saure Arbeit.

»Ich sagte Nichts zu Ihnen,« brummte der Minister. »Doch Sie wollten einen sogenannten Menschendienst von mir – was ist es?«

»Ich – ich – da ich ein wohlhabender Mann bin, mein Auskommen habe, so komme ich ganz einfach, Excellenz, Sie – um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, die ich immer geliebt habe.«

Beinahe hätte ihm die Excellenz in's Gesicht gelacht. Aber sie mäßigte sich, sah ihn strenge an und rief ihm zu:

»Das ist freilich sehr einfach! Sie sind im vortrefflichen Zuge! Sie – meine Tochter? Meine Emma? Wie kommen Sie zu diesem sonderbaren, erhabenen Gedanken?«

»Er ist weder sonderbar, noch erhaben, Excellenz, vielmehr sehr natürlich. Denn ich komme dazu, wie Männer überhaupt dazu kommen, sich eine Frau zu wählen, die ihnen gefällt. – Ja, haben Sie nicht sogar selbst die Tochter Ihres Chefs, des Justizministers gehehlicht?«

»Er war auch *mein* Chef – und ich war Rath – ich bin Ihr Chef nicht mehr – Sie sind *kein* Rath.«

»Ich bin mehr als das – ich bin unabhängig und reich.«

–

»Was unabhängig? Sprechen Sie im Schläfe? Sie beziehen Ihr Einkommen als Geschenk eines Freundes, sagten Sie mir.«

»Das bleibt mir für immer – denn *wir* trennen uns nicht, und wenn wir uns trennen, was Gott verhüte, so bleibt mein Einkommen gesichert, *er* hat es mir gelobt.«

»Gelobt? Unzertrennliche Freunde? Glauben Sie daran?«

»So gut, wie ich an Gott glaube.«

»Ah! junger Mann – Sie sind sehr zuversichtlicher Natur geworden – aber genug – Sie irren sich in mir – meine Tochter wird *nie* Ihre Frau – ich danke Ihnen für Ihren Besuch – aber Sie brauchen mich nicht wieder zu beehren.«

Josephson stand wie verblüfft und sah den also Sprechenden mit stieren Augen an, der sich auf seinem Sessel herumdrehte und that, als ob er läse.

»Ist das Ihr Ernst, Excellenz?« fragte er dann mit einer geheimen Wuth, die sich noch in seinem Innern hielt.

«Ja, mein Herr!«

»Nein, mein Herr!«

»Mein Herr, Sie werden unverschämt. Unsere Unterredung hat schon zu lange gedauert.«

Josephson stand wie angewurzelt, seine Augen bohrten sich auf den stolzen, ungemüthlichen Mann.

»Haben Sie mich verstanden?« braus'te er auf. »Soll ich meinen Bedienten rufen und Sie hinausführen lassen?«

Das Gesicht des tödtlich Verletzten flammte in Zornesröthe auf. Er wollte losbrechen, aber er besann sich. Auch er war stolz, aber dieser Stolz hatte nichts Beleidigendes, Durchdachtes, Absichtliches. Ohne Wort, ohne Gruß, mit einer verächtlichen Geberde auf den Mienen und in den Bewegungen seiner Schultern, drehte er sich herum und schritt langsam aus dem Zimmer. Auf der Treppe angelangt, mußte er sich halten, er fühlte einen Schwindel seinen Geist umziehen. In dumpfer Betäubung – er wußte nicht, wie er die Treppe hinabglitt – kletterte er in seinen prachtvollen Wagen, der ihm plötzlich wie ein gemeiner Karren von Holz vorkam. – Kaum zu Hause angekommen, machte er sich reisefertig, und in weniger als drei Stunden, Abends gegen neun Uhr, traf er von seiner verunglückten Brautreise auf der Insel ein.

SECHSTES KAPITEL. DIE DRITTE WERBUNG.

Die nächsten Freunde und Freundinnen waren um Eduard und Beata in den Zimmern des Pavillons versammelt. Der alte Wollzagen, Felix, Raphael, Lambeck, Judith, Cigarita und Felix' junge Gattin waren fröhlich bei einander. Eduard und Judith spielten eine vierhändige Sonate aus früherer Zeit. Beata war so kindlich entzückt darüber, daß sie bald den Spieler, bald die Spielerin lebhaft küßte. Die Anderen standen und saßen im Umkreise und hörten und sahen zu.

Da ging die Thür auf, und wie ein Träumender, Taumelnder, Berauschter schwankte Josephson herein. Sein Gesicht war bleich wie der Tod, seine Hände zitterten, auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß. Alle sprangen in jähem Entsetzen auf, sie glaubten, er hätte an seinem Leibe ein Unglück gehabt.

Eduard allein begriff auf den ersten Augenblick Alles. Stolz, ruhig erhob er sich und trat dem geliebten Freunde entgegen.

»Wolf!« rief er »was hast Du? Sprich es aus – es giebt kein Geheimniß für die Anwesenden.«

Wolf sank auf einen Stuhl. Mit gebrochener Rede stammelte er den traurigen Erfolg seiner Reise. Bald war er damit zu Ende. Alle Blicke richteten sich erschrocken auf Eduard Hutten. So wie er jetzt aussah, hatte ihn noch Niemand gesehen. Seine Augen rollten zornig in ihren Höhlen und flammten gleich überirdischen Lichtern. Seine geballte Faust erhob sich und drückte sich krampfhaft

auf sein Herz. Er konnte keine Worte für seine stürmischen Gefühle finden.

»Was!« rief er endlich. »Also so? Das meinem besten Freunde? – Halt! Seine Stunde hat geschlagen. Wie der Blitz will ich über ihm schweben und auf seinen stählerne[n] Kopf herniederfahren.«

»Eduard!« bat der ehemalige Pfarrer, »vergiß Dein Gelübde nicht!«

»Ich vergesse Nichts, – Nichts auf der Welt. Wisse, Josephson, er, der Dich so beleidigt, er ist mein Oheim, der mich verstoßen, der mir meinen Namen, meinen Besitz geraubt oder vorenthalten hat – gleichviel! Ich werde selber zu ihm gehen; ich bin ein Mann geworden und meine Angelegenheit mit ihm muß ein Ende nehmen. Bleibe Du hier zurück – er selbst, der Minister, der Vater Emma's, soll hier vor Dir erscheinen und seine Tochter bringen und sagen: ›Nimm sie hin – ich gebe sie Dir von ganzem Herzen!‹ Oder – oder – Ihr sehet mich niemals wieder.«

Alle sprangen entsetzt auf. Beata flog an sein Herz. Er umschlang sie zärtlich.

»Ruhig, mein Kind,« sagte er, »rüste Dich zur Reise, Du gehst mit mir, ich will Milch in meiner Nähe haben, da in mir Galle und Bitterkeit ist. Raphael, laß Deine Frau uns begleiten. Sendet sogleich einige Wagen und Pferde nach der Hauptstadt, damit wir sie morgen frisch finden und nach der Arbeit zu unserer Ruhe zurückkehren können. Um sechs Uhr fahre ich selber.«

Und so geschah es. Um neun Uhr Morgens waren sie in der Hauptstadt. Judith fuhr ohne Aufenthalt zu Emma, um sie zu trösten; und Das war gut, denn sie bedurfte eines freundlichen Zuspruches. Sie lag schluchzend in ihrem Zimmer, sie ahnete, was kommen würde, denn sie kannte ihres Vaters Vergehen. Aber sie hielt ihr Versprechen und sagte ihm Nichts; es hätte auch jetzt Nichts mehr gefruchtet, denn er war Justizminister und ein Mann, der seinen Kopf gegen die Wand rennt, wenn er sie nicht anders einstürzen kann. Judith war die wohlthuendste Erscheinung, die sich bei dem armen Mädchen einfinden konnte, denn sie kannte ja alle obschwebenden Verhältnisse. Auch gelang es ihr, die Verzweifelte zu beruhigen. Emma schöpfte neue Hoffnung, denn Judith stellte Alles im sanftesten Lichte dar.

»Wann kommt er zu meinem Vater?« fragte die Tochter.

»Still! Da rasselt ein Wagen auf die Rampe. Er wird es schon sein.«

Sie sprangen Beide an's Fenster. Er war es. Langsam, gebieterisch, ruhig trat Eduard Hutten Stolling aus dem Wagen. Ithyssa hinter ihm, ein Packet unter dem Arme tragend. Er erreichte den unteren Flur. Einige Bediente standen unten und starrten ihn fragend an, aber sie wagten nicht ein Wort an den sonderbar gekleideten unbekanntem Mann zu richten, der stolz und ohne sie eines Blickes zu würdigen, langsam die Stufen des ersten Stockwerkes hinanstieg.

Aus der Thür des Justizministers trat jetzt ein Diener ihm entgegen.

»Was wünschen Sie?« fragte dieser.

»Ich will den Justizminister sprechen.«

»Er ist nicht zu Hause.«

»Für mich ist er immer zu Hause.«

Und mit festem Arme, aber ohne Gewalt, den Diener bei Seite schiebend, drückte er selbst das Schloß auf und stand vor dem Justizminister, der, entsetzt von dem Anblicke, und eine jähe Furcht im Herzen, in ein Nebenzimmer entfliehen wollte. Aber der Fremde vertrat ihm den Weg, und ohne sich im Geringsten zu verbeugen, wies er, ohne Worte, auf zwei Stühle, und da der Minister, seinem Schicksale nicht entrinnen könnend, sich setzte, nahm er den andern, ließ sich darauf nieder und blickte mit festem Auge in das von Trotz und Furcht zugleich verzogene Antlitz des Ministers. Zum ersten Male im Leben saßen sich so Oheim und Neffe einander gegenüber. Der Letztere begann das seltsamste Gespräch, welches je zwischen zwei, im gewöhnlichen Leben sich sonst so nahestehenden Personen geführt wurde.

»Mein Herr, guten Morgen!« sagte er. »Ich störe Sie früh. Sie wollten mich nicht annehmen, aber ich wohne weit von hier und meine Zeit ist kostbar, daher muß ich Ihnen schon aufdringlich erscheinen. Ich hoffe, Sie werden mir verzeihen.«

Der überraschte Justizminister erlangte einen großen Theil seines gewöhnlichen Gleichgewichts wieder, als er

diese unerwartet ergebene und in Ton und Miene beinahe höfliche Anrede vernahm. Nur einige unverständliche Worte murmelnd und seine Augen immer weiter öffnend, als sähe er immer noch nicht genug, verneigte er sich.

»Sie kennen mich?« fragte der Besuch weiter.

»Nein, ich habe nicht die Ehre.«

»So muß ich mich schon selbst vorstellen. Ich bin in der gewöhnlichen Welt der Gesandte der Vereinigten Staaten Nordamerika's; hier aber bin ich Das nicht, – ich komme als Privatmann zu Ihnen.«

»Und was wünschen Sie denn?«

»Ich habe, gerade heraus gesprochen, zwei Anliegen. Das erste trage ich als Mensch, als Mann vor, und zwar Ihnen – nicht dem Beamten, sondern ebenfalls dem Manne und Menschen.«

»Das bin ich freilich beides.«

»Gut, dann kommen wir uns hoffentlich auf halbem Wege entgegen. Also zur Sache. Ich habe einen Freund, den ich schätze, und den auch Sie *einst* schätzten, jetzt aber keine Ursache haben, ihn minder zu schätzen. Es ist Herr Wolfgang Josephson.«

»Mit Dem bin ich fertig, mein Herr Gesandter!«

»Aber *ich* nicht. Doch, lassen Sie den Gesandten, Sie sehen ja, ich wende mich hierbei auch nicht an den Justizminister – wir sind hier nur zwei Privatleute – Ramkau und Hutten – die ein behagliches Gespräch mit einander halten, wenn Sie es nämlich so wollen.«

»Wenn ich *will*? Sie zwingen mich ja dazu. Ich muß Ihnen gleich von vornherein bemerklich machen, daß ich

nicht, wie viele andere Leute, nur ein halber Mensch, heute Das und morgen Jenes bin – ich bin immer ein ganzer gewesen, nie auf zwei trennbaren Hälften bestehend, und deshalb bitte ich, in mir nicht allein den Menschen, sondern zugleich auch den Beamten zu sehen.«

»Erlauben Sie, daß ich Sie, obgleich ich jünger bin als Sie, doch darauf aufmerksam mache, daß es dennoch bisweilen förderlich, ja heilsam ist, diesen Unterschied und diese Trennung eintreten zu lassen. Ich wenigstens muß darauf dringen, daß Sie mich jetzt erst als Mensch, nicht als Beamter anhören.«

»Wie so? Wollen Sie mir eine Vorlesung halten?«

»Noch nicht, nein! Obgleich ich gestehen muß, daß Sie bei mir eben so viel lernen *könnten*, wie ich bei Ihnen nicht lernen *möchte*.«

»Mein Herr – Sie werden interessant!«

»Bitte, bleiben Sie sitzen und gehen Sie einstweilen auf meinen ergebensten Vorschlag ein. Wir sind also, sagte ich, unter uns, zwei Privatleute, die ein *behagliches* Gespräch mit einander halten, *wenn Sie es nämlich wollen*. Ich fange mithin noch einmal an. Herr Josephson ist mein Freund –«

»Ich will aber von ihm Nichts wissen –«

»Sie sollen aber, *ich* will es. Sie haben ihm gestern Ihre Tochter verweigert und ihn mit Hohn aus dem Hause gewiesen.«

»Aus sehr guten Gründen, mein Herr Privatmann.«

»Darf ich diese sehr guten Gründe nicht erfahren?«

»Ein Vater hat einem Fremden nie Rechenschaft zu geben, warum er sein Kind Diesem oder Jenem nicht geben will.«

»Freilich, das *klingt* billig, aber in diesem Falle ist es nicht billig. Ich Sorge für ihn, weil er mein Freund ist, und hoffe, Sie werden, wenn Sie auch ihm eine abschlägige Antwort gegeben haben, mich nicht mit denselben Redensarten heimschicken.«

»Das dürfte sehr die Frage sein!«

»Ich dünke nicht. Hören Sie mich ruhig an. Ich habe ihm bereits viertausend Thaler jährliches Einkommen festgesetzt, Wohnung und Tisch außerdem. Wenn Sie aber Sicherheit darüber verlangen, so bin ich erbötig, hier auf Ihrem Tische das Kapital dieses Einkommens Ihrer Tochter sogleich zu verschreiben. Außerdem aber kann er, wenn Sie es verlangen, jeden Augenblick in meine Gesandtschaft eintreten, dann *ist* er Beamter, dann *hat* er einen Dienst, dessen Mangel Sie ihm so sehr zum Vorwurf machten. Ich hoffe, dieser Vorschlag *klingt* nicht allein, sondern *ist* auch billig.«

»Mein Herr – das ist Alles ganz gut. Dies aber ist die Nebensache. Ich bin nicht, wie Sie vielleicht denken, mit elastischen Ansichten und Neigungen ausgerüstet, die sich nach Belieben auf Jedermann's Wunsch verengern und erweitern lassen. Ich bin, mit Einem Worte: ein Mann, der etwas Eisen in seinem Willen hat, und dessen Ansichten und Neigungen unabänderlich sind.«

»In gewisser Beziehung bin ich Das auch, wie die meisten Menschen von Kopf. Wir stimmen also auch in unserm Stoffe überein. Dennoch aber möchte es bisweilen gut sein, unsern Willen elastisch verengern und erweitern zu lassen, denn Das verlangt oft die Welt, Das fordern die Menschen, Das gebietet Gott!«

»Gott hat mir nie diese Frage so kategorisch gestellt, er zwingt uns nicht halb so oft und so viel, wie die Menschen; und Sie wollen doch nicht seinen Meister spielen?«

»Das sei ferne von mir. Ich bin ein Wurm im Vergleich mit ihm, und ihm beuge ich mich, wie das Schilf im Sturme. *Sie* aber müssen sich *auch* beugen.«

»Und wenn ich Nein sage?«

»Dann sagt vielleicht ein Anderer Ja!«

»Mein Herr, Sie sprechen gerade wie Ihr Freund, aber Sie, wie er, bekommen von mir die gleiche Antwort.«

»Ist Das Ihr letztes Wort?«

»Mein allerletztes. Ich lasse mich von Niemandem *zwingen*, und Sie sollen nicht der Erste sein, der mir Gewalt anthut.«

»Besinnen Sie sich.«

»Ich brauche mich nicht zu besinnen.«

Der Gesandte zog mit der ruhigsten Miene von der Welt eine schöne goldene, mit Brillanten besetzte Uhr aus der Tasche und legte sie dicht vor dem Minister auf den Tisch.

»Sie haben fünf Minuten Bedenkzeit,« sagte er beinahe sanft, »hier ist die Uhr. Jetzt steht der große Zeiger

auf sieben, wenn er auf acht steht, frage ich noch einmal nach.«

Der Minister sah den so Sprechenden mit einer wahren Erstarrung in seinen Zügen an, er suchte etwas Wahnsinniges, Verkehrtes in ihm, aber nicht die geringste Aufregung war in seinem edeln, männlichen Gesichte zu entdecken. So blickte er ihn eine Minute lang an, Worte suchend und nicht findend, womit er ihn zu Boden schlagen könnte.

»Eine Minute ist vorüber, Sie haben noch vier,« sagte der Fremde still, nahm ein Buch vom Tische und blätterte darin. Als aber drei Minuten vorüber waren, stand der Minister plötzlich auf und schien zur Glocke gehen zu wollen, die neben der Thür hing.

»Sie bleiben hier!« warnte der Gesandte mit eisigem Tone.

Dennoch trat der Minister einen Schritt näher hinzu.

»Zurück von dem Griffe, – ich *befehle* es!« donnerte es aus der Tiefe einer aufgewühlten Brust.

»Sie haben hier Nichts zu befehlen – ich werde nach der Polizei schicken –«

»Sie können nachher schicken – vielleicht schicke ich selber dahin. Jetzt haben Sie noch *eine* Minute. – So! Jetzt steht der Zeiger auf acht. Ich bitte um Ihre Antwort, wenn es gefällig ist.«

»Die haben Sie!«

»Welche?«

»Ich behalte meine Tochter und Sie Ihren Freund!«

»Gut!« sagte der Gesandte und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust los. Er fuhr mit ernstem Tone fort: »Die *eine* Angelegenheit ist vorüber, ich komme *nicht* mehr darauf zurück. Hören Sie es wohl. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?«

»Nein, ich will nicht.«

»Ich bin damit zu Ende. Ich gehe zu meinem *zweiten* Anliegen über. Vielleicht bin ich glücklicher darin und Sie weniger von Eisen. Mein Herr, ich möchte den Justizminister sprechen –«

»Hier ist er –«

»Excellenz, ich nahe jetzt als Bittender –«

»Das kommt etwas spät –«

»Nicht *zu* spät! Sie sind der oberste Richter dieses Landes, Leiter und Vertreter der Gesetze, Vollstrecker, wenn sie lohnen oder strafen sollen –«

Der Justizminister erbleichte etwas wie eine düstere Wolke dämmerte es vor allen seinen Sinnen auf, denn es lag etwas furchtbar Schneidendes, Höhnendes in dem plötzlich geänderten Tone der Stimme des Sprechenden. Und dennoch war der Trotz, der Dünkel, der Hochmuth dieses Eisenmannes so groß, daß er Stand hielt. Der Gesandte fuhr in demselben Tone fort, zwischen jedem Satze machte er eine Pause, die wie ein schneidendes Messer in das Gewissen des Ministers fuhr.

»Ich werde in diesem Jahre neunundzwanzig Jahre alt. Am vierundzwanzigsten December bin ich geboren. – Merken Sie wohl auf, Excellenz. Ich bin ein verwais'tes Kind. Beinahe ward ich ausgesetzt. Vor vierundzwanzig

Jahren am vierundzwanzigsten December ward ich zu meinem Vormund gebracht. Er war mein einziger, freilich entfernter, Verwandter auf der Welt. Er hatte mein Vermögen und meine Papiere in Besitz. Und was that er? Anstatt mich zu sich zu nehmen – in eine Erziehungsanstalt zu geben – überlieferte er mich einem Taugenichtse – der mich durch Sturm und Nachtfrost in eine elende Hütte schleppte, – unter Flüchen, Trunkenheit und Elend lebte ich dort ein Jahr – mein Vormund ließ Nichts von sich hören – bis heute nicht – kennen Sie kein Gesetz, das mir zu meinem Rechte, zu meinem Vermögen verhülfe – das jenen gewissenlosen Vormund in meine Hände – vor Gericht – lieferte?«

Der Minister hatte sich schon lange von seinem Stuhle erhoben – jetzt stützte er seinen schwankenden Körper auf den Tisch – sein Athem keuchte – sein Auge bedeckte sich – und doch, doch beugte er sich nicht. Der Mann war von dreifach gehärtetem Eisen.

»Weiter!« sagte er leise.

»Was weiter? Wie bestraft man den Verbrecher? Das frage ich Sie, den Justizminister.«

»Bestrafen? Verbrecher? Ist er denn einer? Das müssen Sie doch erst beweisen. *Wer* ist er? *Was* ist er? Das ist wichtig. Er kann sich vielleicht vertheidigen, besser als Sie denken. Welche Gründe leiteten ihn? Was that er, um den Knaben wieder zu finden? Haha, Herr Gesandter, bei uns geht man gerecht zu Werke. Die Gründe erst werfen Licht auf seine That, Herr Gesandter! Erst sammeln Sie

Beweise, daß er Sie wirklich aussetzte – Preis gab – Ihr Vermögen verschlang – haha!«

»Beweise? Sie wollen Beweise? Hier – da –« und er zog eine einfache Briefftafel aus der Tasche und warf sie ihm hin. »Oeffnen Sie dieses Leder – ich befasse mich nicht mehr mit dem unreinen Inhalt.«

Der Minister streckte die Hand aus – zitternd öffnete er die Tafel – und der Blitz, der so lange über ihm geschwebt hatte, fuhr plötzlich auf ihn hernieder. Er sank auf den Sessel – sprachlos, bewegungslos, denn er hielt in seiner Hand einen alten, beschmutzten, zerknitterten Zettel, worauf von seiner eigenen Hand die Worte geschrieben standen:

»Eduard Hutten Stolling! Geboren den 24. December 1821.«

»Das war ein kluger, oder was hier dasselbe sagen will, ein dummer Mensch, der diese Worte schrieb, nicht wahr, Herr Minister?«

Aber auch Das reichte nicht hin, den Geist dieses Menschen zu brechen, er raffte alle seine Schlaueheit zusammen; – war er so weit gekommen, mußte er suchen noch weiter zu kommen – und er glaubte bereits einen Ausweg gefunden zu haben.

»Was soll dieser Zettel?« fragte er. »Was kann er beweisen? Wer hat ihn geschrieben? Kann er nicht verfälscht sein?«

»Das ist wahr, Sie haben Recht! Daran dachte ich nicht. Also wir müssen nach gewichtigeren Beweisen suchen. Sie sollen sie haben.«

Und dreimal schlug er in die Hand. Da öffneten sich die Thür und wie eine Statue aus schwarzem Marmor gemeißelt, starr, kalt, gemessen, trat der athletische Neger Ithyssa in das Zimmer und reichte dem die Hand ausstreckenden Gebieter ein in schwarzen Sammet geschlagenes Packet hin. Dann ging er sogleich wieder, stumm, ohne daß man seinen Schritt hörte, hinaus.

Der Minister wich einen Schritt zurück, schien zu sehen, aber sah in der That nicht mehr.

»Ich habe hier eine kostbare Reliquie,« fuhr der Gesandte ernst fort. »Reliquien thun oft Wunder, wie sie oft selbst ein Wunder sind. Da – kennen Sie Das?«

Und er hielt das von den Flammen verschonte, längst von dem einstigen Besitzer vergessene rothe Kästchen hin.

Das war zu viel. Der Donner war dem Blitze gefolgt, und was dieser verschonte schmetterte jener zu Boden.

Und er lag bewegungslos auf dem Sessel, der unbeugsame Mann, und benahm sich wie ein Todter.

»Ramkau! Stehen Sie auf!« rief der auferstandene Nefte mit gebieterischer Stimme. – »Sie stehen allein vor Gott – er verzeihe Ihnen – ich habe Ihnen verziehen. Blicken Sie mich an, ich bin Eduard Stolling – erkennen Sie ihn?«

»Ja, ja – ich erkenne ihn – Gott hat mich gerichtet – aber woher das Kästchen?«

»Eine brave Frau, Schwarzkopf mit Namen, sah es in Ihrem Ofen brennen – löschte den Brand – erhielt und gab es mir – Wollen Sie noch mehr Beweise?«

»Nein, nein – verschonen Sie mich damit – ich habe genug.« –

Und er schwankte und fiel auf den Boden.

Gerührt stand sein Neffe über ihm. Wie man ein Kind aufhebt und es niederlegt, hob der junge Mann den alten Mann auf und legte ihn auf den Divan. Bald kam ihm das Leben wieder.

»Sind Sie noch da?« schluchzte er.

»Ich weiche nicht so schnell von Ihnen – ich weiß ja, Sie werden mich nicht noch einmal verstoßen –«

»Wollen Sie mich den Gerichten überliefern?«

»Ich – Sie? Fürchten Sie sich vor Ihren eigenen Gesetzen?«

»Ich fürchte mich vor Nichts mehr – aber was wollen Sie mit mir thun?«

»Ich stehe wieder als Mensch vor Ihnen – dem Menschen. Erhält mein Freund Ihre Tochter?«

»Ich gebe sie ihm.«

»Das ist nicht genug. Sie müssen sie ihm bringen. Ordnen Sie Ihre Geschäfte. Sie wissen, wo ich wohne. Ich lasse Ihnen und Ihrer Tochter eine Freundin hier – sie wird Sie zu mir führen.«

»Wann soll ich kommen?«

»Heute Abend können Sie bei mir sein.«

»Vertrauen Sie mir denn?«

»Als wenn Sie es Gott geschworen hätten, Wort zu halten.«

»Ich halte Wort!«

»So leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!«

Und hinaus war er. Eine halbe Stunde brachte er bei Emma und Judith zu, dann fuhr er nach Hause, holte Beata ab, und als er mit ihr auf der Landstraße war, sagte er:

»Gott sei Dank! Nun erst hat meine Nacht ein Ende und mein Morgen bricht an.«

---

Sobald Eduard auf der Insel wieder angelangt war, hatte er seine Umgebung, so weit es nöthig war, auf das neue Ereigniß vorbereitet und die umfassendsten Befehle zum würdigen Empfange der erwarteten neuen Gäste gegeben. Sein sanftes Herz hatte des Krieges genug gehabt, seine Seele dürstete allein nach Frieden. Was zwischen ihm und dem Justizminister Bitteres gewesen, war ausgeworfen worden, fortan sollte keine Schranke sie von einander trennen. Was er im gerechten Zorne gegen ihn vollführt, schien ihm für den von seinem eigenen Gewissen Verurtheilten Strafe genug zu sein. Er wollte, wie er schon vergeben hatte, auch vergessen. Zu diesem Zwecke, um auch den Oheim auf seinen Empfang vorzubereiten und das von nun an stattfindende Einverständniß zu vermitteln, war der Pfarrer Wollzagen dem Erwarteten und seiner Tochter als Bote des Friedens entgegengesandt worden; und in der That, nie war ein ähnlicher Auftrag einem Würdigeren zu Theil geworden. Milde auf dem Gesicht, Sanftmuth im Herzen, Versöhnung auf den Lippen, ging der Pfarrer dem Manne entgegen, den er so

lange zu sehen und kennen zu lernen gewünscht hatte, obwohl es eine Zeit für ihn gab, wo er sein Erscheinen beinahe gefürchtet.

Josephson allein hatte Eduard Alles eröffnet, und der so schon Hutten im Herzen tragende Freund erhielt dadurch Gelegenheit, über den Edelmuth desselben noch mehr zu erstaunen.

»Und Du hast Das schon vor Jahren gewußt, Eduard?« fragte er, als sie am Strande auf- und abschritten und den Wagen aus der Hauptstadt von Stunde zu Stunde erwarteten.

»Seit dem Abende meiner Rückkehr von der nordischen Reise wußte ich allerdings, daß der Vater Deiner Geliebten mein Oheim und zugleich der Mann war, der mich in die rauhe Welt der Dürftigkeit gestoßen hatte, ja, und ich habe es Dir verschwiegen, um Dir jahrelangen Kummer und nie endende Besorgniß zu ersparen. Das ist der Grund des einzigen Geheimnisses gewesen, welches ich je vor Dir verborgen gehalten habe.«

»O, Du edler Mensch, Du herzenseinerer Freund!« rief Josephson aus und umschlang den Geliebten mit seinem Arme.

»Laß es gut sein – jetzt sind wir hoffentlich Alle glücklich, und der letzte Sturm, der uns noch drohte, hat ausgetobt. Aber sieh – kommt dort nicht ein Wagen den Berg herunter?«

Josephson sah nicht scharf, aber er hörte gut. Er glaubte fernes Rasseln auf der Landstraße zu vernehmen.

Und so war es. Eine halbe Stunde später trat der Justizminister, an der einen Hand vom Pfarrer, an der anderen von Emma geleitet, in Eduard's Zimmer und fand ihn allein. Waldemar Ramkau, gerührt von dem nicht erwarteten gütigen Empfange, erschüttert von den ihm neuen Empfindungen der letzten Stunden, zerknirscht bis in's Innerste seines Lebens, hatte, wie ein Schmetterling, der seine rauhe Puppenhülle von sich stößt und mit lichterem Schwingen einen neuen Aether, ein reineres Element berührt, die Schlacken seines düsteren Stolzes, die Maske seines Trotzes von sich geworfen und, ein durch den Schmerz des Lebens geläuterter Mensch, trat er vor den jungen Mann, der sein ganzes Dasein ohne seinen Willen so herbe und dunkel gefärbt hatte. Fast wäre er vor ihm niedergefallen, als er sein offenes, klares Auge sah und in ihm die Züge der nie vergessenen Schwester, der Mutter Eduard's, erkannte. Dieser vergoß Thränen der Rührung, als er den alten Mann mit den weißen Haaren so gebeugt vor sich stehen sah, und ihm rasch entgeg tretend und mit der einen Hand ihn, mit der anderen Hand Emma haltend, sprach er sanft und fast wehmüthig:

»Mein Oheim! Habe ich nicht Recht gehabt, daß ich vertraute? Da sind Sie und ich heiße Sie willkommen! Jetzt bin ich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen mein ganzes Glück verdanke.«

»O! O!«

»Lassen Sie mich ausreden. Ohne jenen schlimmen Zufall mit dem Landbewohner wäre ich nie in meines Pflgevaters Haus gekommen. Ohne diesen hätte ich nie im

Gartenhause meine Wohnung aufgeschlagen. Mein ganzes Leben wäre ein anderes geworden, und ich hätte nie den Freund meiner Mutter, meinen edlen Wohlthäter, Eduard Hutten, gefunden. Muß ich Ihnen also für dieses Schicksal nicht dankbar sein?«

»Mein Gott, mein Gott!« schluchzte der gebrochene alte Mann. – »Nun dankt er mir noch! Was soll ich sagen? Hier, Eduard Hutten Stolling, ist mein Kind, mein einziges Kind. Führe mich zu dem Manne, den sie liebt, was ich nicht wußte. Hier aber,« – und er zog ein Packet Schriften aus der Tasche – »ist das Vermögen Deiner Mutter. Siehe, es hat sich unter meiner Obhut mehr als verdoppelt. Und nun vergönne mir eine Stunde mit Dir allein, ich habe zu beichten.«

»Wir wollen uns Beide erleichtern, Oheim. Dieses Vermögen aber, von Ihrer Hand so sorglich bewahrt, gehöre Emma. Ich bestimme es zu ihrer Aussteuer mit meinem innigst geliebten Freunde!«

Und ehe Beide, Vater und Tochter, auf diese edelherzige Anrede ein Wort erwidern konnten, hatte er die Nebenthür geöffnet und Beata gerufen.

»Dieses ist meine Frau, Beata, eine geborene Hutten,« sagte er, »und dieses ist mein Oheim Ramkau und seine Tochter, meine Cousine. Ich hoffe, wir werden Gelegenheit genug haben, uns kennen zu lernen und, wo möglich, zu lieben.«

»Ach, mein Kind,« sagte der alte Mann schluchzend und legte seine zitternde Hand auf das schöne Haupt der ebenfalls weinenden Beata – »sieh', ich habe Deinem

Gatten Uebles und er hat mir dafür Gutes gethan. Ich bin nichts mehr auf der Welt, als Euer Oheim. Mein Amt werde ich in die Hände meines Königs niederlegen – gönnet mir Ruhe bei Euch, nach der ich allein Verlangen trage, denn hier ist es schön und Eure Gesichter machen einen wohlthuenden Eindruck auf mein Herz, wie ich ihn niemals empfunden habe. Und nun, wo ist der Mann, dem ich meine Tochter geben will?«

Josephson wurde gerufen. Auch ihm standen Thränen in den Augen, als er seine Emma an der Hand ihres so plötzlich umgewandelten Vaters vor sich sah.

»Mein Herr,« sagte Dieser zu ihm, »wollen Sie mir Ihre Hand geben? So! Zürnen Sie mir nicht mehr. Ich – ich bin ein anderer Mensch geworden. Was Gott will, das muß der Mensch vollführen; er hat Sie zu meiner Tochter geleitet und ich gehorche ihm, indem ich meine Tochter zu Ihnen leite. Gott segne Euch Beide! Und nun laßt mich mit Diesem allein!«

Alle verließen das Zimmer außer Eduard und sein Oheim. Was sie in der Stunde sprachen, die sie in traulichem Geflüster mit einander verbrachten, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß diese Stunde zwei Herzen sich einander nähern sah, die so lange Jahre entfernt von einander geschlagen hatten.

Denn als in einem der Säle des prachtvollen Schlosses am späteren Abend vor den versammelten Freunden die Vorstellung der neuen Gäste und dann die Tafel erfolgte, bemerkte keiner der Anwesenden, daß je eine Zwietracht zwischen Oheim und Neffen stattgefunden hatte.

## SCHLUSS-KAPITEL. DER STILLE FISCHER.

Noch einmal läuteten die Glocken der Abteikirche mit ihren silbernen Klängen die friedlichen Bewohner des grünen Eilandes zum Brautfeste zusammen; noch einmal waren Blumen gestreut, Kränze schmückten Altäre und Säulen, und noch einmal ließ die schöne Orgel, diesmal von Felix selber bemeistert, ihre feierlichen Töne den drei Paaren entgegeneschallen, die vom Besitzer der Insel geführt, in die kirchliche Halle und vor das Angesicht der zuschauenden Menschen traten.

Voran schritt Eduard. Ihm folgte Josephson mit der blondgelockten, bleichen Emma, Beide strahlend von innerer Glückseligkeit. Sodann kam der junge Geistliche, an der Hand die sanfte Louise führend, Beide sittsam und demüthig, als ständen sie allein vor Gott, die Augen niederschlagend. Den Zug aber beschloß ein Paar, in dessen Adern ein wilderes Blut rollte: Adalbert Lambeck, mit hochgetragensem, kühnem Kopfe, als wollte er der ganzen Welt seinen Sieg über die dunkle Schönheit verkünden, führte Cigarita an der Hand, deren Augen mit sanftem Schimmer im Umkreise umherblitzten, und deren vollkommene Formen sich wie in einem Meere der Wonne behaglich auf den üppigen Hüften wiegten.

Wieder empfing sie der alte Pfarrer und wieder segnete er die Paare mit Worten der Liebe und väterlicher Hingebung ein. Der sanfte Gesang der Kapelle, mit den gewaltigen Tönen der Orgel verschmolzen, beendigte auch diese Feier und zu den fünf jungen Männern und fünf

jungen zierlichen Frauen der Insel waren drei neue Paare hinzugekommen. Die Versammelten entfernten sich aus der Kirche, nur drei Menschen blieben bis zuletzt darin zurück. Zwei knieten vor dem Altar und einer stand vor ihnen und legte ihre Hände in einander. Dieser aber sprach zu Jenen die einfachen und kurzen Worte:

»Friede sei auf der Welt und in den Herzen der Menschen! Ach! wir können ja doch nicht jeden Kampf von uns weisen, bald streiten wir mit dem äußeren, bald mit dem inneren Feinde. Wie Vater und Sohn aber zu engem Bündniß von Gott bestimmt sind, so wandeln fortan auch Oheim und Neffe ihre Wege in steter Einigkeit dahin. Vergesst ganz und für immer das Vergangene und lebet von heute an einer glücklicheren Zukunft. So wolltet Ihr selber, daß ich am heiligen Orte zu Euch rede und so thue ich, in Gottes, des Ewigen, des Allgnädigen Namen, Amen!«

Und der Pfarrer erhob die beiden Männer und legte sie einander an die Brust und streckte seine Hand segnend über sie aus. Dann verließen sie alle Drei die Abtei und begaben sich in das Schloß, wo sie schon erwartet wurden.

Am Hochzeitstische ging es sehr fröhlich zu. Da ein sanfter und erquickender Regen gefallen war und den heißen Augusttag etwas abgekühlt hatte, war die Hochzeitstafel in einem Saale des Schlosses aufgestellt. Man war zum Ende des Festes gelangt. Da ereignete sich ein Zwischenfäll, den Niemand vermuthet hatte, der aber

auch Niemanden, wie er sich jetzt zeigte, besonders erschreckte. Der Vater Emma's, der nun jungen Frau an Josephson's Seite, saß zwischen dieser seiner Tochter und dem Pfarrer Wollzagen. Alle Drei hatten durch muntere Gespräche das Mahl verkürzt. Plötzlich schaute der alte Mann in die Höhe nach der Decke.

»Was ist Das?« sagte er leise zum Pfarrer, »sie bewegt sich.«

Erschrocken schaute der Pfarrer auf, entdeckte aber Nichts. Dann aber blickte er seinen Nachbar an, dessen leises Geflüster etwas Seltsames und Kindisches angenommen hatte. –

»Doch, doch,« sagte er, »sie wird herabfallen und mich erdrücken, mich allein – ich muß in's Freie.«

Und der Pfarrer, Eduard still winkend, stand mit dem Greise auf und sie führten ihn in die frische Luft des Gartens.

»Hier ist mir wieder wohl,« sagte er immer noch in seinem seltsamen Geflüster. »Höre, mein Sohn, das große Schloß taugt nicht für mich, es ist zu prächtig, zu glänzend, zu gefahrvoll. Ich kenne ein kleines Häuschen, da unten am Strande, neben der Wohnung der Handwerker – der Tischler, Du weißt schon, wohnt auch darin – es liegt mitten unter duftenden Tannen, meinen Lieblingsbäumen – darin laß mich wohnen, ganz allein, und dort besucht Ihr mich. Willst Du mir diesen Wunsch erfüllen?«

»Gern, mein Oheim, Du kannst wohnen, wo Du willst. Gleich morgen früh soll es für Dich in Stand gesetzt werden, wie Du es wünschest.«

»Das ist gut, das ist schön! Nun geht hinein, ich will etwas spazieren gehen!«

Eduard befahl einem Diener, in der Nähe des alten Mannes zu bleiben und sein Thun zu beobachten, denn sowohl ihm, wie dem Pfarrer kam es seltsam und wunderbar vor. Sie fürchteten aber ohne Noth, denn der alte Mann hegte keinen Gedanken, der ihm oder Anderen hätte schädlich werden können. –

Am Morgen des nächsten Tages aber erwartete man vergeblich, ihn aus seinem Zimmer hervorgehen zu sehen. Als man ihn darin suchte, war er verschwunden. Augenblicklich, ohne Josephson und seine Gattin von dem Vorfalle zu unterrichten, ließ Eduard zwanzig Menschen in verschiedenen Richtungen der Insel den Vermißten suchen, aber auch diese fanden ihn nicht.

Endlich um neun Uhr erschien Frau Schwarzkopf im Schlosse und verlangte ihren Herrn zu sprechen. Geheimnißvoll winkend, ging sie ihm in den Garten voran. Unterwegs hörte er ihre Erzählung. Nicht weit von ihrem Hause, dicht an jenem kleinen Häuschen, welches sich der Oheim Eduard's am Tage vorher zur Wohnung erbeten hatte, lag eine kleine Bucht zwischen den Tannen am See. Dort stand ein Nachen angebunden. In diesem Nachen mit Angeln beschäftigt, hatte die verwunderte Frau ihren ehemaligen Herrn zufällig am frühen Morgen entdeckt. Sie hatte sich ihm genähert und ihn gefragt, was er so früh schon im Freien treibe?

»Still,« hatte er gesagt – »störe mich nicht. Es ist hier ein Knabe in's Wasser gefallen, ein wunderschönes, liebliches Kind; mir allein ist es verloren, Euch Andern nicht. Ich werde es aber schon wieder finden und darum fische ich hier.«

Eduard hörte erstaunt der Erzählung zu und fand sie bestätigt. Er sah den alten Mann in dem Nachen, der sich im leichten Morgenwinde auf dem sanften Busen des Flusses schaukelte. Er hielt eine Angel in der Hand, die er im Nachen gefunden und, aufmerksam die Oberfläche des Wassers betrachtend, saß er schweigend und friedfertig da.

»Oheim!« rief ihn der Neffe freundlich an. »Was machst Du da?«

»Still, mein Kind! Störe mich nicht. Ich suche etwas Köstliches. Wenn ich es finde, werde ich sehr glücklich sein!«

Der Neffe schüttelte wehmüthig den Kopf und ließ augenblicklich das kleine Haus für den Verwandten einrichten. Ein Arzt aus der Sommerresidenz wurde auf die Insel beschieden und wohnte mit ihm in dem Hause. Aber das Wesen des alten Mannes änderte sich nicht. Er war in jenen harmlosen, kindischen Wahnsinn verfallen, der Niemandem etwas zu Leide thut, und eigentlich weiter Nichts als ein Selbstvergessen ist. Frau Schwarzkopf, durch die Fügung des Schicksals wieder seine Nachbarin geworden, pflegte ihn behutsam. Die leckersten Gerichte, die feinsten Weine wurden ihm zugeschickt und er aß und trank sie mit dem größten Wohlbehagen. Kaum

konnte er genug essen und trinken. Und wunderbar, er, der in früheren Tagen so mager und dürr gewesen, nahm täglich an Wohlbeleibtheit zu, während sein Haar sich in die Farbe des Schnee's verwandelte. Täglich besuchte ihn Eduard, seine Tochter und deren glücklicher Mann, und täglich hatte der Alte seine Freude daran. Gewöhnlich aber und selbst in der Strenge des Winters, wo man das Wasser um den Nachen herum vom Eise befreien mußte, nahm er ihren Besuch bei seiner einzigen Beschäftigung an. Er angelte fort und fort und suchte das Kind im Wasser, welches ihm einst in einem drangvollen Augenblicke des Lebens abhanden gekommen war. Kein Mensch fürchtete sich vor ihm, Alle, selbst die Kinder liebten ihn und trugen ihm zu, was die Jahreszeit an Blumen und Früchten Schönes hervorbrachte. So hatte den unruhigen Mann am Ende seines Lebens die Ruhe des glücklichsten Wahnsinns ereilt – glücklich war er in seinem Wahne, das sah ihm an und darum störte er minder, als sonst geschehen, das Glück und den Frohsinn der Uebrigen.



An einem schönen Septembermorgen waren die acht jungen Frauen, um die Arbeiten ihrer fleißigen Männer nicht zu stören und selber ungestört über die Fülle ihres neuen Glückes plaudern zu können, in schwesterlicher Eintracht über den Fluß nach dem romantischen Försterhause am jenseitigen Waldufer gefahren, nur von einigen

Matrosen und Ithyssa hinübergerudert. Beata allein war zurückgeblieben, da ihr unzertrennlicher Gefährte, ihr edler Gatte, an der Fahrt nicht Theil genommen hatte. Sie saß, mit einer Stickerei beschäftigt, in seinem Zimmer, während er schrieb, und nur zuweilen ruhte ihr sammtartiges, dunkles Auge auf der reinen Stirn des in Nachdenken Versunkenen, um ihn durch Worte nicht zu stören und doch Theil an seiner Beschäftigung zu nehmen. Da legte er die Feder weg und blickte sich um. Sogleich warf sie die Arbeit bei Seite, flog auf ihn zu und umschlang ihn mit den Armen: ihre häufigste und liebste Beschäftigung.

»Also Du bist wirklich nicht mit hinüber gefahren?« fragte er freundlich. »Warum schließt Du Dich von den Glücklichen aus?«

»Weil ich hier glücklicher bin, mein theurer Freund. Sieh, mir ist es nicht gegeben, über Das zu sprechen, was in meinem geheimsten Innern vorgeht, und nur Dir allein gehören meine süßen Gedanken darüber.«

»Wir sind recht glücklich, Beata, nicht wahr?«

»O, unendlich, unermesslich, mein Gatte!«

»Wenn unser Vater noch lebte, was würde er sagen?«

»Er würde sagen: so habe ich es mir gedacht! Und dann würde er selbst sehr glücklich sein.«

»Daß ein so edler Mensch nicht ewig leben und fortwirken kann, daß sein Wissen, sein Können, sein Wollen zugleich mit seinem Leibe dahin ist – dieser Gedanke hat mich recht oft schon mit Wehmuth erfüllt. Denn wir Jüngeren müssen immer wieder von vorne anfangen und Das von Neuem lernen und üben, was so ein Mann in

vollkommenem Besitze hat und in das Leben hinüberzutragen im Stande ist.«

»Und doch ist es nicht anders, mein Freund, doch geht Alles, was wir besitzen und leisten können, mit uns dahin, das heißt, für uns; und wohl uns, wenn wir solche Erben finden und hinter uns lassen, wie mein Vater gefunden und hinter sich gelassen hat.«

»Wir wollen es hoffen und Gott bitten, daß er nach uns Menschen sendet, die gleich uns das Gute wollen und üben – Ich habe Dir aber jetzt einen Vorschlag zu machen; wollen wir nicht unsere längst beabsichtigte Rundfahrt auf der Insel vornehmen, und uns von der Zufriedenheit der Bewohner unterrichten? Die Morgenluft ist so schön und warm und die jungen Frauen stören heute ihre Männer nicht!«

Beata stimmte in alle Vorschläge ihres Gatten ein, also auch in diesen, und bald fuhr das russische Gespann, ihr Lieblingsfuhrwerk, vor, und sie begannen ihre Fahrt.

Zuerst kamen sie zum Künstlerhause. Felix war mit seiner Kapelle im Concertsaale und übte ein großartiges Musikwerk ein. Einige Augenblicke hörten die Gatten zu; um aber die jungen Virtuosen nicht zu stören, schritten sie rasch in das große Maleratelier. Hier saßen Adalbert Lambeck, Raphael Manowsky, Willibald Kannenschmidt und David Riepenstahl vor einer großen Leinwand. Alle Vier arbeiteten an einem mächtigen historischen Gemälde, zu dem sie die Gesichter ihrer Umgebungen geliehen hatten, um, nach Art der Maler, sich selbst der Zukunft in ihrer jetzigen Gestalt aufzubewahren.

Hans Waldau saß in einem besonderen Zimmer und entwarf den großartigen Plan des Nationalkunsthauses, welches Eduard in der Hauptstadt zu erbauen beabsichtigte und dazu von dem kunstliebenden Könige einen vortheilhaft gelegenen Platz schon angewiesen erhalten hatte. In einigen andern kleineren Abtheilungen saßen jüngere Künstler, zeichneten und malten, von Zeit zu Zeit von einem der älteren Meister besucht, der ihre Arbeit leitete und ihr jugendliches Blut regelte. In anderen Abtheilungen saßen wieder Goldarbeiter, Holzschneider, Metaldrechsler und gingen ihrem Talente und ihrer Neigung nach. Keiner durfte sich erheben, als das freundliche Paar eintrat, ihre Leistungen besichtigte und mit Wohlgefallen am Großen und Kleinen seinen Antheil verieth.

Sodann gelangten sie an den Marstall. Die Reitknechte und Kutscher putzten die edlen Thiere und säuberten die reinlichen Stallungen. In der Schmiede prasselte das Feuer und hämmerten die Gesellen, einige beschlugen die Hufe herbeigeführter Pferde, die an diese Belastung gewöhnt waren, was die amerikanischen Pferde nicht duldeten oder bedurften.

Im Handwerkerhause waren alle Hände in voller Thätigkeit. Meister Schwarzkopf beaufsichtigte seine Gesellen und Lehrlinge, die an verschiedenen Gebrauchsgegenständen hobelten, feilten und polirten. Meister Ritter, der Schuster, und Meister Becker, der Schneider, waren in ihren großen Arbeitsräumen und schnitten zu, während ihre Gesellen klopfen, hämmerten, nähten und bügelten.

»Laß uns einmal an das Wasser hinabgehen und den Oheim besuchen,« sagte Eduard zu Beata.

Da hatten sie denn ein rührendes Schauspiel vor Augen. Hinter einem belaubten Baume stehend, überschauten die Gatten den augenblicklichen Vorgang. Der angelnde Greis saß in seinem Nachen und hatte die Schnur ausgeworfen. Am Rande des Wassers stand ein kleiner, mit einer Damastdecke bekleideter Tisch, davor Frau Schwarzkopf, dem Hungrigen das appetitliche Frühstück zurechtlegend.

»Kommen Sie heraus, Onkel Ramkau,« rief seine ehemalige Haushälterin, »kommen Sie heraus, heut' finden Sie das Kind doch nicht. Ihre Liebesspeise, die weiche Omelette mit Himbeeren gefüllt, wird kalt und der Wein verliert seine Perlen.«

»Gleich, gleich, gute Frau, ich komme schon!« rief der stille Fischer. Und behutsam legte er seine Angel in den Nachen und kletterte langsam aus demselben heraus, wobei ihn die freundliche Frau unterstützte. Sie schob ihm einen Sessel an den Tisch, und er setzte sich.

»Wo ist Fritz?« fragte er.

»Er kommt sogleich,« erwiderte sie, »er holt nur den Schaumwein aus dem Keller, damit er nicht vorzeitig seine Kälte verliere.«

»So, so! Schön! Ah – das schmeckt.«

»Essen Sie aber nicht so schnell, Onkel Ramkau, das bekommt Ihnen nicht.«

»Mir bekommt Alles. O, wo bleibt Fritz?«

Aber Fritz kam schon herbeigelaufen und brachte nicht nur eine Flasche Sillery, sondern auch eine Schüssel voll Austern.

»Ach, was ist das?« fragte der stille Fischer.

»Es sind die Ersten, Onkel Ramkau,« sagte der Diener, »heute Morgen erst mit dem Dampfboote angekommen.«

»Das ist schön – o, wie voll Wasser! Schenke ein, Fritz, schenke ein. Ich habe nicht viel Zeit, das Wasser schwimmt vorbei und das Kind könnte mir heute entgehen.« –

Rasch, hastig aß und trank der stille Fischer. Dann, als er fertig war, wischte er sich mit der Serviette den Mund.

»So,« sagte er, »ich bin fertig. Aber mein Mittagessen soll etwas früher angerichtet werden als gestern, ich bekomme sonst zu großen Hunger. Jetzt könnt Ihr essen und trinken.«

Und schnell kletterte er wieder in seinen Nachen, der halb auf dem Sande lag, und warf mit fröhlichem, stillem Lächeln seine Schnur aus, während Frau Schwarzkopf ein Glas Schaumwein einschenkte und leerte und Fritz die übriggebliebenen Austern schlürfte.

Eduard blickte Beata an und drückte ihren Arm an sein Herz.

»Er ist glücklich,« sagte er; »laß uns weiter gehen, wir wollen ihn jetzt nicht stören, das Kind möchte mit dem Wasser vorbeischwimmen!«

Und die Weiterfahrenden gelangten zum Zimmerplatz, wo der alte Meister Dossow seine Gesellen sägen und hauen und bauen ließ. Ein reges Gewimmel herrschte

auf dem weiten Hofe und das frische Holz duftete seinen natürlichen Wohlgeruch aus. Der Meister besprach sich mit seinem Collegen, dem Maurermeister; eine Cigarre rauchend gingen die beiden Handwerker auf und nieder, hierhin und dorthin ihre aufmerksamen Blicke lenkend.

An Riepenstahl's stiller Wohnung am Strande vorbei kamen die Fahrenden zur Meierei. Schon von Weitem hörten sie die brüllenden Rinder und blökenden Schafe, von denen die letzteren auf dem Rasen zwischen den Buchen weideten, die ersteren aber in einem weiten Gehege im Wasser standen und von den Knechten gewaschen und gebürstet wurden.

»Alles ist thätig,« sagte Eduard zu Beata, »darum sind sie auch zufrieden. Nur der arbeitsame Mensch ist glücklich.« –

An den einzelnen kleineren Besuchshäusern vorbei, die noch leer standen, gelangten sie zum Hafen. Hier herrschte ein noch regeres Leben. Die älteren Matrosen flochten am Rande des Wassers vor ihrem langen Matrosenhouse Taue und Netze. Die jüngeren waren auf dem Flusse und in den Booten, Capitain Schröder und einige ältere Steuerleute übten sie ein. Man hörte das eigenthümliche Geschrei der Arbeitenden, man sah sie im Tauwerk, an den Riemen, am Steuer sitzen und schnell dem gebotenen Winke gehorchen.

Jetzt wandten sich die Fahrenden nach dem Mittelpunkt der Insel. Sie trafen vor der Kirche ein, in der der neue Küster sich auf der Orgel übte, während der junge

Geistliche, in einem Buche lesend, im Garten auf und ab ging.

Nun am Gewächshause, am Karpfenteiche, am Vogelhause, wo die Wasservögel ihr munteres Wesen trieben, vorübereilend, kamen sie an das Bildhaueratelier, welches im schattigsten Buchenwalde lag und nur von oben sein Licht empfing. Hier, im Hauptsale, die Hemdärmel bis über die nackten Ellbogen ausgeschürzt, das Schurzfell vor der Brust, die weiße Mütze auf dem Kopfe und Meißel und Klopfer in den Händen, stand Andreas Oeggering im Kreise seiner Schüler, die unter seinen Augen und mit seiner Hülfe einen mächtigen Sandsteinblock bearbeiteten, während einige Jüngere an Seitentischen saßen und Blätter, Arabesken und sonstige Zierrathen in weichem Thone modellirten.

Von hier aus, sich nach der Ostküste des Eilandes wendend, gelangten sie an das große Maschinenhaus. Die Räder braus'ten, der Dampf zischte, das ganze große Triebwerk hämmerte und verrichtete sein tägliches Werk, welches sich über die ganze Insel, Fruchtbarkeit und kühlende Frische austragend, verbreitete. Die rußigen Arbeiter waren am Feuer und Ernst beaufsichtigte sie von Zeit zu Zeit, in den Zwischenpausen an einem neuen Entwurfe zu einer Sägemaschine zeichnend.

Hierauf kamen sie endlich an das Obergärtner- und Schweizerhaus, die beide leer standen, denn die Gärtner waren alle mit dem fleißigen Karl in den Treibhäusern, den Gängen des Parkes und den Blumenbeeten beschäftigt.

Zuletzt warfen sie einen Blick auf die Einsiedelei des Kantors. Er saß an seinem Flügel und ließ sein Lieblingsthema, eine Beethoven'sche Sonate, zu den offenen Fenstern heraustönen.

So kehrten sie zum Pavillon zurück und tauschten ihre Gedanken über das Gesehene aus.

»Du bist in der That ein König,« sagte Beata, »Deine Unterthanen aber sind zufrieden und arbeiten; Du bist ein glücklicher Mensch. Komm, wir haben noch einen Besuch vergessen.«

»Wenn ich ein König bin, meine Liebe, so bin ich es nur durch Dich, denn Du hast die Krone auf mein Haupt gesetzt. Aber wohin führst Du mich?«

»Still, still, folge.«

Und ihn an der Hand leitend, zog sie ihn durch die grünen Gebüsch und die leuchtenden Herbstblumen, und nach einigen Schritten standen sie am Grabhügel Eduard Hutten's.

Eduard blickte sein schönes Weib selig an und verstand sie.

»Du hast Recht,« sagte er, »zu ihm müssen wir zuletzt gehen, ihm verdanken wir Alles.«

»Ja wohl, Alles,« wiederholte sie flüsternd, «komm, laß uns ihm danken.«

Und Beide knieten auf dem weichen Moose nieder und sprachen ein inniges Gebet des Dankes und der Erinnerung.

Da fühlte sich Eduard plötzlich von dem sanften Arme Beatens umschlungen – sie zog ihn an ihre Brust. Fragend sah er sie an.

»Du weißt noch nicht Alles,« sagte sie. »Blicke einmal tief in mein Auge – siehst Du Nichts?«

»Ich sehe, was ich immer sehe, Beata! Glück, Liebe, Zufriedenheit – ist das nicht genug?«

»Es ist nicht genug. Beuge Dich tiefer. Lege Deinen schönen Kopf an meinen Busen. Fühlst Du ihn klopfen?«

»Wie ich ihn immer fühle, Beata, Dein Herzschlag ist ja auch mein Herzschlag.«

»Und fühlst Du keinen andern außer dem unsrigen?«

»Beata!«

»Eduard!«

Und lautlos, von den mächtigsten Gefühlen der menschlichen Brust bewegt, umschlangen sich die beiden glücklichen Menschen in langer Umarmung. Und die Vögel in den Zweigen über ihnen zwitscherten und fütterten ihre Jungen und die Blätter neigten sich flüsternd im Mittags-scheine sie nieder; nie aber hatten die Blumen um sie her einen süßeren Duft ausgeathmet.